This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

E 70122 173

Hist. Th. (Reform.)

(Bd. 5-6 fehlen)

4 Bde. in 3 (1834-1839)

12.—

(Rest [illegible])

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Vorlesungen

über

Wesen und Geschichte

der

Reformation.

Von

Dr. K. R. Hagenbach,
Professor in Basel.

Erster Theil.

Leipzig,
Weidmann'sche Buchhandlung
1834.

BK 301
H3
v.1-2

Vorwort.

Wenn ich dieſe Vorleſungen, welche unmittelbar nach dem Unglücke, das meine Vaterſtadt Baſel betroffen hat, im Winter 1833 auf 34 zur Aufrechterhaltung gebeugter Gemüther und zu eigener Stärkung und Erholung gehalten worden ſind, dem Drucke übergebe, ſo geſchieht es zunächſt, um meinen Zuhörern und Zuhörerinnen, von denen ich vielfach dazu aufgefordert worden bin, ein Andenken an die in geiſtiger Gemeinſchaft durchlebten Sonnabende zu hinterlaſſen. Zugleich aber glaube ich, daß das Büchlein, deſſen 2. Bändchen nächſtens folgen wird, auch in einem weitern Kreiſe einige Beachtung finden dürfte, einmal als Geſchichte einer thatenreichen Vergangenheit, und dann als Zeugniß einer verſchieden beurtheilten Gegenwart. Was das erſtere betrifft, ſo könnte zwar bei dem Reichthum unſrer Litteratur an deutſchen und ſchweizeriſchen Reformationsgeſchichten (ich erinnere nur an die trefflichen Werke von Marheinecke, Spieker, Woltmann, Menzel, Raumer, ſo wie von Heß, Wirz, Kirchhofer, Prof. J. J. Hottinger) dieſe minder ausführliche Schrift überflüſſig erſcheinen. Allein wenn in den erſtern der genannten Werke die deutſche, in den letztern die ſchweizeriſche Reformationsgeſchichte geſondert behandelt, nirgends aber

ſonſt wo, ſo viel mir bekannt, das Weſentlichſte aus beiden in beſtändiger Beziehung auf einander und zum Behufe Nichtgelehrter in faßlicher Kürze bearbeitet worden iſt, ſo dürfte hiermit dem eigenthümlichen Bedürfniſſe derer abgeholfen ſein, die ſich gleichmäßig in beiden unterrichten wollen.

Daß nun auch das ſpeciell Baſelſche hie und da mit einer größern Ausführlichkeit heraustritt, erklärt ſich aus dem urſprünglichen Zwecke der Vorleſungen, deren Charakter ich auch in der Ueberarbeitung nicht verwiſchen wollte; denn ich glaube mit vielen andern, daß bei hiſtoriſchen Darſtellungen gerade das kecke Hervorragen des Individuellen unter dem Allgemeinen den Reiz der Lebendigkeit und Anſchaulichkeit auch für die erhöht, die in dieſem Beſondern nur einen Spiegel des Allgemeinen ſuchen. Und ſo wird denn mancher Leſer, dem eine Monographie über die Baſelſche Reformation zu fern läge, was ihm hier geboten wird, als eine Zugabe zum Uebrigen mitnehmen; wo nicht, ſo darf er nur außer Vorleſung 2. noch hie und da ein paar halbe Seiten überſchlagen, und dem Uebel iſt geholfen.

Das Zeugniß der Gegenwart betreffend, ſo halte ich zwar dieſes, in wie fern es meine Privatanſicht ausdrückt, gar nicht für ſo wichtig. Wenn ich aber aus der liebevollen Theilnahme, die meine Vorträge gefunden haben, einigermaßen abnehmen darf, daß die darin ausgeſprochenen politiſchen nnd religiöſen Grundſätze, wenigſtens der Hauptſache nach, der Ausdruck der Geſinnung vieler meiner achtungswertheſten Mitbürger ſeien ſo möchte ich gern einen billigen dritten urtheilen laſſen, was es mit den uns allen ins Gelage hinein gemachten Vorwürfen eines engherzigen Ariſtokratismus und Pietismus auf ſich habe.

Sollten indeſſen auch hier einige, wie ſchon geſchehen iſt, in meinem Weſen und Streben „eine Mitteltinte zwiſchen theologiſchem Liberalismus und politiſcher Servilität“ finden wollen, ſo gebe ich zu, daß es allen denen ſo vorkommen mag, welche die edelſte der Freiheiten, die einer klaren religiöſen Ueberzeugung, weit hintanſetzen hinter die Ungebundenheit einer aufwühlenden Willkür im Handeln; woher ſich denn auch die glänzende Aufnahme erklären läßt, welche neulich eine Mitteltinte von ganz entgegengeſetzter Miſchung in den „Worten eines Gläubigen“ auch bei denen gefunden hat, welche dem chriſtlichen Leben ſonſt feindlich gegenüberſtehen. Aber auch hier hat es ſich bewährt, wie eine bei all ihrem poetiſchen Anſtriche unklare, phantaſtiſche Frömmigkeit ſich den Zwecken des Jacobinismus von jeher dienſtbarer gemacht hat, als die beſonnene und vernunftgemäße Auffaſſung der Chriſtuslehre, eine Thatſache, welche die prophetiſche Stimme des ſel. Tzſchirner vor Jahren ſchon mit deutſch-proteſtantiſcher Kraft und Klarheit nachgewieſen. Doch, wer glaubt unſrer Predigt? —

Weiter habe ich zu dem Büchlein nichts hinzuzufügen. Streng wiſſenſchaftliche Forderungen wird man an daſſelbe nicht machen; doch werde ich, als zugleich von Berufs wegen zu hiſtoriſcher Genauigkeit verpflichtet, für Nachweiſung von Mängeln, die ſich leicht einſchleichen konnten, dankbar ſein. Da ich die vor längerer Zeit zu andern Zwecken benutzten Quellen nicht alle bei der Hand hatte, ſo konnte ich auch die Citate nicht immer ſo genau geben, als ich gewünſcht hätte, und mußte oft nur andern folgen. Von Marheinecke's Reformationsgeſchichte benutzte ich bloß die ältere Ausg. (1816.), welcher die Anführungen gelten. Die übrigen Anmerkungen

ſind theils erſt bei der ſchriftlichen Ueberarbeitung hinzugekommen, theils ſind ſie urſprüngliche, zur Vorleſung gehörige Gloſſen.

Möge dem in der Ferne gedruckten Buchſtaben dieſelbe Nachſicht zu Theil werden, deren ſich das geſprochene Wort in der Nähe zu erfreuen hatte!

Baſel, vor den Sommerferien 1834.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

Seite

Erſte Vorleſung. Veranlaſſung und Zweck. Verſchiedene Anſichten über Reformation. Schwierigkeit der Behandlung. Plan des Ganzen. Bitten und Wünſche. 1

Zweite Vorleſung. Nähere Beſtimmung des Begriffs der Reformation und Reformationsgeſchichte. Verhältniß derſelben zum Urchriſtenthum. Kurzer Abriß der allgemeinen Kirchengeſchichte bis auf die Reformation. 20

Dritte Vorleſung. Entwicklung der Hierarchie und des Papſtthums, beſonders ſeit Gregors VII. Zeiten. Ausbildung der kirchlichen Univerſalmonarchie. Idee des Theokratismus. Inveſtiturſtreit. Nuntiaturen. Bann und Interdict. Ablaß- und Dispenſationsweſen. Kreuzzüge. Kanoniſationen. Mönchthum. Domcapitel. Cölibat der Geiſtlichen. Kurzer Blick auf die Geſchichte der Päpſte ſeit Gregor VII. 42

Vierte Vorleſung. Die römiſch-katholiſche Kirchenlehre unter dem Einfluß des Papſtthums. Bildung der Geiſtlichen. Scholaſtiker. Lehre von der Trinität. Lehre vom Menſchen und von ſeinem Verhältniß zur Gottheit. Pelagianismus und Auguſtinismus. Die katholiſche Heilslehre. Bußdisciplin. Heiligendienſt. Fürbitte. Die Sacramente. Das Meßopfer. Die Seelenmeſſen. Das Fegfeuer. Die Kelchentziehung. . . . 65

Fünfte Vorleſung. Der katholiſche Volksglaube und die Sitten. Unglaube und Aberglaube. Predigtweſen. Jugendunterricht. Legenden und Wunderglaube. Crucifix. Glockentaufe. Weihwaſſer. Reliquien. Wallfahrten. Gebetsformeln. Roſenkranz. Verſchiedene ſittliche Wirkungen des Aberglaubens. Geißelfahrten. Scenen aus dem gottesdienſtlichen Leben des ſpätern Mittelalters. Entweihungen des Heiligen, Narren- und Eſelsfeſte u. ſ. w. Ein Wort über den Gegenſatz von Scherz und Ernſt und den wahren Humor. Die katholiſchen Feiertage. Frohnleichnamsfeſt. Allgemeine Sittenſchilderung. . 84

Sechſte Vorleſung. Vorbereitung zur Reformation. Verſchiedene Arten zu reformiren. Fanatismus und Radicalismus. — Arnold von Brescia. Peter von Bruys. Heinrich von Lauſanne. Secten der Bulgaren, Katharer, Manichäer, Lollharden, Beghарden, Fratricellen u. ſ. w. Von den Beguinen insbeſondere und ihrem Weſen in Baſel. Die gemäßigt-liberale Partei innerhalb der Kirche. Eigentliche Vorgänger der Reformation: Waldenſer, Wiklef, die Vorgänger Huſſens, Huß ſelbſt, Hieronymus von Prag. Die Conſtanzer Synode. . . 105

Siebente Vorleſung. Reaction des fanatiſch-radicalen Ele-

Seite

mentes. Hussitenkrieg. Das Basler Concil. Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften. Basel in dieser Zeit. Das Studium der alten Sprachen. Das Haus der Medicis. Blüthe der Kunst. Verhältniß davon zum religiösen Leben. Satyrische Richtung der Kunst (Niklaus Manuel). Universitäten. Buchdruckerkunst. Ueber die Wohlthat der freien Presse und ihr Verhältniß zum reformatorischen Geiste. 126

Achte Vorlesung. Vorzügliche Männer, die in den Zeiten der Wiederherstellung der Wissenschaft gewirkt haben. Die Mystiker. Tauler, Ruysbroch, Thomas a Kempis. — Johann Wessel. Johann von Wesel. Reuchlin und Erasmus. 148

Neunte Vorlesung. Die stumme Komödie. Verhältniß Reuchlins und Erasmus zu Luther. — Politischer Zustand Europa's, Deutschlands und der Schweiz insbesondere. — Luthers Jugendjahre. 172

Zehnte Vorlesung. Der Ablaßkram. Tezel. Luthers Thesen. Seine Polemik. Luthers anfängliches Verhältniß zum Papst. Cajetan und Miltitz. Luthers Collegen. Carlstadt und Melanchthon. Die Leipziger Disputation. Schilderung der Personen nach dem Berichte der Zeitgenossen: Luther, Carlstadt, Eck. 197

Eilfte Vorlesung. Luther und die Bulle von Rom. Der Reichstag zu Worms. Leben auf der Wartburg. Bibelübersetzung. 222

Zwölfte Vorlesung. Fortgesetzte Betrachtung über Luthers Bibelübersetzung. Seine Ideen von der Bibel überhaupt. Melanchthons Loci communes. — Anfänge der Schweizerreformation. Ulrich Zwingli. Thomas Wyttenbach. Leo Judä. Zwingli in Glarus und Einsiedeln. Theobald von Geroldseck. Zwingli in Zürich. Sein ursprüngliches Verhältniß zu Luthern. 242

Erſte Vorleſung.

Veranlaſſung und Zweck. Verſchiedene Anſichten über Reformation. Schwierigkeit der Behandlung. Plan des Ganzen. Bitten und Wünſche.

Die Sitte, Vorleſungen vor einer gemiſchten Verſammlung zu halten, iſt ſeit mehrern Jahren unter uns einheimiſch geworden, und hat ſich, wie ſo manches Gute und Nützliche, mitten unter den Stürmen erhalten, die um uns her getobt und im Innern unſers einſt ſo glücklichen Landes gewühlt haben. Wenn nun auch ich es wage, das erſte Mal an dieſe Sitte mich anzuſchließen, in einer Zeit, welche in mehrfacher Beziehung derartigen Beſtrebungen ungünſtig zu ſein ſcheint, ſo geſchieht es zwar einerſeits mit dem Gefühle der Wehmuth und des Schmerzes, dem ſich keiner entziehen kann, der die jetzigen Tage mit den frühern vergleicht, anderſeits aber auch mit dem der Erhebung und des Vertrauens, das keinem fehlt, der über die Gegenwart ſich zu erheben und, durch ihr trübes Mittel hindurch, aus der ſchönern Vergangenheit in eine beſſere Zukunft ahnende Blicke zu thun weiß.

Dieſes Gefühl der Erhebung und des Vertrauens wird aber beſonders in mir genährt und ſoll hoffentlich auch in Ihnen, Verehrteſte! geweckt werden durch den Gegenſtand ſelbſt, den ich zu behandeln mir vorgenommen. In eine Zeit will ich Sie zurückführen, da unſer Baſel groß und bedeutend war, in der es einen Lichtpunct bildete nicht in der Schweizergeſchichte allein, ſondern in der Geſchichte des gebildeten Europa's. Aber ich würde nicht wagen, den Vorhang dieſes reichen Gemäldes zu lüften, wenn der Blick auf daſſelbe uns nichts anderes ſagen ſollte, als wir waren es

einst (Animus Troes), wenn er keinen andern Trost uns gewährte, als den der Erinnerung, an deren kümmerlichen Flammen der abgelebte Greis sich wärmt, wenn das Feuer der Jugend in ihm erloschen ist und er nicht mehr nachzukommen vermag dem Streben des jüngern Geschlechts.

Diese spießbürgerliche Betrachtung der Geschichte (denn anders kann ich sie nicht nennen), die nur zu erzählen weiß, was die Väter waren, und mit einem bald verschmerzten Seufzer sich dessen getröstet, daß es jetzt eben nicht mehr sei, wie ehemals, sich dabei aber an der Behaglichkeit des Lebens nichts abgehen läßt, sie ist keines edlen Menschen, keines ächten Bürgers, im höhern Sinne des Wortes, würdig. „Nie zu verzweifeln am gemeinen Wesen" (nunquam de republica esse desperandum), und am wenigsten in Zeiten der Prüfung und Gefahr, das war schon der Alten Wahlspruch, das soll auch der unsrige sein beim Beginne dieser Vorlesungen.

Ich bin zwar weit entfernt, es zu verkennen, daß eine jede Zeit selbst ihre Zeit hat, daß in der Geschichte sich nichts auf dieselbe Weise wiederholt, und daß das bloße Copiren früherer Erscheinungen nicht viel besser ist, als die todte Erinnerung. Es fällt mir daher auch von weitem nicht ein, das 15. oder 16. Jahrhundert wieder heraufbeschwören zu wollen mit allen seinen Vorzügen und Mängeln. Ich begreife auch wohl, daß manche äußeren, jetzt bedeutend veränderten Umstände dazu beitrugen, damals unsre Vaterstadt in den Rang der ersten Städte zu erheben; aber ich kann mich eben so wenig überzeugen, daß diese äußern Umstände es allein gewesen.

Fragen wir (und die zu erzählende Geschichte soll es uns bestätigen), was der eigentliche Hebel geistiger Bedeutsamkeit war, der unser Gemeinwesen auf die Höhe hob, die es damals hatte, so war es doch vor allem und vorzüglich der gesunde, fromme, gute Sinn der Väter selbst, den wir bei allen Mängeln an ihnen ehren müssen, und dieser Sinn kann zu allen Zeiten wieder erweckt und genährt werden. Es sind ja gerade die Zeiten der allgemeinen Noth und Bedrängniß, deren

ſich Gott bedient, um ein Volk aus dem Schlummer der Trägheit aufzurütteln und einen neuen Geiſt ihm einzuhauchen, wenn es ſich deſſen empfänglich zeigt und die Mittel benützt, die er ihm an die Hand giebt. Dieſe Mittel ſind noch in unſrer Gewalt, ſo ſehr man uns äußerlich beengt und gedrückt hat. Sinn für Geiſtesbildung und Wiſſenſchaft, Glaube und Liebe, Frömmigkeit, Wohlthätigkeit, Muth und Tapferkeit — ſie ſind nicht unter uns ausgeſtorben; ſie haben ſich vielmehr in der letzten Zeit auf verſchiedene und rühmliche Weiſe kundgegeben, wenn auch unter unglücklichen Verhältniſſen. Was uns einzig fehlt, iſt — ich ſage es gerade heraus — das harmoniſche Zuſammenwirken dieſer Kräfte. Hierin liegt bis zu dieſer Stunde unſre Schwäche, und die Schwäche unſrer Zeit überhaupt, und hierin werden wir ſo ſehr von der frühern beſchämt. Was unſre Väter waren, das waren ſie ganz, aus einem Stücke geſchnitten, aus einem Guſſe hervorgegangen. Nicht wollte die Geiſtesbildung, die Wiſſenſchaft und Kunſt alles allein erreichen durch Aufklärung des Verſtandes, ohne Bildung des Herzens und Feſtigung des Willens, ohne Glauben und Gebet, ohne Demuth und die alles verklärende himmliſche Liebe; noch wähnte die Frömmigkeit der wahrhaft Erleuchteten durch Verdächtigung und Herabſetzung der Wiſſenſchaft und durch Hemmung ihrer Fortſchritte das Reich Gottes zu fördern. Nicht meinte der weltliche Arm durch menſchliche Kraft und Klugheit alles ausrichten; noch ſuchte eine verweichlichte Anſicht des Lebens dem Kampfe auszuweichen, wo er nothwendig geworden; und wenn auch, was nicht zu läugnen iſt, ſolche einſeitige Richtungen auch damals, ja unmittelbar vor der Reformation, ſogar in ſtarken Gegenſätzen hervortraten, ſo wurden ſie gerade durch dieſe bekämpft und beſiegt. Ja, auch innerhalb der Reformationsgeſchichte ſelbſt wird ſich uns dieſer Kampf gegen einſeitige Verſtandesbildung auf der einen (Erasmus), und gegen Gefühlsſchwärmerei auf der andern Seite (Wiedertäufer) wiederholen, und wir werden ſehen, wie die Zeit darüber gerichtet hat. Dahin aber haben eben auch wir zu arbeiten, daß das, was in vereinzelten, und eben deßwegen einſeitigen Beſtrebungen Gutes und Löbliches unter uns iſt, mehr und mehr in ein Gan-

zes vereinigt, daß durch richtige Einsicht in die verschiedenen Bedürfnisse unsres Gemeinwesens und durch harmonische Durchdringung der geistigen Interessen der Brennpunct gefunden werde, in dem die Strahlen unsres geistigen Lebens sich zu sammeln haben.

Dazu, glaube ich, dürfte gerade die Betrachtung des Reformationszeitalters hinführen. Dort haben wir den einen Brennpunct gegeben, zu dem wir hier den andern, den entsprechenden, zu suchen haben. Unsre Zeit soll in jener sich wieder spiegeln, unser Licht an jenem sich entzünden.

Ich habe schon bei der Ankündigung dieser Vorlesungen darauf hingedeutet, daß unsre Zeit vielfache Vergleichungspuncte mit der Zeit des 16. Jahrhunderts darbieten dürfte, womit ich aber keineswegs meinte, beide Zeiten seien in der That sich vollkommen gleich zu nennen. Im Gegentheil soll es der Zweck dieser Stunden sein, zwar auf das Aehnliche einiger Erscheinungen aufmerksam zu machen, was sich indessen jedem von selbst leicht darbietet; aber auch noch vielmehr auf die Grundverschiedenheit hinzuweisen zwischen so manchen Bestrebungen unsrer Tage und denen der Reformatoren.

Einer oberflächlichen Geschichtsbetrachtung begegnet es nämlich gar zu leicht, daß sie Erscheinungen, die sich bloß in äußern Zufälligkeiten ähnlich sind, für dem innern Wesen nach gleich nimmt: ein großer und gefährlicher Irrthum, der sich besonders auch in unsrer Zeit häufig kundgegeben hat beim Zusammenstellen derselben mit dem Zeitalter der Reformation.

Lassen Sie mich diese schiefen, aber nichts desto weniger häufig wiederholten Vergleichungen etwas näher charakterisiren, ohne daß wir jetzt schon ihre Unrichtigkeit förmlich darzuthun bemüht wären. Diese soll sich vielmehr aus der Geschichte selbst ergeben.

Es sind in der That sehr verschiedene Leute, welche sich solche falsche Vergleichungen zu Schulden kommen lassen, und wie denn überhaupt die Extreme sich in gewissen Behauptungen berühren, so ist es auch hier der Fall.

Am häufigsten hört man wohl von der absoluten Bewegungspartei, den sogenannten Radicalen, das stürmische Wesen jetzi-

ger Zeit gegen alles Bestehende mit der Reformation rechtfertigen. Da dünkt sich wohl mancher, der, in seiner Schulweisheit von gestern her, sich über alle religiöse Vorurtheile erhaben glaubt, ein kleiner Luther zu sein, wenn er weidlich auf das Treiben der Pfaffen schmäht, die Denkmäler der Geschichte als ein ächter Bilderstürmer zertrümmert und die Preßfreiheit benützt, seinem persönlichen Hasse gegen Obere und Vorgesetzte Luft zu machen. Daß aber Revolution keine Reformation, daß bloßer Widerspruch gegen das Bestehende noch kein Protestantismus, und leere Aufklärerei keine evangelische Freiheit sei, das, glaube ich, werde aus einer unbefangenen Betrachtung der Geschichte deutlich genug hervorgehen. Auch sehen dieß die Weiterblickenden dieser Partei selbst ein, daher sie auch der Reformation als solcher nur ein sehr zweideutiges Lob spenden und lieber etwa der Erfindung der Buchdruckerkunst, der Entdeckung Amerika's, oder irgend einer andern großen Begebenheit das Hauptgewicht in der Wagschale der neuern Geschichte beilegen, jedenfalls aber der Gründung der nordamerikanischen Freistaaten, und vor allem der ersten französischen und der Juliusrevolution, einen Kranz zuerkennen, dessen die Reformation nicht würdig sei *).

---

*) Auffallen muß es unter anderm, wenn Oken in der Eröffnungsrede der Züricher Hochschule, welche eine kurze Skizze der Entwicklung der Menschheit giebt, weder des Christenthums, noch der Reformation erwähnt. Wie weit v. Rotteck die Reformation hinter die Revolution zurückstellt, darüber sehe man den 8. Band seiner Weltgeschichte von Anfang. Doch ist diese Verschiedenheit der Ansicht der Dinge etwas Natürliches. Aber was soll man dazu sagen, wenn Börne, der Vielgelesene und Vielbewunderte, sich in den Briefen aus Paris, Bd. II. S. 75., also ausspricht: „Ach, Luther, wie unglück„lich hat der uns gemacht. Er nahm uns das Herz und gab uns „Logik, er nahm uns den Glauben (!) und gab uns Wissen, er lehrte „uns rechnen und nahm uns den Muth, der nicht zählet. Er hat „uns die Freiheit, 300 Jahre ehe sie fällig war, ausbezahlt, und der „spitzbübische Disconto verzehrte fast das ganze Capital. Und das We„nige, was er uns gab, zahlte er wie ein ächter, baarloser deutscher „Buchhändler in Büchern aus, und wenn wir jetzt, wo jedes Volk „bezahlt wird, fragen, wo ist unsre Freiheit? antwortet man, ihr „habt sie schon lange — da ist die Bibel.“ Es ist zu traurig! Keine „Hoffnung, daß Deutschland frei werde, ehe man seine besten lebenden „Philosophen, Theologen und Historiker aufknüpft und die Schriften „der Verstorbenen verbrennt.“ Daß auf diesen Religion und Wissenschaft zerstörenden Vandalismus die neuere Freiheit ausgehe, haben Männer, wie Niebuhr, nur allzutief geahnt, und die Zeit wird uns

Nicht viel beſſer aber iſt das Urtheil derer, die zur Partei der abſoluten Ständigkeit gehören, der Stabilitäts- und Reactionsmänner. Dieſe ſelbſt zerfallen für uns wieder in zwei Claſſen, in die Stabilen der katholiſchen und in die der proteſtantiſchen Kirche. Beide faſſen ebenfalls die Erſcheinung der Reformation gleich ſchief und einſeitig auf. Die erſtern ſtimmen darin mit den Radicalen der gewöhnlichen Art überein, daß auch ſie in der Reformation nur Revolution ſehen, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie die gleiche Erſcheinung verdammen aus denſelben Gründen, aus welchen jene ſie preiſen. „Da ſieht man," ſagen ſie, auf das Treiben unſrer Zeit hinweiſend, „die Früchte der geprieſenen Glaubensfreiheit; da ſieht man, wohin die Lostrennung von der allein ſelig machenden Mutterkirche geführt hat. Kehret zurück in den Schooß derſelben, helfet uns dämpfen die Flamme, die Luther und ſeine Genoſſen in Europa angezündet, und wenn der Altar wieder feſtſteht, ſo werden auch die Throne nicht mehr wanken." Namentlich iſt dieſe Stimme häufig auch in unſrem Vaterlande gehört worden. Der Mangel an politiſcher Einheit, das Schwinden der alten Brudertreue, der ſchweizeriſchen Biederkeit, des eidgenöſſiſchen Zutrauens iſt häufig aus der Quelle der „unglückſeligen" Kirchentrennung hergeleitet worden. In Zeiten der mißbrauchten Freiheit und Aufklärung haben ſolche Behauptungen der Reactions- und Reſtaurationsmänner einigen Schein, der leicht auch die beſſer und frömmer Geſinnten, die Gutmüthigen verblenden kann, wenn nicht gründlichere Einſicht in die Sache heilſam zuvorkommt.

Die Geſchichte wird uns aber lehren, wie keineswegs Leichtſinn und Unglaube, hohle Freidenkerei und Aufkläreréi die Schritte der Reformatoren leiteten, und wie der Vorwurf atheiſtiſcher Frivolität weit eher auf einer großen Zahl ihrer damaligen Gegner, als auf ihnen ſelbſt laſtet. Sie wird uns lehren, wie das mit Gott unternommene Werk durch und

---

noch manches lehren. Uebrigens muß Hr. Börne Luthers Schriften ſo wenig geleſen haben, als noch viele andere, über die er urtheilt, ſonſt würde er nicht ſo unglücklich räſonniren. Von ähnlichen Urtheilen Heine's ſpäter.

durch auf Glauben-ruhte, auf ernster, nach Heiligung strebender Gesinnung. Sie wird uns augenscheinlich, unterstützt von der ganzen neuern Geschichte, zeigen, wie gerade das revolutionäre Treiben an dem wohlverstandenen Evangelismus einen mächtigen Damm hat, und wie daher der Zunder zu gewaltthätigen Empörungen in katholischen Ländern von jeher mehr Nahrung erhalten hat, als in protestantischen. Vergleichungen im Großen wie im Kleinen, in der Nähe wie in der Ferne, kann jeder selbst anstellen in dieser Beziehung. Wer sich indessen genauer darüber unterrichten will, dem ist die classische Schrift des verewigten Superintendenten Tzschirner in Leipzig zu empfehlen *).

Was aber namentlich unser politisches Unheil in der Schweiz betrifft, so werden wir sehen, wie der Same dazu schon früher gesäet wurde, und wie gerade Zwingli und die Seinen aufrichtige Freunde des Vaterlands waren. Sieht man aber besonders auf die neuesten zerstörenden Ereignisse, so dürfte wohl schwerlich jemand behaupten, daß die Reformation dabei eine Hand im Spiele gehabt habe; ja, daß hier ganz andere Beweggründe obgewaltet, als zu den Zeiten der Kirchentrennung, davon haben sich die achtungswerthesten unsrer katholischen Mitstände sattsam überzeugen mögen.

Endlich aber ist auch die Meinung derer unrichtig, welche vom religiös-protestantischen Gesichtspuncte aus, und im Gegensatz mit den beiden genannten Parteien, etwa so sprechen: „Die Reformation ist allerdings nicht ein und dasselbe mit Revolution, nein! sie ist ihr bestes und sicherstes Gegengift. Aber (setzen sie hinzu) eben deßhalb, weil sie ein sichtbares Werk Gottes ist, müssen wir auch ganz und in jeder Beziehung zu ihr zurückkehren. Wir müssen denselben Glauben mit denselben Worten bekennen, wie damals die Reformatoren ihn in ihren Werken, namentlich in den öffentlichen Bekenntnißschriften, ausgesprochen haben. Sie allein waren die geweiheten und von Gott bestellten Erklärer des göttlichen Wor-

*) Protestantismus und Katholicismus, aus dem Standpuncte der Politik betrachtet. 2. Ausg. Lpz. 1822.

us. Was die neuere Zeit Fortschritte der Wissenschaft zu nennen beliebt, ist Abirrung vom evangelischen Glaubensgrunde, eine falsch berühmte Kunst eitler Philosophie und verwerflicher Rationalismus." Auch hier soll und wird die Geschichte uns zeigen, wie die Reformation keineswegs als eine für allemal abgeschlossene zu betrachten ist, wie nicht ihr Buchstabe, sondern ihr Geist, nicht die Form, sondern das Wesen, die durch die Form hindurchleuchtende ewige Idee es ist, für welche wir uns begeistern sollen, und wie nicht im sinnlosen Nachbeten einer abgestorbenen Orthodoxie, sondern in der freien Erneuerung der Gesinnung die Aufgabe des protestantischen Geistes liegt. Nicht eine neue, untrügliche Offenbarung wollten jene Männer uns geben, sondern auf die schon gegebene, so gut sie es vermochten, wieder hindeuten, dem Geiste Gottes die weitere Befruchtung des Werkes überlassend. Nicht Lutherthum und Calvinismus, sondern Christenthum und vernünftiger Bibelglaube sollten die Grundlage des Gebäudes sein. Darum wollten sie aber auch der Bibelforschung keine Fesseln anlegen, sondern von den Fesseln der Tradition und Menschensatzung sie befreien; denn so wenig die Reformation eins ist mit Revolution, eben so wenig ist sie eins mit Restauration*), oder gar mit Reaction. Wer aber dieß nicht begreifen will und meint, es müsse durchweg beim Alten bleiben, der handelt gewiß folgerichtiger, wenn er zur katholischen Kirche übergeht, als wenn er zur reformirten sich bekennt.

Wenn aber nun so weder die absolute Bewegungspartei, noch die absolute Partei des Stillstandes und der Versumpfung, also keinerlei Art von Absolutismus, in der Reformation ihr geeignetes Vorbild findet, obwohl ich zugebe, daß, weil alles Menschliche unvollkommen ist, auch aus ihrer Geschichte Einzelnheiten sich heraushoben lassen, welche der reinen Idee des Protestantismus selbst widersprechen und somit einen Flecken im Gemälde bilden; so könnte man fragen, von welcher Art

*) Wir nehmen die Worte in dem einmal üblichen Sinne; denn in einem andern Sinne war die Reformation allerdings auch wieder Restauration. Es kommt nur darauf an, was restaurirt werde.

und Richtung ſoll denn die Reformation des 16. Jahrhunderts ein Vorbild ſein, welches Streben darf ſich mit Grunde verſprechen, an ihr einen Halt, an ihr ein leitendes Princip zu finden?

Es iſt in unſerer Zeit viel geſprochen worden von einem ſogenannten Syſteme der rechten Mitte (juste milieu), und es fragt ſich noch, nachdem wir die Extreme betrachtet haben, wie zu dieſem die Reformation ſich verhalte? Allein hier kommt es zuerſt viel darauf an, was man eben unter der rechten Mitte verſtehe? Soll dieſelbe ein charakterloſes Schwanken ausdrücken zwiſchen zwei Aeußerſten, ein theilweiſes Hinüber- und Herüberneigen bald auf die eine, bald auf die andere Seite, ein prinziploſes Halbpartmachen zwiſchen Weiß und Schwarz, zwiſchen Recht und Unrecht, zwiſchen Licht und Finſterniß, ſo werden wir zwar für ein ſolches Benehmen wenigſtens annähernde Vorbilder finden in dem Zeitalter der Reformation, und jedem von Ihnen tritt wohl von ſelbſt das Bild des ſonſt ſo verdienſtlichen, aber charakterſchwachen Erasmus vor die Seele. Allein dem Princip der Reformation, wie ſie Luther, Zwingli, Oekolampad und Calvin wollten, iſt dieſes juste milieu fremd. Aber eine Mitte giebt es ſicherlich und muß es geben, die nicht ſowohl zwiſchen, als über den Extremen liegt, die nicht ſowohl in Ausgleichung (Nivellirung) der Mängel, als in möglichſter Vermeidung und Entfernung derſelben von vorn herein beſteht. Es muß eine Art des Denkens und Seins geben für den vernünftigen Menſchen, bei welcher die umfaſſendſte und ungehemmteſte Ausbildung ſeiner Denkkräfte im Gleichgewichte bleibt mit der Bildung ſeines Herzens, bei welcher die Ausübung der freien Forſchung in den verſchiedenſten Gebieten des Wiſſens keinen Abbruch thut jener innigen Freudigkeit des Glaubens, womit er ſich an ſeinen Gott anſchließt, bei welcher vielmehr das Gefühl der gänzlichen Abhängigkeit von Gott, aber auch von Gott allein, ſich kundgiebt in dem Bewußtſein der höchſten, ungetrübten Freiheit nach außen hin. Eine ſolche Art des Denkens und Seins verlangt das Chriſtenthum, das als eine Religion der Menſchheit jeder Anlage des Geiſtes und Herzens, die der Schöpfer in uns gelegt hat, zu ihrer naturgemäßen Entwick-

lung verhelfen, das als eine Religion des Geistes den Götzendienst des todten Buchstabens vernichten, das als eine Religion der Erlösung und der Versöhnung alle unwürdige Fessel des Geistes abstreifen, Irrthum und Sünde in uns tilgen, und den Gegensatz von Idee und Wirklichkeit durch die Kraft des Glaubens und der Liebe in uns vermitteln will. In wie fern nun die Reformation, ihrer eigenthümlichen Tendenz nach, nichts anderes bezweckte, als eine damals wie immer zeitgemäße Erneuerung des durch vielfache Irrthümer und Mißbräuche verunstalteten Christenthums seinem lebendig machenden Geiste nach, so liegen in ihr allerdings mehr, als irgendwo sonst, die Bedingungen klar und deutlich ausgesprochen, unter denen allein das Streben nach Vervollkommnung und Veredlung der Menschheit einen gesegneten Fortgang haben kann. Sie ist uns ein Fingerzeig von höherer Hand nach dem wahren juste milieu, welches nur besteht in der tiefsten und innigsten, d. h. in der organischen Vereinigung von Herzensfrömmigkeit und Geistesklarheit, Geistesfreiheit. Zwischen den Abgründen des Aberglaubens und Unglaubens, der Knechtschaft und des politischen Freiheitsschwindels hindurch, über die Irrgänge der Zweifelsucht und die phantastischen Krümmungen der Schwärmerei hinweg, läßt sie uns den heitern Blick thun nach der über dem Menschengeschlechte im Osten aufgegangenen und täglich ihr neu wieder aufgehenden Sonne des Heils, in deren Strahlen allein die Blüthen der geistigen Schöpfung gedeihlich sich emporrichten.

Ich wiederhole es nochmals, und werde es zu wiederholen noch öfter Gelegenheit finden, daß ich damit keineswegs die Fehler und Verirrungen der Einzelnen, und selbst der Größten, die über den Schauplatz jener Zeit hinweggegangen, beschönigen und jede einzelne That derselben als eine in Gott unternommene oder gar in ihm vollendete darstellen will. Das Menschliche wird uns auch hier, und zwar öfter betrübend genug, begegnen. Aber wie auch der einzelne Mensch nicht nach dem zu beurtheilen ist, was ihm in unbewachten Augenblicken Unwürdiges begegnet (dessen er sich hintennach selbst am meisten schämt, weil es seinen Grundsätzen entgegen war); sondern wie

eben diese Grundsätze, die sein sittliches Leben leiten und bewegen, den Maßstab zu seiner Beurtheilung hergeben müssen: so ist auch eine Zeit nur nach ihrem vorherrschenden Charakter, nach dem, wo sie eigentlich hinaus will und worauf sie mit aller Anstrengung hinarbeitet, mit einem Worte, nach der in ihr wirkenden und schaffenden Idee, zu beurtheilen. So gefaßt, nach diesem Sinne beurtheilt, glaube ich, dürfte, außer der Urgeschichte des Christenthums selbst und den schönern Epochen israelitischer Geschichte, sich schwerlich in der ganzen Geschichte der Menschheit eine Zeit finden lassen, welche so sehr von dem vorherrschenden Walten gesunder, sittlich religiöser Ideen und ihrer Macht auf die Gemüther ein kräftiges Zeugniß ablegte, als eben das Zeitalter der Reformation.

Mit Recht sieht daher der protestantische Christ auf diese Zeit des erneuerten Glaubens mit einer Art von religiöser Scheu zurück, und spricht, wenn er auch keine Heiligen anerkennt, doch von den seligen Reformatoren, als von Männern Gottes, wie ein Moses es waren und Jesaias, wie ein Paulus und Johannes, nach der Gabe nämlich, die sie empfangen hatten, so nämlich, daß sie alle, nur unter verschiedenen Formen und Verhältnissen, Werkzeuge waren des Einen, von dem sie zeugten, und in dessen Dienste allein sie standen und stehen wollten, des Einen, durch den die Welt allein vollkommen beseligt und geheiligt worden.

Indem ich nun aber eben die Geschichte einer so wichtigen Epoche Ihnen vorzutragen gedenke, so fühle ich auch lebhaft das Schwierige dieses Unternehmens. Die Aufgabe selbst, die ich zu lösen unternehme, ist mir zwar, ihrem Stoffe nach, nicht neu. Vielfach habe ich bisher in meinem Berufe Anforderung gefunden, in jenes Zeitalter mich hineinzuleben, und ich habe darin eine eigene Lust und Befriedigung, ja, ich darf wohl sagen, eine wahre Erbauung gefunden. Ich habe auch schon zum öftern eben diese Geschichte, ihrem Inhalte nach, unsrer studirenden Jugend an der Universität vorgetragen und, wie ich glauben darf, nicht ganz ohne Erfolg. Aber neu ist mir

gewissermaßen die Form, in der ich jetzt den Gegenstand behandeln soll. Nicht den rein wissenschaftlichen Gesichtspunct soll ich dießmal ins Auge fassen, dem das Wissen und Innehaben der Thatsachen und ihre Verkettung mit dem Ganzen an sich schon Zweck ist, auch ohne besondere Anwendung auf die Bedürfnisse der Gegenwart; sondern auf den praktischen Standpunct soll ich mich stellen, soll aus einer trüben und verworrenen, uns allen in ihren Wirkungen so fühlbaren Gegenwart heraus in die Vergangenheit schauen, und auf diese Gegenwart, namentlich auf unsre nächsten bürgerlichen und kirchlichen Verhältnisse, das Geschaute beziehen, soll allen Erscheinungen, mit denen ich meine Zuhörer bekannt mache, wo möglich eine belehrende, sittlich anregende, ermunternde oder warnende Seite abgewinnen, und wenn ich auch gleich nicht selbst dabei den ermüdenden Sittenprediger mache, doch wenigstens den Stoff so zubereiten, daß das eigne Nachdenken eines jeden sich leicht daran anschließen, und den gegebenen Faden fruchtbarer Ideen weiter fortspinnen kann. Dieß hat aber seine eigenthümlichen Schwierigkeiten. In einer von Parteien bewegten Zeit hat es von der einen Seite etwas Reizendes und Lockendes, die Thatsachen der Geschichte dem Interesse des Tages so viel als möglich dienstbar zu machen, vielfache Vergleichungspuncte herauszufinden, und das Ganze unter gewisse Gesichtspuncte und Rubriken zu bringen, die jetzt einem jeden geläufig sind. Von der andern Seite ist dieß aber auch wieder sehr verführerisch, und kann uns, wenn wir nicht recht auf unsrer Hut sind, leicht den rein historischen Standpunct verrücken.

Der Geschichtserzähler soll nämlich so parteilos als möglich seinen Gang fortgehen, und auch ich glaube keiner Gesinnungs- oder Meinungsweise anzugehören, die im eigentlichen Sinne des Wortes Partei heißen könnte. Aber wie nun einmal die Sachen stehen, so müssen wir es uns doch auch wieder bekennen, viele von uns sind bei allem Streben, über den Parteien zu bleiben, durch den Gang der Ereignisse der neuesten Zeit in dieselben hineingezogen worden. Wir, die Bürger und Einwohner Basels, haben allerdings vor den Augen der ganzen politischen Welt Theil genommen an dem großen Streite des Tages,

den viele als einen Streit der Principien anſehen mögen, und werden in dieſem Streite als Partei betrachtet. Wie man uns nun immer beurtheile, ſo viel iſt gewiß, wir haben uns in Oppoſition geſetzt gegen eine Richtung, die wir als eine ungeſetzliche, ſtürmiſche, aufwühlende betrachten zu müſſen glaubten, obwohl wir von der andern Seite, wenigſtens einer anſehnlichen Zahl nach, nicht zu denen gehören wollten, die jedem Fortſchritte, jeder Verbeſſerung abhold ſind. Wie nahe liegt nun für den, der in dieſem Sinne allerdings zur Partei des vielfach verkannten und bedrängten Baſels zu gehören ſich keineswegs zu bekennen ſcheut, die Verführung, alles in einem der Sache ſeiner Partei günſtigen Lichte aufzufaſſen und darzuſtellen, und ſo die Vergangenheit der Gegenwart auch da anzupaſſen, wo der Vergleich hinkt und das Licht, in das er geſtellt wird, ein unſicheres iſt. Abſichtlich ſolches zu thun, wäre verwerflich, und Sie werden mir zutrauen, daß ich mich vor jeder bewußten Verfälſchung der Geſchichte, ſei es auch zu Gunſten einer guten Sache, fern halten werde. Aber wer will ſich zum Voraus verbürgen, daß im reinen Eifer für dieſe gute Sache ihm nichts Menſchliches widerfahre? wer getraut ſich, das Maß der hiſtoriſchen Thatſachen und ihr Verhältniß zu einander mit mathematiſcher Gewißheit zu beſtimmen auf einem Gebiete, wo ſo manches nur annäherungsweiſe geſchätzt und erwogen werden kann, wo ſo oft die ſichern Daten uns fehlen, und wo ſo manche Nachricht ſelbſt von der Farbe der Partei getrübt iſt, ſo daß der Auffaſſungsweiſe und Vermuthung des Einzelnen Raum genug bleibt zur Ausfüllung der hiſtoriſchen Lücken, zur Deutung des Zweifelhaften, zur Beſeitigung des Unbequemen? Hier muß auch der redlichſte Wille häufig hinter dem Ideale zurückbleiben, das er ſich vorſetzt. Indeſſen muß die Ueberzeugung, rein und aufrichtig nach der Wahrheit geſtrebt zu haben, auch für Einzelnes, was uns mißglückt, als Entſchädigung dienen, und wenn zu wählen iſt zwiſchen einer lebendigen, beziehungsreichen, von der Begeiſterung für ſittliche Zwecke getragenen Geſchichte (ſelbſt auf die Gefahr unverſchuldeter Fehlgriffe hin) und einem bloß trockenen Aneinanderreihen und theilnahmloſen Erzählen von Geſchichten, ſo muß ich der erſtern Art doch in ſo

weit den Vorzug geben, als wir an der Geſchichte nicht bloß eine Amme haben wollen, die uns kurzweilige Mährchen erzähle für die langen Winterabende, ſondern eine Mutter, eine weiſe Erzieherin, eine Lehrerin für die Gegenwart! Nur daß wir dann nicht die Lehrerin nach unſerm Sinne zu meiſtern uns erkühnen.

Eine andere, mehr äußere Schwierigkeit iſt die, daß ich einen ſo großen, reichhaltigen Stoff, den ich ſonſt in einer ungleich größern Stundenanzahl zu behandeln gewohnt war, nun in den Rahmen weniger Abende bringen, und dennoch in gewiſſen Partien eine Lebendigkeit und Anſchaulichkeit erreichen ſoll, die nur bei einer weitläufigern, ins Einzelne gehenden Behandlung möglich wird. Vielleicht, wird man ſagen, hätte ich beſſer gethan, mich noch mehr zu beſchränken, und überhaupt nur die Geſchichte unſrer Basler Reformation zu geben mit Uebergehung der allgemeinen ſowohl, als der ſchweizeriſchen. Allein bedenken Sie, wie wenig dieß den weiter denkenden Geiſt befriedigen könnte. Eine Specialgeſchichte hat nur dann Werth, wenn ſie auf der allgemeinen ruht, wenn ſich gleichſam in ihr das Bild des Ganzen wieder eigenthümlich abſpiegelt, ſo daß wir es, nur unter beſtimmtern und befreundetern Zügen, wieder erkennen. Bei dem genauen Zuſammenhange alſo, in welchem das Beſondere mit dem Allgemeinen ſteht, hätte ich mir ein Zurückgehen auf das letztere nur in dem Falle erſparen können, wenn ich die genauere Bekanntſchaft mit dieſem bei der Mehrzahl meiner Zuhörer hätte vorausſetzen können. So aber werde ich wohl genöthigt ſein, wenn das Wirken eines Oekolampad und Myconius unter uns auch nur einigermaßen ſoll begriffen werden, Sie auch auf den ganzen bewegten Schauplatz der damaligen Zeit zu führen; denn mag auch immerhin die ſchweizeriſche Reformation ſich mehr oder weniger unabhängig von der deutſchen gebildet haben, ſo kommt ſie doch immerfort in Berührung, und wir haben kein ordentliches Bild von ihr, ohne daß wir das entſprechende Gegenbild kennen. Wir werden alſo nothwendig von Luthern reden müſſen, um von Zwingli reden zu können und den Uebrigen. Wir werden uns auf den claſſiſchen Boden Sachſens eben ſowohl zu verſetzen haben, als auf den des eignen Vaterlandes, werden Luthern be-

gleiten von der Schule in die Kloſterzelle, und von da nach Wittenberg, nach Leipzig, nach Worms und auf die Wartburg, und dann wieder hintreten zur Wiege Zwingli's im Wildhaus, und die immer herrlicher ſich entfaltende Wirkſamkeit des Mannes ſchauen in Glarus, Einſiedeln und Zürich, bis ſie mit dem Heldentode des Streiters auf dem Schlachtfelde zu Kappel aufhörte, eine perſönliche zu ſein für dieſe Welt. Und wenn auch gleich die Reformation in Deutſchland ſowohl, als in unſrer Vaterſtadt und einem großen Theile der Schweiz ſchon vor dem Auftreten Calvins in Genf ſo viel als vollendet war, ſo werden wir doch unſre Darſtellung nicht ſchließen dürfen, ohne die hohe Eigenthümlichkeit dieſes Mannes, die dem reformirten Europa ihr ſcharfes Gepräge aufdrückte, wenn auch nur flüchtig, nach ihrer Licht- und Schattenſeite kennen gelernt zu haben. Aber noch weiter müſſen wir den Kreis ziehen. Nicht nur werden wir die Reformationsgeſchichte Deutſchlands und der Schweiz, auf welche beide Länder wir uns jedoch hauptſächlich beſchränken werden, ihrer kirchlichen Seite nach darſtellen; ſondern wir werden auch hie und da einen Blick thun müſſen auf gleichzeitige politiſche Begebenheiten, und uns ein Bild zu entwerfen haben von dem allgemeinen Zuſtande der Verfaſſungsweiſe, der Bildung, der Sitten und Gebräuche einer ſo merkwürdigen Zeit. Die Reichsverfaſſung Deutſchlands mit ihren größern und kleinern Fürſten, worunter die einen, wie Friedrich der Weiſe, Johann der Beſtändige und Johann Friedrich von Sachſen, Philipp der Großmüthige von Heſſen u. a., als Vorkämpfer des erneuerten Glaubens hervorleuchten, die andern, wie Herzog Georg von Sachſen und die mehrſten geiſtlichen Fürſten, als deren entſchiedene Gegner auftreten; an der Spitze der letztern Karl V. ſelbſt, der die niederländiſche und ſpaniſche Krone mit der des deutſchen Kaiſers auf ſeinem Haupte vereint — ſein rüſtiger Gegner Franz I. von Frankreich, der im eignen Lande die Proteſtanten verfolgt, während er ſie anderwärts unterſtützt, und der durch den ewigen Frieden in ein eignes Verhältniß zur Schweiz getreten — Heinrich VIII. von England, der heftige Feind Luthers, und doch am Ende, wenn gleich nicht aus den edelſten Abſichten, ein halber Beförderer der Reformation — endlich im

Hintergrunde die lauernde Macht des Türken: sie alle werden wenigstens auf Augenblicke in ihren ritterlichen, unsrer Zeit fremdartigen Gestalten vor unsre Seele treten, und eben so werden wir auf die Tagsatzungen und in die Rathsäle der Schweiz uns begeben und uns mit Männern bekannt machen, die in einer sturmbewegten Zeit das Ruder des Staats mit größerer oder geringerer Sicherheit geführt haben.

Endlich aber werden wir nicht reden können von der Reformation, ohne zu wissen, wie und wann die Mißbräuche sich eingeschlichen haben, von denen die Kirche gereinigt werden sollte. Hier thut sich uns ein Gebiet auf, über das wir nicht flüchtig hinwegeilen dürfen, wenn wir nicht ein Halbes wollen statt des Ganzen. Gewöhnlich begnügt man sich zwar in den Einleitungen zur Reformationsgeschichte mit der Darstellung der damaligen Lage der katholischen Kirche unter der Regierung Leo's X. Allein das mag gut sein für solche, denen der Gang der frühern kirchlichen Entwicklung vollkommen bekannt ist. Wo aber dieß nicht vorausgesetzt werden darf, da wird nothwendig ein kurzer Abriß der allgemeinen Kirchengeschichte vorausgeschickt werden müssen, und namentlich eine Geschichte der Perioden, in welchen die Hierarchie am vollständigsten sich entwickelte, und in welchen bereits Anstalten zur Reformation gemacht wurden. Zur Erfüllung dieser Aufgabe muß ich mir gleich von vorn herein Ihre Geduld und Aufmerksamkeit auf die fünf ersten Stunden ausbitten, und ich muß Sie also zum Voraus ersuchen, sich rücksichtlich des Gegenstandes in Ihren Erwartungen nicht getäuscht zu wähnen, wenn nicht gleich in den ersten Vorlesungen von Luther und Zwingli, sondern vielmehr von Päpsten und Mönchen, von Kirchenversammlungen und Kirchengebräuchen, von der Messe, den Bildern, dem Ablaß, dem Cölibat, mit einem Worte, von der Entwicklung des Katholicismus nach allen seinen Seiten hin, die Rede sein wird; denn wie in der Heilkunde die Lehre von den Arzneien nichts nützen würde, ohne die vorausgegangene Lehre von den Krankheiten, so müssen wir uns auch hier erst mit der kirchlichen Pathologie und der Krankengeschichte des Körpers beschäftigen, ehe wir seine Heilung und die dabei angewendeten Methoden erzählen können.

So, in dieſer Verbindung mit dem Ganzen nach Zeit und Raum hin, wird aber dann auch wieder das Einzelne und Einzelnſte uns wichtig werden und uns in ſeinen kleinſten Zügen anſprechen, weil es uns dann erſcheint als ein nicht unwichtiges Glied in der großen Kette menſchlicher Verhängniſſe und Thaten, als Repräſentant einer Seite der Menſchheit; daher werden wir auch ſogenannte Anekdoten, ſelbſt in breiterer, behaglicher Ausführung, nicht verſchmähen, weil ſie es ſind, die uns die Farben geben müſſen zu dem ins Große gezeichneten Umriſſe.

Indem aber nun alles das Genannte ſeinen Platz finden ſoll in unſrer Darſtellung, ſo werden wir uns in die Nothwendigkeit verſetzt ſehen, überall nur auf das Wichtigſte uns zu beſchränken, und lieber dieß mit einiger Ausführlichkeit zu behandeln, als uns zu ſehr in die Mannigfaltigkeit des Stoffes zu zerſtreuen. Aber die Frage entſteht hier wieder: was iſt das Wichtigſte? und auch in der Beantwortung dieſer Frage drängen ſich Schwierigkeiten entgegen. Eine gemiſchte Verſammlung iſt es, der dieſe Vorträge gelten ſollen, und vielartig möchten daher auch die Forderungen ſein; denn je vielſeitiger und beziehungsreicher der Gegenſtand ſelbſt iſt, den wir zu behandeln haben, deſto mehr Raum iſt gegeben für verſchiedenartige Forderungen. Man kann die Reformationsgeſchichte überwiegend aus dem politiſchen, aus dem religiös theologiſchen, aus dem rein menſchlichen oder philoſophiſchen Standpuncte betrachten. Den einen iſt der Bürger in ſeiner Stellung zum Staate, den andern der Chriſt in ſeinem Verhältniß zur Kirche, noch andern der Menſch in ſeinem Verhältniß zur Welt und zu ſeinem Zeitalter die Hauptſache. Vermehrung ihrer Kenntniſſe, Bereicherung und Uebung des Verſtandes ſuchen die einen; Erbauung und Anregung des religiöſen Gefühls, chriſtlich ſittliche Willensbeſtimmung die andern; vielleicht auch einige mehr eine würdige Unterhaltung und Erholung des Geiſtes am Vorabend der Sabbathsruhe. So lange nun freilich dieſe Anforderungen ſich einſeitig herausſtellen und ausſchließlich wollen geltend machen, ſo lange iſt es unmöglich, ihnen allen zu genügen. Wohl aber glaube ich, daß, wenn wir nur die Zeiten ſelbſt reden laſſen, jeder für ſich etwas darin finden wird, das ihm zuſagt; denn reich genug

iſt die Zeit der Reformation an ernſten Ereigniſſen, um ſowohl dem Verſtande einen würdigen Gegenſtand des Nachdenkens, als dem Gemüth eine ſtärkende Nahrung zuzuführen. Und was ihre Geſchichte auch ſogar für den anziehend macht, der ſie mehr zur Erholung treibt, iſt eben die große Bewegtheit und Mannigfaltigkeit des Lebens, jener bunte Wechſel von Bildern und Geſtalten, jenes öftere und ſchnelle Uebergehen des heiligen Ernſtes bald in leiſe Ironie, bald in derben Scherz, jene Abwechslung des Tragiſchen und Komiſchen in den einzelnen Scenen des bewegten Schauſpiels, worin eben, wie in den Stücken Shakeſpeare's, das Geheimniß der tiefern Gemüthsaffection beſteht.

Immerhin aber mag nur dem die Betrachtung der Geſchichte zur wahren Erholung dienen, der die Anſtrengung des Geiſtes nicht allzuſehr ſcheut, und nur wer ſich die Mühe genommen, das Gerüſte zu erſteigen, dem mag ſich von da aus das reiche Gemälde zur Ergötzung ſeines Auges entfalten. Denn wahrlich ein großes, zuſammenhängendes, in ſeinen wunderlichen Parthien dennoch durch eine höhere Einheit verbundenes Gemälde wollen wir ſehen, nicht die loſen, zerſtreuten Blätter eines kindiſchen Bilderbuches.

Allzuſtrenge Anforderungen der hiſtoriſchen Kunſt werden Sie indeſſen an den Aufſteller des Gemäldes nicht machen. Wo die Macht der Umſtände ſchon eine Beſchränkung gebietet in Auswahl und Behandlung der Theile, da kann man es auch mit den Verkürzungen nicht zu genau nehmen. Einige Mißverhältniſſe in der Ausführung werden daher unvermeidlich und nur durch die Natur ſolcher abgeriſſenen Vorträge ſelbſt zu entſchuldigen ſein.

Daß Sie übrigens, verehrteſte Zuhörer, auch noch in anderer Hinſicht von der Form, für deren Gelingen ich nicht zum voraus gut ſtehen kann, ſo wie überhaupt von der Perſönlichkeit des Vortragenden abſehen und ſich hauptſächlich an die Sache halten mögen, die nicht die meine, ſondern, je nachdem man es aus einem Geſichtspuncte faßt, die Sache der Wiſſenſchaft, der Kirche, des Vaterlandes, der Menſchheit, und ſomit, wenn wir's mit dieſen Dingen ernſt nehmen, die Sache Gottes iſt, das iſt mein Wunſch, mit dem ich die Reihe mei-

ner Vorträge beginne, in welchem Wunſche die freundliche Bitte um Nachſicht bereits eingeſchloſſen liegt. Weil aber die Sache ſelbſt eine ſo hochwichtige, die höchſten Güter des Geiſtes umfaſſende Sache iſt, ſo bitte ich Gott, daß er mir äußerlich Geſundheit und Kraft ſchenken möge, meine Aufgabe durchzuführen, innerlich aber Freudigkeit und jenen Sinn der Gerechtigkeit, der Wahrheit, der Selbſtverläugnung, ohne welchen keine Geſchichte möglich iſt. Ihnen, meinen Zuhörern, verleihe er den vorurtheilsloſen Geiſt der Prüfung und des chriſtlichen Wohlwollens, damit Sie, auch bei verſchiedenen Anſichten und Meinungen, mir freundlich entgegenkommen und das wenigſtens von dem Meinigen freundlich aufnehmen, was auch ich glaube auf dem Wege ernſter Forſchung und redlichen Nachdenkens gefunden zu haben.

Wohlan denn! ſo laſſen Sie uns den Verſuch mit Gott machen. Wenn die Woche über uns manches bewegt und beſchäftigt, wohl auch manches verletzt und gekränkt hat, was die Gegenwart uns bietet, obwohl des Schönen und Erfreulichern auch in ihr vieles liegt für den, der es zu benutzen weiß, ſo flüchten Sie ſich den Sonnabend an dieſen ſtillen Ort der Ruhe, und verſenken Sie ſich mit mir in die nicht minder bewegten, ereignißreichen Tage der Vorzeit. Laſſen Sie uns dann unſer Bewußtſein erweitern über die Schranken unſers jetzigen Zeitalters und das in uns aufnehmen, was, wenn es gleich vergangen, doch ewig unſer, das Eigenthum des Geiſtes iſt. Laſſen Sie uns, wo die jetzigen Formen der Freiheit uns nicht immer genügen, zu jener über alle Formen erhabenen Idee der chriſtlichen Freiheit uns erheben, von der der Apoſtel ſagt: alles iſt euer, die Vergangenheit, wie die Gegenwart, das Todte, wie das Lebendige. Mögen dann die hier verlebten Stunden ihre ſtillen Früchte tragen; mögen ſie, auch im höhern Sinne des Wortes, für uns alle eine würdige Vorbereitung werden auf den Tag des Herrn.

Zweite Vorlesung.

Nähere Bestimmung des Begriffs der Reformation und Reformationsgeschichte. Verhältniß derselben zum Urchristenthum. Kurzer Abriß der allgemeinen Kirchengeschichte bis auf die Reformation.

Ueber Zweck, Plan und Einrichtung dieser Vorlesungen haben wir uns in der vorigen Stunde unterhalten. Noch bleibt uns indessen übrig, den Begriff und Umfang der Reformationsgeschichte noch etwas genauer zu bestimmen, und die Zeitgrenzen festzustellen, in welche wir dieselbe einzuschließen haben.

Es könnte nämlich jemand, der den Begriff der Reformation ideal, d. h. nach seiner höchsten, weitesten und allgemeinsten Bedeutung faßt, sagen, es sei unwichtig, die Geschichte der Reformation überhaupt in gewisse Zeitgrenzen einschließen zu wollen; denn so lange die Kirche bestehe, sei auch die Reformation in ihr thätig gewesen, und immer müsse die Reformation fortdauern bis ans Ende der Tage.

Darin liegt in der That etwas Wahres, und eben deßhalb können und wollen wir auch nicht eine isolirte Reformationsgeschichte geben, die wir als ein aus dem Zusammenhange Herausgerissenes auch gar nicht recht begreifen würden; sondern wir werden, wie ich schon in der vorigen Stunde bemerkte, zurück gehen müssen bis auf die Stiftung des Christenthums selbst. Auch werden wir unsre Aufgabe nicht vollenden können, ohne die Wirkungen der Reformation wenigstens mit flüchtigem Blicke bis in die Gegenwart hinein verfolgt zu haben.

Demungeachtet wäre es unangemessen und den Sprachgebrauch verwirrend, wenn wir die ganze Reihe der kirchlichen Begebenheiten von Anfang, welche auf Verbesserung und Rei-

nigung der Kirche hingearbeitet, schlechthin Reformationsgeschichte nennen wollten.

Der gewöhnliche Sprachgebrauch, der sowohl in der Wissenschaft gilt, als im gemeinen Leben, richtet sich dießfalls nicht nach dem Ideal, sondern nach der in bestimmten äußern Formen sich kundgebenden Wirklichkeit, und jedermann versteht unter Reformationsgeschichte schlechthin die Reformationsgeschichte des 16. Jahrhunderts, oder noch genauer ausgedrückt, die Geschichte derjenigen Ereignisse, welche die äußere Abtrennung des protestantischen Kirchenkörpers von dem römisch katholischen bewirkt haben. Somit ist die Reformationsgeschichte nach dem angenommenen Sprachgebrauche nicht bloß Geschichte der Kirchenverbesserung, sondern auch Geschichte der Kirchentrennung.

Wenn man also gleich in einem gewissen Sinne sagen kann, die Reformation habe in der Kirche nie aufgehört, und ihr Anfang verliere sich schon in die ersten Jahrhunderte zurück, so lassen sich doch für die Geschichte der äußerlich vollendeten Kirchentrennung bestimmte Zeitgrenzen auffinden und festhalten. Die Reformation, welche Luther in Deutschland anregte, und welche dann gleichzeitig von Zwingli und andern in der Schweiz durchgeführt ward, unterscheidet sich nämlich dadurch aufs bestimmteste von allen frühern reformatorischen Versuchen in der Kirche, daß ihr auch in Rücksicht auf ihre äußere Existenz eine Folge gegeben wurde, wie keiner der frühern, und deßhalb wird jener kühne, entscheidende Schritt des deutschen Reformators, der Anschlag der Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg 1517., als der Anfang der Reformationsgeschichte gesetzt, und alles Frühere verhältnißmäßig als bloße Vorbereitung, als Einleitung zu derselben gefaßt. Dann aber betrachtet man gewöhnlich den Zeitpunct, von wo an beide Kirchenkörper, der protestantische wie der katholische, als politisch anerkannte neben einander fortbestehen, als das Ende der eigentlichen Reformationsgeschichte, wenigstens der deutschen. Dieß ist der sogenannte Religionsfriede, geschlossen zu Augsburg 1555. Innerhalb dieses Zeitraums von 38 Jahren bewegt sich also die Reformationsgeschichte im

engern Sinne des Wortes, ein Zeitraum, der aber reicher ist an großen, einflußreichen Begebenheiten, als oft ganze Jahrhunderte in der mittlern Zeit. Diesen Zeitraum selbst kann man nun wieder eben seines reichhaltigen Inhaltes wegen in mehrere Abschnitte zerfällen, bei welcher Eintheilung wir uns jedoch hier nicht aufhalten wollen, da wir uns ohnedieß bei unserer Darstellung nicht so streng an sie werden binden können, sondern uns vorbehalten müssen, hie und da den Faden abzubrechen und wieder anzuknüpfen, wie es Zeit und Umstände und der besondere Zweck, den wir uns vorgesetzt haben, gebieten.

Unsre heutige Aufgabe führt uns nun aber in den Anfang der christlichen Kirche zurück, von deren Geschichte wir einen kurzen Abriß vorauszuschicken haben, damit wir um so deutlicher sehen, worauf die Reformation sich beziehe, wie das Bedürfniß nach ihr gewachsen ist, und wie ihr von den verschiedensten Seiten her vorgearbeitet worden.

Wir sagten vorher, es sei allerdings in einem gewissen Sinne wahr, daß die Reformation schon im Anfang der Kirche beginne.

Nur muß man sich hüten, die Stiftung der Kirche selbst als bloße Reformation zu fassen. Hierin liegt der nie aufzuhebende ewige Unterschied zwischen Christus und allen, die sonst im Dienste Gottes gearbeitet haben, daß er, der Herr, das Haupt, der Anfänger und Vollender, die Uebrigen aber Diener, Glieder, Werkzeuge sind, daß er nicht nur schon Dagewesenes verbesserte, sondern ein nie Dagewesenes als Offenbarung, d. h. als etwas durchaus Neues, Ursprüngliches, vom Himmel Gekommenes darstellte. In einem gewissen Sinne war Jesus freilich auch Reformator des Mosaismus, inwiefern er die Mißbräuche rügte, welche die Pharisäer und Schriftgelehrten dem Gesetze angeheftet hatten, und schon oft ist sein Kampf gegen diese in Parallele gestellt worden mit dem Kampfe Luthers gegen die römische Priesterschaft. Allein die reformatorische Thätigkeit Jesu war nur eine dem neuen Leben Bahn brechende, das von ihm aus über die Menschheit sich verbreiten sollte.

Hätte er bloß wiederherstellen wollen, was Moses und

die Propheten gewollt, ſo hätte er in ihrem Dienſte geſtanden; nun aber dienen ſie ihm alle, indem ihr Werk erſt in ihm ſeine Erfüllung erhält, ihre Verheißungen in ihm Ja und Amen ſind. Deßhalb ſagt er auch in Beziehung auf den letzten Propheten und Reformator des A. T., Johannes den Täufer, derſelbe ſei zwar der Größte geweſen unter allen vom Weibe Gebornen, aber der Kleinſte im Himmelreich ſei größer, als er. Es kann alſo nicht genug zur Abwehrung von Mißverſtändniſſen wiederholt werden, daß das Werk Jeſu nicht nur beſtand in dem Vortrage einer von Irrthümern gereinigten moſaiſchen Gotteslehre, ſondern in der Offenbarung und Darſtellung eines heiligen, gottähnlichen, von dem Geiſte Gottes durchdrungenen Lebens, in der Gründung eines Reichs Gottes auf Erden, wozu nur ihm allein die Macht gegeben war vom Vater, und daß eben deßhalb auch die Lehre Jeſu nicht von ſeiner Perſon, von ſeinem eigenthümlichen Verhältniß zur Gottheit, nicht von ſeinen Schickſalen, ſeinen wunderbaren Thaten, ſeinem Tode, ſeiner Auferſtehung und Verherrlichung getrennt werden darf. Dieß weiter auszuführen, gehört nicht hieher. Wohl aber mußte es geſagt und offen bekannt werden, damit der Grund deutlich und lauter erkannt werde, auf welchem das Gebäude der Kirche und die Wirkſamkeit der Reformation ſelbſt ruht. Einen andern Grund kann niemand legen, als der gelegt iſt, und alles, was von nun an Reformation heißen kann und darf, im weitern, wie im engern Sinne, iſt nicht ſowohl Veränderung des Grundes, denn dieß wäre Umſturz (Revolution), als vielmehr Befeſtigung deſſelben durch Entfernung des unnützen oder dem Fundamente Gefahr drohenden Materials. In dieſer Hinſicht beginnt nun freilich die reformatoriſche Thätigkeit ſehr frühe in der Kirche, und ſie iſt ſchon mit der apoſtoliſchen vereint. In Chriſto, dem Stifter und Meiſter, allein lebte das Chriſtenthum rein und unverfälſcht, ungetrübt von menſchlichem Beiſatze, weil in ihm Göttliches und Menſchliches zur Einheit ſich durchdrang. In ihm war die Scheidewand gehoben zwiſchen dem Dieſſeits und Jenſeits, der ſichtbaren und unſichtbaren Kirche, der Zeit und Ewigkeit, dem Ideal und der Wirklichkeit. Aber ſowie das

Reich Gottes in die Welt trat und in ihr Heimath suchte, sowie das ins Erdreich gelegte Samenkorn auch mit den erdartigen Theilen sich zu mischen begann, da war auch sogleich die Gefahr der Entartung da, und mit dem Streben, die göttliche Wahrheit sich anzueignen, war auch die Möglichkeit des Irrthums gesetzt.

Zwar hatte Jesus seinen Jüngern den Geist verheißen, der sie in alle Wahrheit leiten sollte, und diesen Geist empfingen sie auf außerordentliche Weise am Tage der Pfingsten. Aber, obwohl erfüllt mit dem Geiste und getrieben von ihm, hatten doch sie den Geist nicht ohne Maß, wie er in ihrem göttlichen Meister allein gewohnt hatte; und wenn wir auch ihre Schriften als die reinsten Zeugnisse dieses Geistes und somit als die höchste Autorität in Glaubenssachen verehren, so lernen wir doch aus diesen Schriften selbst, wie die Jünger nicht alle von Anfang an sich der gleichen Einsicht in göttliche Dinge zu erfreuen gehabt. So hingen namentlich Petrus und Jacobus ängstlicher an den Formen des Judenthums, während Paulus, der neu hinzugekommene Jünger, die Annahme der Beschneidung und die Ausübung des levitischen Ceremonialgesetzes keineswegs für eine nothwendige Bedingung des Christwerdens ansah. Ueberhaupt dürfen wir es uns nicht verhehlen, daß, wenn auch durch die Männer, welche Jesus während seines irdischen Lebens zu Schülern erwählt hatte, namentlich durch Jacobus, Petrus und Johannes, vieles geschehen war zu Verkündung der göttlichen Lehre, doch diese Wirksamkeit noch übertroffen wurde durch die jenes Apostels der Heiden, durch welchen das Christenthum so recht eigentlich in die Welt eingeführt, und die Grundsätze desselben auf eine ganz eigenthümliche Weise und mit unauslöschlichen Zügen in die Tiefen des menschlichen Herzens eingegraben wurden. Und dieser Paulus war es denn auch, der bereits anfing in einem gewissen Sinne Reformator zu sein, indem schon er sich berufen fühlte, Mißverständnisse zu heben und Mißbräuchen zu begegnen, die in das kaum aufgekeimte Christenthum einzuschleichen begannen, und den Keim desselben mit ihren Dornen zu ersticken drohten. Es ist häufig das apostolische Zeitalter, ja sogar von vielen das Zeitalter der drei ersten Jahrhunderte, als ein ideales, gleichsam ein gol-

denes Zeitalter dargestellt worden, und verhielte sich dieß buchstäblich so, so würde auch hier keine reformatorische, sondern nur eine erhaltende, leitende, nach außen wirksame Thätigkeit uns begegnen. Allein wenn an dieser Behauptung etwas Wahres sein soll (und es ist in der That etwas Wahres daran, im Vergleich mit den spätern Jahrhunderten), so muß sie sehr eingeschränkt gefaßt werden. Wir dürfen nur die Apostelgeschichte und die neutestamentlichen Briefe mit unbefangenen Augen lesen, so werden wir sehen, daß der Zustand der ersten Gemeinden keineswegs ein idealer oder ein solcher war, an dem sich nichts auszusetzen, nichts zu reformiren gefunden hätte. Neben der verbreitenden Thätigkeit hielt also immer auch das reinigende und wiederherstellende Handeln gleichen Schritt im Amte der Apostel und der ersten Kirchenlehrer.

Zwei Klippen waren es vor allem, zwischen welchen das Schifflein der Kirche sicher hindurchgeführt werden mußte, die des Juden- und die des Heidenthums: Vor jüdischen und heidnischen Einflüssen die neue Kirche zu bewahren, und somit ihre geistige Selbstständigkeit ihr zu sichern, war die Aufgabe derer, die das Ruder führten. Der jüdische Einfluß machte sich geltend von Seiten derer, welche, hangend an der Oertlichkeit Jerusalems und des palästinensischen Landes, am Dienste des Tempels und an dem levitischen Theile des Gesetzes, das Reich Gottes auf eine äußerlich sichtbare Weise erwarteten, und sich trotz alle dem, was, so zu sagen, vor ihren Augen und Ohren vorgegangen war, sich von den einmaligen Massbegriffen nicht losmachen konnten. Ihnen war der Sohn Gottes nur ein gottgesandter Prophet für Israel, und in Wiederherstellung der Theokratie, der israelitischen Gottesherrschaft, die (nach ihrer Meinung) mit dem tausendjährigen Reiche beginnen und auf dieser Erde sich verwirklichen sollte, sahen sie das Heil. Ihnen erschien das Christenthum in der That nur unter der Form eines reformirten Judenthums. Aeußere Gesetzlichkeit, Werkheiligkeit fand an dieser Richtung, der ebionitischen und nazaräischen, ihren Halt. Dagegen machte sich nicht weniger der heidnische Einfluß geltend, seit das Christenthum in grö-

fern Städten Griechenlands, Kleinasiens und Aegyptens, in Ephesus, Corinth, Antiochien, Alexandrien, Wurzel gefaßt und zum Theil die Elemente der damaligen Bildung, namentlich die Sprache und Vorstellungsweise der damaligen Philosophie, sich angeeignet hatte. Waren die Judenchristen in ihren Begriffen vom Reiche Gottes zu engherzig, zu buchstäblich, zu äußerlich und positiv, so setzten manche unter den Heidenchristen sich zu sehr über allen geschichtlichen Zusammenhang hinweg, und verflüchtigten die Thatsachen des Christenthums zu einer bloß, theils geistreichen, theils phantastischen und abenteuerlichen Symbolik, Allegorie und Mythologie. So war ihnen Christus nicht mehr der biblische Menschensohn, uns allen gleich, ausgenommen die Sünde, sondern eine nebligte Scheingestalt, ein Wesen, ähnlich jenen Göttersöhnen des Heidenthums, die nur zur Täuschung der menschlichen Sinne eine irdische Hülle sich umwerfen, wenn sie den Sterblichen sichtbar erscheinen; und in demselben Maße, als die jüdischen Secten das Höhere, Göttliche in Christo verkannten, zerstörten diese, die man gewöhnlich unter dem allgemeinen Namen der Gnostiker befaßt, das ächt Menschliche in ihm*). Eben so läugneten sie, im schroffsten Gegensatze mit jenen, allen historischen Zusammenhang des Christenthums mit dem Judenthum, verachteten das Gesetz, das A. T. und den Gott Abrahams, den sie für ein untergeordnetes, beschränktes, ja, dem höchsten Gott feindseliges Wesen hielten, und aus Mißverstand sowohl der christlichen Freiheit als der Selbstüberwindung überließen sie sich bald den gräulichsten Ausschweifungen, bald den thörichtsten Uebertreibungen in der Enthaltsamkeit.

Doch nicht die äußern Berührungen allein, in welche das Christenthum mit der heidnischen und jüdischen Welt gerieth, gaben Anlaß zu dessen Entstellung und Entartung. Im menschlichen Herzen selbst lag ja so vieles, was dem rein christlichen

*) Einige läugneten, daß er einen wahren Körper gehabt. Andere ließen ihn plötzlich vom Himmel kommen. Noch andere behaupteten, erst bei der Taufe habe sich der Logos mit ihm verbunden. Sie fabelten eine Menge über die Ausflüsse der Geister aus Gott (Aeonen- und Emanationslehre).

Geiſte widerſtrebte und das, ehe es von ihm überwunden ward, die lautere Offenbarung deſſelben trübte und in den Augen der Gegner verdächtig machte. Stolz, Neid, Parteiſucht, kleinliche Eitelkeit, Weltſinn, ſelbſt die Sinnlichkeit in ihren rohern Verirrungen waren den erſten chriſtlichen Gemeinden keineswegs unbekannte Dinge. Man leſe die Briefe an die Corinther, an Timotheus und Titus, den Brief Jacobi, die Briefe Petri. Und eben ſo enthalten die Schriften der erſten Kirchenväter manches, was die überſpannten Vorſtellungen von einer abſoluten Heiligkeit der erſten Jahrhunderte herabzuſtimmen vermöchte. Von der andern Seite war es aber auch wieder natürlich, daß im erſten Augenblicke der Begeiſterung einige weiter gehen wollten, als das Chriſtenthum ſelbſt es verlangte, und daß Ueberſpannung im Einzelnen zum Vorſchein kam (Montaniſten).

Demungeachtet bietet uns die erſte Periode der chriſtlichen Kirchengeſchichte ein Gemälde dar, das bei allen einzelnen Flecken groß und erhebend iſt. Es iſt das Zeitalter der erſten Liebe, die in der Trübſal der Verfolgungen geläutert, es iſt das Zeitalter der Einfachheit, die durch eine freie Gemeindeverfaſſung unterſtützt und in den anſpruchloſen Formen eines zwangloſen Cultus aufrecht erhalten wird. Es iſt das Zeitalter mannigfacher geiſtiger Entwicklung, der noch durch keine Machtſprüche von Concilienſchlüſſen Feſſeln angelegt ſind; daher auch die Originalität der Geiſtesrichtungen, die freiſinnige Unbefangenheit in Meinungen und Anſichten, daher die Begeiſterung, die das Unglaubliche leiſtete und duldete, daher, zum Theil wenigſtens, die Schaar der Märtyrer aus allen Ständen, Altern und Geſchlechtern, daher endlich jene raſche, durch keine andere Gewalt, als die der Ueberzeugung, gewirkte, durch äußere Umſtände theilweiſe begünſtigte Verbreitung. Und wenn es auch ſchon damals viele Schein- und Namenchriſten gegeben haben mag, ſo nöthigten doch die wahren Bekenner Jeſu ſelbſt ihren Feinden eine allgemeine Achtung und das Geſtändniß ab, daß ſie es mit Religion und Tugend redlich meinten und ſtark ſeien in der Liebe.

Erwarten Sie keine weitere Ausführung dieſes Gemäldes.

Der Zweck dieser Vorlesungen gestattet es nicht. Vieles und Treffliches ist über diese Zeit auch für den nicht gelehrten Leser geschrieben, wo ich vor allem auf die Schriften des ehrwürdigen Dr. Neander aufmerksam mache.

Nur eines kann ich mir nicht versagen, Ihnen das Bild vorzuhalten, welches einer der ältesten Schriftsteller, Justin der Märtyrer, im Zeitalter der Antonine von den Versammlungen der Christen entwirft. Ich gebe dieses Gemälde theils darum, weil es einen schneidenden Gegensatz bildet zu dem gothischen Riesengebäude, das im Zeitalter der Reformation vor unsern Augen sich erhebt, theils auch, weil es mit geringen Abweichungen ein sprechendes Vorbild ist zu dem durch die Reformatoren namentlich bei uns eingeführten, einfachern Gottesdienste.

Nachdem Justin von der Bedeutsamkeit des Abendmahls gesprochen, fährt er so fort*): „In allem, was wir dar„bringen, preisen wir den Schöpfer aller Dinge durch seinen „Sohn Jesum Christ und durch den heiligen Geist. Und an „dem Tage, der Sonntag heißt, versammeln sich sowohl die „Bewohner der Stadt, als des Landes an einem Orte, und „da werden die Denkschriften der Apostel (man hatte nämlich „damals noch keine vollständige Bibel des N. T.), oder die „Schriften der Propheten gelesen, so weit die Zeit reicht. „Denn wenn der Vorleser aufhört, hält der Vorsteher eine „ermahnende Ansprache, und muntert zur Nachahmung so schö„ner Dinge auf. Alsdann stehen wir alle auf und verrichten „das Gebet. Nach dem Gebete wird Brot, Wein und Wasser „gebracht, der Vorsteher thut abermals Gebet und Danksagung „aus allen Kräften, und das Volk fügt ein lautes Amen bei. „Dann wird das, worüber gebetet worden (nämlich Brot und „der mit Wasser gemischte Wein) unter die Anwesenden ver„theilt, und den Abwesenden wird es durch die Diakonen ins „Haus gebracht. Die Wohlhabendern, die zum Wohlthun „geneigt, geben nach Belieben etwas für die Armen; diese „Collecte wird dem Vorsteher anvertraut, in dessen Amt es

*) in der 2. Apologie.

„ist, die Waisen und Wittwen, die Kranken, die Gefangenen, „die Fremdlinge, mit einem Worte, die Hülfsbedürftigen zu „besuchen. Wir kommen aber deßhalb am Sonntage zusam„men, theils weil es der erste Tag ist, an welchem Gott „durch Scheidung des Lichts von der Finsterniß die Welt schuf, „theils weil Jesus Christus, unser Heiland, an diesem Tage „von den Todten auferstanden ist."

So einfach war also damals der Gottesdienst der Christen und die Wirksamkeit ihrer Lehrer. Lesen des Schriftwortes, Predigt, Gebet, Feier des Gedächtnißmahles Jesu, Seelsorge und Armenpflege — das war alles, worauf sich dieselben beschränkten, und worauf man in der Reformation nach langen Irrfahrten wieder zurückkam.

Die Versammlungsorte waren meist Privathäuser; bisweilen kam man auf den Gräbern der Märtyrer zusammen, von deren Seelen man die heilige Stätte umschwebt glaubte. Erst im 3. Jahrhundert erhoben sich eigene kirchliche Gebäude, und gegen Ende desselben prangt schon ein prächtiger christlicher Tempel in Nikomedien, der Hauptstadt Bithyniens.

Ueberhaupt finden wir, daß schon in der letzten Hälfte des 3. Jahrhunderts, als bereits viele Hohe und Vornehme zum Christenthum gehörten, als es in den bedeutendsten Hauptstädten des römischen Reichs einheimisch geworden und vor den Verfolgungen der Kaiser eine geraume Zeit verschont geblieben, die Verweltlichung überhand nimmt, und nur die letzte und grausamste Verfolgung unter Diocletian und dessen Mitregenten und Nachfolgern mit dem Anfange des 3. Jahrhunderts konnte die Bessern wieder aus der Erschlaffung wecken, und mußte den schon Entarteten eine Prüfung bereiten, der viele unterlagen.

Mit dem Uebertritte Constantins zur christlichen Religion (311) ändert sich der Stand der Dinge gewaltig. Das Christenthum wird Staatsreligion, und jetzt eben so sehr durch Constantin und seine Nachfolger im Morgen- und Abendlande begünstigt, als früher es von verschiedenen Kaisern, selbst mitunter von den bessern, verfolgt und bedrängt worden war. Der Rücktritt Julians zur Religion seiner Väter (361) bewirkte

nur eine vorübergehende Reaction. Unter Theodos dem Gr. vollendet ſich mit Abſchluß des 4. Jahrh. das neue Gebäude einer chriſtlichen Nationalkirche auf den Trümmern der alten Götterwelt. Doch eben dieſe Trümmer waren nicht im Stande, das neue Gebäude zu tragen. Das ganze weſtrömiſche Kaiſerthum naht ſeinem Untergange. Fremde, bisher nur dunkel gekannte Völker drängen ſich in wogenden Maſſen auf den Schauplatz der Geſchichte, und aus dem wilden Chaos geſtaltet ſich die neue Schöpfung der chriſtlich-germaniſchen Welt. Dieſes Amalgam der ſogenannten Völkerwanderung in ſeine Beſtandtheile zu zerlegen, würde hier zu weit führen. Genug, daß die Reiche, die wir nun allmählig entſtehen ſehen, das burgundiſche, das fränkiſche, das oſt- und weſtgothiſche, das lombardiſche, das angelſächſiſche den Boden einſchließen, in welchen nunmehr der Same eines freilich ſchon vielfach entſtellten, noch immer aber mit geiſtiger Kraft hinlänglich geſättigten Evangeliums als befruchtendes Bildungsprincip gelegt wurde. Ja, wenn das Chriſtenthum je ſich als ein Ferment, als einen Sauerteig gezeigt hat, der die Maſſe durchſäuert, ſo war es hier, und gerade der Umſtand, daß ſelbſt ein entartetes, durch ein rohe Prieſterlehre ſchon vielfach verunſtaltetes Chriſtenthum ſo viel vermochte, iſt ein Beweis für ſeine bildende Kraft. Unvermerkt lag am Ende doch der Keim der Reformation ſelbſt ſchon eingeſchloſſen in dem Samenkorne, das ein Bonifaz, ein Columban und Gallus, ein Willibrod und Anſchar in die deutſche Erde warfen, und was dieſes Volk in dürftiger uud unvollkommener Geſtalt von ſeinen Prieſtern erhalten hatte, das gab es dann durch die Reformation ſelbſt mit reichem Wucher zurück; indem „das „reinere Licht, wozu die Geiſtlichkeit aus dem Alterthum den „Zunder hinübergerettet“*), von der dankbaren Hand ihrer würdigen Söhne gepflegt auf den weithinſtrahlenden Leuchter geſtellt ward. Ja, es bleibt noch immer die Frage, ob die damaligen Völker des Abendlandes im Stande geweſen wären, das reine Chriſtenthum ohne weitere Vorbereitung aufzufaſſen,

*) Joh. von Müller allg. Geſch. IX. 474.

und ob nicht der zarte Same deſſelben bald wieder wäre vom Sturme verweht worden. Es ſchien der Vorſehung zu gefallen, die Sonne des Heils eben darum an der Grenze der alten und neuen Welt aufgehen zu laſſen, damit das Chriſtenthum von der erſtern ſich das aneignen könnte von Geiſtesbildung und Wiſſenſchaft, was ihm bei ſeiner Entwicklung zu gut kommen ſollte. Es ſollte die junge Pflanze in dem alten Boden erſtarken, ehe ſie in das neue Erdreich verſetzt werden konnte, das ihr beſtimmt war. So ſehen wir denn das Chriſtenthum auf der einen Seite ſich nach außenhin zu einem feſten, dauerhaften Körper conſolidiren, auf der andern aber freilich dadurch auch an ſeinem urſprünglichen, rein geiſtigen Gehalt nicht Weniges einbüßen; wir ſehen, wie die Idee ſich allmählig verſteinert und verhärtet in den äußern Formen des Kirchenthums.

Betrachten wir dieſe merkwürdigen Veränderungen im Einzelnen, wie ſie beſonders in dem Zeitraume zwiſchen Conſtantin und Theodor, alſo im 4. und 5. Jahrhundert, vor ſich gegangen ſind, ſo ergiebt ſich uns Folgendes:

Die Verfaſſung, die früher, wenn auch nicht rein, doch überwiegend demokratiſch geweſen, bildet ſich zur Ariſtokratie aus. Die biſchöfliche Würde, früher eins und daſſelbe mit der prieſterlichen oder pfarramtlichen Würde überhaupt, hebt ſich über dieſe mehr und mehr heraus, wozu indeſſen ſchon die hierarchiſchen Beſtrebungen eines Cyprian von Karthago vieles beigetragen hatten. Die Biſchöfe, und nicht mehr das chriſtliche Volk, repräſentiren nun die allgemeine, die katholiſche Kirche, deren Einheit immer mehr auch äußerlich in Lehre und Gebräuchen hervortritt. Die geſetzlichen Verſammlungen der Kirchenoberſten (Concilien, Synoden), die man vom h. Geiſte beſonders geleitet glaubte, dictiren das Geſetz des Glaubens ſowohl, als des Cultus. Sie ſprechen das Verdammungsurtheil über die, welche anders denken und lehren, als die Mehrheit der Biſchöfe es gutfindet, und die weltliche Macht leiht den Arm zu ihrer Verfolgung. Manche freiere, eigenthümliche Anſicht, die früher ſelbſt von den ausgezeichnetſten Kirchenlehrern ausgeſprochen war, durfte jetzt nicht mehr gewagt

werden, wenn sie etwas in sich enthielt, das der angenommenen und von den Kaisern bestätigten Formel widersprach. Die wichtigsten Lehren der christlichen Theologie von der Gottheit Christi, von der Dreieinigkeit, von dem Verhältniß der menschlichen Freiheit zur göttlichen Gnade, erhielten jetzt ihre nähere, von der einfachen Bibelsprache sich nicht selten entfernende Bestimmung, und es gestaltete sich mehr und mehr ein künstlich dialektisches, zugleich unabänderliches System der katholisch kirchlichen Orthodoxie, an dem sich übrigens der Scharfsinn der ausgezeichnetsten Denker versuchte. In diese Zeit, d. h. in das 4. und den Anfang des 5. Jahrhunderts, fallen die Namen der größten Kirchenlehrer, eines Athanasius, Basilius, Chrysostomus, der beiden Gregore und des im Abendlande von allen hochgefeierten Augustinus, deren Ansehen allmählig das der frühern Lehrer, eines Justin, Clemens, Origenes, Hieronymus, Tertullian, überstrahlte; in diese Zeit aber auch die Ketzernamen der Arianer, Nestorianer, Monophysiten, Pelagianer, mit deren Meinungskämpfen ich Sie hier nicht länger aufhalten will.

Nicht aber blieb es allein bei der bischöflichen Würde, die in den von den Kaisern und ihren Statthaltern präsidirten Synoden ihre Gesammtmacht äußerte; sondern über die bischöfliche selbst erhebt sich eine neue und höhere, und schon fängt die Pyramide der Hierarchie an sich der einen Spitze zu nähern, in die sie am Ende auslief. Die bischöfliche Aristokratie wird erzbischöfliche und patriarchalische Oligarchie, und aus dieser endlich wieder erzeugt sich die päpstliche Monarchie.

Der Unterschied von Stadt und Land, der zu allen Zeiten im Kampfe der politischen Principien sich geltend gemacht hat, blieb auch in der politisch kirchlichen Welt nicht ohne Bedeutung. In den Städten hatte das Christenthum zuerst feste Wurzel gefaßt und diejenige ökonomische und materielle Unterstützung gefunden, ohne welche auch das Höchste und Trefflichste auf dieser Welt nicht lange bestehen kann. Die Christen vom Lande kamen, wie wir in dem vorhin betrachteten Gemälde des Justin gesehen haben, in die Stadt,

um da ihren Gottesdienſt zu halten, und erſt ſpäter wurden eigene Landkirchen für ſie errichtet. Dieſe Tochterkirchen (Filiale) blieben aber fortwährend in einem gewiſſen Abhängigkeitsverhältniß zur ſtädtiſchen Mutterkirche, und die Landbiſchöfe wurden von den Stadtbiſchöfen nicht ſelten etwas von oben herab angeſehen. Unter den Städten ſelbſt und ihren Biſchöfen war aber auch wieder eine Rangordnung. Die Biſchöfe der angeſehenern und größern Mutterſtädte hießen nun Metropoliten, oder auch Erzbiſchöfe, Primaten, und unter dieſen ragen wieder die vier Patriarchen von Rom, Conſtantinopel, Antiochien und Alexandrien hervor; unbedeutender war der Patriarch von Jeruſalem, wenn gleich ſeine Kirche, hiſtoriſch genommen, die Mutterkirche aller geweſen.

So haben wir denn einen weit verzweigten, geordneten und gegliederten Prieſterſtaat im Staate; einen ſogenannten Clerus, gegenüber den Laien oder dem Volke, und in dieſem Clerus ſelbſt wieder eine Menge von Abſtufungen des höhern und des niedern Clerus, die wir hier nicht ins Einzelne verfolgen können. Natürlich, daß nun in demſelben Maße, als die Hierarchie, d. h. die geiſtliche Herrſchaft und Rangordnung, ſich ausbildete, auch der Cultus ein prachtvollerer und zuſammengeſetzter wurde. Was iſt ein Prieſter, ohne Tempel und Altar? ja, wodurch ſoll der höhere Prieſter vor dem niederern ſich unterſcheiden, wenn nicht Geſchäfte in ſeinem Amte vorkommen, die dieſer nicht verrichten darf? wenn nicht in dem Kreiſe des Heiligen ſelbſt wieder ein Allerheiligſtes iſt, nur ihm allein und ſeines Gleichen zugänglich? Dem einfachen Lehrer der frühern Jahrhunderte genügte wohl eine Form des Gottesdienſtes, wie der ehrliche Juſtin ſie uns vorhin beſchrieben hat. Aber jetzt war es anders geworden. Fürſten wollten auch die Kirche fürſtlich beſchenken, und der Ort, an dem ſie Gott anbeteten, ſollte nicht zurückſtehen hinter dem Palaſte ihrer täglichen Wohnung. Seit Conſtantin ſeinen Herrſcherſitz nach dem alten Byzanz verlegt und in das neue Conſtantinopel verwandelt hatte, ging auch der Glanz des alten Roms unter chriſtlichen Kunſtformen auf daſſelbe über. Die herrliche Sophienkirche, die ſchon Conſtantin in großartigem Style hatte erbauen laſſen, und die

mehrmals ein Raub der Flammen wurde, erhob sich unter Justinian I. (557) in noch höherer Pracht aus ihrer Asche. Rom wollte aber gegen die Nebenbuhlerin, Constantinopel, nicht zurückbleiben. Und welche Stadt konnte besser in einen solchen Wettstreit sich einlassen, als die alte Hauptstadt der Welt mit ihren unzähligen Göttertempeln, die nun ohne Bedenken in christliche Kirchen umgewandelt und auf christliche Namen zurückgeführt wurden? So ward z. B. das Pantheon eine Marienkirche. Der römische Bischof, Gregor der Große, im 7. Jahrhundert war es aber besonders, der überhaupt das äußere Kirchengepränge auf die Stufe des alttestamentlichen Levitenthums erhob. Künstliche Gesangweisen und Chöre erfüllen von nun an die Tempelhallen, in denen der Weihrauch zum Gotte des neuen Bundes aufsteigt, wie einst in denselben Tempeln zu den Göttern des Olymp. Wachskerzen und Crucifixe schmücken die Altäre, auf denen das Opfer der täglichen Messe gebracht wird; köstliche Gewänder wallen von den Schultern der Priester, und die Bilder und Gemälde finden, wiewohl nicht ohne vielfachen Widerspruch und Kampf, mehr und mehr Eingang im Morgen- wie im Abendlande. Die Zahl der Feiertage und der Fasten mehrt sich, das Andenken der Apostel und Märtyrer wird allmählig ein Heiligendienst, und die Jungfrau Maria gewinnt an göttlicher Verehrung in dem Maße, als das eheloſe Leben (Cölibat) an Ehre und Verdienstlichkeit bei der Menge zunimmt. Seit Helena, die Mutter Constantins, eine Wallfahrt in das gelobte Land unternommen, und von da, nach ihrer Versicherung, das wahre Kreuz Christi und andere kostbare Reliquien nach Hause gebracht hatte, ward diese Sitte des Wallfahrtens und Reliquiensammelns vielfach nachgeahmt, und dem Betruge öffnete sich in der frommen Einfalt ein weiter Spielraum. Besonders aber fand der Aberglaube der Menge sowohl, als der Fanatismus derer, die sie begeisterten, seine Stütze an dem immer bedeutender werdenden Einfluß des Mönchthums.

Je mehr nämlich das Christenthum angefangen hatte, sich der Welt gleichzustellen, desto mehr trieb der Sinn für das

Ueberweltliche und Uebergeistliche diejenigen in die Einsamkeit, die sich in die neuen Verhältnisse weder finden konnten, noch wollten. Der Hang zum einsamen und beschaulichen Leben war ohnedieß im Orient nichts Ungewöhnliches, und hier, in den Gebirgen und Wüsteneien Aegyptens und Syriens, wohin auch Einzelne während der Verfolgungen sich mochten geflüchtet haben, finden wir die ersten Beispiele des sogenannten Anachoreten- oder Einsiedlerlebens. Pachomius, ein Schüler des heiligen Antonius, sammelte zuerst im 4. Jahrhundert die Eremiten Oberägyptens in eine förmliche Mönchsgesellschaft (Congregation), und ins Unglaubliche mehrte sich von Jahr zu Jahr die Zahl der frommen Müßiggänger. Anfänglich gehörten die Mönche dem Laienstande an, und bildeten gegen die verweichlichten, in Weltlichkeit versunkenen Bischöfe und Geistlichen nicht selten eine kräftige und heilsame Opposition. Später aber, namentlich als das Mönchthum sich auch im Abendlande ausgebreitet hatte und von angesehenen Kirchenlehrern, wie von Basilius und Augustin, unterstützt ward, wurden die Mönche Geistliche, und verschafften sich dadurch einen neuen Einfluß auf die Angelegenheiten der großen Kirche, ja auf die Angelegenheiten des Staats, der Höfe und der Welt überhaupt, von der sie sich erst so entschieden ausgesondert hatten. Eine wohlthätige Reformation brachte Benedict von Nursia im 6. Jahrhundert in das Mönchthum des Abendlandes, indem er seine Ordensbrüder, die in der Folge nach ihm genannten Benedictiner zu Montecassino im Neapolitanischen, zu einer wohlorganisirten Gesellschaft vereinigte, sie zur Arbeit und nützlichen Studien anhielt und überhaupt solche Vorschriften gab, wie sie in der Folge von den meisten ähnlichen Stiftungen nachgeahmt, wiewohl selten in der rechten Strenge gehalten worden sind. Und so wurden denn, bei allen Mängeln und Schattenseiten, die Klöster des Abendlandes die Pflegerinnen der Wissenschaft in einer in Barbarei versunkenen Zeit. Aus ihnen gingen die Missionarien für den größten Theil des jetzt seiner Bildung sich freuenden Europa, aus ihnen später die Lehrer der Universitäten, die Schriftsteller der Kirche, und so manche große Männer hervor, denen die neuere Welt ihre Gesittung verdankt. Ja, wer kann es vergessen, daß aus

einer dunkeln Klosterzelle das Licht der Reformation selbst, in Deutschland wenigstens, aufgegangen ist?

Bei dem immer größern Wachsthum der geistlichen Macht mußte die weltliche wohl auf ihrer Hut sein, um nicht endlich verdrängt zu werden. Das griechisch-byzantinische Reich bietet uns im 8. Jahrhundert einen merkwürdigen Kampf dar, der weltlichen Macht gegen Priesteranmaßung und Mönchsfanatismus, in den heftigen mit allen Waffen der Leidenschaft geführten Bilderstreitigkeiten. Es siegte, der Vernunft zum Trotze, aber von Rom unterstützt, die Partei der Bilderfreunde, und eine nicht geringe Blöße gab dadurch das Christenthum seinem neuen Feinde, dem immer weiter um sich greifenden, auf den Glauben an den einen Gott und auf gänzliche Bilderlosigkeit des Cultus gestützten Mahomedanismus. Während eben dieser Kämpfe im Morgenlande beherrschte der Geist eines abendländischen Fürsten seine Zeit dergestalt, daß mit ihm billig eine neue Epoche in der Geschichte der kirchlichen Entwicklungen beginnt. Obwohl zum Theil durch die schlaue Dienstwilligkeit des bischöflichen Stuhls zu Rom unterstützt, ja von Leo III. zum römischen Kaiser gekrönt, doch keineswegs dem Papste, seinem Vasallen, unterworfen, war Karl der Große Alleinherrscher des fränkischen Reichs und gewissermaßen oberster Landesbischof seiner Kirche. Eine weitere Charakteristik dieses außerordentlichen Geistes würde hier am unrechten Orte stehen. Auch an den größten Gestalten der Vorzeit müssen wir vorübereilen unsrem Ziele zu. Aber wenn wir in dieser flüchtigen Skizze vor allem die Erscheinungen ins Auge zu fassen haben, die wir als reformatorische oder als solche bezeichnet, welche reinigend und verbessernd auf den Geist der Zeit eingewirkt haben, so steht Karl der Große, umgeben von den erleuchtetern Männern seiner Zeit, einem Beda, Alcuin, Paul Warnefried, Walafried Strabo, an welche sich Agobard von Lyon und Claudius von Turin unter seinem Nachfolger anschließen, mit Recht als Reformator da, wenn gleich die Nebel des Jahrhunderts, von denen auch sein Geist umgeben war, ihm nicht gestatteten, überall auf den klaren Grund zu schauen. Ja, auch in so fern ist das Zeitalter Karls des Großen für die Reformationsgeschichte wichtig,

als ſo manche äußere Einrichtungen in Cultus und Wiſſenſchaft, ſo manche nationale Stiftungen im Kirchen- und Schulweſen, die Eintheilung der deutſchen Bisthümer, die Einführung der Zehnten u. ſ. w. hier ihre hiſtoriſche Erörterung finden. Und iſt es nicht daſſelbe Sachſen, das die Wiege der deutſchen Reformation ward, welches den blutigen Anfang ſeines Chriſtenthums auf dieſen fränkiſchen mächtigen Eroberer zurückführt, der, als ob er es von ſeinen Feinden, den Sarazenen, gelernt hätte, mit Feuer und Schwert die göttliche Wahrheit zu verbreiten, ſich berufen glaubte? Was aber Karl der Große durch das kriegeriſche Schwert nicht vermochte, oder nur unvollkommen und äußerlich, das wirkte ſieben Jahrhunderte ſpäter die deutſche Theologie durch das zweiſchneidige Schwert ihres Wortes auf ſicherere, dauernde Weiſe. Daſſelbe Sachſen, das ſeinen Wittekind gebar, gebar auch ſeinen Luther. Nicht nur aber verbreitet ſich von jetzt an das Chriſtenthum großentheils mit Gewalt im Norden Europa's, ſondern, wie dieſes an Umfang, ſo gewinnt auch die päpſtliche Macht gleichmäßig an Ausdehnung und Anſehen.

Wir haben ſchon bemerkt, wie bald nach Conſtantin die vier Patriarchen von Rom, Conſtantinopel, Antiochien und Alexandrien ein bedeutendes Uebergewicht erhielten. Unter dieſen waren es wieder die zwei, der römiſche und der conſtantinopolitaniſche, die ſich den Rang und den Titel eines allgemeinen (ökumeniſchen) Biſchofs ſtreitig machten, während die beiden andern mehr und mehr in den Schatten traten. Nun aber wird auch bald der morgenländiſche Kirchenfürſt von dem abendländiſchen Nebenbuhler verdunkelt, und die ariſtokratiſche Verfaſſung der Kirche in eine monarchiſche verwandelt.

Was alles dazu beigetragen, die päpſtliche Suprematie auszubilden, zu befördern und ihr endlich zum Siege zu verhelfen, kann hier zwar nur in allgemeinen Zügen angedeutet, darf aber nicht ganz übergangen werden. Einmal galt es, ſich des conſtantinopolitaniſchen Nebenbuhlers zu entledigen. Dieß geſchah nicht ſowohl durch Unterwerfung des letztern, als durch die gänzliche Trennung der beiden Kirchen des Morgen- und Abendlandes, die ſeit dem 7. Jahrhundert durch mehrere dogmatiſche und

andere persönliche Streitigkeiten angebahnt, mehr und mehr vorbereitet und endlich im 11. Jahrhundert gänzlich vollendet ward.

Mit der Verlegung des Kaiserſitzes nach Byzanz hatte eigentlich bereits Conſtantin dem römiſchen Biſchof einen Sitz eingeräumt, um den ihn alle beneiden mußten. Das alte Rom, die Hauptſtadt der Welt, vor der die Völker ringsum gezittert, es hatte in aller Augen einen noch zu großen und gewaltigen Nimbus, als daß nicht gern die geiſtliche Gewalt denſelben zu ihrem Vortheil gewendet hätte, nachdem die weltliche Krone ſeiner nicht mehr zu bedürfen glaubte. Und in der That, Roms Herrſcherkraft war noch nicht erſchöpft. Noch einmal ward es Weltbeherrſcherin, nur unter anderer Form. An die Stelle der weltlichen Waffen traten die geiſtlichen, und die Blitze des Capitols erneuerten ſich in den Bannſtrahlen des Vatican. Roms Biſchof war der reichſte, der mächtigſte, der angeſehenſte ſchon der Natur der Sache, d. h. den geographiſchen und hiſtoriſchen Verhältniſſen nach. Was Wunder, wenn er dieſe Vorzüge benutzte, aus dem mächtigſten nun auch der einzige zu werden? Die Völker des Abendlandes bedurften eines geiſtigen Haltes und Mittelpunctes, wenn mit ihrer Bildung etwas werden ſollte, und man hat Unrecht, über den frühern und ſpätern Ausartungen des Papſtthums die wohlthätige Wirkung deſſelben in einem der äußern Stütze bedürftigen Zeitalter zu überſehen, welcher beſonnene Geſchichtforſcher, wie unſer Johann von Müller, volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen *).

Ich übergehe die übrigen Umſtände, welche dazu beitrugen, die päpſtliche Macht im frühern Mittelalter zu erhöhen, den Einfluß, den die römiſchen Biſchöfe auf die Ehestreitigkeiten der Fürſten übten, das Recht der Appellation, von dem ſie mit Uebergehung der erzbiſchöflichen Inſtanz immer ausgedehntern Gebrauch machten, die Berufung auf falſche, untergeſchobene Rechtsurkunden (pſeudoiſidoriſche Decretalen), beſonders aber die immer häufiger werdende Berufung auf den Apoſtel Petrus, als den erſten Biſchof von Rom, und auf das Primat, das ihm

*) M. ſehe deſſen Reiſen der Päpſte im 8. Bande ſeiner Werke.

Christus soll übertragen haben. Ich mache nur auf das eine aufmerksam, wie die neugebildeten Kirchen im Abendlande gleich von ihrem Entstehen dadurch an den päpstlichen Stuhl geknüpft wurden, daß die Bekehrung jener Völker, die Sendung der Missionarien und deren Unterstützung großentheils von Rom ausging. So war der Apostel der Deutschen, Bonifaz, ein Vasall des römischen Stuhles, und England war in kirchlicher Hinsicht nichts anderes, als eine päpstliche Provinz, in welcher der h. Dunstan im 10. Jahrhundert mit unumschränkter Gewalt hauste. Wie viel Gutes hätte ein so hochgestellter Priester, wie der zu Rom, in dieser Zeit thun können, wenn er beseelt von dem Geiste des wahren Christenthums, vom Geiste der Humanität, dahin gestrebt hätte, die Völker allmählig dem Lichte entgegenzuführen, und an christliche Zucht und Sitte sie zu gewöhnen. Daß nun vielleicht einige Päpste von ihrer Gewalt im bessern Sinne Gebrauch gemacht haben, der Willkür launenhafter Fürsten und eines rohen Adels gegenüber, kann und darf nicht geläugnet werden. Aber freilich die Versuchung war zu groß, der Gedanke an einen sichtbaren Statthalter Gottes auf Erden zu ungeheuer, zu verführerisch, als daß ein solches Institut nicht endlich in die gräulichste sittliche Mißgestalt hätte ausarten sollen; denn ich wiederhole es — nicht das Dasein einer kirchlichen Monarchie an sich (obwohl ich dieser eben wegen ihrer Gefährlichkeit nicht das Wort reden möchte), sondern die daran sich so leicht hängenden Mißbräuche sind die unchristliche Seite des Papstthums, von der auch die Reformation zuerst es angriff.

Das Verderben lag aber nicht in den Päpsten, als solchen, allein, es lag in der Zeit und der Habsucht der weltlichen Fürsten und Großen, welche geistliche Aemter und selbst den Stuhl zu Rom um schnödes Geld verkauften, so daß die Unwürdigsten, Weichlichsten und Verächtlichsten am Ende zu den einflußreichsten Stellen, namentlich auf den Stuhl zu Rom, gelangten. Am ärgsten wurde das Unwesen getrieben in der finstern Zeit des 9. und 10. Jahrhunderts besonders durch die toskanische Partei in Italien, geleitet von den schändlichen Buhlerinnen Theodora und Marozzia. Die Reihe von Weibergünstlingen, welche, selbst weibisch in ihrem Wesen, den Stuhl zu Rom schändeten, mochte

wohl den Anlaß zu der Sage von einer Päpstin Johanna gegeben haben, von der jetzt wohl ausgemacht ist, daß sie keine historische, sondern nur eine die Sache trefflich bezeichnende, allegorische Person gewesen. Zwei Laster waren es, die man der Geistlichkeit in dieser Zeit besonders zur Last legte, die Unzucht und die Simonie. Unter der letztern verstand man den Handel mit geistlichen Pfründen; denn ihr Name rührt daher, weil einst Simon der Magier vom Apostel Petrus die Ertheilung der Wundergabe, und somit die Ertheilung eines göttlichen Amtes, um Geldeslohn verlangt hatte (Apostelg. 8, 18. 19.). Da trat ein Mann als Reformator auf, den zwar wenige den Reformatoren gleichstellen werden, weil er seines schlimmen Namens wegen eher ihr Widerspiel zu sein scheint. Und dennoch war er Reformator in seiner Art; ich meine den berüchtigten, von vielen aber falsch beurtheilten Mönch Hildebrand, nachmaligen Papst Gregor VII. Er war es, der mit dem Anschein wenigstens eines sittlichen Ernstes und einer hohen Kraft des Willens die Gebrechen der Kirche rügte, und die Unabhängigkeit der geistlichen Würde von weltlicher Gunst auf eine immerhin großartige Weise ins Licht stellte. Er war, wie Johann von Müller ihn treffend zeichnet, „standhaft, wie ein Held, klug, wie ein Senator, eifrig wie ein Prophet, streng in seinen Sitten" *). Hätte er zu diesem Erbtheil von altrömischen Tugenden den Geist christlicher Mäßigung und Demuth gehabt, er wäre in der That ein Reformator, ein Luther des 11. Jahrhunderts geworden. In seiner Person gewann das Papstthum wieder an sittlicher Bedeutung, wenn wir nämlich unter dieser mehr die äußere Ehrbarkeit und eine immerhin achtungswerthe Consequenz verstehen; aber zugleich erreichte es auch in dieser Person zwar noch nicht den Gipfel der Anmaßungen, die seine Nachfolger noch weiter trieben, wohl aber den Gipfel seiner möglichen Größe. Wenn wir von einem Papstideal reden dürfen, so hat es sich in Gregor realisirt. Aber schon in ihm hat es sich auch überlebt, seiner Bedeutung nach. Der

*) Reisen der Päpste S. 35; vergl. auch über ihn Voigt, Hildebrand als Papst Gregorius VII. und sein Zeitalter. Wien 819.

kirchliche Monarchismus artet aus in Univerſalde ſpotie, und bereitet ſich eben dadurch ſeinen Fall. Von Gregor VII. (1073) an beginnt nun die Periode, welche dem Reformations-Zeitalter unmittelbar vorausgeht. Ein langer, mit abwechſelndem Glücke geführter Kampf zwiſchen der geiſtlichen und weltlichen Macht, raſche Fortentwicklung der Mißbräuche, äußerſtes Verderben der Kirche an Haupt und Gliedern ſind das Bezeichnende derſelben. Aber auch große Unternehmungen, wie die Kreuzzüge, merkwürdige Erſcheinungen auf dem geiſtigen Gebiete, wie die Scholaſtik und Myſtik, ſchöne Stiftungen zum Wohle der Menſchheit und edle Züge der aus der Rohheit erwachenden Humanität, zeichnen dieſe Zeit aus. Ja, vielfach und oft von den entgegengeſetzteſten Puncten aus entwickeln ſich in dieſem Zeitraume, beſonders gegen Ende deſſelben, die reformatoriſchen Elemente, welche die Bewegungen des 16. Jahrhunderts vorbereiten. Secten und Parteien verſchiedner Art entſtehen, welche, nicht achtend die Schrecken der Inquiſition und der Ketzerkriege, mit Gefahr des Lebens, ja mit wirklicher Aufopferung deſſelben, der römiſchen Uebermacht den Kampf ankünden. Die Albigenſer und Waldenſer, Wicliff, Huß und Hieronymus von Prag gehören dieſer ereignißreichen Periode an, und bilden die Einleitung zur Geſchichte der Reformation. Aber auch die Kirche ſelbſt verſucht ſich zu helfen durch die Mittel, die ſie noch im eignen Schooße birgt. Die großen Kirchenverſammlungen von Piſa, Koſtnitz und Baſel ſollen eine Reform an Haupt und Gliedern herbeiführen, ehe es noch den Ketzern gelingen mag, dem ſiechen Körper den Todesſtoß zu verſetzen. Zu tagen beginnt es allenthalben in den Köpfen ſeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften. Die Schriften der Alten, längſt vergeſſen, oder einſeitig in der Perſon des Ariſtoteles geehrt, werden wieder heraufbeſchworen aus dem Moder, in dem ſie begraben lagen. Die Eroberung Conſtantinopels hilft dazu mit, die Kenntniß des Griechiſchen und dadurch ein beſſeres Verſtändniß der heiligen Urkunden des Chriſtenthums im Abendlande zu verbreiten. Auch das Hebräiſche, längere Zeit nur ein Eigenthum jüdiſcher Rabbinen, wird wieder erforſcht. Erasmus und Reuchlin verſcheuchen die Nebel der mönchiſchen Finſterniß. Die Buchdruckerkunſt wird erfunden.

Ein neuer Welttheil taucht aus den Fluthen auf. Alles drängt ſich einer neuen Zeit, alles dem Lichte entgegen. Gott ſprach, es werde Licht, und ſiehe! es ward Licht.

Dritte Vorleſung.

Entwicklung der Hierarchie und des Papſtthums, beſonders ſeit Gregors VII. Zeiten. Ausbildung der kirchlichen Univerſalmonarchie. Idee des Theokratismus. Inveſtiturſtreit. Nuntiaturen. Bann und Interdict. Ablaß- und Dispenſationsweſen. Kreuzzüge. Kanoniſationen. Mönchthum. Domcapitel. Cölibat der Geiſtlichen. Kurzer Blick auf die Geſchichte der Päpſte ſeit Gregor VII.

Zwei Mönche ſind es, die eine Reihe von Jahrhunderten auf ihre Zeit gewirkt haben, der Benedictinermönch Hildebrand und der Auguſtiner M. Luther, der eine freilich dadurch, daß er das Gebäude der Hierarchie vollendete und befeſtigte, der andere, daß er es in ſeinen Grundfeſten erſchütterte. In ſo fern mögen die beiden Mönche freilich als Antipoden erſcheinen, wie auch ihre Syſteme, Hildebrandismus und Lutheranismus, ſich wie Feuer und Waſſer bekämpfen. Demungeachtet können wir nicht ſagen, wie ſich die Dinge würden geſtaltet haben, wenn der Mönch M. Luther im 11., der Mönch Hildebrand im 16. Jahrhundert gelebt hätte. Jeder Menſch, ſo ſehr er auch beſtimmend auf ſeine Zeit einwirkt, iſt mehr oder weniger auch wieder ein Product ſeiner Zeit, und wird durch ſie beſtimmt. Das müſſen wir nie vergeſſen, wenn wir in unſrem Urtheil über die Einzelnen gerecht, und in unſrer Betrachtung des Ganzen weiſe und beſonnen ſein wollen.

Daß die Reformation Luthers vorbereitet worden durch die Fülle der Zeiten, iſt ſchon oft geſagt und nachgewieſen worden. Dieſe Vorbereitung kann aber eine doppelte ſein, eine negative und eine poſitive. Negativ wird jeder Reformation,

jeder Verbeſſerung vorgearbeitet durch die Entartung und Verſchlimmerung, poſitiv durch die Anſtalten, welche gemacht werden, um dem Uebel abzuhelfen. Das Sprichwort, daß, wo die Noth am größten, auch die Hülfe Gottes am nächſten ſei, findet in erſterer Beziehung ſeine Anwendung, und hat ſich in der Geſchichte öfters bewährt. Es muß das Maß der Sünde, der Thorheit, der Unvernunft voll werden, bis es der Vernunft wieder gelingt, mit ſicherem Lichte durch die Nebel durchzudringen, die ſich über der Menſchheit gelagert haben. So war es alſo auch hier. Zu all den Mißbräuchen, welche Luther und ſeine Genoſſen angriffen, hatte die Zeit der erſten tauſend Jahre nur den Anfang gegeben; jetzt reifen ſie mit Schnelligkeit dem Verderben entgegen. Oft ſetzt ſich ein Mißbrauch an einen guten Gebrauch, der Irrthum an die Wahrheit, an, und ſo lange noch die beſſere Unterlage bleibt, ſo lange iſt auch der Zuſtand erträglich. Wenn aber endlich das reine Metall der Wahrheit von dem ſich anſetzenden Roſte verzehrt, wenn die gute Saat vom Unkraut vollends erſtickt zu werden droht, dann iſt die Gefahr am höchſten.

Aber auch, wie geſagt, die Hülfe am nächſten; denn neben der negativen Entwicklung des reformatoriſchen Geiſtes geht die poſitive nebenher. Zu dem Gifte iſt auch immer ſchon ein Gegengift, wie im Reiche der Natur, ſo im Reiche der Sittlichkeit, vorhanden, und an dem härteſten Widerſtande reibt ſich bereits die noch ſtärkere Waffe. Freilich ſind dieſe Gegengifte oft zerſtreut, und oft entziehen ſie ſich lange dem Blicke des Forſchers. Das Reich der Täuſchung iſt auch hier ein unendliches. Oft wird zu falſchen Arzneien, zu ſchädlichen Waffen gegriffen, und man verſucht es, den Teufel auszutreiben durch den oberſten derſelben, wodurch die Verwirrung nur größer und die Wunde ärger wird.

Aber endlich kommt denn doch einmal der Augenblick, wo, theils durch ein glückliches Zuſammentreffen der Umſtände, theils durch eine neu hinzukommende, mächtige Wirkſamkeit ausgezeichneter Individuen, die zerſtreuten Elemente in *eins* geſammelt, die einzelnen Pfeile zu *einem* ſtarken Köcher verbunden werden.

Dieſen Abend dürfte uns wohl bloß die negative Seite unſrer Aufgabe beſchäftigen, und auch dieſe nur theilweiſe, nämlich die weitere Entwicklung des Papſtthums, woran ſich dann in den zwei folgenden Stunden die Darſtellung der Mißbräuche, wie ſie ſich unter dem Einfluß eben dieſes Papſtthums in Lehre, Cultus und Sitte ausgeprägt haben, anſchließen wird.

Wenn wir ſagen, daß die kirchliche Verfaſſung des Mittelalters die der Monarchie geweſen, ſo haben wir damit ihren Charakter zwar im Allgemeinen angedeutet, aber noch nicht genauer beſtimmt; denn, wie im Politiſchen, ſo läßt ſich auch im Kirchlichen fragen, ob die Monarchie eine abſolute, oder ob ſie eine conſtitutionelle geweſen. Wir könnten uns immerhin denken, daß der Biſchof zu Rom zwar der oberſte aller Biſchöfe und die letzte und höchſte Inſtanz geweſen, daß ihm aber doch die kirchliche Verfaſſung beſchränkend entgegengetreten wäre mit Beſtimmungen, die er nicht willkürlich aufheben durfte. Eine ſolche conſtitutionelle Partei (um ſie mit einem geläufigen Worte unſrer Zeit zu bezeichnen) finden wir auch fortwährend in der Kirche, und beſonders machte ſich dieſelbe gegen Ende unſrer Periode in den Stimmen geltend, welche behaupteten, das Concil ſei über dem Papſt. Allein innerhalb dieſer Schranken eines conſtitutionellen Papſtthums hielt ſich das hildebrandiſche Syſtem keineswegs. Es wollte eine abſolute, eine kirchliche Univerſalmonarchie. Nicht nur höchſter Biſchof ſollte der zu Rom ſein, ſondern allgemeiner. Nicht nur ſollte z. B. er die letzte Inſtanz ſein, an die man in kirchlichen Dingen appelliren konnte, ſondern mit Uebergehung aller Mittelſtufen ſollte er auch unmittelbar in die Angelegenheiten jeder einzelnen Dorfkirche, jedes Biſchofs, jedes Pfarrers, ja jedes einzelnen Gliedes einer Gemeinde eingreifen und nach Willkür entſcheiden dürfen. Wie im Politiſchen eine abſolute Monarchie der Ariſtokratie in ſo fern entgegenwirkt, daß ſie ſich über die Vorrechte des Adels eben ſo gut hinwegſetzt, als über die Rechte des Volkes, ſo war es auch hier, indem die Päpſte die Vorrechte des höhern Clerus, namentlich der Erzbiſchöfe, allmählig ganz an ſich riſſen. Und hierin wurden ſie ſogar von den Biſchöfen unterſtützt, die lieber einem einzelnen, entfernten Oberhaupte in Rom, als

ihren natürlichen Vorgesetzten gehorchten. Und wie oft hat nicht schon ein verkehrter Haß gegen die Aristokratie der Despotie der Einzelnen in die Hände gearbeitet!

Um aber auch die hohen Geistlichen und Prälaten zufrieden zu stellen, bedurfte es weiter nichts, als aus ihnen die Angesehenen und Einflußreichen zu Creaturen der päpstlichen Monarchie zu machen. Solche Creaturen waren jetzt die Cardinäle oder Collateralbischöfe des Papstes, die anfänglich, ähnlich wie die sieben Churfürsten das deutsche Reichsoberhaupt, auch in heiliger Siebenzahl das römische Kirchenhaupt umgaben, nachher aber bis ins Unbestimmte hinein vermehrt wurden. Von diesen Cardinälen und aus ihnen sollte, nach den Bestimmungen, die im 12. Jahrhundert darüber gemacht wurden, das Haupt der Christenheit gewählt werden, und man kann also denken, welche schlaue Cabinets-Politik in diesem geistlichen Schooße, dem Schooße der römischen Curie, sich auszubilden Gelegenheit hatte. Diese Cardinäle waren es auch, mit denen der Papst, als mit seinen Ministern, die lateranensischen Synoden hielt, wie sie von der Pfarrkirche des heiligen Vaters, dem Lateran, genannt waren, während er sich der Bestellung allgemeiner Concilien, der kirchlichen Landtage, aus Leibeskräften widersetzte.

Wie einflußreich die päpstliche Monarchie gewesen bis auf das Gewissen des Einzelnsten hinab, in Beziehung auf Sündenvergebung, Excommunication u. s. w., werden wir später sehen. Allein auch mit der erreichten Stufe einer absoluten kirchlichen Monarchie begnügte sich der päpstliche Ehrgeiz nicht. Und wie hätte er sich auch damit begnügen können? Wo waren denn die Grenzen zwischen Kirche und Staat scharf gezogen? War nicht die Grundlage des germanisch-abendländischen Völkerlebens die Kirche? hatte nicht Karl der Große seine Krone aus der Hand des Papstes empfangen? und ward diese Krönung, erst nur eine Schmeichelei des damaligen Papstes gegen den Kaiser, nicht allmählig eine feststehende Uebung? Wie zu allen Zeiten, mußte auch hier die Religion bewußter und unbewußter Weise zum Deckmantel hierarchischer Absichten werden. Daß ein Staat nur bestehen könne, wenn er gegründet sei auf

Gottesfurcht, daß die Könige ihr Amt zu betrachten haben, als aus der Hand Gottes, daß christlicher Sinn und christliches Leben die Seele der Nation sein müsse vom Höchsten bis zum Niedersten, das sind Sätze, die, richtig verstanden, zu allen Zeiten wahr und heilsam sind. Nicht der Reformation, nur der Revolution kann es einfallen, solche ewige Grundwahrheiten bestreiten zu wollen. Aber ein deutliches Beispiel giebt uns die Geschichte der Hierarchie aller Zeiten, wohin solche Grundsätze führen, wenn sie von verworrenen Köpfen nur halb verstanden und schief angewendet, oder, was dann nicht fehlt, von schlauen Köpfen mißbraucht und in die heillosesten Grundsätze der Geistesdespotie verwandelt werden. Der Gedanke einer Theokratie, einer Gottesherrschaft, hat auf den ersten Augenblick viel Empfehlendes; denn was ist vernünftiger, was christlicher, als daß Gott überall herrsche? Sein Scepter ist gewiß ja das beste, das mildeste, das gerechteste! Allein diese Gottesherrschaft sichtbar wollen heraustreten lassen, sie zur Grundlage politischer Verfassungen machen wollen, das führt gewiß immer zur unbeschränkten Hierarchie, zum kirchlichen Despotismus. So war es auch hier. Die Religion war Kirchenthum, das Kirchenthum Priesterthum, das Priesterthum Papstthum geworden. Und die Religion an die Spitze der Staatsangelegenheiten stellen, hieß jetzt so viel, als den Papst selbst an die Spitze stellen, und zwar nicht nur der geistlichen, sondern auch der weltlichen Angelegenheiten. So sehr kommt es eben bei den schönsten und heilsamsten Sätzen auf die Begriffe an, die man damit verbindet, auf die Anwendung, die man davon macht, auf die Verhältnisse, auf die man sie bezieht. So sehr kann etwas, innerlich, geistig, ideal gefaßt, wahr sein, äußerlich, fleischlich und craß gedeutet aber, der gröbste Unsinn. Genug, aus dem Satze, daß das Göttliche in allen Dingen dem Weltlichen vorgehen müsse, und daß das Gottesreich der Kirche höher stehe, als das Reich dieser Welt, wurde nun auch nach der päpstlichen Logik der Satz gefolgert, daß somit der Papst über dem Kaiser stehe, der ja selbst nur sein Beichtkind sei, und dessen ewiges Schicksal in der Macht Gottes, d. h. in der Macht seines Statthalters, des Papstes, liege; diese geistlich weltliche Doppel-

gewalt des Papstes suchte man sogar aus der Schrift zu erweisen, und was war leichter, als dieß, da man schon lange gewohnt war, dieselbe allegorisch zu erklären, und so aus allem alles zu machen? So lesen wir in den Evangelien, daß die Jünger zwei Schwerter zu Christo gebracht haben vor dessen Gefangennehmung. Die Kirche sah diese Schwerter aber am liebsten in den Händen des Petrus, und argumentirte daraus, daß, weil zwei Schwerter in der Hand des Petrus gewesen, auch jetzt noch die beiden Schwerter, das geistliche wie das weltliche, in der Hand seines Nachfolgers, des Papstes, sein müßten *). Zwar wurden solche Sätze nie allgemein von der Christenheit anerkannt. Viele drangen auf eine Scheidung des geistlichen und weltlichen Regimentes, und widersetzten sich der Verwirrung beider Gebiete, und viel kam auf die Persönlichkeit der Fürsten selbst an, ob sie sich die Ansprüche Roms wollten gefallen lassen oder nicht; daher sich denn auch der Kampf zwischen der geistlichen und weltlichen Macht mit geringen Unterbrechungen durch den ganzen Zeitraum hindurchzieht.

Die Scheidung von Weltlichen und Geistlichen, von Staat und Kirche war aber damals in der That sehr schwierig, und man darf sich nicht verhehlen, daß die Fürsten eben so unbefugt sich ins Geistliche mischten, als die Päpste in das Weltliche, ja, der erstere Unfug war der ältere, seit der Zeit Constantins, und rief den andern großentheils als Reaction hervor.

Eine Hauptschwierigkeit verursachte von jeher die Bestellung der geistlichen Aemter. Das natürliche Verhältniß schien wohl das, daß die Kirche selbst ihre Lehrer wählte, besoldete u. s. w. Und so war es auch im Anfange, als das Christenthum sich noch keines Staatsschutzes zu erfreuen hatte, ein ähnliches Verhältniß, wie wir es in der neuesten Zeit in Nordamerica wiederholt finden **). In der Folge aber, schon von Constantin an, wurde den Geistlichen die Besoldung aus dem Staatsschatze

*) Anders erklärte es der Sachsenspiegel, der das eine Schwert von der weltlichen, das andere von der geistlichen Macht verstand.

**) Wie weit indessen auch dieß seine Nachtheile habe, wird später gezeigt.

gereicht, und somit wurden sie auch als Staatsdiener betrachtet. Nach und nach erhielt die Kirche eigene, liegende Gründe, und seit Karl dem Großen wurde das alttestamentliche Institut des Zehnten nun auch auf den germanisch-christlichen Boden übergetragen. Herr des Grund und Bodens war nach dem Feudalsysteme des Mittelalters das Reichsoberhaupt, der Kaiser oder König eines Landes, und die Fürsten waren seine Vasallen (Lehnsleute). Auch der Papst, in wie fern er seit Pipins Zeiten zugleich ein weltlicher Fürst war in dem sogenannten Kirchenstaate (dem Exarchat), war ein Vasall des Königs. Eben so die Bischöfe, Aebte u. s. w. Die Uebertragung des Lehens oder die Belehnung pflegte nun durch eine äußere sinnbildliche Handlung von Seiten des Kaisers zu geschehen, bei den weltlichen Herrn durch das Schwert, bei den Geistlichen durch einen Krummstab, der den geistlichen Hirtenstab, und durch einen Ring, der die Vermählung des Priesters mit seiner Braut, der Kirche, bedeuten sollte. Darin sah aber eben Gregor VII. etwas Ungehöriges. Die Belehnung mit den geistlichen Insignien (die Investitur) stehe, so behauptete er, der Kirche zu, und er mochte dabei allerdings das Wohl der Kirche, und nicht allein seinen persönlichen Ehrgeiz im Auge haben, wenn man bedenkt, welche gräuliche Mißbräuche von weltlicher Seite getrieben wurden mit dieser Belehnung, und wie es oft den Schlechtesten und Elendesten gelang, in die Gunst der Fürsten sich einzuschmeicheln, und dadurch zu ihren Stellen zu gelangen. Die entschiedene Opposition, welche Gregor noch als Hildebrand gegen das Laster der Simonie (des geistlichen Güterverkaufs) gebildet hatte, setzte er mit allem Nachdruck auch als Papst fort, und er konnte dieß um so mehr, da der schwache und übelgeleitete Kaiser Heinrich IV. zu gerechten Klagen Anlaß gab. So entwickelte sich also jener an 15 Jahre mit aller Heftigkeit von beiden Seiten geführte Investiturstreit, der endlich durch das Wormser Concordat 1122 dahin entschieden wurde, daß in der That die Belehnung mit den geistlichen Abzeichen, mit Stab und Ring, bloß und allein der Kirche, dem Reichsoberhaupte aber bloß die weltliche Belehnung mit dem Schwerte zustehe. Welche Demüthigungen sich Kaiser Heinrich IV. in diesem Streit mußte ge-

fallen laſſen, iſt zu bekannt, als daß ich Sie mit der Erzählung davon aufhalten ſollte.

Das Lehnsverhältniß war es aber nicht allein, ſondern noch ſo vieles andere, was Reibungen zwiſchen der weltlichen und geiſtlichen Macht herbeiführen mußte. Bald waren es die Eheſtreitigkeiten der Fürſtenhäuſer, welche dem Papſt als dem oberſten Seelſorger eine geiſtliche Einmiſchung zur Pflicht zu machen ſchienen, bald Erbſchaften, welche zu ſchlichten der Stuhl zu Rom ſich als ein ihm zuſtehendes Recht vorbehielt, bald die Verhältniſſe des italiſchen Landes zur deutſchen Krone, beſonders die Streitigkeiten um Sicilien, in welche die größten Mächte Europa's verwickelt waren, bald Kriege der Fürſten unter einander, bald financielle Streitigkeiten wegen der Abgaben und Jahrgelder an den päpſtlichen Stuhl u. ſ. f. — Streitigkeiten, welche abwechſelnd bald zu vorübergehenden Demüthigungen der Päpſte, bald wieder zu neuer Steigerung ihrer Anſprüche hinführten.

Verſchieden waren die Mittel, wodurch die Päpſte ſich ihren Einfluß auf die weltliche Macht zu erhalten und zu vergrößern ſuchten. Ein Hauptmittel waren die ſchon früh aufgekommenen, ſeit Gregors VII. Zeiten aber zur ſtändigen Uebung gewordenen Nuntiaturen. Wie die weltlichen Fürſten, ſo hatten nämlich auch die Päpſte ihre Geſandten oder Legaten, wozu in der Folge meiſt Cardinäle gewählt wurden (Cardinallegaten), an den europäiſchen Höfen, auf den Reichstagen, den Tagſatzungen u. ſ. w. Dieſe Legaten oder Nuntien waren die hundert Argusaugen, womit Rom den Gang der europäiſchen Politik bewachte, ſie die Arme, womit die Hierarchie in das Treibrad derſelben eingriff. Sie waren die Organe der päpſtlichen Deſpotie. Freilich waren aber auch ſie es, welche am meiſten den Druck derſelben beim Volke verhaßt machten durch die unverſchämteſten Erpreſſungen und Gewaltthaten, und es begegnete wohl auch bisweilen, daß die aufgeregte Leidenſchaft der Maſſe ſich an der geheiligten Perſon ſolcher päpſtlichen Boten vergriff, wenn ſie's zu arg machten. So z. B. ſtürzten die Basler einſt den Legaten des Papſtes Johann XXII., der das Volk gegen Ludwig den Baier aufhetzen wollte, über die hohe Pfalz hinunter in

den Rhein, im Jahr 1323. (Er fiel indeſſen glücklich, ſuchte ſich durch Schwimmen zu retten, wurde aber mit Kähnen eingeholt und erſchlagen) *).

Durch die Legaten handhabten die Päpſte zugleich die beiden Hauptmittel ihrer Gewalt, die furchtbaren Waffen des Bannes und Interdicts. Mit dem Banne hat es folgende Bewandtniß. Schon von Anfang behielt ſich die Kirche, wie eine jede Geſellſchaft, das Recht vor, diejenigen von ſich auszuſchließen, die nicht nach den Grundſätzen der Geſellſchaft leben wollten, und wir haben ſchon im Neuen Teſtamente Beiſpiele, daß die Apoſtel einen ſolchen Bann geübt haben. Immerhin blieb dann dem aus der Gemeinſchaft Ausgeſchloſſenen (Excommunicirten) frei, ſich durch ein neues Leben wieder mit der Gemeinde, die er geärgert, auszuſöhnen und ſich wieder aufnehmen zu laſſen. Das Recht, Mitglieder auszuſchließen, ſtand offenbar den Gemeinden ſelbſt zu; doch übten es ſehr bald an ihrer Stelle die Biſchöfe aus, und es iſt nicht ausgemacht, wie vielen Antheil die Gemeinden ſelbſt an dieſem Rechte in den frühern Zeiten behalten haben. So viel iſt gewiß, daß ſpäter die Biſchöfe das Recht, zu binden und zu löſen, oder das Amt der Schlüſſel, wie man es nach dem bekannten Ausſpruch Chriſti an Petrus und die übrigen Jünger **) nannte, ſich als ein eigenthümliches Recht vorbehielten, und als die Päpſte anfingen, auch hier allein ſchalten und walten zu wollen, fanden ſie noch längere Zeit Widerſpruch von Seiten der Biſchöfe. Zuletzt aber lag auch das Recht des Bannes, wenn gleich nicht allein, doch ſeinem ganzen Gewichte nach, in den Händen der Päpſte, und welche furchtbare Waffe dieſe Bannſtrahle in denſelben geworden, iſt bekannt. Mochte auch hie und da ein aufgeklärter Fürſt, wie Friedrich II. von Hohenſtaufen, ſich für ſeine Perſon über den Bann des Papſtes hinwegſetzen, ſo war doch ein Excommunicirter in den Augen des Volkes ein der Hölle und dem Satan Verfallener. Jedermann floh ihn als einen Geächteten,

*) S. Ochs Geſchichte von Baſel (nach Johannes von Winterthür) II. S. 31.

**) Matth. 18, 18., vgl. 16, 19.

die Luft um ihn war verpeſtet, ſein Hauch vergiftend; jede Gemeinſchaft mit ihm brachte ſelbſt wieder den Bann. Was ein ſolcher Fürſt auch unternehmen wollte, war ein unglückſeliges Werk, ein Werk der Finſterniß, und wollte er wieder Zutrauen haben bei der Menge, ſo blieb ihm nichts übrig, als, im eigentlichſten Sinne des Wortes, zum Kreuz zu kriechen, mit dem erzürnten Prieſter ſich auszuſöhnen, und vom Banne ſich löſen zu laſſen. So ward alſo ein urſprünglich heilſames Mittel der Zucht, das den kirchlichen Gemeingeiſt erhalten ſollte, allmählig zu einem blinden Werkzeuge der deſpotiſchen Willkür, dieſen Gemeingeiſt zu unterdrücken, und die ſelbſtſüchtigen Plane des Einzelnen zu befördern.

Was der Bann für den Einzelnen, das war das Interdict für ganze Gemeinden, ganze Städte, ganze Länder! Half nämlich der Bann gegen einen Fürſten nicht, hing ihm das Volk dennoch an und verachtete es gar den päpſtlichen Legaten, dann ſollte das Land büßen für den Fürſten. Schon vor Gregor VII. ward dieſe furchtbare Waffe mit Erfolg angewendet. Als der König von Frankreich, Robert (Ende des 10. Jahrhunderts), ſich von ſeiner ihm nahe verwandten Gemahlin Bertha nicht wollte ſcheiden laſſen, belegte Gregor V. 998 ganz Frankreich mit dem Interdict. Eine weit größere Ausdehnung erhielt aber das Interdict erſt nach Gregor unter Innocenz III. Als der König Johann von England ſich weigerte, den Petersgroſchen, eine alte Abgabe an den römiſchen Stuhl, zu entrichten, belegte Innocenz das Land mit dem Interdict. Sofort hörte aller öffentliche Gottesdienſt im Lande auf. Die Kirchthüren waren verſchloſſen, die Glocken, die Orgeln, die heiligen Chöre verſtummten. Es trauerten die Altäre verwaiſt; denn kein Prieſter las die Meſſe. Nur den Sterbenden ward aus beſondrer Gunſt und Gnade das Sacrament gereicht, wenn ſie bußfertig in der letzten Stunde nach dem Troſt der Religion ſchmachteten. Die Beichte allein ward noch gehört und die Taufe an den Kindern verrichtet. Die Leichname der Verſtorbenen wurden ohne Sang und Klang, ohne Gefolge eines Prieſters, zur Ruheſtätte getragen. Aber auch dieſe war nicht in der geweihten Erde zu finden; ſondern die Todten wurden, wie ein

alter Chroniſt erzählt, gleich Hunden, auf den Straßen und in Gräben verſcharrt *). Dieſes Syſtem, das Volk geiſtlich auszuhungern, ihm gleichſam eine Dürre zu ſenden, die es aller Labung der Religion beraubte, blieb nicht ohne Wirkung. Sechs Jahre hatte das Interdict gedauert, von 1208—1214, und endlich mußte der König nachgeben. Auch in der Schweizergeſchichte kommt das Interdict öfters vor. Zürich wurde damit heimgeſucht in der Mitte des 13. Jahrhunderts, und mit ihm alle Städte, welche ſich Friedrichs II. gegen den Papſt annahmen. Ueber Baſel ſchwebte es zu verſchiedenen Malen, wurde aber nie ſehr lange gehalten, indem es immer eine Partei von Geiſtlichen gab, die den Gottesdienſt dennoch fortſetzten und dem Interdict Trotz boten. So war es z. B. im 12. Jahrhundert, da Baſel Alexander III. nicht als Papſt anerkennen wollte, ſondern der Gegenpartei anhing, zu der auch mehrere Geiſtliche gehörten.

Waren aber Bann und Interdict die Mittel, die Feinde zu ſchrecken und zu beugen, ſo waren dagegen Indulgenzen, Dispenſationen, Ertheilung von Vorrechten und Gerechtſamen, Ablâſſe u. ſ. w. ein nicht geringeres Mittel, ſich Freunde zu machen und Anhang zu gewinnen. So wie nämlich die Päpſte nach und nach das Recht an ſich gezogen hatten, von der Kirche auszuſchließen, oder das Recht zu binden, eben ſo hatten ſie ſich nun das Recht, wieder in dieſelbe aufzunehmen, oder zu löſen, als ein dem römiſchen Stuhle unter gewiſſen Fällen ausſchließlich zuſtehendes Recht anzumaßen gewußt. Unter dieſem Rechte zu löſen verſtanden ſie aber nicht bloß das Recht, Sünden zu vergeben, das Recht der Abſolution, ſondern auch das Recht, von Verpflichtungen, von Eiden und Gelübden zu entbinden, das Recht der Dispenſation. Beides bildete ſich auch hier allmählig aus. Anfänglich mußte jeder von der Gemeinſchaft Ausgeſchloſſene, wenn er wieder wollte aufgenommen werden, ſich gewiſſen Büßungen und Kirchenſtrafen unterziehen, die freilich oft in ein äußerliches Verrichten von todten Bußworten, Faſten, Kaſteien u. ſ. w. ausarteten, die aber doch

*) Paris bei Schröckh XXVI. S. 296.

bei einem rohen Volke von ſittlicher Bedeutung ſein konnten, und dem wildeſten Andrange der ſinnlichen Begierde heilſame Schranken ſetzten. Die ſtrengern Prieſter, zur Zeit der fränkiſchen Könige, hielten auch ſcharf auf ſolcher Zucht, und ſahen es nur ungern, wenn die Reichern und Angeſehenern ſich von ſolchen Strafen loszukaufen ſuchten. Sie mußten es aber geſchehen laſſen, daß, ſtatt der perſönlichen Uebernahme gewiſſer Leibesſtrafen, nach und nach Geld bezahlt wurde, welches übrigens anfänglich nicht den Prieſtern ſelbſt, ſondern den Armen zu gut kam *). Ein deutlicher Beweis, daß auch hier nicht gleich von Anfang das Böſe obſiegte, ſondern daß es Zeit haben wollte, ſich Eingang in die Sitte zu verſchaffen. Erſt ſpäter wußte pfäffiſche Habſucht auch dieß zu ihrem Vortheil zu nützen, und ſo erzeugte ſich denn nach und nach das Unweſen des Ablaſſes, das wir ſpäter noch in ſeiner ganzen Abſcheulichkeit werden kennen lernen. Hier bemerken wir nur, daß dieſer Ablaßkram eine beſondere Stütze erhielt an dem ſogenannten päpſtlichen Jubeljahre. Stifter deſſelben iſt Bonifaz VIII., der aufs Jahr 1300 die ganze Chriſtenheit einlud, unter Anerbieten eines allgemeinen Ablaſſes, das Feſt der päpſtlichen Herrlichkeit (das die Kirche ſonſt auch wohl jährlich an Petri Stuhlfeier zu begehen pflegte) mit außergewöhnlicher Pracht zu begehen. Ein Mittel, das eben ſo geſchickt war, den Glanz, wie den Reichthum der Curie zu erhöhen, und deſſen Einträglichkeit die Nachfolger verlockte, den Zeitraum von 100 Jahren, innerhalb welches die Feier wiederkehren ſollte, auf 50, dann auf 30, und endlich auf 25 Jahre herabzuſetzen. Mit den Dispenſationen verhielt es ſich nur auf ähnliche Weiſe. Nachdem man ſich gewöhnt hatte, Strafen loszukaufen, konnte man auch freiwillig übernommene gute Werke, deren es jetzt ſchon eine Unzahl gab, das Unternehmen einer Wallfahrt, Kloſtergelübde u. dergl. wieder um Geld loskaufen. Beſonders wurde in den ehelichen Verhältniſſen von den Dispenſationen ein weit ausgedehnter Gebrauch gemacht. Je mehr nämlich die Eheloſigkeit als etwas beſonders

*) Ueber dieſe Verhältniſſe ſiehe im Allgem. Planks Geſchichte der chriſtlichen Geſellſchaftsverfaſſung.

Heiligs galt, deſto mehr ſuchte man die Ehe ſelbſt auch den Laien zu erſchweren. In der Bibel, d. h. dem moſaiſchen Geſetze, finden ſich nun allerdings Beſtimmungen über die Heirathen unter den zu nahen Verwandten. Daran aber ließ ſich die Kirche nicht genügen. Die Beſtimmungen ſollten noch viel mehr erſchwert, die verbotnen Verwandtſchaftsgrade immer weiter ausgedehnt werden. So unbequem und läſtig dieſe hemmenden Gebote für die menſchliche Geſellſchaft waren, ſo bequem wurden ſie für die Päpſte dadurch, daß man ſich um Geld von der Laſt befreien konnte. Aehnlich wurde es gehalten mit Gelübden. Eltern beſtimmten, in einer Anwandlung von Dankgefühl gegen den Himmel, ihre Kinder dem Kloſter; Jünglinge oder Jungfrauen weihten ſich dem eheloſen Leben. Später trat die Reue ein, und keine Macht auf Erden konnte vom Gelübde entbinden, als der Papſt. So wurden die Indulgenzen und Dispenſationen eine reiche Erwerbsquelle für den päpſtlichen Stuhl und eine Stütze ſeiner Macht zugleich. Eben ſo waren es die Päpſte, ohne deren Einwilligung keine Kirche, kein Kloſter, kein Orden geſtiftet werden durfte, und daß ſie hierbei auch immer ihren Vortheil bedachten, läßt ſich leicht abnehmen. So mußte in den letzten und verderbteſten Jahren (ſeit Johann XXII.) jeder, der eine Pfründe erhielt, die Hälfte ſeines erſten Jahreinkommens an den päpſtlichen Stuhl entrichten — die ſogenannten Jahrgelder, woraus ſich ein unwürdiger Handel entwickelte. Auch bürgerliche Privilegien ertheilten die Päpſte, und mehrere Univerſitäten ſind durch ſie geſtiftet. Doch nicht auf dieſe Welt allein, auch auf die künftige erſtreckte ſich die Macht des Papſtes. Nicht allein von Sünden freiſprechen konnte er den ſündigen Menſchen, ſondern ihn heilig ſprechen. Das Recht der Canoniſation, ſo unbegründet es auch in ſich ſelbſt iſt, war früher zwar ein Recht der Biſchöfe; allein ſchon ſeit dem 10. Jahrhundert hatten es ſich die Päpſte als ein ihnen ausſchließlich zuſtehendes Recht anzumaßen gewußt, und im 12. Jahrh. erklärte Alexander III. daſſelbe für immer zu ſeinen und ſeiner Nachfolger Gunſten.

Ein Mittel, die päpſtliche Macht zu erhöhen, darf ich nicht unerwähnt laſſen, die Kreuzzüge. Die Bedrückungen, welche

die Pilgrime nach dem heiligen Lande von den Ungläubigen auszuſtehen hatten, die Entweihung der heiligen Oerter gingen der Chriſtenheit zu Herzen, und mancher Nothſchrei drang ins Abendland. Wer ſollte hier helfen, als der Mann, in deſſen Händen die Mittel waren? Schon Gregor VII. hatte die Idee zu einem bewaffneten Zuge gefaßt. Seit aber Petrus der Eremit und der Mönch Bernhard von Clairvaux die Menge für das rieſenhafte Unternehmen zu gewinnen, und den Adel, wie das Volk, auf eine faſt unbegreifliche Weiſe zu begeiſtern gewußt, blieben die Zügel des Ganzen immer in der Päpſte Händen. In ihrem Namen wurde das Kreuz gepredigt, in ihrem Auftrage forderten die Legaten zum Zuge auf, und voller Ablaß ward denen verheißen, welche daran Theil nehmen würden. Als Friedrich II., noch im Banne begriffen, dem päpſtlichen Willen zuwider einen Kreuzzug unternahm, ſo erſchien dieß als der größte Frevel, als ein Vergreifen an der heiligen Sache Gottes. Wie ſehr dadurch das Anſehn des heiligen Vaters gehoben wurde, daß er an der Spitze eines ſo gewaltigen Unternehmens ſtand, leuchtet jedem ein. Aber auch der Reichthum der Kirche wurde durch die Kreuzzüge gefördert. Die frühern großen Schenkungen an dieſelbe hatten aufgehört; allein wider Willen mußten jetzt die Großen einen Theil ihrer Güter der Kirche überlaſſen. Um ihr Heer auszurüſten, bedurften ſie Geld, und um dieß zu erhalten, verpfändeten ſie ihr Land an die hohe Geiſtlichkeit, die im Beſitz des baaren Geldes war. So verkaufte Gottfried von Bouillon einen Theil ſeiner Beſitzungen an die Kirche zu Verdun, und verpfändete andere an den Biſchof von Lüttich*). Was aber die Hauptſache war: durch die Kreuzzüge lernten zugleich die Päpſte ihre Macht auf eine Weiſe fühlen, die ihnen Muth zu weitern, ähnlichen Unternehmungen einflößte. Gelang es einmal, die Maſſe auf dieſe Weiſe zu begeiſtern gegen die Ungläubigen im fernen Oſten, warum ſollte man nicht einen eben ſo glücklichen Erfolg ſich verſprechen, wenn es galt, die Ungläubigen innerhalb der Kirche, die Ketzer in der Nähe mit ge-

*) Vgl. außer Plank a. a. O. Heeren, über Verſuch einer Entwickelung der Folgen der Kreuzzüge für Europa, in deſſen kleinen Schriften, 3. Bd.

waffneter Macht zu bestreiten? Und wirklich wurden nun Kreuzzüge angeordnet, auch gegen solche, die es wagten, an der Heiligkeit des Papstes und seiner unumschränkten Gewalt zu zweifeln. Eigene geistliche Ritterorden weiheten ihr Schwert der Kirche, und eine Frucht der Ketzerkriege war jene furchtbare päpstliche Camarilla, das geistliche Blutgericht der Inquisition. Mit dem Papstthum finden wir nun aber auch das Mönchthum dieser Zeit im engsten Bunde. Mönche waren es gewesen, durch welche schon in den frühern Zeiten das Christenthum unter den abendländischen Völkern war ausgebreitet worden. Bonifacius in Deutschland, Augustin in England hatten, indem sie der Sache Christi redlich zu dienen glaubten, und ihr auch wirklich dienten (nach ihrer Einsicht), doch auch unverkennbar der Sache des Papstes gedient, indem sie die neu gestifteten Kirchen vom römischen Stuhle abhängig machten. Von da an benutzen die Päpste die Mönche immer mehr zu ihren Werkzeugen. Die meisten Legaten gehörten dem Mönchstande an, eben so die Cardinäle, und folglich auch die Päpste selbst, die dann, eingeweiht in das Treiben und die Geheimnisse der Orden, diese vortrefflich zu nützen verstanden. Kein Orden durfte gestiftet werden — und es wurden ihrer vom 11. Jahrhundert an immer mehr gestiftet —, ohne die Bestätigung seiner Regel von Rom erhalten zu haben. Oefter wurde Miene gemacht, dem Stiften neuer Orden Einhalt zu thun. Um so größer war die Gnade, wenn dennoch, nach langem Zögern und Weigern, die Bestätigung folgte, und um so enger war dann auch der Begünstigte durch das Band der Dankbarkeit an seinen Wohlthäter, den Papst, geknüpft. Dieß war besonders der Fall bei den beiden Orden des heiligen Dominicus und des heiligen Franciscus von Assisi, welche kurz nach einander zu Anfang des 13. Jahrhunderts gestiftet wurden. Diese beiden Orden der Dominicaner (Prediger) und der Franciscaner (Barfüßer, Minoriten), die man unter dem gemeinsamen Namen der Bettelorden befaßt, weil außer dem Predigen das Betteln ihr eigentlicher Beruf war, können in verschiedener Hinsicht als die Vorgänger der spätern Jesuiten betrachtet werden, nur daß sie die Sache plumper trieben, die Jesuiten feiner. Sie waren,

obgleich ſelbſt unter einander häufig durch Eiferſucht entzweit, ſo recht eigentlich die Triebräder der großen Kirchenmaſchine, die alles in Bewegung ſetzten, alles nach dem Mittelpuncte der päpſtlichen Allgewalt hinleiteten, von der ihre eigene Exiſtenz abhing. Sie, dieſe Bettelmönche, waren die Apoſtel der Ungläubigen, die Rathgeber und Beichtväter der Könige, die Erzieher der Prinzen, die Lehrer der Jugend und des Volks überhaupt, die Cenſoren der Wiſſenſchaft mehr, als ihre Beförderer, die Stützen des Aberglaubens, die Aerzte der Unwiſſenden, die Hexenbanner und Teufelsbeſchwörer, die Henkersknechte der Inquiſition. Durch das Inſtitut der Ohrenbeichte, die ſeit Innocenz III. 1215 zum Geſetz erhoben wurde, und deren ſie ſich großentheils bemächtigten, wußten ſie dem Scheine der päpſtlichen Allmacht auch den der Allwiſſenheit beizugeſellen, und die Gewiſſenstyrannei war vollendet. In denſelben Händen war auch der Verkauf der Ablaßzettel, wie wir nachher ſehen werden. Genug, ſie waren in jeder Hinſicht das unentbehrliche, unerſetzliche Factotum des allgebietenden Meiſters. — Wenn die Mönche früher Laien geweſen waren und erſt in der Folge Geiſtliche wurden, ſo wurden jetzt die Geiſtlichen allmählig zu Mönchen geſtempelt, d. h. wenn ſie auch gleich nicht einem beſtimmten Orden angehörten, ſo nahmen ſie doch immer mehr einen mönchiſchen Zuſchnitt an, den ihnen die Päpſte zu geben wußten. Dahin gehörte z. B. die Tonſur und das Cölibat. Doch ehe wir von dem letztern reden, muß ich noch eines andern Umſtandes erwähnen, der das mönchartige Cölibat der Geiſtlichen beförderte. Schon in der Mitte des 8. Jahrhunderts hatte man nämlich angefangen, eine Claſſe von Leuten zu bilden, die zwiſchen den ſogenannten Weltgeiſtlichen und Kloſtergeiſtlichen in der Mitte ſtanden. Der Biſchof Chrodegang von Metz ſammelte aus guter Abſicht die Geiſtlichen ſeines Sprengels in eine Geſellſchaft von Männern, die, obwohl nicht mit ſo ſtrengen Gelübden belaſtet, wie die Mönche, doch, wie dieſe, unter einem Dache beiſammen leben, gemeinſchaftlich ſpeiſen, ſich nach einem Schnitte kleiden, gemeinſam beten, ſtudiren, und überhaupt nach einer gewiſſen Hausregel leben ſollten. Dieſe Geiſtlichen nannte man regulare Geiſtliche, Canonici, Capitu-

laren, ſpäter auch Chorherrn. Dieſen Collegiatſtiften ſtand ein Propſt (Propositus) vor und ſie hatten eine, wenn nicht den Klöſtern ähnliche, doch verwandte Verfaſſung. Da nun aber mehrere ſolcher Stifte in der Nähe der biſchöflichen Kirchen waren, ſo hießen dieſe Domcapitel, und ihre Vorſteher Dompröpſte. Den Domherrn gefiel es nun bald nicht mehr, in einem Hauſe eingeengt beiſammen zu wohnen. Sie wußten ſich's bequemer zu machen. Die Häuſer, welche um die Kathedralkirche herumlagen, wurden allmählig Eigenthum des Stifts, und ſo entſtand denn die Menge von Domwohnungen und Domhöfen, Dompropſteien, wie wir ſie noch jetzt, dem Namen nach, in unſrer Stadt finden. Bald wußten ſich dieſe Domcapitel durch ihr eigenthümliches Verhältniß, in welchem ſie zur Kathedrale ſtanden, einen bedeutenden Einfluß auf die Biſchofswahlen zu verſchaffen und endlich dieſelben ganz an ſich zu reißen. Eben ſo ſchloſſen ſie die Bürgerlichen von den Domherrnſtellen aus*), die nach und nach nur mit Perſonen von dem höchſten Adel beſetzt wurden. Demnach vertraten die Domcapitel, welche den Hofſtaat des Biſchofs bildeten, recht eigentlich das ariſtokratiſche Element in der Kirche neben dem päpſtlich monarchiſchen, doch ſo, daß ihre Ariſtokratie keineswegs der päpſtlichen Monarchie gefährlich werden konnte, ſondern ihr vielmehr als Stütze diente. Sie bildeten durch ihren Reichthum und durch ihr Anſehn gemeinſam mit den wohlhabenden Benedictinern die vornehme Außenſeite der Kirche, und ihre vom Fette des Landes triefende Glorie war nur ein Wiederſchein der päpſtlichen Herrlichkeit ſelbſt. So wußten alſo die Päpſte Reichthum und Armuth, vornehme und Bettelmönche, ſchwelgende Epikuräer und ekelhafte Cyniker zu ihrem Vortheil zu benutzen.

Was aber vor allem dazu beitrug, der Prieſterſchaft einen mönchiſchen Geiſt einzuhauchen, zugleich aber dieſelbe mit eiſernen Ketten an den römiſchen Stuhl zu feſſeln, war die ſeit Gregor VII. durchgängig gebotene Eheloſigkeit der Geiſt-

*) So in Baſel im Jahr 1337.; ſ. die Ausſchließungsurkunde bei Ochs II. S. 49.

lichen, der Cölibat. Es iſt über dieſe Sache in neueſter Zeit, auch von katholiſcher Seite aus, ſo vieles geſprochen und geſchrieben worden*), daß eine genauere hiſtoriſche Unterſuchung über die allmählige Ausbildung derſelben für jeden Gebildeten von hohem Intereſſe ſein muß. Wir müſſen uns hier eine ſolche verſagen, und uns nur mit Folgendem begnügen. Nicht ſelten haben die Gegner des Cölibats den Papſt Gregor VII. beſchuldigt, als ob er einzig und allein aus hierarchiſchen Beweggründen die Eheloſigkeit der Geiſtlichen zum kirchlichen Geſetz erhoben hätte. Ich kann mich davon nicht überzeugen. Vielmehr war es auch hier wieder der Geiſt der Zeit, das öffentliche Urtheil über ſittliche Dinge, was der abſichtlichen Einführung eines Mißbrauches zuvorkam und der ſpätern Tyrannei das Heft in die Hände lieferte. Schon von Anbeginn des Chriſtenthums (das dürfen wir uns gar nicht verhehlen) zeigte ſich unter den Strengern eine ſtarke Hinneigung zum eheloſen Leben, und Stellen in der Schrift (wie 1 Cor. 7.) konnten wenigſtens leicht dahin gedeutet werden, daß es dem Chriſten beſſer ſei, unverehelicht zu bleiben. Die damalige Lage des Chriſtenthums, die Verfolgungen, die Erwartung des baldigen Weltunterganges, und der Gegenſatz, den die neue Religion zu den Einrichtungen und Gebräuchen der damaligen Zeit bildete, beförderten ſolche Anſichten gar ſehr, und auch ſpäter, als dieſe Lage ſich änderte, zog ſich der Hang zur Eheloſigkeit und zur Abſonderung in das Mönchthum zurück, kehrte aber von da, wie wir geſehen haben, wieder in die größere Kirche ein. Die ewige Jungfrauſchaft fand in dem Himmel ſelbſt ihr Vorbild, ſeit Maria, die Jungfrau, zur Himmelskönigin geworden, und die Schwärmerei kam bald mit dichteriſchen Allegorien zu Hülfe, wonach die geiſtliche Ehe mit dem Himmelsbräutigam und der Himmelsbraut eine gar viel vorzüglichere ſein ſollte, als das Band der weltlichen Liebe. Natürlich, daß, wenn man auch nicht allen dieſen höhern Grad von Heiligkeit zumuthete, man ihn doch von den Geiſtlichen verlangte, von denen, die mit

*) Das ausführlichſte Werk hierüber iſt das der Gebrüder Theiner: Die Einführung der erzwungenen Eheloſigkeit bei den chriſtlichen Geiſtlichen und ihre Folgen. 2 Bde.

dem guten Beispiel vorangehen, von ihnen, die in der Vermählung mit der Kirche ihre höchste und schönste Bestimmung finden sollten. Eine solche Vorstellung der Sache lag zu tief im Zeitgeiste selbst, als daß es erst den Machtgeboten der Päpste hätte gelingen sollen, ihr Eingang zu verschaffen. Schon sehr früh, lange vor Gregor, finden wir, daß die zweite Ehe wenigstens den Geistlichen untersagt war, und wenn man auch zugab, daß verheirathete Priester im Stand der Ehe bleiben sollten, so suchte man doch den Unverheiratheten, schon vom 4. Jahrhundert an, das Eintreten in dieselbe zu erschweren; besonders glaubte man, daß die höhere Geistlichkeit auch mit der höhern Tugend des Cölibats geschmückt sein müsse, und mehrere Synodalbeschlüsse im Morgen- und Abendlande wirkten der Priesterehe nach Kräften entgegen. Im 10. Jahrhundert galt die Billigung derselben bereits für Ketzerei. Demungeachtet lebten allerdings noch mehrere Geistliche im Ehestande, weit mehrere aber überließen sich schon damals jenen Ausschweifungen, wohin der Cölibat auch in spätern Zeiten geführt hat. Diesen Ausschweifungen und der überhandnehmenden Unzucht der Geistlichen überhaupt zu steuern, das war (wir müssen es glauben) die nächste Absicht Gregors VII. Er wollte, seiner strengen Lebensansicht nach, ein durchaus heiliges Priestergeschlecht, und weil ihm, nach den Vorstellungen der Zeit, das eheliche Leben als unverträglich erschien mit dieser höhern Heiligkeit, so gab er gegen dasselbe die schärfsten und grausamsten Gesetze, ohne zu bedenken, daß er damit die Unzucht mehr befördere, als hemme *). Daß er nun damit zugleich auch hierarchische Zwecke verbinden mochte, daß neben der reinen Hauptansicht auch minder reine Nebenabsichten mögen gewaltet haben, das wage ich nicht zu bezweifeln, und noch weniger will ich läugnen, daß in der Folge der Cölibat der Geistlichen absichtlich und aufs trefflichste benutzt wurde, die päpstliche Macht zu stützen. Denn freilich war es einmal dahin gekommen, daß, nach dem Wahne einer überspannten

*) Ob Gregor selbst das Gebot bewahrt habe? darüber sind die Meinungen getheilt; doch scheint man ihn mit Unrecht des Gegentheils zu beschuldigen, und zum Beweis sein Verhältniß zur Gräfin Mathilde anzuführen.

Zeit, alle Geiſtliche unverheirathet ſein mußten, ſo war das Daſein einer ſolchen eheloſen Kaſte ein treffliches Mittel, die Zwecke der Hierarchie zu befördern. Da war nun ein ſtehendes Heer, ein Elitencorps von Männern, die durch keine Familienbande an das Leben, ſondern nur durch die Bande der kirchlichen Verfaſſung allein an den Stuhl zu Rom gebunden waren. Da hieß es, wie von dem Hauptmann und ſeinen Knechten im Evangelium: wenn ich ſage, gehe hin, ſo geht er, und komme her, ſo kommt er. Da bildete ſich jener Gemeingeiſt (esprit de corps), wonach die Exiſtenz des Einzelnen an die des Ganzen geknüpft war; da ſchlang ſich jene vielfach verwickelte Kette von gemeinſamen Intereſſen, aus der keiner ſich loswinden konnte; aber der letzte Ring der Kette ſelbſt lag in der Hand des heiligen Vaters.

So haben wir alſo geſehen, wie das Papſtthum, deſſen frühere Entwicklung wir ſchon in der vorigen Stunde betrachteten, ſich zur vollſtändigen, abſoluten, kirchlichen Monarchie conſolidirte in dem hildebrandiſchen Zeitalter, und wie es von da in einen Univerſaldeſpotismus überzugehen ſtrebte und theilweiſe überging. Laſſen Sie uns jetzt nur noch zur Verdeutlichung des Bildes einen flüchtigen Blick auf den äußern Verlauf der Papſtgeſchichte werfen, wo wir denn ſehen werden, wie auch ohne die hinzukommenden Angriffe von außen her dieſes Inſtitut den Keim des Verderbens in ſich ſelbſt trug, und wie das furchtbare Geſtirn, nachdem es den höchſten Stand erreicht hatte, auch wieder ſeinem Untergang entgegen neigte.

Wie ein Knabe hatte Heinrich IV. in ſeinem Büßerhemde vor dem Schloſſe Canoſſa gezittert in kalter Winternacht und ſeinem erbitterten Feinde Gregor VII. einen Triumph bereitet, wie ihn die päpſtliche Macht noch nie gefeiert hatte. Im gleichem Syſteme Gregors handelten nun auch die meiſten ſeiner Nachfolger. Ja, ſie ſpannten wo möglich die Forderungen noch höher, als dieſer; aber eben die überſpannte Saite iſt es auch, die ihrem Sprunge am nächſten iſt. Und hatten ſie auch alle zugleich die Mittel in Händen, die Gregor hatte? beſaßen ſie, nicht nur ſeine Herrſchbegierde, ſondern auch ſeinen durchdringenden Verſtand, ſeine feine Beobachtungsgabe, ſeine —

bei allen übrigen Flecken — immerhin sittliche Stärke *)? Von der andern Seite läßt sich fragen, waren die Fürsten, mit denen es die Nachfolger Gregors zu thun hatten, lauter Heinriche oder waren es nicht auch Männer, die, der priesterlichen Anmaßung gegenüber, die Kraft entwickelten, die wir an großen Herrschern aller Zeiten bewundern? Was das letzte betrifft, so sehen wir in der That in den Fürsten des hohenstaufenschen Hauses, in Friedrich I. Barbaroſſa und Friedrich II., solche Kämpfer auftreten, die durch ihre ausgezeichnete Persönlichkeit, durch ihren standhaften Muth, durch ihren hellen Geist das Interesse am dem Kampf um ein Bedeutendes erhöhen. Wohl mußte Friedrich I. dem Papste Hadrian IV. bei der Krönungsfeierlichkeit den Steigbügel halten, was er jedoch mit feiner Ironie und verhaltnem Ingrimme that **), wohl mußte er endlich von Alexander III. 1177 den Frieden und die Absolution auf eine demüthigende Weise erkaufen, wohl unterlag auch Friedrich II. dem 34jährigen Kampfe mit den Päpsten. Aber der Widerstand selbst, den sie geleistet, blieb nicht ohne Wirkung für die Folge. — Innocenz III., zu Anfang des 13. Jahrhunderts, war derjenige Papst, der die weltliche Macht des römischen Stuhls, welche Gregor VII. nur schwach besessen, aufs Höchste trieb. Er war, dem gewöhnlichen Urtheil zufolge, der herrschsüchtigste und gewaltthätigste aller Päpste ***). Er setzte Fürsten ein und aus, belegte England mit dem Fluch des In-

*) Wohl mit Recht sagt Joh. v. Müller a. a. O. von ihm: „Zwei und drei müssen Gregorium verdammen; die andern sehen gern, was der Mensch vermag gegen zufällige Uebermacht.“

**) Er hielt ihm den rechten, statt des linken Bügels, und als ihn der Papst darüber tadelte, äußerte er, die deutschen Fürsten hätten das Steigbügelhalten eben nicht sonderlich getrieben; vgl. Kortüm, Kaiser Friedrich I. mit seinen Freunden und Feinden.

***) Spittler sagt von ihm: „Gregor VII. war gewaltthätig gewesen, Innocenz III. war planmäßig herrschsüchtig.“ Besser urtheilen andere über ihn, z. B. Raumer in der Geschichte der Hohenstaufen, und Triumvir Hurter in seiner eben erschienenen Schrift: Papst Innocenz III. und seine Zeitgenossen. Ich bedaure, dieses vielversprechende Werk noch nicht mit der Aufmerksamkeit haben durchgehen zu können, die ihm gebührt, und bescheide mich gern, mein Urtheil über den Mann einstweilen noch in suspenso zu halten, bis ich gründlicher belehrt bin.

terdicts, und nöthigte Philipp August von Frankreich zum Gehorsam. Unter ihm gewannen auch alle die Mittel, welche die päpstliche Macht, wo nicht weiter erhöhen, doch erhalten sollten, das Interdict, die Ohrenbeichte u. a., ihr höchstes Ansehn. Die Glanzperiode der päpstlichen Herrschaft ist das 13. Jahrhundert, mit dessen Ende aber auch der Wendepunct derselben eintritt. Bonifaz VIII., 1294, muß als der Papst betrachtet werden, der durch eine fast bis zur Carricatur sich steigernde Uebertreibung der päpstlichen Anmaßungen endlich das Maß derselben voll machte, und das von ihm gestiftete vorhin erwähnte Jubeljahr war nur ein Commentar zu dem alten Liede, daß Hochmuth vor dem Falle kommt. An Philipp dem Schönen von Frankreich, den auch er, nach der Weise seiner Vorfahren, unter das römische Joch beugen wollte, fand der tollkühne Priester seinen Meister. Noch mehr aber, als die Waffen des Königs, waren es seine eignen Laster, die ihn auch in den Augen des Volkes verächtlich machten und vieles dazu beitrugen, den Nimbus der päpstlichen Heiligkeit zu verringern.

Zur Verringerung dieses Nimbus trug aber wesentlich bei die Verlegung des päpstl. Stuhles von Rom nach Avignon, und die bald darauf folgende große Spaltung (das abendländische Schisma).

Wir haben früher gesehen, wie gerade die Oertlichkeit Roms vieles dazu beigetragen hatte, das päpstliche Ansehen zu erhöhen, theils weil es die alte Hauptstadt der Welt, theils weil es, der Sage nach, der erste Bischofssitz des Apostels Petrus gewesen. Nun aber wußte der Sieger des Bonifaz, König Philipp der Schöne von Frankreich, es dahin zu bringen, daß Clemens V., der durch seinen Einfluß Papst geworden war, seinen Sitz nach Avignon in Frankreich verlegte, 1309. Dadurch ging eine eben so große Veränderung in dem Wesen des Papstthums vor, als etwa 1000 Jahre früher in der weltlichen Macht durch die Verlegung des Kaisersitzes von Rom nach Constantinopel vorgegangen war. Alle die Vortheile an Einkünften und Ansehen, welche mit dem Sitze zu Rom verwachsen waren, gingen verloren, und die Päpste, von denen sich mehrere sammt ihren Cardinälen dem schnödesten Wohlleben ergaben, mußten jetzt in ihrer 70jäh-

rigen babyloniſchen Gefangenſchaft auf neue und andere Erwerbmittel ſinnen. In dieſer Zeit war es denn auch, wo das Unweſen des geiſtlichen Aemterverkaufes, der Jahrgelder an den päpſtlichen Stuhl und der Ablaßkram ihren höchſten Gipfel erreichten. Papſt Johann XXII. trieb den Handel mit geiſtlicher Waare bereits bis zur Unverſchämtheit. Immer tiefer ſank die ſittliche Würde des Papſtthums in den Augen des Volkes, und dieß trug mehr bei zu deſſen Sturze, als alle Proteſtationen und Drohungen von außen her. Als nun gar, nachdem es den Italienern gelungen war, den päpſtlichen Stuhl wieder nach Rom zu verlegen, die große Spaltung eintrat, ſo daß die einen Päpſte, die der römiſchen Partei, zu Rom, die andern, die der italieniſchen, zu Avignon regierten; als ſomit die Einheit der kirchlichen Monarchie 50 Jahre lang gebrochen war, als die Kirche zwei, ja nicht ſelten drei Päpſte neben einander hatte, die ſich gegenſeitig in den Bann thaten, da mußte die Achtung vor der Papſtwürde noch mehr ſinken, die nur durch den Zauber ſich gehalten hatte, den eine abſolute Einheit auf den menſchlichen Geiſt übt. Alles Mögliche ward nun freilich nach endlicher Beſeitigung des Schisma gethan, die alte Würde wieder zu heben, und in der That gelang es einigen Päpſten, wie dem ſchlauen Aeneas Sylvius (Pius II.), die Achtung der Chriſtenheit wieder zu gewinnen, während Alexander VI., ein ſittliches Ungeheuer, den Stuhl ſeiner Vorfahren mit den gröbſten Verbrechen befleckte, und die Unzahl ſeiner Baſtarde mit reichen Herzogthümern verſorgte, und Julius II. mehr im Felde lag, als der Kirche diente. Leo X. endlich, ein milder Fürſt, aus dem Hauſe der Medicis, ein feiner Kenner der Kunſt und ein Beförderer der Wiſſenſchaft, ſteht in einem würdigen Lichte an der Grenze zwiſchen der hildebrandiſchen und der lutheriſchen Periode. Auf ihn werden wir in der Reformationsgeſchichte ſelbſt zurückkommen.

Vierte Vorlesung.

Die römisch-katholische Kirchenlehre unter dem Einfluß des Papstthums. Bildung der Geistlichen. Scholastiker. Lehre von der Trinität. Lehre vom Menschen und von seinem Verhältniß zur Gottheit. Pelagianismus und Augustinismus. Die katholische Heilslehre. Bußdisciplin. Heiligendienst. Fürbitte. Die Sacramente. Das Meßopfer. Die Seelenmessen. Das Fegfeuer. Die Kelchentziehung.

Es giebt eine Art, die Geschichte zu betrachten, welche es sich und andern dadurch leicht macht, daß sie nur unverbundene Bilder an einander reiht, ohne Vertheilung von Licht und Schatten mit grellen Farben die Gegensätze ausmalt, und einen beständigen Kampf zwischen Himmel und Hölle uns darstellt. Die Phantasie findet an solchen Darstellungen Vergnügen, aber der forschende Verstand bleibt unbefriedigt. Und dennoch ist diese Art von Geschichtsbetrachtung häufig auf die Kirchen- und Reformationsgeschichte angewandt worden. Namentlich wurde in älterer Zeit das Papstthum von vielen Protestanten auf diese rohe, phantastische Weise aufgefaßt. Da sah man den Antichrist, das siebenköpfige Thier der Apokalypse, aus dem schwarzen Abgrund der Hölle auftauchen, und alles, was unter dem Papstthum an Lehre und Cultus sich ausgebildet, die ganze Dogmatik des Mittelalters, die Messe mit ihrem feierlichen Pompe, der Bilderdienst, das Klosterleben, die Beichte u. a. m. erschienen als eine unmittelbare Wirkung des Teufels, der mit solchem Blendwerk die Seelen verführen und das Reich Christi mit boshafter Berechnung zerstören will. Daß die Reformatoren selbst in den Augenblicken des heißesten Kampfes Aehnliches äußerten, läßt sich wohl begreifen; auch galt, was sie sagten, nicht so allgemein dem ganzen Werke des Katholicismus, wie es später von einseitigen und fanatischen Gegnern desselben gefaßt wurde.

Es wäre nun auch mir ein Leichtes gewesen in der letzten Stunde, ihnen die Erscheinungen des Papstthums in einem gehässigen Lichte darzustellen durch Zusammenstellung je des Gräßlichsten und Empörendsten, was die Geschichte der mittlern Zeiten aufzuweisen hat, und ich hätte mir vielleicht dadurch auf eine wohlfeile Weise den Ruhm entweder eines eifrigen Protestanten, oder doch wenigstens eines lebhaften kurzweiligen Erzählers erwerben können. Allein das Entwerfen solcher crassen Frescogemälde halte ich für einen niederen Triumph der historischen Kunst. Lieber unterzog ich mich dem schwierigern Geschäfte, eine so viel als möglich treue Skizze meines Gegenstandes mit seinen Licht- und Schattenseiten zu entwerfen, und das Ganze mit seinen Theilen allmählig vor Ihren Augen entstehen zu lassen, und auch jetzt, wenn ich es unternehme, Ihnen die Mißbräuche darzustellen, die unter dem Einflusse des Papstthums in Lehre und Cultus sich eingeschlichen haben, wenn ich es, mit einem Worte, unternehme, den Katholicismus darzustellen, muß ich mir dasselbe Recht einer ähnlichen, ruhigen, die Sache bis auf ihren Grund verfolgenden Untersuchung ausbitten.

Man würde sich eine ganz falsche Vorstellung von der Natur des Katholicismus machen, wenn man glaubte, bis zu dem Zeitpunct der päpstlichen Monarchie sei die Lehre des Evangeliums in ihrer vollen Reinheit bewahrt worden, und jetzt sei irgend ein schlauer Priester oder eine Kaste von Priestern dahintergekommen, habe den strahlenden Leuchter des Evangeliums umgestoßen, und dafür eine trügerische Nachtlampe hingestellt. Vielmehr hatte sich das reinere Licht schon länger verdunkelt, und in diesem trügerischen Helldunkel wuchsen die Bischöfe und Päpste selber auf. Sie sogen die falschen Begriffe ihrer Zeit ein, die sie dann freilich selbst wieder mit mehr oder weniger Schuld verwirren halfen, sie nahmen verblichene Münzen ein, und setzten noch schlechtere in Curs; und so erzeugte sich allmählig jenes Truggewebe von Menschensatzungen, womit die ursprüngliche Christuslehre mehr und mehr verschleiert ward. Statt also auf einzelne Männer, auf die Päpste, unsern Haß zu werfen, sollen wir vielmehr in Demuth die Kurzsichtigkeit des menschlichen Verstandes überhaupt bedauern und die Unlauterkeit des mensch-

lichen Herzens, welche beide es so leicht möglich machen, daß auch das Reinste und Göttlichste in kurzer Zeit entstellt und die Wahrheit in Irrthum verwandelt werden kann.

Wenn wir die Entwicklung der Kirchenlehre oder die Dogmengeschichte des Christenthums betrachten, so werden wir finden, daß zur Zeit des steigenden Papstthums die kirchliche Rechtgläubigkeit (Orthodoxie) bereits durch die Aussprüche der Synoden festgestellt war, und von dieser einmal angenommenen katholischen Rechtgläubigkeit sagten sich auch die Päpste nicht los. Im Gegentheil, sie fanden in der schon bestehenden Orthodoxie eine Stütze ihrer Macht. Die Völker, welche im 5. und in den folgenden Jahrhunderten seit der großen Völkerwanderung zum Christenthum übertraten, waren keineswegs zu tiefen, theologischen Speculationen geneigt; noch besaßen sie die Kenntnisse, um die Religionsurkunden in den heiligen Schriften in der Grundsprache zu erforschen. Zwar machte sich der Benedictinermönch Ottfried im 9. Jahrhundert verdient durch eine deutsche, gereimte Uebersetzung der Evangelienharmonie, und schon weit früher hatte Ulfilas die Bibel ins Gothische übersetzt. Herrschende Kirchensprache wurde aber dennoch bald mit wenig Ausnahmen die lateinische, was, beiläufig gesagt, auch mit beitrug, den Verband sämmtlicher Kirchen mit der abendländischen Mutterkirche, mit Rom, zu erhalten. Statt des hebräischen und griechischen Originals der heiligen Schriften galt durch das ganze Mittelalter hindurch, und gilt jetzt noch größtentheils in der katholischen Kirche, die alte lateinische Uebersetzung derselben, die unter dem Namen der Vulgata bekannt ist. Wie wenig also eine gründliche Theologie da bestehen konnte, wo man genöthigt war, seine Bibelkenntniß aus einer unvollkommenen, oft fehlerhaften Uebersetzung zu schöpfen, läßt sich leicht einsehen. Aber auch selbst in dieser Form wurde die Bibel nur wenig benutzt, und da man sich mit der mündlichen Ueberlieferung begnügte, so kam ihr Studium mehr und mehr in Abnahme. Auch daran waren nicht die Päpste schuld; denn das Ansehn der Tradition war älter, als ihr eigenes. Es lag die Unwissenheit in der Zeit überhaupt. Wie gering waren die Kenntnisse, die man von einem Geistlichen, einem Lehrer und Führer des christlichen

Volkes, verlangte! Mechaniſche Verrichtung der Kirchengebräuche war faſt alles. Schon zu Karls des Großen Zeiten wurde von den Geiſtlichen verlangt, daß ſie das Unſer Vater, die zehn Gebote und das (apoſtoliſche) Glaubensbekenntniß auswendig wüßten und es andern erklären könnten. Aber auf einer nicht viel höhern Stufe ſcheinen viele Geiſtliche zu Luthers und Zwingli's Zeiten geſtanden zu haben *). Wo aber das Salz dumm wird, womit ſoll man ſalzen? Die Mönche waren es zum Theil, die, wie wir ſchon früher bemerkten, ſich einiges Verdienſt um Wiſſenſchaft erworben haben, doch nicht ſowohl durch das, was ſie ſelber dachten und ausbreiteten, als durch die mechaniſche Verrichtung des Abſchreibens. Hie und da gab es freilich auch originelle Köpfe unter den Mönchen, die mit hellem Blicke ihre Zeit überſchauten, wie Scotus Erigena im 9. Jahrhundert, der aber auch dadurch den Haß ſeiner Ordensgenoſſen auf ſich zog, und von ihnen, der Sage nach, mit eiſernen Schreibgriffeln ſoll erſtochen worden ſein.

Bei der Abgeſchiedenheit des Lebens, bei dem Mangel an allen poſitiven Kenntniſſen, die allein dem Geiſte auf die Dauer eine geſunde Nahrung darzubieten im Stande ſind, verfiel der Scharfſinn der grübelnden Mönche auf die wunderlichſten und abgeſchmackteſten Unterſuchungen und verirrte ſich ſogar oft, mit einer ausſchweifenden Phantaſie gepaart, in die Gebiete der anſtößigſten Zweideutigkeiten **). Von den Schulen, in welchen dieſe Art von theologiſcher Dialektik geübt wurde, wurde dann dieſelbe mit dem Namen ſcholaſtiſche oder Schulweisheit benannt. Unter Scholaſtik ſind nun viele gewohnt ſich eine Art von Wiſſenſchaft zu denken, die es mit allerlei wunderlichen, oft geringfügigen Gegenſtänden, mit allerlei ſophiſtiſchen Beweiſen und albernen Unterſuchungen zu thun hat. Allein

*) Vgl. Luthers Vorreden zu ſeinen Katechismen und Bullingers Bericht, daß von allen Dekanen der Schweiz nicht über drei in der Bibel zu Hauſe geweſen; die andern hätten frei bekannt, daß ihrer keiner nur das N. T. ganz geleſen. J. J. Hottingers Fortſetzung von Müllers Schweizergeſchichte VI. S. 251.

**) Man denke an den Streit des Paſchaſius Radbertus und Ratramnus.

man würde der eigentlichen Scholastik sehr unrecht thun, sie unter diesem einseitigen Gesichtspunct zu fassen. Den Namen hat sie freilich von jenen dürftigen Mönchsschulen, in denen die Wissenschaft in ihren Kinderjahren gepflegt wurde; allein später wurde die Scholastik auf den seit dem 11. Jahrhundert mehr und mehr gestifteten Universitäten gelehrt, und wurde der Träger der philosophischen und theologischen Wissenschaft. Freilich immer ein höchst unvollkommener Träger! Immer klebte ihr mehr oder weniger von ihrem dunkeln Ursprunge an, und ihre Verbindung mit der Weisheit des Aristoteles blieb eine unglückliche Formsache. Es fehlte der Scholastik das solide, wissenschaftliche Fundament, und wenn einzelne Scholastiker durch tiefere Ideen und geistreiche Systeme sich ausgezeichnet haben, wie ein Scotus Erigena, Anselm und Abälard, so war es mehr das Genie der Einzelnen, das durch alle, auch die ungünstigsten Formen sich Bahn zu brechen wußte, als der Geist ihrer Schule selbst. Ja, man muß sich oft wundern, wie in ein und demselben Kopfe die tiefsten, eines Plato und Aristoteles würdigen Ideen neben den albernsten Fragen, wie sie etwa ein vorwitziger, altkluger Knabe seinem Religionslehrer aufwerfen würde, Platz greifen konnten. So, um nur einiges anzuführen, wurde in Beziehung auf die Allmacht Gottes gefragt, ob er denn alles könne, ob er auch könne nicht sein, ob er auch könne Geschehenes ungeschehen, aus einer liederlichen Dirne eine keusche Jungfrau machen, ob er könne sündigen, lügen, ob er könne den Befehl geben, ihn zu hassen u. s. w. In Beziehung auf Christus wurde gefragt, ob er nothwendig habe müssen in der Gestalt eines Menschen erscheinen, um die Welt zu erlösen, oder ob er nicht jede beliebige Gestalt hätte annehmen können, etwa die eines Kürbis? Namentlich wurde die Frage alles Ernstes behandelt, ob eine Maus, die zufällig eine geweihte Hostie zernage, wirklich den Leib des Herrn genieße, oder nicht? doch gab es andere, die vernünftig und christlich genug dachten, solche Curiositäten als unziemliche und fromme Ohren beleidigende Fragen von der Hand zu weisen. Ueberhaupt fand die Scholastik als die einseitige Verstandesrichtung des Mittelalters ihr Gegengewicht in der Mystik, die das mit der steigenden Gluth

des Jünglingsalters heraustretende Gefühlsleben darstellt. Wie die Scholastik, so hatte auch die Mystik in den Klöstern ihren ursprünglichen Sitz, und je nachdem einer mehr speculativ oder contemplativ gestimmt war, gab sich auch sein Geistesleben bald mehr unter der Form der spitzfindigen Scholastik, bald mehr unter der der tiefsinnigen Mystik zu erkennen. Vergleichen wir die mittelalterliche Theologie einer gothischen Kirche, so können wir sagen, die verwickelten und sonderbaren Beweise der Scholastiker gleichen den phantastischen Verzweigungen und Schnitzwerken, welche das äußere Gerippe des Tempels bilden, während uns die Mystiker an die Farbengluth der gemalten Scheiben im Innern des Heiligthums erinnern, durch welche das Sonnenlicht zwar nur gedämpft, aber mit magischer Wirkung auf Gefühl und Phantasie, eintritt. Oder soll ich einen andern Vergleich wagen, so finden die seltsamen Disputirübungen der Scholastiker ihre entsprechende Erscheinung auf dem weltlichen Gebiete in den Kampfspielen und Turnieren der gleichzeitigen Ritterwelt, während die Mystik mit der Romantik eben derselben ritterlichen Zeit in Form und Wesen zusammentrifft.

Glücklichere Naturen wußten auch in der That Scholastik und Mystik mit einander zu vereinigen, und somit den Verirrungen beider auszuweichen, d. h. Verstand und Gefühl, so gut es gehen konnte, im Gleichgewicht zu erhalten, während weniger Begabte Gefahr liefen, entweder in den Dornen des flammenden Busches sich zu verwickeln, oder von dem Feuer desselben verzehrt zu werden.

Beide, Scholastik und Mystik, haben übrigens als zwei gewaltige Kräfte nicht auf ihre Zeit allein, sondern auch auf die folgenden eingewirkt, und ihre Spuren sind sogar noch deutlich in den philosophischen und theologischen Erscheinungen der Gegenwart zu erkennen. Die Reformation kam zu beiden in eine eigenthümliche Stellung, in eine mehr feindliche zur Scholastik, in eine freundlichere zur Mystik. An den großen Mystikern des 15. Jahrhunderts, Thomas von Kempis, Tauler und der deutschen Theologie hatte sich ja Luther vorzüglich gebildet, und mit ihren Waffen, die er mit denen der reifern Bibelkenntniß verband, bekämpfte er hauptsächlich

die Ausgeburten der Scholastik, welche der witzige Erasmus mehr mit den leichtern Pfeilen des Spottes und der Satyre verfolgte. Treten wir nun der Kirchenlehre selbst näher, wie sie unter den Augen des Papstthums und unter dem Einfluß der eben gezeichneten Geistesrichtungen sich ausgebildet hat, so werden wird bald finden, daß es keiner absichtlichen Totalverkehrung des reinen Gotteswortes in eitle Menschensatzung bedurfte, um zu der römisch-katholischen Dogmatik zu gelangen, sondern, daß sich dieselbe bei so bewandten Umständen gleichsam wie von selbst machen mußte, und wie überhaupt es nur selten die Lehre ist, die das Leben bildet, sondern, wie vielmehr die Lehre erst aus dem Leben abstrahirt und nach demselben gerichtet wird, so war es auch hier *).

Was zunächst den historischen Grund des Christenthums betrifft, die Lehre von der Person Jesu, die Lehre von Gott, Vater, Sohn und Geist, so blieben diese Puncte, wenigstens dem Buchstaben des Bekenntnisses nach, unverändert, wie sie schon von den Concilien der frühern Jahrhunderte, von dem zu Nicäa und Constantinopel, waren festgestellt worden. An diesen Lehrsätzen, deren Richtigkeit zu prüfen, hier nicht unsres Ortes ist, fanden auch die Reformatoren ihrer Zeit nichts zu ändern. Sie blieben vielmehr das feste Band, das die beiden getrennten Kirchen mit der ältern Kirche der frühern Zeit vereinigt hielt, wie denn auch die Taufe auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des Geistes von beiden Kirchen, der protestantischen wie der katholischen, gegenseitig anerkannt wird. Wollte also ein allzueifriger Antipapist behaupten, der Papst sei ein Läugner der Gottheit Christi, er sei eben der Antichrist, der da läugne, daß der Sohn Fleisch geworden u. dgl., so würde er allerdings damit die unverständige Sprache der Leidenschaft, nicht die der wissenschaftlichen Besonnenheit füh-

*) In der nachfolgenden Darstellung dürfte freilich darin etwas vorgegriffen sein, daß mehr der Katholicismus des Tridentinerconcils, als der des frühern Mittelalters gegeben wird; denn mit Recht ist behauptet worden, daß die Kirche vor dem Tridentinum keine rechte, sich selbst bewußte Dogmatik hatte. Doch um der Uebersicht willen schien mir das Anschließen an eine systematische Form nothwendig, und im Ganzen war denn doch in den Hauptlehren der Scholastiker das tridentinische Dogma vorgebildet.

ren *). Praktiſch freilich mochte mancher Papſt ſich dadurch als einen Läugner der göttlichen Würde Chriſti beweiſen, daß er ſeine eigene Würde in Hochmuth überſchätzte, und dadurch das Verdienſt Chriſti in den Augen der Gemeinde verdunkelte. Allein ſolche praktiſche Chriſtusläugner hat es zu allen Zeiten, auch unter den Orthodoxeſten aller Parteien, gegeben, wenn nämlich ihr Leben nicht mit der Lehre übereinſtimmte. Hier aber reden wir von der Lehre, und da thut man Unrecht, wenn man die Päpſte und ihren Anhang der Irrlehre in dieſem Puncte beſchuldigt. Sie waren gerade die Handhaben der Orthodoxie und fanden ihren Vortheil dabei. Anders verhielt es ſich mit denjenigen Dogmen, die nicht ſowohl die Lehre von Gott und Chriſtus, als die Lehre vom Menſchen und ſeinem Verhältniß zur Gottheit betreffen, alſo die Lehre von der Sünde, der Freiheit, der Gnade, die Lehre von der Kirche und den Gnadenmitteln, die Lehre von den Sacramenten u. ſ. w. Hier gehen die Lehren des Katholicismus und Proteſtantismus aus einander, und hier müſſen wir denn auch genauer ſehen, wie der erſtere ſich entwickelt hat. Daß der Menſch nicht durch das Verrichten äußerer Geſetzeswerke ſich den Beifall Gottes verdienen könne, daß er überhaupt von Natur, d. h. von ſich aus, ohne Gott und göttlichen Beiſtand nichts wahrhaft Gutes zu thun vermöge, ſondern erſt in der Gemeinſchaft mit Gott die rechte Geiſtesfreiheit erlange, und daß nur der lebendige Glaube an Chriſtus, den Gottes- und Menſchenſohn, zu dieſem religiöſen Verhältniß hinführe, das war Grundlehre des Chriſtenthums. „Aus Gnaden ſeid ihr ſelig worden, nicht aus Verdienſt der Werke", das war apoſtoliſcher, pauliniſcher Grundſatz. Gegen die äußere Werkheiligkeit des Judenthums hatte Paulus die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben auf eine Weiſe ins Licht geſetzt, wobei er die tiefſte Kenntniß des menſchlichen Herzens und ſeiner natürlichen Verdorbenheit, ſowie den hellſten Blick in die Tiefe des Reichthums göttlicher Weisheit und Liebe an den Tag legte. Dabei hatte er keines-

*) Vgl. Joh. v. Müller, das Chriſtenthum, im 8. Theile der ſämmtlichen Werke. S. 257.

wegs der Ausübung wirklich guter Werke entgegentreten, und die menſchliche Freiheit, ohne die keine wahre Tugend beſtehen kann, einſeitig vernichten wollen. Er ſelbſt erkannte ein inneres Geſetz des Geiſtes im Menſchen an, das endlich unter Gottes Anregung und Beiſtand über das äußere Geſetz der Glieder Herr werden und den Sieg davon tragen ſollte im Kampfe; daher er auch überall zu ſtrenger Tugendübung und Selbſtüberwindung auffordert, aber immer ſo, daß es ohne Tugendſtolz, ohne Anſpruch auf eigenes Verdienſt, im Geiſt der reinen Demuth, der Liebe, des Gehorſams geſchehe. Als Früchte ſollten die guten Werke wie von ſelbſt aus der durch Gottes Geiſt erneuerten Geſinnung hervorkeimen, in allem ſollte nicht unſere, ſondern Gottes Ehre verherrlicht werden, der in den Schwachen mächtig iſt. Welche reine, welche erhebende Lehre! gleichmäßig geſchickt, den Menſchen an ſeine Abhängigkeit von Gott, wie an ſeine höhere Freiheit zu erinnern, ſein religiöſes, wie ſein ſittliches Leben zu ſtärken, zu verklären.

Die ältere Kirche, namentlich die des Morgenlandes, folgte dieſen apoſtoliſchen Ideen im Allgemeinen nach, ohne ſich jedoch für ein beſtimmtes Syſtem in dieſer Hinſicht zu entſcheiden. Es bedurfte ja auch keines Syſtems, ſo lange man mit einem geſunden, praktiſchen Gefühle nur daran feſthielt, daß beides nothwendig ſei zum Guten, ſowohl die Gnade Gottes von der einen, als die freiwillige Unterwerfung unter dieſelbe und die bewußte Mitwirkung unſres freien Willens von der andern Seite.

Erſt im 5. Jahrhundert entwickelte ſich ein Streit hierüber im Abendlande, den wir hier nicht ganz übergehen dürfen, da er ſogar auf die Lehrſtreitigkeiten zur Zeit der Reformation großen und entſcheidenden Einfluß geübt hat, und noch heut zu Tage das Motiv vieler religiöſen Spaltungen und Kämpfe iſt, ich meine den Streit des Pelagianismus und Auguſtinismus.

Der brittiſche Mönch, Pelagius, mit ſeinem Freunde Cöleſtius, hatte ſich im Abendlande ein nicht geringes Verdienſt dadurch erworben, daß er die trägen Mönche zur Thätigkeit antrieb und vielfache ſittliche Reformen unter ihnen vornahm.

Dazu war nöthig, die ſittliche Kraft, die in dem Menſchen liegt, aufzuregen und die eigene Thätigkeit anzuſpornen. Es ſchien ihm gefährlich für die Sittlichkeit, wenn der Menſch ſein Verderben entſchuldigen wollte mit der fremden Schuld Adams, und das Verdienſt Chriſti zu einem Ruhekiſſen für ſeine Trägheit benutzte; daher trug er den Satz vor, daß der Menſch noch immer dieſelbe Anlage zum Guten beſitze, welche Adam vor dem Falle gehabt, und daß es nur von ihm abhange, zu wollen, um es ſchon auf dieſer Erde zu einem hohen Grade von Heiligung zu bringen. Hilf dir, ſo wird dir Gott helfen! Das iſt in wenigen Worten die pelagianiſche Lehre. Dieſer Satz, auf die Spitze geſtellt, konnte aber leicht wieder gefährlich werden. Der menſchliche Hochmuth konnte in Verſuchung gerathen, etwas für ſich ſein zu wollen, oder wenigſtens konnte die reiche Idee von der alles wirkenden göttlichen Gnade leicht verflächt und auf den alltäglichen Gedanken einer bloß äußerlichen Unterſtützung heruntergebracht werden.

Dieſer Lehre des Pelagius trat daher mit allem dem Anſehen, das er hatte, d. h. Auguſtin entgegen, Biſchof von Hippo, in Karthago. Er hatte durch eigene Erfahrung die Schranken der menſchlichen Kraft und die Schwäche des Willens kennen gelernt, ſo lange ſie nicht beide vom göttlichen Walten getragen und gleichſam durchdrungen ſind. Nach vielfachen Verirrungen ſeines Jugendlebens, nach vielfachen Kämpfen und Anſtrengungen hatte er, wie durch ein plötzliches Wunder (für ihn war es ein ſolches), die göttliche Gnade an ſeinem Herzen erfahren, und nur in dieſer Gnade allein, wie der Wiedergeborene ſie beſitzt, erblickte er das Heil. Sie erſchien ihm nicht nur als nothwendige Unterſtützung der menſchlichen Freiheit, ſondern als ihre Quelle, als Anfang, Mittel und Ende derſelben. Dabei gerieth er aber freilich auf Behauptungen, die bisher noch nie in der Kirche ſo ſchroff und unbedingt waren ausgeſprochen worden, nämlich auf die Behauptung eines gänzlichen abſoluten Verderbens der menſchlichen Natur durch die Erbſünde, aus welchem nur der errettet werden könne, den Gott dazu vorher erwählt und beſtimmt habe. So ſollten alſo nach ihm die neugebornen Kinder verdammt ſein,

und ewig verloren, wenn ſie vor der Taufe dahinſtürben. So waren ihm die edelſten Tugenden der Heiden nur glänzende Laſter; denn außer der Kirche, und zwar der ſichtbaren Kirche, ſah er kein Heil, ja keinen Schein des Heils.

Durch das Anſehen, welches Auguſtin im Abendlande hatte, trug ſeine Lehre den Sieg davon über die Lehre des Pelagius. Allein ſie ſelbſt wurde nur von wenigen der tiefer Denkenden gehörig verſtanden und gewürdigt. Die Meiſten hingen ſich an die äußere Form und vergaßen darüber den innern Gehalt. Gerade das Verletzende an ihr, das Harte und Schroffe, wurde benutzt, um der Lehre von der allein ſeligmachenden katholiſchen Kirche eine neue Stütze und bedeutenden Nachdruck zu geben, und während man ſo das Aushängeſchild der auguſtiniſchen Rechtgläubigkeit an das Hauptportal der Kirche hing, die mit den härteſten dogmatiſchen Riegeln verſchloſſen ſchien, ließ man ganz ſachte und allgemach den Pelagianismus wieder durch eine Hinterthür hinein. Ja, was ſage ich den Pelagianismus? Dieſer hatte doch auf wirklich ſittliche Handlungen, auf Werke der Tugend, gedrungen, während jetzt wieder die craſſeſte phariſäiſche Lehre von der Verdienſtlichkeit äußerer Ceremonialwerke im ſchneidendſten Widerſpruche mit der Lehre des Evangeliums, ja, im ſchneidendſten Widerſpruche mit Auguſtin ſelbſt, ihr Haupt erhob.

Indeſſen müſſen wir auch hier wieder die Zeitumſtände berückſichtigen. Die Völker, in welche das Licht des Chriſtenthums ſeit dem 5. und 6. Jahrhundert eindrang, waren nicht fähig, die geiſtige Lehre des Evangeliums in ihrer Geiſtigkeit zu faſſen. Sie mußten, ſollte man faſt denken, erſt durch das A. T. hindurch zum neuen kommen; daher das Geſetz und des Geſetzes Werke bei ihnen faſt wieder eine ähnliche Bedeutung erhielten, wie bei dem israelitiſchen Volke. Der Zuchtmeiſter übte auch hier ſein Amt, und ſo entwickelte ſich denn bald ein neues Judenthum innerhalb der katholiſchen Kirche. — Die früher genannten Scholaſtiker waren es nun aber, unter deren Händen die geſunde Heilslehre des Evangeliums in willkürliche Menſchenſatzung verwandelt, oder vielmehr ſo künſtlich mit ihnen verflochten ward, daß es ſchwer iſt, das Wahre und Falſche überall zu trennen.

Laſſen Sie mich die Heilslehre des Katholicismus in kurzen Zügen entwerfen; nicht wie ſie durch den Volksglauben entſtellt, ſondern wie ſie durch die Kirche ſelbſt feſtgeſtellt und ſanctionirt worden. Den durch die Erbſünde verdorbenen, natürlichen Menſchen empfängt die heilige Mutter, die Kirche, mit liebender Sorgfalt an der Schwelle des Lebens. Durch die heilige Taufe, die er in ihr und von ihr empfängt, wird die Erbſünde getilgt, und der Menſch iſt wieder im Beſitze ſeiner freien Kräfte. Dieſe ſoll er aber dem Dienſte der Kirche weihen, von ihr und ihren Gnadenmitteln unterſtützt. So lange der Menſch im äußern Zuſammenhange mit der Kirche lebt, ſo lange iſt er in dieſer ſichern Arche geborgen gegen alle Stürme des Lebens, er iſt aufgehoben, wie das Kind an der Mutterbruſt. Die Kirche glaubt für ihn, denkt für ihn, ſorgt, liebt und kämpft für ihn. Genug, daß er ihr nicht widerſtehe, und ihren Befehlen gehorſam und blindlings ſich unterwerfe. Strauchelt und ſündigt er auch wegen der ihm von Adam noch immer anhaftenden Schwäche (lex fomitis), ſo iſt die Kirche reich genug an Sühnungsmitteln, reich genug an Gnaden, um das geſchehene Uebel wieder gut zu machen. Der Menſch muß freilich auch das Seinige beitragen zur Buße; aber auch dieß wird dem gläubigen Sohn der Kirche vielfach erleichtert. Er ſoll ſeine Sünde herzlich bereuen; in der Thränentaufe der Reue ſoll er die frühere Waſſertaufe gleichſam wiederholen *).

Die Buße iſt das zweite Bret nach dem Schiffbruch, an das der mit den Wellen Ringende ſich anklammert. Der Bußfertige ſoll ſeine Sünde dem Prieſter bekennen, er ſoll beichten (und zwar wurde ſeit Innocenz III. dieß ein Geſetz, daß wenigſtens einmal des Jahres jeder Chriſt zur heiligen Beichte müſſe). Er ſoll alles aufrichtig bekennen und nichts verhalten; aber auch der Prieſter ſoll das Geheimniß des Beichtſiegels bewahren. Hat er gebeichtet, dann ſoll er genug thun durch Werke, nicht zwar, als ob er damit unbedingt die Seligkeit verdiene

*) Wie viel eine einzige Thräne vermöge, zeigt unter andern einer der neueſten und geiſtreichſten Vertheidiger des Katholicismus, Hr. von Chateaubriand, der irgendwo in ſeiner Attala ſagt, daß eine einzige Thräne, in Reue geweint, Ströme vergoſſenen Blutes tilgen könne.

(das wollte die Kirche nie zugeben), aber doch, um ſich bedingter Weiſe das Wohlgefallen Gottes zu erwerben. Dieſe guten Werke beſtehen (ähnlich wie bei den Mahomedanern) in Almoſen, Faſten, Wallfahrten, aber auch in gewaltſamen Kaſteiungen, Geißelungen, Entbehrungen aller Art, und endlich im Gebet. Hat dann der Sünder genug gethan, dann iſt der von oben geweihte Prieſter da, ihn wieder zu entſühnen, und die Vergebung der Sünde im Namen Gottes ihm anzukünden (Abſolution). Wir müſſen in der Beurtheilung dieſer Bußtheorie, wie mich dünkt, einen großen Unterſchied machen zwiſchen der ältern katholiſchen Kirche bis nach dem Zeitalter Gregors VII. und der ſpätern, beſonders der im 14. und 15. Jahrhundert. Wenn wir auch vom rein evangeliſchen Standpunct aus keine dieſer Bußtheorien billigen können, ſo wird uns doch der ältere Katholicismus eine höhere Achtung abnöthigen; denn dort iſt noch Würde der Sache, ernſte Zucht, Eifer nach Heiligung, eigene Kraftanſtrengung.

Ich habe nämlich ſchon früher erwähnt, wie die Bußwerke in der ältern Kirche perſönlich verrichtet werden mußten, und dieſe heroiſche Bezähmung des Fleiſches, wenn ſie auch am unrechten Orte angegriffen wird, und oft eine falſche Wirkung that, hat dennoch etwas Ehrwürdiges. Man erſtaunt zwar über die Verirrungen des menſchlichen Geiſtes, wenn man ſieht, wie der Mönch Peter Damiani noch im 11. Jahrhundert einen eigenen Tarif entwarf, nach welchem auf 10 Pſalmen, die man abzuſingen hat, 1000 Geißelhiebe gerechnet werden, die man ſich unter dem Singen zu ertheilen hat u. dgl. — Allein man bedauert ſolche Selbſtpeiniger mehr, als daß man ſie verachtet. Aber Verachtung tritt ein gegen eine Heilslehre, die, ſelber heillos, um Geldeslohn die Sündenvergebung feilbietet; und wenn wir gleich die Kirchenlehre ſelbſt von der offenen Billigung dieſes Marktes freiſprechen müſſen, ſo liegt doch der damaligen Kirche zur Laſt, daß ſie nie mit dem rechten Ernſte beſorgt war, das Volk gehörig über ſolche Dinge aufzuklären, daß ſie dem Mißbrauch gewähren ließ und bei allem durch die Finger ſah, was nicht ihrer äußern Autorität Gefahr drohte.

Daß Chriſtus der Grund unſrer Seligkeit ſei, das hat

die katholische Kirche nie in Abrede gestellt, und es ist leidenschaftliche Folgerungssucht, ihr solches aufzubürden. Eben so wenig hat sie die höhere Bedeutung und die heilsame Kraft des Leidens und Todes Jesu geläugnet, noch sich des Kreuzes geschämt. Im Gegentheil bildet ja das versöhnende Opfer, welches der Priester täglich Gott in der Messe darbringt, den Mittelpunct des katholischen Gottesdienstes, und das Kreuz ist ja das eigentliche Symbol der Kirche, das wahre Ehren- und Siegeszeichen, womit sie alles schmücket und verkläret.

Wer diese bedeutsamen Sinnbilder der katholischen Kirche herzlos verkennen kann, den beneide ich nicht um seinen nüchternen, oder selbst verschrobenen Protestantismus, der vielleicht eben so sehr im Dienste des Buchstabens befangen ist, wie der Katholicismus im Dienste des Symbols. Was aber an dem ausgearteten Katholicismus zu tadeln ist, das ist eben die immer mehr überhandnehmende Aeußerlichkeit in Formen, der Ueberschwall des Sinnlichen, wodurch zuletzt der wahre, geistige Gehalt überdeckt und erdrückt, und somit das, was die Hauptsache sein soll, über der Nebensache in den Schatten gestellt wird.

An die Stelle eines von innen heraus sich bildenden religiösen Lebensorganismus, wie ihn der Geist des reinen Christenthums in den Menschen hervorrufen und befördern will, tritt ein äußerer kirchlicher Mechanismus, durch welchen die sittliche Kraft des Einzelnen in dem Grade gelähmt wird, als ihm die Masse der geheimnißvollen und für ihn thätigen Kräfte der andern imponirend entgegentritt.

Fragen wir nun genauer, wer sind diese andern, die im Namen der Kirche für den Einzelnen handeln, wer sind diese vermittelnden Kräfte zwischen Himmel und Erde, so erblicken wir hier auf Erden die Priesterschaft, dort im Himmel die Schaar der Heiligen. Gleichwie die irdische Hierarchie eine Stufenleiter bildet von dem untersten Altardiener und Meßner bis hinauf zum heiligen Vater, so führt eine ähnliche Stufenleiter im Himmel durch die Heiligen, die Engel, die Erzengel und die heilige Maria hindurch zu Christo und Gott dem Vater. Beide Kirchen, die triumphirende Kirche der Heiligen

im Himmel, und die ſtreitende Kirche des Papſtes auf Erden, ſtehen in gegenſeitigem Rapport. Was hier gebunden, iſt dort gebunden; was hier gelöſt, iſt dort gelöſt. — Während ihres Lebens haben ſich die Heiligen einen Schatz von guten Werken erworben, d. h. ſie haben mehr Gutes gethan, als ſie zu thun ſchuldig geweſen (ganz entgegen der Lehre Jeſu, der zu den Seinen ſagt, wenn ihr alles gethan habt, ſo ſeid ihr unnütze Knechte), und dieſes Mehrhaben an Verdienſt kommt nun den armen Schuldnern zu gut, deren Blöße aus dem Ueberſchuß der Heiligen gedeckt wird. Freilich verwahrt ſich die katholiſche Kirche aufs feierlichſte, daß dieſes Verdienſt der Heiligen kein unbedingtes iſt, ſondern nur in dem Verdienſte Chriſti ſelbſt ſeine Quelle hat. Aber wenn auch theoretiſch das Verdienſt Chriſti durch das Verdienſt der Heiligen nicht verdunkelt, ja vielmehr erhöht werden ſollte, ſo wurde es doch praktiſch mehr und mehr in den Schatten geſtellt. Der Schatz der fremden guten Werke war ein gar zu bequemer Fund für die ſittliche Trägheit, und zugleich in der Folge eine willkommene Lehre für die Ausbildung des Papſtthums; denn der Papſt hatte den Schlüſſel zum Schatze.

Nicht nur aber die Werke der Heiligen, die ſie einſt gethan, auch ihre Fürbitte, die ſie fortwährend thun, ſollte den Gläubigen zu gute kommen. Auch hier wurde die urſprüngliche Idee der chriſtlichen Lehre von der Fürbitte Chriſti bei dem Vater dadurch verdunkelt, daß man nun, um zu Chriſto zu gelangen, ſelbſt wieder eines Mittlers bedurfte, der Maria. Je mehr aber dieſe anfing, an derſelben Ehre Theil zu nehmen mit dem Vater und dem Sohne, deſto mehr bedurfte es wieder gewiſſer Mittelsperſonen; und ſo füllte ſich denn der Himmel mit einer Unzahl von Heiligen und der chriſtliche Calender mit eben ſo viel Feiertagen, daß auch hier wieder der einfache Dienſt Gottes im Geiſt und in der Wahrheit in einen faſt undurchdringlichen Nebel zurücktrat.

Auch hier indeſſen muß man ſich vor Uebertreibungen hüten in der Darſtellung der katholiſchen Lehre. Niemals konnte es in dem Sinne des Katholicismus liegen, eine Vielgötterei an die Stelle der monotheiſtiſchen Religion ſetzen zu wollen. Die

Anbetung gehört nur Gott; aber die Anrufung den Heiligen. Eben so wenig wollte sie das zweite Gebot übertreten, wegen der Bilder; denn wenn auch Gottvater hie und da von Künstlern abgebildet wurde, so billigte dieß die Kirche nicht *). Den Bildern Christi und den Bildern der Heiligen sollte man Ehrfurcht, nicht aber in dem Sinne einen Dienst erweisen, wie dem unsichtbaren Gott. Auch hier blieb wieder die Volksreligion weit hinter der Kirchenlehre zurück, oder eilte ihr auch voran durch die Ausbildung von Mißbräuchen, an die sie selbst nicht gedacht hatte. Die Kirche auf Erden befindet sich im Besitze reicher Gnadenmittel. Nicht zufrieden mit den beiden Sacramenten der Taufe und des Abendmahls, hat die katholische Kirche sieben Sacramente **), gemäß der heiligen Zahl, die so oft wiederkehrt in dem Kreise der religiösen Vorstellungen; denn auch sieben Todsünden giebt es und sieben Haupttugenden u. s. w.

Unter diesen Sacramenten ragt das Sacrament des Meßopfers mit einer äußern Pracht, mit einem mächtig auf die Sinne wirkenden Glanze hervor, daß man die ursprüngliche Bedeutung dieser Ceremonie schwer erkennen würde, wenn man nicht sonst wüßte, daß sie sich allmählig aus der einfachen Abendmahlsfeier hervorgebildet hat. Dazu half besonders die immer mehr sich entwickelnde Ansicht von einer Brotverwandlung. Nach dieser scholastischen Lehre hört das Brot gleich nach der Weihung des Priesters auf, wahres Brot zu sein, und geht unmittelbar und ganz in den Leib Christi über. Die lateinische Kirche hatte sich auch schon längere Zeit des ungesäuerten Brotes bedient statt des gewöhnlichen, und auch dieß trug dazu bei, das Außerordentliche und Ungewöhnliche der Sache zu erhöhen. Die Priester waren es, welche die Abendmahlsbrote in der Form der sogenannten Hostie (Oblate) verfertigten, was allerdings dazu beitrug, sie in den Augen der Menge als die allmächtigen Leute darzustellen, welche selbst den Leib Gottes bereiteten, so daß am Ende das

*) S. Grüneisen, über bildliche Darstellung der Gottheit. Stuttgart 828.

**) Taufe, Abendmahl, Firmelung, Buße, letzte Oelung, Priesterweihe und Ehe.

Geschöpf den Schöpfer zu bereiten schien, welcher vermessene Gedanke jedoch nie in dieser Form von der Kirche selbst ist gebilligt worden.

Während nun Christus den gemeinschaftlichen Genuß des Brotes und Weins zur Hauptsache gemacht hatte in dem Symbol, so wurde jetzt dagegen die äußere Verehrung dieses Brotes zur Hauptsache. Feierlich sollte die geweihte Hostie aufbewahrt werden in der silbernen oder goldenen Monstranz; beim Anblick des leiblichen Gottes soll das Volk auf den Schall eines Glöckleins, das die Wandlung ankündigt, auf die Kniee fallen und sich kreuzen. Alles, was die Kunst Schönes und Herrliches hat an Formen, Tönen und Farben, alles, was die Sinnlichkeit in Anspruch nimmt, soll mitwirken, diesen glorreichen Moment zu feiern, wo der Unendliche eintritt in die Endlichkeit. Und wer läugnet das Imposante, das in dem Anblick einer gläubigen Menge liegt, die plötzlich wie in einem Nu durchdrungen von dem Gefühl der Gottesnähe, alles Irdische vergißt, die umhüllt von den duftenden Weihrauchwolken, getragen von rauschender Kirchenmusik, umringt von den heiligen Gestalten der Vorzeit, sich entrückt fühlt in die seligen Räume des Himmels? Aber wer läugnet auch bei etwas längerm Nachdenken das Unstatthafte, ja das höchst Gefährliche und Verführerische einer also auf Sinnlichkeit gebauten Religion? Und wer, dem auch das Einfache Geltung hat, muß am Ende doch nicht eher mit Wehmuth wahrnehmen, wie das stille, herzliche Brudermahl zu einer lärmenden Ceremonie und das Mahl der Gemeinschaft zu einer isolirten, priesterlichen Handlung geworden ist? Doch dieß nicht allein. Noch bleiben uns die Mißbräuche zu betrachten übrig, die allmählig an die Feier der Messe sich ansetzten.

Die Messe (das Abendmahl) war nicht nur zu einer Ceremonie, sondern zu einem Opfer geworden. Wie diese Opferidee sich allmählig ausgebildet, würde, hier zu zeigen, uns zu weit führen *). Genug, mit dem mehr und mehr aufkommen-

*) Sie entstand aus der Sitte, Gaben zu opfern bei den kirchlichen Zusammenkünften. Brot und Wein wurden erst als dargebrachtes

den levitischen Priesterwesen hielt auch das Opferwesen gleichen Schritt, und statt daß man in dem Abendmahl die lebendige geistige Erinnerung an die einmal geschehene Aufopferung Jesu gefeiert hätte, feierte man darin eine förmliche Wiederholung des Opfers, nur mit dem Unterschiede, daß das Opfer auf Golgatha ein blutiges gewesen, dieses ein unblutiges. Jedesmal, wenn die Messe gefeiert wird, steigt Christus aufs neue vom Himmel hernieder, sich Gott dem Vater zu opfern durch die Hand des Priesters. In diesem Geheimniß des heiligen Meßopfers liegt die ewige Sühne für all' die Sünden, die täglich begangen werden von dem schwachen Geschlechte der Sterblichen, während die Bibel lehret, daß Jesus das Ende der Opfer sei. — Je mehr aber die Messe eine Opferhandlung wurde, desto mehr verschwand aus der Abendmahlsfeier der Begriff der Gemeinschaft (communio), und das äußerlich verrichtete Werk des Einzelnen trat an die Stelle davon; daher die zauberische Gewalt der sogenannten stillen Messen, die der Priester auch ohne weiteres Gepränge, ohne Beisein der Gemeinde hält, einzig unterstützt durch den die Gemeinde vertretenden Meßdiener. Oder muß man nicht fast unwillkürlich an eine Art von Zauberhandlung denken, wenn man vernimmt, wie diesen stillen Messen, d. h. dem Ablesen gewisser lateinischer Formeln, ein gebietender Einfluß auf das Reich der Natur, auf Fruchtbarkeit des Erdreichs, auf Ungewitter u. dgl. zugeschrieben wird? Und ein unheimliches Grauen befällt uns, wenn wir sogar hören, wie diese Macht auf die Ruhe der Todten sich erstreckt in der Gestalt der Seelenmessen. Die Seelenmessen hängen dann wieder zusammen mit der Lehre vom Fegfeuer, die schon seit dem 5. Jahrhundert vorbereitet, seit dem 6. und 7. aber besonders ausgebildet worden. Um die Seelen aus dem Mittelzustande einer sie von den Schlacken der Sünde reinigenden Pein zu erlösen, dazu wurden und werden noch heute besondere Messen gehalten, und diese werden bezahlt. Ja, eigene, bedeutende Vermächtnisse zog mit dieser Lehre die Kirche sich all-

---

Dankopfer (Eucharistie), keineswegs aber als Sühnopfer angesehen. Aber aus dem einen entwickelte sich das andere.

mählig zu (Stiftung von Jahreszeiten), und da schwindet denn freilich wieder die Illusion, wenn man mitten aus den Hochgefühlen eines ästhetischen Cultus wieder in die gemeinsten Menschlichkeiten herabgezogen wird. Fast sollte man glauben, es sei nur im Scherze gesagt, und doch ward es von angesehenen Theologen, wie von Peter dem Lombarden, im Ernste behauptet, daß die Reichen allerdings hierin einen Vorzug vor den Armen hätten, für den sie Gott nicht genug danken könnten, daß sie nämlich durch ihre Gaben und Vermächtnisse früher könnten aus dem Fegfeuer erlöst werden, als ihre ärmern Mitbrüder.

Ein fernerer Mißbrauch, der endlich an die Feier der Messe sich knüpfte, war die Entziehung des Kelches bei dem Abendmahlsgenusse des Laien. Je mehr die Verehrung und das äußere Anstaunen der Hostie Hauptsache ward, desto weniger fand man nöthig, daß das Volk die heiligen Zeichen selbst genieße, und wo es sie genoß, da sollte die eine Gestalt schon hinreichen, während es ein Vorrecht der Priester blieb, unter beiderlei Gestalten das Abendmahl zu genießen. Doch muß man auch hier sagen, es war nicht absichtlicher Priestertrug, der plötzlich den Laien den Kelch des Herrn entzog. Die abergläubische Vorstellung von der Heiligkeit der Zeichen wirkte dazu mit, und die erst gutgemeinte ängstliche Scheu, es möchte bei der Administration von dem geweihten Weine, somit von dem Blute Christi, etwas auf die Erde gegossen werden, gab zuerst den Anlaß zur Kelchverweigerung *).

So haben wir die Lehre und den Gottesdienst des Katholicismus, so gut es sich in der Kürze thun ließ, an uns vorübergehen lassen, und wir werden bei der Betrachtung des Kampfes selbst auf die einzelnen Theile, auf den Ablaß, die Heiligen, die Bilder, die Messe, das Fegfeuer zurückkommen. Wir haben gesehen, wie auf den Grund der apostolischen Lehre allerlei ist gebauet worden, woran nicht einzelne Menschen, etwa die Päpste, schuld waren, sondern wie der Geist der Zeit selbst daran gebaut hat. Unwissenheit von der einen

*) Siehe Spittlers Geschichte vom Kelch im Abendmahl.

Seite, und die Neigung des Menschen zur Bequemlichkeit von der andern mögen viel dazu beigetragen haben. Indessen hatte sich auch mitten unter den Entartungen viel Schönes und Gutes erhalten, das die Reformation nicht zu zerstören kam, sondern zu retten. Unter dem Schutte, der sich aufgehäuft, lag die Stadt Gottes, und undankbar wäre es, das zu verkennen, was dieselbe Kirche, indem sie manches zerfallen ließ oder verunstaltete, auch wieder uns bewahrt hat.

Fünfte Vorlesung.

Der katholische Volksglaube und die Sitten. Unglaube und Aberglaube. Predigtwesen. Jugendunterricht. Legenden und Wunderglaube. Crucifix. Glockentaufe. Weihwasser. Reliquien. Wallfahrten. Gebetsformeln. Rosenkranz. Verschiedene sittliche Wirkungen des Aberglaubens. Geißelfahrten. Scenen aus dem gottesdienstlichen Leben des spätern Mittelalters. Entweihungen des Heiligen, Narren- und Eselsfeste u. s. w. Ein Wort über den Gegensatz von Scherz und Ernst und den wahren Humor. Die katholischen Feiertage. Frohnleichnamsfest. Allgemeine Sittenschilderung.

Die Reformation ist eben dadurch eine so wichtige Epoche in der Geschichte der europäischen Menschheit, daß sie nicht nur die eine oder andere Seite des Lebens berührt, sondern in das Mark des Lebens eingreift. Sie war nicht bloß Kirchenverbesserung, in wie fern man unter der Kirche die äußere Form der Kirchenverfassung, das politische Kirchenthum versteht, also nicht bloßer Umsturz des Papstthums. Sie war auch nicht Glaubensverbesserung allein, in wie fern man dabei an bloße Aenderung eines dogmatischen oder theologischen Systems denkt, auch nicht bloße Cultverbesserung, in wie fern man etwa die Verminderung der Ceremonien, die Abschaffung einiger Feiertage im Auge hat; sie war aber Reformation nach allen

Beziehungen hin, und vor allem Sittenverbeſſerung, Erneuerung der ganzen Lebensrichtung zum chriſtlichen, rein evangeliſchen Urbilde, wie es für alle Zeiten vorgeſchrieben iſt in den Büchern des neuen Bundes. Dahin wenigſtens ging ihr Streben, wenn gleich dieſes, wie alles Menſchliche, hinter dem Ziele zurückblieb.

Eben deßhalb iſt aber auch unſere vorbereitende Aufgabe, ihrer negativen Seite nach, noch nicht beendet; denn nicht nur, wie es mit Verfaſſung, Lehre und Cultus vor den Zeiten der Reformation gegangen, ſondern auch, wie das Leben ſelbſt in ſeinen mannigfaltigen Erſcheinungen herausgetreten, muß, ſo weit es angeht, dargeſtellt werden.

Ich habe nämlich in der vorigen Stunde ſchon darauf hingedeutet, daß der eigentliche Volksglaube, wie er ſich am Katholicismus genährt hat, wohl zu unterſcheiden ſei von der Kirchenlehre. Beide verhalten ſich zu einander, wie das Officielle und das Nichtofficielle, wie das Kunſtgerechte und Ungeregelte, wie die überdachte, diplomatiſche Conſequenz und der freie, fließende Strom des täglichen Handelns; ſo daß wohl der Volksglaube uns als eine freie Ueberſetzung der lateiniſchen Kirchenlehren in die verſchiedenen Mundarten, ja nicht ſelten als eine muthwillige Traveſtie des großen Epos in ein muntres Mährchen erſcheint.

Der officielle Katholicismus, wie er ſich bis auf die Reformationszeit ausgebildet, und dann bald nach der Reformation durch das Tridentinerconcil feſtgeſtellt hat, iſt durch mehrere Jahrhunderte hindurch derſelbe geblieben, und er iſt noch heute derſelbe, auch in Beziehung auf Oertlichkeit und Nationalität. Auf gleiche Weiſe wird die Lehre bekannt und die Meſſe gehalten im nordiſchen Irland, wie in der Gluth des ſpaniſchen und italiſchen Himmels, im phlegmatiſchen Baiern und Oeſtreich, wie unter dem regſamen Volke der Franken. Auf dieſe Uniformität hat ſich auch die katholiſche Kirche von je vieles zu gut gethan, gegenüber den vielen Secten und Parteien in der proteſtantiſchen Kirche.

Ganz anders ſtellt ſich aber die Sache, wo es den Volksglauben und die Volksſitte gilt. Obwohl überall modificirt

durch den Katholicismus, so sind doch diese Modificationen sehr verschieden nach Zeit und Ort, und eine Processsion z. B., die uns in Italien oder Spanien begegnet, wird einen ganz andern Eindruck auf uns machen, als eine in Schwaben oder dem Elsaß. Ein Kreuz, eine Kapelle in den kleinen Kantonen wird andere Stimmungen und Gefühle in uns wecken, als die Kirche Notre Dame zu Paris, und von der Predigtweise eines Bossuet und Massillon bis zu der eines Abraham a Sa. Clara ist noch immerhin ein großer Schritt. Also hat sich denn doch auch der Katholicismus in seiner eigentlichen, lebendigen, concreten Erscheinung nicht entziehen können dem Einfluß, welchen Bildung, Gewohnheit, Zeitgeschmack und Nationalität auf alles Menschliche üben.

Sonach können wir von einem bestimmten Volksglauben zu verschiedenen Zeiten des Mittelalters reden und von einer durch diesen Volksglauben mehr oder weniger bedingten Volkssitte. Und dieß soll unsre heutige Aufgabe sein. Wir können uns hierbei nicht über das ganze Mittelalter verbreiten, sondern müssen hauptsächlich die beiden Jahrhunderte ins Auge fassen, welche dem Ref. Zeitalter am nächsten liegen, wiewohl wir auch hie und da noch weiter zurückblicken werden.

Will man den katholischen und namentlich den mittelalterlichen Volksglauben geradezu Aberglauben nennen, so wollen wir über den Ausdruck nicht rechten, wiewohl sich bei genauerer Untersuchung ergeben dürfte, daß eine jede Zeit ihren Aberglauben hat. So viel ist gewiß: der Aberglaube wird immer da erst recht gefährlich, wo ihm sein Doppelgänger, der Unglaube, gespensterhaft zur Seite geht. Es giebt nämlich eine unbefangene, kindliche Weise des religiösen Vorstellens und Denkens, die ich nur ungern Aberglauben nennen möchte, oder doch nur in einem bedingten Sinne, in wie fern sie allerdings den geläuterten Ansichten eines im Denken weiter geförderten Christen nicht mehr genügt, dabei aber doch in ihrer Kindlichkeit eine willkommene Handhabe darbietet zum Anbau der Religion und Sittlichkeit unter einem noch rohen Volke. Allein wenn es unklug, ja ungerecht ist, etwas dem Volke zu nehmen, ehe man ihm Besseres dafür gegeben, so ist es eben so

unklug, ihm von oben herab noch das Gängelband aufzuzwingen, wenn es deſſen nicht mehr bedarf, ſtatt vielmehr dieſes Band mit milder Hand zu löſen. Wie im ſittlichen Leben des Einzelnen die Behandlung des Kindes nicht mehr auf den zum Jüngling heranwachſenden Knaben, noch die Behandlung des Knaben auf den zum Manne heran reifenden Jüngling paßt, ſo ſcheint ſich auch der himmliſche Erzieher einen ähnlichen Entwicklungsgang mit der Menſchheit vorbehalten zu haben, und an den Führern des Volkes iſt es, auf dieſe Winke zu merken; es ſind die Winke des Zeitgeiſtes, im beſſern Sinne des Wortes.

Das Chriſtenthum, als den Samen des ewigen Lebens in ſich tragend, iſt ewig ſeiner Beſtimmung nach; aber die Form iſt eine wandelbare, und eine Dogmatik, eine Verfaſſung, ein Cultus, die in einem gewiſſen Zeitalter heilſame Formen und Anſtalten ſein könnten, ſind es nicht mehr in einem ſpätern. Der ältere Katholicismus hatte, auch unter mangelhaften Formen, dazu gedient, die Völker des Abendlandes durch ein großartiges, geiſtiges Band zuſammenzuhalten. Er hatte das aus der alten Welt herübergerettete Erbgut der Chriſtusreligion bewahrt und erhalten, wenn auch in irdenen Gefäßen. Aber jetzt war die Zeit der Kindheit vorüber. Schon von der hohenſtaufenſchen Periode an beginnt der Knabe heranzuwachſen zum Jüngling. Die grübelnde Scholaſtik vertrug ſich nicht mehr mit dem einfachen Kindesſinn. Mehr und mehr drangen dann ſpäter im 14. und 15. Jahrhundert die Lichtſtrahlen einer neuen Bildung von außen hinein, während früher die Kirche von innen heraus ihre Strahlen geſendet hatte, und in dem Maße, als dieſe merkte, daß man ihr die Vormundſchaft entreißen wolle, ward ſie aus einer ſorgſamen Mutter eine eiferſüchtige Tyrannin. Früher war ſie, ihrer Beſtimmung gemäß, die Pflegerin der europäiſchen Bildung geweſen; jetzt fing ſie an, ihre Gegnerin zu werden und vor den Wirkungen derſelben zu zittern. Gerade die gewaltſamen, krampfhaften Anſtrengungen, ihr Anſehn zu erhalten, wie die Inquiſition, waren ein Zeichen, daß ihr Credit geſunken und ihre Autorität gefährdet ſei. Das Leben, das früher ein einheitliches geweſen im

Gefühl, fängt nun immer mehr an, ein zwiespältiges und getheiltes zu werden. Jetzt treten sich Aberglaube und Unglaube in widriger Entzweiung entgegen, und streiten sich um die Herrschaft im einzelnen Herzen, wie im Herzen des Volkes. Beide sind die verwandten, aber sich abstoßenden Pole eines von Gott entfremdeten Lebens. Der eine Pol berührt in der Regel mehr die obern Regionen der menschlichen Gesellschaft, der andere ist der Masse zugekehrt.

Es ist schon öfter die Zeit vor der Reformation der Zeit verglichen worden, welche der Stiftung des Christenthums voranging, und es lassen sich allerdings gewisse Parallelen durchführen. Sowie damals die alte Götterwelt und der Glaube an sie sich überlebt hatten, so hatte sich auch mit dem 14. Jahrhundert der Katholicismus überlebt. Die gebrochene Einheit des Papstthums (das große Schisma) ist ein Beweis davon. Sowie damals nicht zwei Auguren sich begegnen konnten, ohne zu lachen, so waren auch jetzt die Hohenpriester großentheils einverstanden unter sich, daß die Welt wolle betrogen sein, und man sie deßhalb betrügen müsse.

So lange einem Papste, wie Gregor VII., noch das stolze Bewußtsein inwohnte, daß er von Gott bestellt sei zu einem Hohenpriester, der die Könige demüthige unter die Hand des Gewaltigen, so lange hatte auch die Würde des Papstes noch etwas Großartiges. Der besser erleuchtete Christ wird freilich und muß den Hochmuth verdammen, der aus den Worten und Handlungen solcher Männer spricht. Aber er weiß ihn auch zu entschuldigen mit dem Irrthum der Zeit, in welchem diese Männer aufgewachsen waren. Jedenfalls war dieser Irrthum verzeihlicher bei solchen, die sich selbst eines höhern, sittlichen Strebens bewußt waren, und die in der That einen edlern, göttlichen Funken in ihrem Innern erregt fühlten. Und das war unstreitig bei Gregor, vielleicht auch bei Innocenz. Anders aber war es nun mit den Päpsten seit Bonifaz. Jene Schlemmer zu Avignon, die in allen erdenklichen Lastern sich wälzten, die, während sie den Cölibat von andern forderten, selbst die schauderhaftesten Beispiele von Ausschweifung gaben, sie wußten es wohl, daß gar nichts Göttliches, sondern nur Allzumensch-

liches sie treibe; sie waren viel zu schlecht, um Gregore zu sein, und der frechste Unglaube, der Unglaube an ein Höheres, an menschliche Tugend überhaupt, gehörte dazu, um mit Bewußtsein die betrügerische Rolle eines leibhaften Statthalters Christi ferner spielen, und mit dieser abgenutzten Maske das fortgeschrittene Jahrhundert länger täuschen zu wollen. War es auch nicht dieser freche Unglaube bei allen, so war es doch ein unbegreiflicher Leichtsinn, der andere, wie einen Leo X., täuschte, wenn sie glaubten durch den Schimmer der Kunst und durch das Buhlen mit Wissenschaft und Aufklärung den faulen Fleck des Herzens verdecken zu können. Von dem religiösen Indifferentismus und der feinen, vornehmen Freigeisterei, die am römischen Hofe waltete zur Zeit der Reformation, werden wir noch in der Folge einige Beispiele sehen. Hier nur eines statt vieler *). Als Georg Sabinus, ein Gelehrter und Dichter des 16. Jahrhunderts, in Italien war, fragte ihn der Cardinal Bembo über den berühmten Melanchthon um verschiedene Dinge, z. B. wie viel Gehalt, wie viel Zuhörer er habe, zuletzt auch, was er von der Auferstehung der Todten und vom ewigen Leben hielte. Da auf die letzte Frage Sabinus ihm aus Melanchthons Schriften antwortete, erwiederte der Cardinal: „Ich würde ihn für einen gescheidern Mann halten, wenn er dieses nicht glaubte." Und das war ein Cardinal, der den rothen Hut trug, zum Zeichen, daß er für den Glauben der Kirche Gut und Blut daran geben wolle. Kann man sich bei solchen Aeußerungen wundern, wenn dieselbe Frivolität auch hie und da in Einzelne unter dem Volke überging, und zu dem Aberglauben einen schreienden Contrast bildete. Natürlich mußte dann die Kirche wieder alles aufwenden, das Feuer zu dämpfen, und während sie an dem einen Ende den Unglauben hervorrief, mußte sie am andern den Aberglauben unterhalten. Mancher schlichte Bürger merkte indessen wohl diese schlaue Politik, und dachte deßhalb verächtlich genug vom geistlichen Stande. So wird uns erzählt, daß der Vater des nachmaligen Basler Reformators Capito seinen Sohn erst nicht habe wollen Theologie studiren lassen, weil

*) S. Herder, von der Auferstehung, von Anfang.

ein Geistlicher nothwendig entweder ein Schwachkopf, oder ein Heuchler sein müsse *). Der Sohn widerlegte die Meinung des Vaters durch die That. Und die ganze Reformation half dieses in der Zeit nur allzutief gegründete Vorurtheil widerlegen. Aber sie that es eben dadurch, daß sie nicht nur einseitig den Aberglauben, sondern eben sowohl den Unglauben bekämpfte, gleichwie Christus gegen Pharisäer und Sadduzäer mit gleichem Ernst und Nachdruck gekämpft hatte.

Wir würden indessen ungerecht sein, wenn wir den höhern Clerus insgesammt dieses frivolen Unglaubens beschuldigen wollten, der besonders in Italien, dem Sitze der päpstlichen Herrlichkeit, seine Anhänger hatte. Viele Edle und Treffliche gab es auch unter den höhern Prälaten, wie einen d' Ailly, Gerson, Clemangis u. a., welche allmählig das Volk zu besserer Einsicht heranzubilden suchten, wie wir dieß später sehen werden. Die Mystik half besonders, den in seiner nackten Prosa ausgenützten Katholicismus zu idealisiren und dem, was dem schlichten Verstand als Unsinn erscheinen mochte, eine tiefere Bedeutung unterzulegen. Auch hier finden wir überhaupt ähnliche Erscheinungen, wie zur Zeit der Einführung des Christenthums. Auch dort suchte die höhere Weisheit der Mysterien manche Blöße des Volksglaubens zu decken, und die Mythologie in Symbolik und Allegorie zu verwandeln. Wenn auch die Pflegung und Fortpflanzung einer kirchlichen Geheimlehre für die Eingeweihten nicht mit Sicherheit den Templern des 14. Jahrhunderts beigelegt werden kann, obwohl sie, scheinbar ketzerischer Lehren halben, unter Clemens V. ein Opfer der Inquisition wurden; so gab es doch mehrere andere geheime Gesellschaften und Verbrüderungen, die eine mystisch reformatorische Tendenz verriethen **).

Was nun den niedern Clerus betrifft, in dessen Händen doch eigentlich die Bildung des Volks und der Jugend lag, wäh-

*) S. Röhrich, Geschichte der Reformation im Elsaß. Bd. I. S. 36., eine überhaupt an interessanten einzelnen Zügen reiche Schrift.

**) Man denke an die Verbrüderungen der Steinmetzen, die Anfänge der Freimaurerei.

rend mehrere der hohen Prälaten ihre Einkünfte in Müßiggang verzehrten, ſo war von ihm wenig zu erwarten *). Von den geringen wiſſenſchaftlichen Anſprüchen, welche an die Geiſtlichen gemacht wurden, von der Vernachläſſigung des Bibelſtudiums, von dem Einfluß der Bettelmönche auf das Predigtweſen, und der Erziehung iſt ſchon früher geredet worden. Hier nur einiges von dem Volks- und Jugendunterrichte. Bei dem Uebergewichte des Ceremoniellen über die Lehre (da die Meſſe den Mittelpunct des Gottesdienſtes bildete) trat natürlich die Macht des lebendigen Wortes, die Predigt, in den Hintergrund. Und wo gepredigt wurde, da war es auch nicht immer das Beſte und Zweckmäßigſte. Die Texte zu den Predigten wurden keineswegs durchgängig aus den heiligen Schriften, ſondern auch aus beliebigen andern Büchern, aus Ariſtoteles oder einem Scholaſtiker genommen. Selbſt beſſere und wohldenkende Prediger damaliger Zeit, wie der fromme und helldenkende Geiler von Kaiſersberg **), der in Baſel Dr. der Theologie war, und ſpäter Domprediger in Straßburg, predigte über ſeines Freundes, Seb. Brands, Narrenſchiff (ein ſatyriſches Gedicht). Ueberhaupt giebt ſich das ſonderbare Gemiſch von Frivolität und Aberglaube in jener poſſenhaften Behandlung des Heiligen zu erkennen, die damals großen Geſchmack fand. Es liegt eine ſolche Geſchmacksrichtung tiefer in der Disharmonie des Herzens und des Verſtandes gegründet, als man glauben ſollte, und ich führe daher auch die Beiſpiele davon nicht bloß zur Beluſtigung, ſondern zur ernſteren Beachtung an. — Vor allem glaubte man dem Oſterfeſte dadurch eine heitere Seite abgewinnen zu müſſen, daß man, nachdem die herbe Faſtenzeit vorüber war, das Volk von der Kanzel herab mit allerlei Poſſen und Schnurren beluſtigte. Man nannte dieß das Oſtermähr-

*) „Zu Landpredigern wurden die allerſchlechteſten Burſche genommen, die vorher entweder dem Betteln nachzogen, oder als Köche, Muſikanten, Roßbuben, Jäger, Schuldenboten, Kuppler u. dgl. die niedrigſten Dienſte verrichteten.“ — Georg Müller, Reliquien alter Zeiten, Sitten und Meinungen, Bd. III. S. 245. aus Wimpheling.

**) Vgl. Geilers von Kaiſersberg Leben, Lehren und Predigten von Dr. Ammon. Erlangen 826.

chen, das Ostergelächter. Oekolampad in einem Briefe an Capito *) giebt darüber als Augen- und Ohrenzeuge einen höchst merkwürdigen Bericht. Nach diesem Berichte gab es Prediger, die, zu lauter Kurzweil ihrer Zuhörer, die verschiedenen Thierstimmen nachzuahmen sich bemühten. Der eine rief wie ein Kukuk, ein anderer schnatterte wie eine Gans, ein dritter benutzte die Legende vom heiligen Petrus, um allerlei lustige Schwänke von ihm zu erzählen, wie er z. B. einmal seinen Wirth um die Zeche betrogen u. a. m. Noch andere verfielen sogar in die gröbsten und schmutzigsten Späße, so daß, wie Oekolampad berichtet, ernster gesinnte Christen um diese Zeit die Kirche gar nicht besuchten, um sich nicht zu ärgern, andere aber vor Aerger und Scham hinauslliefen **). — Besonders war Gabriel Barletta, ein neapolitanischer Dominicanermönch gegen Ende des 15. Jahrhunderts, ein beliebter Prediger in jener komischen Manier, die nachmals durch die Capuziner nachgeahmt und besonders durch Abraham a Sa. Clara im 17. Jahrhundert zu einer eigenen Art von Virtuosität ist ausgebildet worden. Nur ein Beispiel aus diesen Predigten mag hinreichen, zu zeigen, wie man bemüht war, auch selbst wahrhaft christliche Lehren unter einem lächerlichen Gewande darzustellen. So will Barletta wahrscheinlich zeigen, wie der Herr auch an seinen Heiligen immer noch einen Fehl finde, und um dieß anschaulich zu machen, erzählt er folgendes Ostermährchen. Als Christus der Herr auferstanden, boten sich ihm mehrere an, seiner Mutter die frohe Botschaft seiner Auferstehung zu melden. Allein jeder wurde als untauglich zurückgewiesen. Adam sagte, es gebührt mir, weil ich die Ursache des Uebels gewesen; aber der Herr antwortete ihm: du issest gern Feigen, du möchtest

*) De risu paschali; vgl. Füßli's Beiträge zur Kirchen- und Reformationsgeschichte. V. 447.

**) „Ein Prediger in Braunschweig, Suigbertus, suchte die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer durch ein lautes Geschrei zu erregen, womit er einen verwundeten Teufel nachahmte, welcher, nach des Predigers Erzählung, durch seine als Riegel vorgesteckte Nase dem Eingange des Siegesfürsten in die Thore der Hölle habe wehren wollen, und an diesem Gliede verstümmelt worden sei." Lenz, Braunschweigs Kirchenreformation S. 55.

dich auf dem Wege aufhalten. Abel wollte es thun. Der Herr aber erwiderte ihm: Mit nichten, du könnteſt den Cain antreffen, der dich todtſchlüge. Da wollte Noah die Botſchaft verrichten. Aber zu ihm hieß es: du ſollſt nicht gehen, weil du gern trinkſt. Der fromme Schächer wollte gehen; allein der konnte nicht, weil ihm die Beine zerbrochen waren, und ſo geht es noch weiter fort *).

Nicht beſſer, als mit den Predigten, ſtand es mit den Kinderlehren. Von eigentlichem Jugend- und Confirmandenunterricht war keine Rede. Matheſius, ein Zeitgenoſſe Luthers, berichtet von ſich ſelbſt, daß, ehe er nach Wittenberg auf die hohe Schule gekommen, er von dem Troſte des Abendmahls nichts gehört habe „wie ich auch (fährt er fort) keine gedruckte oder geſchriebene Auslegung der Kinderlehre im Papſtthum mich zu erinnern weiß, da ich doch von Jugend auf alle Legenden und Brigittengebetlein durchleſen habe" **). — Nur hie und da machten einige Geiſtliche eine würdige Ausnahme, die ſich der armen, verlaſſenen Jugend erbarmten. So der fromme Kanzler Gerſon von Paris. Er verfaßte nicht nur ums Jahr 1420 eine Schrift, wie man die Kindlein zu Chriſto führen ſoll, ſondern hielt, obwohl er als Prälat keineswegs dazu verpflichtet war, aus eigenem Herzenstriebe Kinderlehren zu Lyon. Eben dieſer Gerſon machte nebſt Johann Tauler und andern Myſtikern zugleich auch einer beſſern Predigtweiſe Bahn, obwohl auch in den Vorträgen dieſer Männer manches an Form und Inhalt unſrer Zeit nicht mehr zuſagen dürfte.

Bei ſo bewandten Umſtänden konnte natürlich der Aberglaube des Volkes immer mehr um ſich wuchern. Wir wollen die einzelnen Erſcheinungen deſſelben näher kennen lernen. Daß ſchon die Kirchenlehre ſelbſt durch ihre Anſicht von den Heiligen, der Meſſe, den Bildern, dem Fegfeuer, dem Aberglauben Vorſchub leiſtete, iſt in der vorigen Stunde gezeigt. Hier haben wir es aber mit der Anwendung dieſer Lehren in den vor-

*) Siehe G. Müller a. a. O. S. 259. und Schröckhs Kirchengeſchichte XXXIV. 257. Es war ein Sprichwort: nescit praedicare, qui nescit barletare.

**) Bei Marheinecke, Reformationsgeſchichte. I. S. 6.

kommenden Lebensfällen und somit auch mit den Uebertreibungen zu thun, an denen es nicht fehlen konnte. Der Sinn für das Wunderbare, der in allen Menschen liegt, glaubt sich erst dann befriedigt, wenn er ungehemmt und frei dem Wunder nachgehen und auch das noch in den Kreis seiner Verehrung aufnehmen darf, worüber nichts von außen geboten ist. Aberglaube will im Wunderbaren immer lieber zu viel, als zu wenig thun, nach dem bekannten Sprichwort: hilft es nicht, so schadet es nicht. Das zeigt sich uns nun auch hier. Auch das Aeußerlichste, was mit der Kirche zusammenhängt, ist nach der Meinung des Volkes gleichsam von einer magischen Kraft inficirt, und thut seine Wirkung in gewissen Fällen. Daß man von der geweihten Hostie Wunder erwartete, und das Brot des heiligen Abendmahls bei sich trug, um vor Schaden bewahrt zu werden *), das läßt sich denken, wenn man weiß, wie die Kirche selbst bemüht war, die Verehrung der Hostie zu steigern. Vielfache Erzählungen sollten es bestätigen, wie oft der Genuß des Abendmahls, oder die Ertheilung der letzten Oelung vom leiblichen Tode geholfen, und wer möchte läugnen, daß bei gehobener Stimmung des Kranken solches wirklich der Fall gewesen? — Aber bei den sacramentlichen Zeichen blieb man nicht stehen. Wie viele andere heilige Zeichen, Geräthschaften und Außendinge gab es nicht, an welche die erregte Phantasie sich hängen und der Aberglaube sich anheften konnte! Das heilige Kreuzeszeichen, welche mächtige Wirkungen wurden ihm zugeschrieben schon von alten Zeiten her **)! Jetzt bedienten sich desselben die Mönche als eines ordentlichen Zaubermittels gegen die Wirkungen des Satans, und die Kirche half dazu, den Aberglauben zu befördern in Anordnung von eigenen Festen, wie das der Kreuzerfindung und der Kreuzerhöhung. In der Osternacht pflegte man besonders in Kirchen und Klöstern das Crucifix zu segnen, und es dann in feierlicher Processión

*) Die auch noch unter den Protestanten, jedoch mehr nur im Scherz, geäußerte Behauptung, daß es auf Wanderungen gut sei, ein Stückchen Brot in der Tasche zu haben, mag wohl auf diesem ältern Aberglauben beruhen.

**) Im deutschen Volksglauben vertrat es die Stelle von dem Hammer des Gottes Thor.

umherzutragen. — Auch den Glocken wurden wunderbare Kräfte zugeschrieben. Ihr Geläute sollte bei Gewittern die bösen Geister in der Luft vertreiben, und bei einem Sterbefalle die Seele auf dessen Schwingen in das Todtenreich geleiten; daher das sogenannte Grab- und Wetterläuten. Obgleich schon Karl der Große seiner Zeit die sogenannte Glockentaufe als etwas Absurdes abgeschafft hatte, so wurde sie doch noch öfter bis ins 15. Jahrhundert hinab wiederholt (Auch unsre sogenannte Papstglocke wurde förmlich getauft und hatte ihre hohen Taufzeugen unter den Geistlichen und dem Adel *) —). Von dem Weihwasser, das schon ziemlich früh in der Kirche Eingang fand, erwartete man ebenfalls eine Menge wunderbarer Wirkungen, Vertreibung böser Geister, Verhütung von Krankheiten, Reinigung von Sünden, Segnung der Erdfrüchte u. s. f. Am meisten waren es aber die in den Kirchen und Klöstern aufbewahrten heiligen Reliquien, von denen man große Wunder rühmte, mit denen ein einträglicher Handel getrieben wurde, und über deren wahren Besitz oft große Streitigkeiten sich erhoben. Bald waren es ganze Leichname von Heiligen, bald einzelne Gliedmaßen derselben (heilige Partikeln), bald Kleidungsstücke, Geräthschaften von ihnen, welche aus Krankheiten und allerlei Nöthen helfen sollten. Wie ehemals bei den Heiden jede Berufs- und Lebensart ihre eigene Gottheit, jedes Uebel einen besondern Helfer hatte, so hatten auch jetzt einzelne Stände ihre eigenen Patrone und Schutzheiligen (die Jäger den heil. Hubertus, die Schuster den heil. Crispin u. s. w.) — und für einzelne Gebrechen und Schäden gab es besondere himmlische Retter. So half die heilige Apollonia gegen das Zahnweh, d. heil. Rochus gegen die Pest u. s. f. Selbst aufgeklärte Männer nahmen hie und da zu diesen Heiligen ihre Zuflucht. So gesteht Erasmus, wie er einst flehentlich die heilige Genoveva um Rettung aus einer Fieberkrankheit gebeten habe und durch sie geheilt worden sei, was er dann in einem Gedichte feierte **). Er erzählt die Sache keineswegs ironisch, ob-

*) S. Ochs V. 204.

**) S. Ad. Müller, Leben des Erasmus, Rotterdam S. 116.

wohl er an andern Orten wieder über die Heiligen spottete; ein Beweis, wie auch in dem Einzelnen oft Unglaube und Aberglaube einander ablösen konnten. — Mit dem Glauben an die Heiligen und die wunderthätige Kraft ihrer Reliquien hingen die Wallfahrten zusammen. Wer mit einer Krankheit oder einem Leibesschaden behaftet war, der scheute keine Mühe, keine Kosten, keine Anstrengung, an den gnadenreichen Ort zu gelangen, wo das Wasser eines Brunnens, aus dem ein Heiliger getrunken, wo das Gewand eines gottseligen Bischofs, die Kutte oder das Scapulier eines Mönches, der Schädel eines Märtyrers, oder sein Blut, oder sein Bildniß, ein Knochen, ein Zahn von ihm, oder Aehnliches dem Gläubigen Heilung, dem Angefochtenen Beruhigung gewährte. Vor allen Heiligen war aber auch hier die Jungfrau Maria die Hochbegnadete und die Gnadenreiche. Ich erinnere an das wunderthätige Mutter Gottesbild zu Maria Einsiedeln, zu welchem der Zudrang schon seit dem 10. und 11. Jahrhundert bedeutend war. Daß mancher von solchen Wunderstätten wirklich am Leibe geheilt zurückkam, wer möchte dieß läugnen? wer wagt es überhaupt zu bestimmen, wie weit in solchen Fällen wirklich jene verborgene Kraft der Seele reicht, die, wir mögen sie nun als Kraft des Glaubens oder der Einbildungskraft bezeichnen, von keinem Psychologen ausgemessen, und deren Einfluß auf das Körperleben von keinem Physiologen hinlänglich ergründet worden!

Wäre auch der Aberglaube nur dabei stehen geblieben, hätte er sich allein und ausschließlich auf dem physischen Gebiete gehalten, so würde auch daraus noch nicht die Nothwendigkeit einer Reformation erfolgt sein. Ruhig hätte man hier den Gang der Naturforschung und der Arzneikunde abwarten können, und der Wissenschaft wäre es überlassen geblieben, die besonnene Grenze zu ziehen zwischen dem, was über die gemeine Erfahrung allerdings hinausgeht, und dem, was dem Reiche des wirklichen Aberglaubens und des frommen Betrugs anheimfällt. Jedenfalls ist der Aberglaube sittlich unschädlicher, der von einer geistigen Einwirkung eine leibliche Heilung erwartet, als der, welcher umgekehrt durch Leibliches und Aeußerliches

das Geiſtige heilen zu können glaubt *). Darin lag eben die religiöſe Gefahr des Aberglaubens, daß er auch auf das ſittliche Gebiet der menſchlichen Freiheit bezogen wurde, und daß man durch äußere Werke und Ceremonien von dem Seelenſchaden der Sünde geheilt zu werden hoffte, für den es doch nur ein Mittel giebt, Umkehr des Herzens, Sinnesänderung, Erneuerung des Geiſtes und Gemüths.

Von dieſem ſittlichen Aberglauben haben wir ſchon in der vorigen Stunde gehandelt bei Betrachtung der katholiſchen Bußtheorie, und haben ſchon da erwähnt, wie auch das Gebet mit unter die Disciplinarmittel gerechnet wurde. Daß das Gebet zur Heiligung des Menſchen wirke, wird kein wahrer Chriſt in Abrede ſtellen. Aber je mehr er den wahren Segen des Gebetes kennt, deſto betrübender muß es für ihn ſein, wenn er ſieht, wie auch aus dieſem heiligſten der Gnadenmittel, das die ewige Liebe dem Menſchen ſpendet, ein rohes, äußeres Machwerk der menſchlichen Willkür und Berechnung wurde. Nicht auf die Tiefe und den Inhalt des Gebetes, auf den äußern Umfang und die Anzahl der Gebetsformeln ſollte es ankommen, und wenn Jeſus, gegenüber dem Plappern der Heiden, ſeinen Jüngern ein ſchönes, einfaches Muſtergebet in dem Unſer Vater gegeben hatte, ſo war es gerade dieſes ſchöne, inhaltſchwere Gebet, was jetzt ſelbſt wieder zum ſinnloſen Geplapper mißbraucht wurde **). So und ſo viele Vaterunſer, denen dann eben ſo viele engliſche Grüße oder Ave Maria beigefügt wurden, ſollten innerhalb einer gewiſſen Zeit geſprochen werden, um dieß oder jenes zu erreichen, und konnte man nicht ſelbſt beten, ſo

*) Ueberhaupt ſoll das Wunder als eine Verklärung des Irdiſchen ins Himmliſche gefaßt werden, und nicht als eine Trübung des letztern durch das erſtere.

**) Luther ſagt daher wo, es ſei kein größerer Märtyrer auf Erden, als das Unſer Vater, da es jedermann plage und mißbrauche; ſ. Keils Lebensumſtände Luthers (Leipzig 1764). Seite 68. An demſelben Orte S. 67. giebt er auch ein Beiſpiel von der Art zu beten, wie Luther verſichert „im Papſtthum viel gehört und erfahren zu haben.“ Ein Pfaffe wird nämlich alſo redend eingeführt: Deus in adjutorium meum intende, Knecht haſt du ausgeſpannt? Domine ad adjuvandum me festina, Magd gehe und milk' die Kühe. Gloria Patri et Filio et Spiritui Sancto, lauf', Bube, daß dich der Ritt ſchütt' u. ſ. w.

konnten auch andere Lippen die Mühwaltung übernehmen; das Herz hatte ja so keinen Antheil daran.

Ich weiß nicht, bei welcher heidnischen Völkerschaft, ich glaube bei den Tibetanern werden gewisse Gebetsmaschinen erwähnt, die nach einem berechneten Mechanismus eine Anzahl Formeln abdrehen oder abhaspeln, und wahrlich wir brauchen nicht nach Tibet zu gehen, um die gleiche Verirrung des menschlichen Geistes in der Nähe zu betrachten. Oder was ist jener von den Mönchen zuerst gebrauchte, nachher aber allgemein eingeführte Rosenkranz anders, als eine Maschine, wonach man recht eigentlich die Gebete am Schnürchen herbetet, indem man die Kügelchen desselben bei jedem vollendeten Paternoster und Ave Maria durch die Finger laufen läßt! Dem heiligen Rosenkranz wurden aber, wie dem heil. Crucifix und dem Weihwasser, allerlei Wunderkräfte zugeschrieben und er ist, so rühmen es die Mönche, die Hauptwaffe wider Teufel und Hölle.

Betrachten wir nun die sittlichen Wirkungen des Katholicismus in den Jahrhunderten unmittelbar vor der Reformation, so dürfen wir nicht vergessen, daß die Wirkung des Christenthums nie ganz aufgehört hat, und es wäre immerhin einseitig, ja undankbar gegen die göttliche Vorsehung, wenn wir nicht auch das Gute ehren wollten, das mitten unter den Dornen seine stillen Blüthen trug. Ja, wie hätte die Reformation je Platz greifen können, wenn sie nicht in den Herzen der Frömmern, ja, wir dürfen sogar sagen, in einem großen Theile der Volksmasse einen empfänglichen Boden gefunden hätte?

Im Ganzen aber können wir bemerken, daß der Aberglaube, besonders dann, wenn ihm der Unglaube als Extrem gegenüber steht, nach zwei Seiten hin verderblich wirkt. Entweder verschließt er sich, aus Furcht vor dem Unglauben, jeder Aufklärung, verachtet das Licht der Wissenschaft, und sein Welthaß wird thörichte Selbstpeinigung, Ertödtung der Natur. Oder er trifft mit dem Unglauben eine eigene Art von Abkunft, so daß er sich leichtsinnig der Welt in die Arme wirft, mit Gott und göttlichen Dingen augenblicklich frechen Scherz treibt, dann aber wieder durch übernommene Bußen die Sache gut zu machen sucht. Es ist z. B. gar nicht uninteressant, zu sehen, welche

Rolle der Teufel in den Vorstellungen des Mittelalters gespielt hat, um zu sehen, wie die Gegensätze sich berührt haben. Auf der einen Seite war es die furchtbare Gestalt dieses dunkeln Wesens, die sich ängstigend zwischen den Glauben des Volkes und die Forschungen der Weisern hineinstellte. Wo eine neue Wissenschaft sich aufthat im Gebiete der Natur, da glaubte man die Macht des Fürsten der Finsterniß zu erkennen, und die Hexenprocesse sind ein trauriger Beleg dazu. Auf der andern Seite trieb man wieder mit dem Satanas den ausgelassensten Scherz, mischte ihn als den lustigen, heitern Gesellen in alle Mährchen, und ließ ihn oft recht als den dummen Teufel den Spott zum Schaden leiden für eine ausgeübte Bosheit. Diese immerwährende Furcht vor dem Teufel, und das ewige Scherzen und Buhlen mit ihm ist ein charakteristischer Zug in der Denkweise unbefestigter Gemüther, und spricht das in einem anschaulichen Bilde aus, was ich in Beziehung auf die doppelte Wirkung des Aberglaubens bemerken wollte. Das Sprichwort, daß, wo der liebe Gott eine Kirche baue, der Teufel seine Kapelle daneben habe, findet darin seine Anwendung.

Lassen Sie mich es durch redendere Beispiele deutlich machen, die ich Ihnen aus dem großen Bilderbuche der damaligen Zeit vorlegen werde. — Ein trauriges Jammerbild steht vor uns, wenn wir hinblicken auf jene Selbstpeiniger, welche damit Gott einen Gefallen zu thun glaubten, daß sie ihrem Fleisch wehe thaten und sich aufs Blut zergeißelten. Nicht nur einzelne Menschen, ganze Schaaren von sogenannten Geißlern oder Flagellanten sehen wir vom 12. und 13. Jahrhundert an, bis nahe an das Zeitalter der Reformation, Italien, Frankreich und Deutschland durchziehen und Wehe rufen über die gesunkene Welt. Vielhundertweise zogen sie daher unter klaglichem Gesange, und zerhieben sich den Rücken mit Ruthen und Geißeln. Solche Züge nannte man Bittfahrten und die Lieder Leisen (abgekürzt aus dem Kyrie Eleison, das sie in ihre Gesänge mischten). Eine solche Bittfahrt von Geißlern kam auch bald nach der großen Pest in unsre Gegend im Jahr 1349. Sie kamen von Straßburg her und zogen nach Avignon an den päpstlichen Hof. Mehrere Bürger Basels schlossen sich an den traurigen Zug an,

und unterwarfen sich derselben Buße. Ungern sahen die Päpste diese Erscheinung der Geißelbrüder, weil sie auf ergreifende Weise an die Noth und den Jammer der Kirche erinnerten, und auf eine Reformation hindeuteten *).

Eine traurige Religion, werden manche von Ihnen sagen, die dahin führt! Sie werden aber diese Religion weniger traurig finden, wenn das Blatt sich wendet, und ich Ihnen mitten in dem Heiligthume des Straßburger Münsters folgendes Bild nach dem Entwurfe der Zeitgenossen vorhalte **). Eben wird das feierliche Hochamt gehalten. Die Adeligen erscheinen in prunkenden Kleidern, mit klappernden Schnabelschuhen, mit Jagdhunden und Falken, die sie bisweilen zum Zeitvertreib während des Gottesdienstes aufsteigen lassen. Dort machen Kaufleute ihre weltlichen Geschäfte ab; dort spricht ein Ammeister öffentlich Recht in der Kirche. Um den Weg abzukürzen, werden vom nahen Markt die Spanferkel durch das Heiligthum getragen, so daß das Geschrei und der Lärm den Priester nöthigen, inne zu halten. Soll ich nun gar erzählen, wie es an gewissen Festzeiten zuging? Wohlan, hören wir auch darüber einen Chronisten ***). Ueber der Münsterorgel war eine groteske Figur angebracht, welche man den Roraffen nannte. Hinter diese pflegte sich während der Pfingsttage ein muthwilliger Geselle zu verstecken, und ergötzte durch Geheul, derbe Späße und lustige Lieder die Menge. Vom St. Nicolaitage an bis zum Tage der unschuldigen Kindlein (also in der Zeit vor heil. Weihnacht) pflegte ein in einen Bischof verkleideter Knabe die Messe zu lesen, auch die Uebrigen erschienen verkleidet in der Kirche; Processionen wurden gehalten und weltliche Lieder gesungen. Noch toller ging es am Kirchweihfeste des Münsters auf St. Adelphitag, den 29. August, wo zugleich Jahrmarkt war. In der Katharinenkapelle waren Fässer voll Wein aufgestellt, der Hochaltar

*) Wer sich hierüber des Weitern belehren will, der lese Förstemanns Geschichte der christlichen Geißlergesellschaften. Halle 828. Ueber die Flagellanten zu Basel s. Wurstisen und Ochs.

**) Nach Brandt, Wencker und Schott bei Röhrich, Reformationsgeschichte des Elsasses. I. S. 52.

***) Schott bei Röhrich a. a. O.

diente zum Schenktisch, und der übermäßigste Genuß des Weines vollendete diese die heidnischen an Wildheit übertreffenden Orgien *).

Schon seit längern Zeiten her, namentlich seit dem 12. Jahrhundert, wurden an verschiedenen Orten die sogenannten Narren- und Eselsfeste gefeiert, welche eine förmliche Nachahmung der alten Saturnalien waren. Der niedere Clerus, um sich einmal gütlich zu thun, und seine Abhängigkeit von der hohen Geistlichkeit zu vergessen, wählte sich einen Narrenbischof oder Narrenpapst, um den die Uebrigen herumtanzten, und mit dem sie allerlei Possen trieben. Das Eselsfest, das schon im 9. Jahrhundert vorkommt, sollte die Flucht des Kindleins nach Aegypten darstellen. Ein Esel ward phantastisch ausgeschmückt und in die Kirche geführt, wo ihm vor dem Altar ein Bündel Heu vorgesetzt ward. Dabei wurde ein komisches Lied gesungen, das immer mit den Worten schloß: He, Sir Ane, He! Zwar hatte das Basler Concil diese Feste untersagt, aber dennoch kehrten sie in ähnlichen Gestalten mehr oder weniger wieder, und namentlich war es die Fastnacht (Carneval, aus caro vale), welche die Menge dafür schadlos hielt.

Nach diesem wird man nicht mehr glauben, daß die Religion des Mittelalters durchweg eine finstere und traurige gewesen. Man wird aber auch zugeben, daß eben eine Religion, die es zu solchen Extremen von beiden Seiten kommen ließ, ihre eigentliche Bestimmung an den Gemüthern verfehlt haben mußte; denn das ist ja eben der Zweck aller Religion und der des Christenthums insbesondere, daß sie den Gegensatz des Schmerzes und der Lust, welchen der unaufhaltsame Strom des Lebens beständig heraufschwemmt, in dem wahren Ernste vermittle; so indessen, daß auch dem Scherz, aufgelöst in den Ernst, sein höheres Recht wird. Darin scheint mir eben — um hier mit einer vergleichenden Bemerkung vorzugreifen — der Unterschied zwischen dem Katholicismus und Protestantismus in dieser Hinsicht zu bestehen, daß in dem erstern Scherz und Ernst einen grellen Contrast bilden, während in dem letztern beide in jenen

*) S. Wimpheling bei Röhrich a. a. O.

Gemüthsſtimmung ſich vereinigen, die wir paſſend den Humor nennen, und der gerade in der Perſon Luthers ſo ganz eigenthümlich und herrlich uns entgegentritt (Ich glaube, wenn wir die Literatur durchgehen, daß man wenig katholiſche Humoriſten*) finden wird, während hingegen eine gewiſſe ſinnliche Jovialität mehr im Katholicismus wurzelt). Es iſt ein gleichmäßigerer Ernſt über den Proteſtantismus verbreitet, der es nie zu dieſer unbefangenen Luſtigkeit bringt, wie wir ſie bei den Katholiken finden, dabei aber auch wieder eine Heiterkeit und eine Mäßigung im Schmerze bewahrt, welche es nie bis zur Weltverachtung kommen läßt; vorausgeſetzt nämlich, daß das Princip des Proteſtantismus auch wirklich ins Leben übergegangen ſei.

Was wir vorhin, freilich in etwas ſtarken Extremen, gezeigt haben, ſtellt ſich uns übrigens auf eine mildere, aber nicht weniger merkwürdige Weiſe dar in dem Verhältniß zu den vielen Faſttagen in der katholiſchen Kirche. Die vielen Faſten möchten auf der einen Seite an eine große Strenge des Lebens erinnern, wie das geſetzliche Judenthum ſie vorſchreibt. Aber auf jedes Faſten folgt wieder ein Feiertag, der nicht umſonſt roth bezeichnet iſt im Calender, und der mit heiterm Tanz und Spiel die Sorgen des Lebens wegſcherzt, und das Judenthum durch die Sinnenluſt der Heidenwelt wieder austreibt.

Ich erinnere nur an ein einziges Feſt, an das Frohnleichnamsfeſt, deſſen Bedeutung vielleicht mehrern unter Ihnen unbekannt ſein dürfte. Dieſes Feſt iſt dem heiligen Leichnam oder Leibe Chriſti geweiht, wie derſelbe im heiligen Meßopfer gegenwärtig iſt. Deßhalb wird an dieſem Tage die geweihte Hoſtie in feierlicher Proceſſion umhergetragen und ihr alle Ehre erwieſen. Jedermann kennt die Lebensluſt und Freude, die noch jetzt an dieſem Tage ſich kundgiebt. Blumen werden geſtreut, Kränze gewunden, Freudenſchüſſe gethan, Jubel ertönt ringsumher, und einem alten Griechen oder Römer, der ein ſolches Feſt mit anſähe, könnten dabei nur wohlbekannte Erinnerungen in der Seele aufſteigen. Wenn aber der proteſtantiſche

*) Cervantes möchte zu dieſen gehören.

Christ denkt, daß dieses Fest erinnern soll an den Leib des Herrn, den er geopfert am Kreuze für die Sünden der Welt, dann staunt er billig und bedenkt sich zweimal, ehe er wünschen möchte, daß auch wir der fröhlichen Feste mehr haben möchten. — Doch, ich kehre von dieser Abschweifung zu der allgemeinen Sittenschilderung zurück, die ich mit wenigen Zügen beenden kann.

Im 14. und 15. Jahrhundert hatte das Sittenverderben in mancher Hinsicht den höchsten Grad erreicht, wozu das schlechte Beispiel der Päpste und der hohen Geistlichkeit vieles beitrug. Zu welchen Verirrungen der Cölibat und das Klosterwesen führten, brauche ich nicht weiter aus einander zu setzen. Ich bemerke nur, daß nicht bloß fleischliche Ausschweifungen die Folge davon waren, sondern daß, weil Grausamkeit und Wollust oft nahe beisammen sind, das Herz eines ehelosen Wüstlings sich leichter gegen jedes menschliche Gefühl verhärtete und in die niederste Selbstsucht zusammenschrumpfte. Nur schwer konnten Männer, die durch keine Familienbande mit Gattin und Kindern verknüpft waren, die Freuden und Leiden des häuslichen Lebens würdigen und begreifen; daher die herzlosen Zumuthungen der Ketzerrichter und Gewissensräthe, nach welchen Kinder ihre Aeltern auf den Scheiterhaufen liefern, Aeltern ihre Kinder zum ewigen Klostergefängniß verdammen sollten! Und diese Klöster waren sie nicht aus heilsamen Pflegestätten der Frömmigkeit der Sitz des Müßiggangs, des Wohllebens, der arglistigsten, abgefeimtesten Anschläge geworden *)? Waren sie es nicht, welche das Mark des Landes aussogen, das Aufblühen bürgerlichen Gewerbfleißes hemmten, und dagegen die Zwecke des Aberglaubens auf alle Weise beförderten? Man erstaunt über die Anzahl der Klöster, Mönche und Nonnen in dieser Zeit **).

Was das bürgerliche Leben betrifft, so hatten seit dem 14. und 15. Jahrhundert die Verhältnisse sich gewaltig verändert.

---

*) S. unten den Ketzerischen Handel in Bern.

**) In Basel waren ohne die Beguinenhäuser und das Domcapitel 12 ordentliche Klöster, in welchen bei dritthalb hundert Ordensgeistliche wohnten.

Die Kreuzzüge waren vorüber, das Städteweſen erhielt im Gegenſatz gegen das Feudalſyſtem immer mehr Bedeutung, und in dem aufkeimenden Bürgerſtande war ein Gegengewicht gegeben gegen die Bedrückungen des Adels. Noch hatte zwar das Fauſtrecht nicht aufgehört, aber doch fing ein geordneterer Zuſtand der Dinge an, Platz zu greifen. Aber mit der aufkommenden Cultur war auch eine gewiſſe Weichlichkeit des Lebens verbunden, die neben der größten Rohheit ſich wunderbar genug ausnimmt. Man leſe die Sittenmandate, die Kleiderordnungen dieſer Zeit, an welchen denn auch die Reformationsepoche überreich iſt, und man wird erſtaunen über den Luxus, der da getrieben wurde, über die unbändige Trinkſucht und Spielſucht unſrer guten Vorfahren, und über ſo manches, das uns die gute, alte Zeit in einem minder günſtigen Lichte erſcheinen läßt. Bei allen Ausartungen und Mißbräuchen aber, die wir bisher kennen gelernt haben, war denn doch das Gefühl für das Beſſere nicht verloren gegangen, und von vielen Seiten her ertönte die ernſte Mahnung, die Kirche bedürfe einer Verbeſſerung, einer Reformation an Haupt und Gliedern. Dieß führt uns zur poſitiven Seite unſrer vorbereitenden Aufgabe, nämlich zu den eigentlichen reformatoriſchen Verſuchen, die ſchon vor Luther und Zwingli in der Kirche gemacht wurden.

Ich habe ſchon in einer frühern Stunde bemerkt *), daß im Grunde das reformatoriſche Streben ſchon im apoſtoliſchen Zeitalter begonnen und zu keiner Zeit ganz aufgehört habe, und ich habe bereits hie und da auf die kräftigen Widerſprüche hingedeutet, welchen die Hierarchie in ihrer Entwicklung und das kirchliche Leben in ſeiner Entartung ſich ausſetzten. Wir dürfen uns indeſſen bei frühern Kämpfen nicht zu lange aufhalten, und müſſen nur die Erſcheinungen ins Auge faſſen, die ganz eigentlich der Reformation des 16. Jahrhunderts vorgearbeitet und gleichſam ihre Zeit durch den Stoß, den ſie ihr gaben, der Reformation ſelbſt entgegengedrängt haben. Wie jedoch nicht aller Widerſpruch gegen das Falſche an ſich ſchon Wahrheit iſt, und wie oft eine Verkehrtheit nur andere Verkehrtheiten hervorruft, ſo

*) S. die 2. Vorleſung.

geſchah es auch hier bisweilen, und wir können daher in den reformatoriſchen Beſtrebungen aller Zeiten, beſonders aber auch in den Zeiten unmittelbar vor Luther, verſchiedene Richtungen unterſcheiden, die weiter nicht viel mehr mit einander gemein haben, als die antihierarchiſche oder antipapiſtiſche Tendenz, im Uebrigen aber ſich ſehr unähnlich ſind. Die eine könnten wir die radical-revolutionäre, eine andere die gemäßigt-liberale und eine dritte die evangeliſch-apoſtoliſche nennen, oder die reformatoriſche, im wahren, eigentlichen Sinne des Wortes. Wir werden dieſen Richtungen im Reformationszeitalter ſelbſt wieder begegnen, die eine repräſentirt durch die Wiedertäufer, die zweite durch Erasmus, die dritte durch Luther, Zwingli, Calvin, Oekolampad u. ſ. f. Vorerſt aber laſſen Sie uns in der nächſten Stunde die vorbereitenden Erſcheinungen näher betrachten.

Sechſte Vorleſung.

Vorbereitung zur Reformation. Verſchiedene Arten zu reformiren. Fanatismus und Radicalismus. — Arnold von Brescia. Peter von Bruys. Heinrich von Lauſanne. Secten der Bulgaren, Katharer, Manichäer, Lollharden, Begharden, Fratricellen u. ſ. w. Von den Beguinen insbeſondere und ihrem Weſen in Baſel. Die gemäßigt-liberale Partei innerhalb der Kirche. Eigentliche Vorgänger der Reformation: Waldenſer, Wiklef, die Vorgänger Huſſens, Huß ſelbſt, Hieronymus von Prag. Die Conſtanzer Synode.

Wir haben in den drei letzten Stunden den negativen Theil unſrer vorbereitenden Aufgabe vollendet, d. h. wir haben geſehen, wie das Verderben in der damaligen römiſchen Kirche gewachſen iſt unter Geiſtlichen und Weltlichen, unter Hohen und Niedern. Wir haben Papſtthum, Lehre, Gebräuche, Volksleben und Volksſitte in flüchtigen Zügen an unſern Blicken vorüber-

gehen laſſen. Heute beginnen wir den poſitiven Theil dieſer Aufgabe zu löſen, indem wir die Reformationsverſuche betrachten wollen, die dem Werke Luthers und Zwingli's vorangingen.

Drei verſchiedene Richtungen habe ich noch am Schluſſe der vorigen Stunde bezeichnet, welche die Reformation vorbereitet haben, die fanatiſch-revolutionäre (radicale), die gemäßigt-liberale (kirchlich-ariſtokratiſche) und die evangeliſch-apoſtoliſche oder eigentlich reformatoriſche.

Ich begreife nun wohl, daß mit ſolchen Bezeichnungen nicht alles geſagt iſt, und daß ſie auch leicht Mißverſtändniſſen unterworfen ſein können. Sie werden ſich indeſſen noch erinnern, wie ich in meiner erſten Vorleſung darauf aufmerkſam machte, daß die Reformation keine Revolution ſei, und wie ich als eine Hauptabſicht dieſer Vorleſungen angab, den Unterſchied zwiſchen dem Revolutionären und Reformatoriſchen klar zu machen. Sie werden ſich ferner erinnern, wie ich zeigte, daß es auch eine Art von halben Maßregeln, ein ſogenanntes juste milieu, gebe, welches ebenfalls nicht ganz dem reformatoriſchen Princip gemäß ſei, während freilich die rechte Reformation, das wohlverſtandene Chriſtenthum nach der wahren goldenen Mitte hinſtrebt.

Ich muß Sie daher bitten, Verehrteſte, heute, wo wir an einem Abſchnitte unſrer bisherigen Betrachtungen ſtehen, ſich alles dieſes wieder genau ins Gedächtniß zurückzurufen, damit wir nicht, in der Menge des geſchichtlichen Stoffes uns verirrend, darüber unſren eigentlichen, höhern ſittlichen Zweck aus den Augen verlieren.

Aber auch an das werden Sie ſich wieder erinnern, was ich in Beziehung auf die Vergleichung der damaligen Zeit mit der unſrigen geſagt habe, daß nämlich dieſe nur eine annähernde, relative ſein könne und niemals eine ſolche, die ſich in allem durchführen laſſe, und daß man ſich daher hüten müſſe vor dem Hinkenden und Schielenden der zu weit getriebenen Vergleichungen.

Wenn ich nun die eine Partei, die wir ſogleich betrachten werden, die radical-revolutionäre genannt habe, oder auch die

fanatiſche, ſo will ich damit nicht ſagen, daß dieſe Partei in allen Beziehungen derjenigen gleich komme, die wir heut zu Tage als die abſolute Bewegungspartei betrachten; denn vor allem könnte auffallen, daß das, was die Erſtern trieb, doch immerhin ein religiöſer, wenn auch falſchgeleiteter Eifer war, während man den Radicalen unſrer Zeit öfter Mangel an religiöſer Erregſamkeit vorzuwerfen geneigt ſein dürfte. Allein der Vergleichungspunct liegt darin, daß beide, der religiöſe wie der politiſche Schwärmer (denn ſo müſſen wir ſie nennen), auf ein unbeſtimmt Abſolutes ausgehen, daß ſich beide vom hiſtoriſchen Boden entfernen, oder aus dem Zuſammenhange der hiſtoriſchen Entwicklung plötzlich heraustreten, daß ſie beide hochmüthig alles verwerfen, was nach Formen riecht, was an menſchliche Ordnung und Geſetz erinnert, und daß ſie beide die Unabhängigkeit von aller menſchlichen Autorität ſo weit treiben, daß am Ende ſie ſelbſt ſich wieder zur Autorität für andere aufwerfen, und unbillig werden in ihren Urtheilen über andere, ungerecht in ihren Forderungen an ſie.

Heut zu Tage iſt man freilich geneigt, die religiöſe Exaltation und die politiſche eher als zwei ſich gegenüberſtehende Extreme anzuſehen, allein ganz ohne Beiſpiel iſt auch unſre Zeit nicht, daß dieſe beiden Extreme in gewiſſen Individuen ſich berühren können. Im Mittelalter, wo Politiſches und Religiöſes ſo eng mit einander verflochten war, war dieſe Erſcheinung ſogar etwas Gewöhnliches, und ſie war es noch zur Zeit der Reformation in der Secte der Wiedertäufer, ſie war es noch nach der Reformation in der Secte der Puritaner.

Laſſen Sie uns daher jetzt dieſe fanatiſche, radicale Oppoſitionspartei, wie ſie ſchon vor der Reformation herausgetreten, etwas näher betrachten.

Wir dürfen freilich dabei nicht vergeſſen, daß eben dieſe ultraliberale Partei hervorgerufen wurde durch den übermäßigen Druck, welchen der ſtabile Katholicismus übte, wie denn immer gerade der härteſte Druck, der das Unhaltbare zuſammenhalten will, einen um ſo heftigern Gegendruck hervorruft.

Wie konnte auch aus der Grundſuppe des römiſchen Verderbens ſogleich ein lichtes, klares Engelbild heraufſteigen? Mußten

nicht, ehe sich die aufgerüttelten Elemente gesetzt hatten, allerlei ungesunde Dünste sich entwickeln, welche die Luft umher eher noch mehr zu verpesten, als zu reinigen schienen?

Schon in den ältesten Zeiten des Christenthums gab es solche, welche die christliche Freiheit dahin mißverstanden und mißbrauchten, daß sie sich allem geordneten Kirchenwesen widersetzten, jedem zu lehren gestatteten, sich auf wunderbare Eingebungen beriefen, die äußern Gebräuche verschmähten, und besonders auch die Kindertaufe verwarfen. Bei diesen ältern Secten und Parteien einiger Gnostiker, wie auch der Donatisten, Montanisten u. s. w., können wir uns hier nicht aufhalten.

Wir bemerken nur, daß mit der wachsenden Hierarchie, und namentlich seit dem Zeitalter der Hohenstaufen, sich bald einzelne Männer, bald ganze Parteien und Secten hervorthaten, welche mit mehr oder weniger Anflug von Schwärmerei, mit mehr oder weniger Einmischung des Politischen, den Päpsten den Krieg ankündigten, das Verderben der Kirche mit grellen Farben schilderten, dabei aber auch oft ins Ungemessene hinein ihren Reformationseifer auf alles erstreckten, was mit der äußern Kirchenordnung zusammenhing.

Schon der Schüler des geistreichen Abälard, Arnold von Brescia im 12. Jahrhundert, kann als ein solcher Reformator bezeichnet werden, bei dem es wenigstens zweifelhaft ist, wie weit seine Opposition gegen das Papstthum einzig aus klarer, evangelischer Ueberzeugung, oder zugleich aus einem unruhigen, politischen Streben hervorgegangen. Dürften wir allein der Stimme des frommen, aber einseitigen Abtes, Bernhard von Clairvaux, trauen, der sein entschiedener Gegner war, so müßten wir in Arnold mehr einen politisch kirchlichen Demagogen, als einen apostolischen Kämpfer erkennen *). Wir wollen indessen gern zugeben, daß ein falscher Eifer für die Erhaltung des bestehenden Kirchenthums den frommen Bernhard gegen die bessern Ei-

*) Als solchen scheint ihn auch Hurter zu fassen; s. dessen Innocenz S. 114. Mehr zu seinen Gunsten sind die Schilderungen über ihn von Beck in der Basler wissenschaftlichen Zeitschrift 2. Bds. 2. Heft, und von Franke, Arnold von Brescia und seine Zeit. Zürich 1825; vgl. damit Neanders heil. Bernhard S. 157. ff.

genschaften und Absichten Arnolds verblendete, und wenn wir diesen auch nicht so hoch zu stellen vermögen, wie Huß und Wiklef, so wollen wir auch die Zeit, in der er lebte, nicht vergessen. Arnold starb wo nicht als Märtyrer für das reine Christenthum, doch immerhin als muthiger Zeuge für die von ihm nach bestem Wissen bekannte Wahrheit, und eine Schmach bleibt es immer, wie der sonst so aufgeklärte Friedrich Barbarossa selbst dazu die Hand bot, ihn an seine Henker auszuliefern. Arnold hatte sich, da er sein Vaterland Italien, der politischen Unruhen wegen, verlassen mußte, längere Zeit in Zürich aufgehalten, und einige (z. B. Franke a. a. O.) haben schon hier bereits einen Anknüpfungspunct für die schweizerische Reformationsgeschichte finden wollen; doch lassen sich die hinterlassenen Spuren seines Wirkens in Zürich nicht so deutlich nachweisen, daß sich darauf gründliche Vermuthungen bauen ließen.

Gleichzeitig mit Arnold tritt im südlichen Frankreich Peter von Bruys auf, der mit den Angriffen auf das Papstthum auch das Verwerfen der Kindertaufe verbindet, gegen das Meßopfer und die leibliche Gegenwart Christi im Abendmahle eifert, die Ehe der Geistlichen vertheidigt und die Ceremonien der Kirche verwirft. Aber sowohl er, als sein Schüler, Heinrich (Hanrich), der seine Lehre in Lausanne und der umliegenden Gegend ausbreitete *), zogen sich die Verfolgungen der Kirche zu. Peter von Bruys starb auf dem Scheiterhaufen, Heinrich im Kerker. Ihre Partei dauerte fort unter dem Namen der Petrobrusianer und Henricianer.

Bald verbinden sich noch andere ähnliche Secten mit diesen, welche oft schwer in ihrer Eigenthümlichkeit aufzufassen und aus einander zu halten sind, indem ihre Grundsätze in einander überfließen, so daß es scheinen will, als ob oft dieselbe Sache nur unter verschiedenen Namen sei benannt worden. So vernehmen wir die Namen der Bulgaren, Katharer, Manichäer, Spiritualen, Fratricellen, Lollharden, Begharden, Beguinen, welche alle mehr oder weniger in der Ueberspanntheit und Un-

*) Vgl. J. J. Hottingers helvet. Kirchengeschichte von Wirz. Bd. 1. S. 203.

Klarheit ihres Wesens allem positiven Kirchenthum, allen Ceremonien und Satzungen, allen geistlichen und weltlichen Obrigkeiten den Krieg ankündeten! und dagegen eine neue Zeit, die Zeit des heiligen Geistes, verhießen, da alle würden von Gott gelehrt sein, da es keines Priesters mehr und keiner Obrigkeit bedürfe u. dgl. Verwerfung der Kindertaufe, Berufung auf außerordentliche Visionen, oder auch auf ein eigenes vom Himmel gefallenes Evangelium, Verachtung des Lehrstandes und aller Wissenschaft sind die charakteristischen Kennzeichen ihres meist unklaren, zerrissenen, mit der Gegenwart unversöhnten, hie und da von höhern Ahnungen durchzuckten Geistes. Doch würde man unrecht thun, sie alle in eine Klasse werfen zu wollen. Wie überall, gab es auch hier edlere Naturen, die zwar mit einem leisen Anstriche von Schwärmerei, aber mit einem edlen Zorne gegen alles Schlechte, mit einer glühenden Begeisterung für die Sache Christi, sich den Anmaßungen der Priester widersetzten und der grausamsten Verfolgungen nicht achteten, um Zeugen der unterdrückten und geschmähten Wahrheit zu sein. Neben viel Abenteuerlichem zeigen sie auch wieder richtige Blicke in das Wesen des Menschen und seine religiöse Natur, und öfter war nur die unbeholfene bildliche Sprache daran schuld, wenn in der Folge auch das für schwärmerischen Unsinn gehalten wurde, was ursprünglich auf einem tiefern Glaubensgrunde ruhen mochte. Von der andern Seite aber ist es eben so wenig zu verkennen, daß auch wirklich Tollköpfe und Fanatiker, ja nicht selten gleißende Betrüger und scheinheilige Heuchler in die Schaar der kirchlichen Freiheitshelden sich mischten, und manche mochten auch nur darum dem Papste seine Krone beneiden, weil sie selber gern eine solche getragen hätten.

Auch hier ging viel Unreines von dem Mönchsthume aus, indem die Eifersucht der Bettelmönche unter einander nicht selten dazu half, aus den Stützen der römischen Hierarchie selbst wieder ihre größten Feinde zu machen, und besonders waren es ausgeartete Franciscaner, die an den antikirchlichen Bewegungen einen entschiedenen Antheil nahmen.

Auch unsere Stadt wurde im 14. Jahrhundert und im Anfange des 15. von solchen kirchlichen Unruhen heimgesucht in

dem Beguinenſtreite, den ich, als zur Baſelſchen Kirchengeſchichte gehörend, hier etwas näher berühren muß.

Der Name Begharde oder Beguine *) ſoll von dem altdeutſchen Worte begen (engliſch beg) bitten, beten, betteln abſtammen. Entweder alſo bezeichnete der Name ſo viel als Bettler, oder als Beter (Betbrüder und Betſchweſtern). Beides paßt auf die Lebensart der Beguinen und Begharden, welche nach Art der Mönche ſowohl im Beten, als im Betteln ihren Beruf ſuchten. Die männlichen Mitglieder der Secte hießen übrigens Begharden, die weiblichen Beguinen. Letztere hatten ſich in ziemlicher Anzahl in Baſel niedergelaſſen, ſeit 1329 **). Sie waren im Aeußern den Nonnen ähnlich ***), und lebten auch, wie dieſe, in beſondern Häuſern zuſammen, die man deßhalb Beguinenhäuſer nannte. Durch den Ruf ihrer Frömmigkeit, den ſie bei der Bürgerſchaft genoſſen, wußten ſie ſich bald ein gewiſſes Anſehen zu verſchaffen; ſie machten hin und her Beſuche in den Häuſern, und miſchten ſich in die Seelſorge, hielten auch, von den Franciscanern unterſtützt, ihre beſondern Winkelgottesdienſte. Sie ſollen übrigens, wie die Nachrichten über ſie lauten, häufig durch allerlei Klatſchereien Unfrieden in den Familien angerichtet, und ſich mancherlei Art frommen Betrugs haben zu Schulden kommen laſſen. Genug, die Geiſtlichkeit und ein großer Theil der Bürgerſchaft ward ihres Treibens müde, und der Predigermönch, Mulberg, trat 1405 in offener Disputation gegen ſie auf. Der Streit dauerte mehrere Jahre hindurch, bis es endlich den Gegnern gelang, die Beguinen aus der Stadt zu vertreiben, die dann auch in andern Schweizerſtädten, namentlich auch in Zürich, ihr Heil verſuchten.

Der Dominicaner Mulberg gehörte indeſſen zu denen, welche ſelbſt eine gründliche Beſſerung der Kirche wünſchten; er ſoll

---

*) Röhrich a. a. O. S. 44. nennt ſie auch Sorores grysiae (soeurs grises?). Auch hießen die mit den Beguinen verwandten Lollharden in Straßburg Blotzbrüder (Blatterbrüder), weil ſie die Blatterkranken abwarteten; ebend. S. 45. Ihr Zweck war demnach ein guter und löblicher.

**) Vgl. Ochs III. S. 24. ff.

***) Noch jetzt nennt man in Baſel und der Umgegend eine Art von Hauben, wie ſie die gemeinen Leute tragen, Beguinen.

Baſels Reformation geweiſſagt haben mit den Worten: O freue dich Baſel großer Ehren; denn in dir ſoll es rein werden und in dir ſollen die Pfützen aller Ketzereien geoffenbart werden! Freue dich, Baſel! daß die Wurmneſter, aus denen alles Böſe entſtanden, in dir ſollen zerſtreut werden. Aber es muß mit bitterlicher Arbeit geſchehn. Ich mag die Zeit nicht mehr erleben, allein es ſitzen etliche vor meinen Augen, die es erleben werden. Es muß eine Reformation geſchehn, es ſei recht wem, lieb oder leid *). Wollen die großen Prälaten und Herrn nicht dazu, ſo werden die harten Steine ſo oft reden, bis eine Reformation geſchieht.

Solche Stimmen wurden überhaupt häufig gehört, und viele von denen, welche jene ſchwärmeriſchen Secten bekämpften, waren ihrer Seits ebenfalls bemüht, auf dem kirchlich geſetzlichen Wege das zu erreichen, was jene auf dem unkirchlichen, geſetz- und regelloſen erreichen wollten.

Unter dieſen kirchlichen Freunden der Reformation zeigen ſich aber ſelbſt wieder zwei Richtungen, die ich ſchon oben bezeichnet habe. Die einen, welche ich in einem gewiſſen Sinne die gemäßigt Liberalen **) oder die kirchlichen Ariſtokraten nennen möchte, ſuchten mehr nur allmählig von dem wiſſenſchaftlichen Gebiete aus einige Strahlen des Lichts in die Kirche zu leiten, doch gerade eben nur ſo viel, als das Volk zu ertragen vermöchte. Sie wollten zunächſt die Gebildetern für eine freiere Religionsweiſe gewinnen, und behielten ſich vor, der Menge die Binde von den Augen zu nehmen, wenn es Zeit ſei. Jedenfalls wollten ſie alles nur thun in Uebereinſtimmung mit der großen Kirche und im Zuſammenhange mit ihr, daher ſie auch von den großen Synoden, den allgemeinen Kirchenverſammlungen, die ſie über den Papſt ſtellten, alles Heil erwarteten (Die Kirchenverſammlungen von Conſtanz und Baſel müſſen daher als die

*) So ſtehen die Worte bei Ochs.

**) Ich habe ſchon oben bemerkt, daß ſolche Ausdrücke nur annähernd die Sache bezeichnen. Auch die Reformatoren waren gemäßigtliberal im guten Sinne des Wortes. Es giebt aber auch wieder eine Mäßigung, die an Lauheit grenzt, bei der es zu nichts Entſchiedenem kommt, wie denn auch das ſogenannte juste milieu nicht immer die rechte Mitte iſt.

Repräsentanten dieser Richtung betrachtet werden). Man würde die reinere Gesinnung solcher Männer verkennen, wenn man ihnen dabei niedere Zwecke priesterlicher Selbstsucht unterschieben wollte; sie mochten wirklich glauben, daß nur auf diesem Wege geholfen werden könne, obwohl vielleicht einige dabei von zweideutigem Betragen und einer gewissen Menschenfurcht nicht frei zu sprechen sein dürften.

Von dieser Partei des kirchlichen juste milieu unterschieden sich aber aufs bestimmteste wieder die, welche ich als die evangelisch-apostolischen Reformatoren bezeichnet habe. Sie bildeten die eigentliche wahre Mitte zwischen den radicalen Schwärmern auf der einen, und den allzuvornehmen Liberalen auf der andern Seite. Darin nämlich zeigten sie sich als ächte Demokraten und Volksmänner, daß sie für das Volk lebten, kämpften, lehrten, und daß sie die Wahrheit nicht nur für ein Privilegium gewisser Stände, sondern für ein Gemeingut aller hielten. Durch diese edle Popularität, durch ihre unumwundene, entschiedene Wahrheitsliebe, durch ihr kräftiges Auftreten und energisches Handeln unterschieden sie sich von jenen, die auf dem Wege des Nivellirens und der Accommodation doch nur ein Halbes erreichen konnten. Aber darin waren sie auch wieder von der schwindelnden Opposition verschieden, daß sie in ihren Angriffen auf das Bestehende besonnener zu Werke gingen, sich nicht an Formen und Nebendingen aufhielten, sondern das eine im Auge behielten, was noth thut. Darin waren sie besonders gemäßigte Reformer, daß sie den historischen Grund bewahrten, worauf das Christenthum gebaut ist, und daß sie somit nicht ihre willkürlichen Einbildungen und Meinungen des Augenblicks, sondern das Wort der Schrift, die Bibel zur festen Norm ihres Strebens machten. Damit retteten sie zugleich die Würde des Lehramtes und der Wissenschaft, welche von den Schwärmern in ihrem geistlichen Hochmuthe übersehen ward. Dadurch gaben sie der kommenden Zeit den wahren Anknüpfungspunct zu einer eigentlichen Reformation.

Fragen Sie mich, wen ich denn zu diesen eigentlichen Protestanten vor der Reformation rechne, im ächten Sinne des Worts, die bereits das Princip des evangelischen Protestantis-

mus in sich trugen, so nenne ich Ihnen die Waldenser (wenigstens ihrer Hauptrichtung nach), Wiklif, mehrere Vorgänger Hussens in Böhmen, Huß selbst und Hieronymus von Prag. Freilich läßt sich auch hier nicht alles haarscharf nehmen, und hie und da werden wir auch noch unklare Elemente in dem klarern Streben finden, wie ja überhaupt die Reformation selbst keine absolute ist. Aber im Ganzen wird sich uns doch zeigen, daß sich in den Genannten der evangelisch-apostolische und somit auch der protestantisch-reformatorische Geist am reinsten abgespiegelt habe. Was zuerst die Waldenser betrifft, so sind diese zwar häufig auch mit den schwärmerischen Secten des Mittelalters zusammengeworfen, namentlich viel mit den ihnen zum Theil verwandten Albigensern verwechselt und mit ihnen zugleich verfolgt worden. Allein eine genauere Betrachtung ihres Wesens zeigt, daß sie weit mehr auf einem sichern apostolischen Grunde ruhten, als diese.

Ueber Namen und Ursprung der Waldenser sind die Meinungen getheilt, indem die einen sie auf Peter Waldo, einen Bürger von Lyon, in der Mitte des 12. Jahrhunderts, zurückführen, andere schon im 9. Jahrhundert ihre Wiege suchen. Die letztern berufen sich darauf, daß Waldenser (Vallenses) in der That nichts anderes heiße, als Thalleute, Thalbewohner (Vaudois), und für diese Meinung spricht auch, daß in den Gebirgsgegenden und Thälern von den Alpen bis zu den Pyrenäen, also im Languedoc, der Provence, der Dauphiné, sich frühe schon Häuflein von solchen Christen zusammenthaten, welche, im Gegensatz gegen die Hierarchie und das Ceremonienwesen, sich eines einfachen Christenthums befliſſen und das Papstthum verwarfen. Besonders wird der fromme Erzbischof Claudius von Turin, zur Zeit Ludwig des Frommen (9. Jahrhundert), als der genannt, an welchem diese einfachen Leute eine kräftige Stütze hatten. Ob nun in der Folge sich auch Unklares mit eingemischt habe, wer will das vollkommen untersuchen? So viel ist gewiß, daß die Waldenser, die seit Peter Waldo im 12. Jahrhundert in der Geschichte vorkommen, im Ganzen sich vortheilhaft vor jenen schwärmerischen Secten auszeichneten, die wir oben berührten. Die Waldenser blieben nicht

bei bloßen Verkleinungen und Widersprüchen stehen, noch beriefen sie sich auf neue Offenbarungen u. dgl., was immer der Schwärmerei Thür und Thor öffnet; sondern sie waren darin vorzüglich Vorläufer der Protestanten, daß sie die Bibel zum Grunde ihres Glaubens legten, und ein biblisches praktisches Christenthum, nicht ein schwärmerisch-speculatives, wie jene, geltend machten. Bei ihrer einfachen Lebensart, als Thalleute, konnten sie auch sogar manches unter sich einführen, was in der größern Christenheit unmöglich angehen würde, wie z. B. Gütergemeinschaft, mit welcher sie, wie noch mit einigem andern, zu buchstäblich das apostolische Zeitalter nachbilden wollten. Eben so hatten sie keinen studirten Lehrstand, und bedurften auch dessen weniger in ihren Verhältnissen; doch hatten auch sie Lehrer und Vorsteher (Barben), von denen sie verlangten, daß sie durch Frömmigkeit des Wandels und der Gesinnung sich auszeichneten. Im Uebrigen mußten selbst die Gegner den Waldensern das Zeugniß eines stillen, ehrbaren, frommen Wandels geben. So schildert ein Schriftsteller des 13. Jahrhunderts, der gegen sie schrieb *), die Waldenser also: „Sie sind ordentlich „und bescheiden, haben keine Kostbarkeit an ihren Kleidungen; „die meisten erscheinen ganz armselig. Schuster sind unter ih„nen Lehrer. Sie sind zufrieden mit dem nothwendigen Lebens„unterhalt, besuchen keine Wirthshäuser und öffentliche Tänze; „man bemerkt an ihnen keinen Zorn; sie arbeiten immer, ler„nen und lehren, und beten deßhalb wenig."

Die Behauptungen der Waldenser (oder der Armen von Lyon, wie sie auch hießen) waren folgende: die Kirche sei schon von den Zeiten Constantins des Großen an von ihrer alten Heiligkeit und Tugend abgefallen, der römische Papst sei mit nichten rechtmäßiges Oberhaupt der Kirche. Das Recht, zu lehren und zu trösten, komme keiner besondern Kaste, sondern allen Christen zu. An die Stelle des laxen Ablaßwesens müsse wieder eine strengere Bußdisciplin eingeführt werden. Uebrigens brauche man nicht einem Priester zu beichten, sondern es könne dieß ein Christ dem andern. Gott allein habe die Macht, Sünden

*) Rainerius Sachoni bei Schröckh XXIX. S. 541.

zu vergeben; und die Gebete für Verſtorbene, Seelenmeſſen u. dgl. ſeien unnütz.

Bei dem Ausbruch der Reformation kommen die Waldenſer auch mit Luthern in eine freundlich ſchriftliche Berührung; noch mehr aber ſchloſſen ſie ſich an die ſchweizeriſchen und franzöſiſchen Reformatoren an, beſonders auch in Beziehung auf ihre Vorſtellung vom Abendmahle. Häufig wurden ſie auch mit den Hugenotten gemeinſam verfolgt. Beſonders grauſam waren die Verfolgungen in Piemont und Savoyen. Später verwendeten ſich für ſie mehrere europäiſche Mächte, und erſt in neuerer Zeit ward ihr Zuſtand erträglicher. Ihre Geſchichte hat vor mehrern Jahren, gleichzeitig mit dem der griechiſchen Nation, ein lebhaftes Intereſſe erweckt, das aber über den vielen neueſten Ereigniſſen wieder in den Hintergrund getreten iſt *).

An die Waldenſer ſchließen ſich an die Wikliſiten. Johann Wikliſ (Wicliffe), geboren 1324, geſtorben 1384, ein Engländer, und längere Zeit Dr. der Theologie zu Oxford, wurde beſonders durch das unverſchämte Treiben der Bettelmönche auf den Kampfplatz gerufen, indem er ſich bewogen fühlte, zu zeigen, wie die Armuth Chriſti eine ganz andere geweſen, als der bettelnde Müßiggang dieſer rohen Menſchenclaſſe. Dadurch ward er aber bald noch in andere Streitigkeiten verwickelt, indem er auch die Lehre von der Brotverwandlung, das Ceremonienweſen, die Ohrenbeichte u. a. bekämpfte, und überhaupt bei verſchiedenen Anläſſen ſich als einen kühnen Gegner der päpſtlichen Anmaßungen zeigte. Auch er ging, wie die Waldenſer, auf die Bibel zurück, und durch Ueberſetzung derſelben in die Landesſprache erwarb er ſich ein nicht geringes Verdienſt um ſein Vaterland.

Natürlich boten die Mönche alles auf, ihm den Untergang zu bereiten. Papſt Gregor XI. ſchleuderte 3 Bullen nach einander gegen ihn; allein das um dieſelbe Zeit ausgebrochene

*) Die neueſte Schrift über dieſelben iſt von Dieterici. Die Waldenſer und ihre Verhältniſſe zu dem brandenburgiſch-preußiſchen Staate. Berlin 832. Von ältern Werken vgl. (Graffars) Waldenſerchronik, Füßli's Kirchen- und Ketzerhiſtorie der mittlern Zeit, und Moſer, Geſchichte der Waldenſer. Zürich 798.

päpſtliche Schisma war nur ein Beweis mehr von der Nothwendigkeit einer Reformation. Endlich veranſtaltete 1382 der neue, ihm feindſelige Erzbiſchof von Canterbury, Courtney, eine Synode gegen ihn, die ſeine Lehre für ketzeriſch erklären mußte. Wiklif ſah ſich genöthigt, Oxford zu verlaſſen, und zog ſich auf ſeine Pfarre Luterworth zurück, wo er noch vor den gegen ihn eingeleiteten Verfolgungen ſtarb.

Unter den Schülern Wiklifs, welche die Lehre ihres Meiſters mit jugendlicher Begeiſterung erfaßten, waren einige Böhmen, und dieſe verpflanzten den Samen derſelben auf den empfänglichen Boden ihres Vaterlandes. In Böhmen hatte ſich ohnedieß von je ein freierer, kirchlicher Geiſt erhalten. Nicht von Rom, ſondern von der griechiſchen Kirche aus, hatten die ſlaviſchen Völker ihrer Zeit das Chriſtenthum erhalten, und ſo blieben ſie auch länger frei von dem päpſtlichen Einfluß, der erſt ſpäter ſich auch bei ihnen geltend machte. Die Ehe der Geiſtlichen und der Genuß des Abendmahls unter beiderlei Geſtalt hatten ſich hier, trotz des römiſchen Widerſpruches, bis ins 14. Jahrhundert erhalten. Die im Jahr 1348 geſtiftete Univerſität Prag ſollte nun, ſo hoffte man, eine geſegnete Pflanzſtätte gutkatholiſcher, d. h. römiſcher Geſinnungen werden. Allein um dieſelbe Zeit traten, da eben Wiklif vom engliſchen Schauplatz abgetreten, die erſten Vorkämpfer der evangeliſchen Freiheit in Böhmen auf, welche ihrem Nachfolger, Huß, die Bahn brachen *). Hieher gehört zuerſt Conrad Stiekna (Conradus ab Austria), Pfarrer an der Marienkirche zu Prag, der mit großer Freimüthigkeit gegen das Verderben der Geiſtlichkeit eiferte, das Treiben der Bettelmönche bekämpfte, und den Unterricht in der Religion wieder aufs Praktiſche und Bibliſche hinleitete. Er ſtarb 1369. Würdig ſchließt ſich an dieſen an Johann Milicz, aus Kremſier in Mähren. Dieſer Mann bekleidete als Archidiaconus von Prag eine hohe und einflußreiche Stelle. Allein obwohl er hätte reich ſein mögen, zog er

*) Vgl. Neander, Züge aus dem Leben des heiligen Johann Huß, als Beweiſe der immer gleichen Wirkung des ächt evangeliſchen Geiſtes, abgedruckt in deſſen kleinen Gelegenheitsſchriften. Nr. 4.

die Schmach und Armuth Christi vor. Um thätiger für die Verbreitung des wahren Christenthums wirken zu können, legte er seine einträgliche Stelle nieder, wanderte, ein schlichter Apostel, in den Dörfern umher, und predigte das Evangelium den Armen. Nach dieser selbstgewählten Missionsreise kehrte er nach Prag zurück, wo er jetzt mit einer geringern Stelle vorlieb nahm. Zugleich änderte er seine bisherige Predigtweise. Er legte ab allen künstlichen Redeschmuck, alle unnöthige Zuthaten einer auf der Kanzel übel angebrachten Gelehrsamkeit, womit damals viele dem Volk imponiren wollten, und befliß sich der Einfachheit und Würde des Ausdrucks. Das entzog ihm zwar anfänglich den Beifall derer, die nur gekommen waren, eine schöne Rede zu hören; aber von allen Seiten flogen ihm die Herzen derer zu, die wahre Erbauung, Trost und Belehrung suchten. Bald zeigten sich die Früchte seiner Predigten, indem viele Lasterhafte bekehrt wurden. Drei- bis fünfmal predigte er täglich in den verschiedenen Kirchen von Prag, und noch in seinem Alter lernte er das Deutsche, um auch den fremden Kaufleuten das Evangelium zu predigen *). Gewöhnlich wurde er, wenn er aus der Kirche nach Hause ging, von einer großen Menge Volks begleitet, die alle noch bei ihm Rath und Trost suchten. Angesehene Theologen mußten es von sich gestehen: „was wir durch das Studium eines ganzen Monats nicht erreichen können, das erreicht Milicz durch eine Stunde". Aber sein einfacher, apostolischer Lebenswandel verschaffte auch seinen Worten den besten Eingang. Er war in hohem Grade enthaltsam und uneigennützig, da er bei der elenden Stelle nur von dem lebte, was ihm andere freiwillig wollten zufließen lassen, und von diesem noch den Armen mittheilte. Diesen merkwürdigen Mann ergriff endlich das Verlangen, nach Rom zu gehen, um da an der Schwelle des Verderbens als Herold des reinen Glaubens aufzutreten. Urban V. wurde dazumal, von Avignon zurückkehrend, in Rom erwartet. Als Milicz mit

*) Doch sah er später ein, daß das allzuviele Predigen auch nicht gut sei, und daß sorgfältige Vorbereitung dazu gehöre, weßhalb er denn seine Vorträge mehrere Jahre gänzlich einstellte, bis er sich wieder gesammelt hatte nach allzugroßer Erschöpfung.

ſeinen Reformationspredigten auftrat, wozu er ſich durch fleiſſiges Gebet und Bibelleſen vorbereitet hatte, erregte er gar ſehr den Widerſpruch der Geiſtlichen. Die Bettelmönche machten ihm den Proceß vor der Inquiſition, und ließen ihn in den Kerker eines Franciscanerkloſters einſperren. Sein beſtes und einziges Labſal, die Bibel, ward ihm genommen, und erſt dann wieder gereicht, als er ſie zu ſeiner Verantwortung nöthig hatte. Aber dießmal nahm der Papſt ſelbſt die Partei der gerechten Sache gegen den Fanatismus der Mönche. In Rom angelangt, ſchenkte er Miliez die Freiheit.

Als dieſer nach Prag zurückgekehrt war, zog er ſich in die Stille zurück. Er lebte mit einigen ſeiner Schüler in einem Hauſe zuſammen, las mit ihnen die Bibel, und gab ihnen Anweiſung zum theologiſchen Studium. Allein bald wurde auch dieſe harmloſe Geſellſchaft verſchrien. Sie wurde mit den Lollharden, Begharden und andern ſchwärmeriſchen Secten in eins zuſammengeworfen, wie ſolches in Zeiten der Aufregung zu geſchehen pflegt, und Papſt Gregor XI. ruhte nicht, bis Miliez ſich abermals in Rom ſtellte. Doch auch dießmal führte er ſeine Sache ſo gut, daß ihm niemand eine Ketzerei anhaben konnte. Auf der Rückreiſe ſtarb er, 1373.

Der dritte von den Männern, welche dem ſeligen Huß vorgearbeitet haben, war Matthias Janow, auch Matthias von Paris genannt, weil er dort ſtudirt hatte, der, als Beichtvater Kaiſer Karls IV., dieſen Fürſten auf alle Weiſe zu bewegen ſuchte, ein allgemeines Concil anzuſtellen, dafür aber endlich des Landes verwieſen wurde. Er hatte eine Schrift von dem Antichriſt und der Anatomie ſeiner Glieder herausgegeben, worin er die päpſtlichen Mißbräuche in einer ſtarken Sprache rügte, und namentlich den Genuß des Abendmahls unter beiderlei Geſtalt auch für die Laien forderte. Nach ſolchen Vorgängern und Zeugen der Wahrheit trat Johannes Huß auf. Geboren 1373 in dem böhmiſchen Flecken Huſſinecz an der bairiſchen Grenze, und armer Leute Kind, hatte er eine harte Jugendzeit verlebt, und vielfache Proben beſtanden. In Prag, wo er ſeine Studien vollendet, bekleidete er eine akademiſche Lehrſtelle, daneben aber noch zwei andere, die ihm ein

seiner praktischen Geistesrichtung vorzüglich angemessenes Feld der Wirksamkeit eröffneten. Er ward nämlich als Prediger an der neu errichteten Kapelle Bethlehem angestellt, wo er in der Landessprache zu predigen gehalten war, und zugleich wählte ihn die Königin Sophia, geborne Herzogin von Baiern, zu ihrem Beichtvater. So also stand ihm ein dreifacher Einfluß offen, auf die studirende Jugend, auf das christliche Volk, und auf den Hof und die Großen. In allen drei Wirkungskreisen bewegte er sich mit edler Freimüthigkeit, stets den Blick auf die Hauptsache, auf praktische Frömmigkeit, auf Leben und Wandel gerichtet. Anfangs wurde sein Eifer gern gesehen; und da man seiner Rechtgläubigkeit nichts anhaben konnte, so freute sich sogar ein Theil der Geistlichen seiner die öffentliche Sittlichkeit befördernden Wirksamkeit. Ja, der Erzbischof Sbinko in Prag bediente sich seiner sogar, um die Mißbräuche zu bekämpfen, die sich der Wallfahrten wegen in seinem Sprengel eingeschlichen hatten. Huß, der unter der Zeit mit Wiklifs Schriften bekannt worden war, war keineswegs ein blinder Nachbeter des Neuern und Aufsehenerregenden. Im Gegentheil. Ein strenger Katholik, im Herzen, wie im Bekenntniß, verdammte er im ersten Eifer die kühnen Behauptungen der Wiklifischen Schriften, die er sogar des Feuers würdig hielt. Bald aber gewann er eine vorurtheilsfreiere Ansicht, besonders seit er mit einem jungen Adligen, Hieronymus Faulfisch, gewöhnlich Hieronymus von Prag genannt, näher befreundet und durch diesen in den Geist der Wiklifischen Schriften gründlicher war eingeleitet worden. Jetzt trat auch er, unterstützt von Hieronymus, kühner auf in Behauptung der Sätze, welche Wiklif vertheidigt hatte. Auf der Universität Prag entstand ein bedenklicher Streit über das Ansehen des Oxfordischen Lehrers. Die Böhmen waren meist Wiklisiten, die Deutschen Gegner seiner Lehre; doch war der Streit nicht allein theologischer, sondern auch philosophischer Natur und drehte sich um Bestimmungen der Begriffe, über welche die Scholastiker schon viel gestritten hatten, und die wir hier nicht verfolgen können*). Ge-

*) Es war der Streit der Nominalisten und Realisten. Huß hielt es mit den letztern.

nug, die Spaltung wurde so arg, daß endlich die deutschen Mitglieder der Universität, die sich auch durch anderweitige Verfügung hintangesetzt glaubten *), sämmtlich aus Prag auszogen, sowohl Professoren, als Studenten. Es sollen ihrer nach der höchsten Angabe 44,000, nach der geringsten 5000 gewesen sein. Diese Begebenheit hatte für Hussens Schicksal nachtheilige Folgen. Die Ausgewanderten, über ihn und Hieronymus aufs höchste erbittert, verbreiteten überall das Gerücht von der in Böhmen ausgebrochenen Wiklifischen Ketzerei, und auch die Bürger und Einwohner Prags selbst, die durch den Auszug der Studenten an ihren Einkünften verloren, verwünschten einem großen Theile nach die ärgerlichen Disputationen und deren Urheber, während andere der aufkeimenden Freiheit sich zu freuen schienen. Der Erzbischof, der früher sein Gönner gewesen, wandte alles auf, die neue Lehre zu ersticken, doch starb er, noch ehe es ihm gelungen war, Huſſen zu verderben. Allein gerade nach dem Tode des Erzbischofs begann ein neuer Kampf. Der päpstliche Legat, welcher 1412 dem neuen Erzbischofe das Pallium von Rom überbrachte, brachte auch eine Ablaßbulle von Rom mit. Geldkasten wurden öffentlich in den Kirchen aufgestellt, und die Leute ermahnt, diese Kasten zu füllen, damit sie ihre und der Verstorbenen Seelen vom Verderben retteten. Das ging Huſſen ans Herz. Er weigerte sich standhaft, sich zu diesem frechen Spiel herzugeben. Auch andere Lehrer der Universität erklärten sich dagegen, doch unter dem Vorbehalte, daß sie gehorchen würden, wenn es der König beföhle. Huß, dem die weltliche Macht hierin so wenig eine Autorität schien, als die geistliche, erklärten dagegen frei heraus, wenn auch der König hundertmal einen Mißbrauch billige, so bleibe dieser nichts desto weniger verwerflich. Selbst Freunde Hussens, wie Stephan von Palecz, hielten es für unmöglich, der vereinten Macht des Papstes und des Königs zu widerstehen. Sie riethen ihm, zu gehorchen, und legten es ihm für Starrsinn aus, als er nicht gehorchen wollte. Huß aber sagte: mein Freund ist Palecz,

*) Die Böhmen wirkten nämlich bei Wenzel ein königliches Edict aus, nach welchem bei den Berathungen den Böhmen in Zukunft drei, den Deutschen nur eine Stimme zukommen sollten.

meine Freundin ist die Wahrheit. Ihr gebührt der Vorzug. An Hieronymus hatte er einen treuen und muthigen Beistand. Ja, dieser ging in seinem Eifer sogar weiter, als Huß, indem er die Ablaßbulle am Pranger der Neustadt Prag verbrennen ließ, und dadurch den Zorn der Gegner nur mehr reizte. Aber auch diese, vielleicht unkluge That ward Hussen auf die Rechnung geschrieben. Jetzt erfolgte von Rom aus der Bann über ihn. Schon früher hatte der Papst Alexander V. gegen ihn eine Bulle erlassen, und damals appellirte Huß von dem übel unterrichteten Papst an den besser zu unterrichtenden. Jetzt aber, da er wohl sah, daß diese Formel vergebens sein würde, appellirte er — nicht an einen andern Papst, auch nicht an ein Concil, sondern an den unbestechlichen Richter, Jesus Christus. Wohl aber meinte Kaiser Sigismund, daß eben auf dem Concil zu Constanz, im Angesicht der ersten Theologen aller Länder, die ja selber zu einer Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern sich versammelt hatten, die Sache Hussens am besten möchte geführt werden. Das Concil lud Hussen ein, und Sigismund versah ihn mit Geleitsbriefen. Die Freunde Hussens trauten nicht; doch er, auf Gott sich verlassend, folgte arglos dem Rufe, und langte den 3. Nov. 1414 in Kostnitz an. Drei Wochen ward er hingehalten, ehe etwas gegen ihn unternommen wurde. Endlich ward er vorgefordert. In Begleitung seines Freundes, des Ritters Johann Chlum, begab er sich in den Saal der versammelten Väter. Hier aber wurde er — gegen alles zugesicherte Geleit, gegen die Einsprache seines wackern Begleiters, festgenommen und in einen engen, scheuslichen Gewahrsam gebracht. Ketzern, hieß es, sei es nicht nöthig, Wort zu halten. Nach einigen vorangegangenen Privatverhören ward er endlich den 5. 7. und 8. Juni 1415 öffentlich vor der Synode verhört, und zum Widerruf der ihm schuld gegebenen Ketzereien aufgefordert. Huß erklärte sich zu jedem Widerruf bereit, so bald man ihn aus der heiligen Schrift eines Bessern belehre. Allein darauf wollte sich das Concil nicht einlassen. Selbst aufgeklärte Männer, wie der Kanzler Gerson u. a., standen in der Meinung, daß das Concil in Glaubenssachen unbedingten Gehorsam zu fordern habe. Vielen that es leid um den edeln Mann, den

ſie gern der Wuth der Zeloten entzogen hätten, für den ſie ſich aber offen zu erklären ſcheuten, aus Furcht, ſelbſt verketzert zu werden. Was blieb alſo übrig, als den auf ſeiner Lehre ſtandhaft Beharrenden dahin zu bearbeiten, daß er doch nachgeben, und das Aeußerſte von ſich abwenden möchte? Ein Dr. der Theologie, der es mit der Wahrheit weniger genau nehmen mochte, als der begeiſterte Huß, ſagte zu ihm, halb im Ernſt, halb im Scherze: Wenn das Concil zu dir ſagte, du habeſt nur ein Auge, obgleich du deren zwei haſt, ſo müßteſt du mit dem Concil bekennen, es ſei dem alſo. Wie es oft geſchieht, daß weniger edle Naturen die edleren nicht begreifen, und das dem Stolze und Eigenſinn zuſchreiben, was Sache des in Demuth erſtarkten Gehorſams und des wahren Charakters iſt, ſo meinten auch hier einige, wie Stephan Palecz, er ſolle ſich doch vor der Schande des Widerrufes nicht ſcheuen. Huß antwortete: die Schande des Verbrennens ſei eine noch größere — und doch ſcheue er auch dieſe nicht, wo es der Wahrheit gelte. Am 5. Juli erſchien die letzte Geſandtſchaft an ihn, an ihrer Spitze der Ritter Chlum, der alles aufbot, ihn zum Widerruf zu bewegen. Vergebens. Den 6. ward Huß zum letzten Mal vor das Concil geſtellt. Hier thronte Sigismund in ſeiner Kaiſerpracht, umringt von den Fürſten und Prälaten. Auf einem erhöhten Tiſche in der Mitte lagen prieſterliche Gewänder für Huß. Noch hatte er die Wahl. Im vollen Prieſterornate ſollte er den Abendmahlskelch zur Hand nehmen, und in die frühere Würde eintreten nach feierlichem Widerruf, der ihm noch offen ſtand. Das Urtheil ward ihm vorgeleſen. Huß ſchwieg und betete, da jede Verantwortung ihm verweigert und nur ein Ja oder Nein gefordert war in Betreff des Widerrufs. Der Ornat ward ihm angezogen. Noch einmal ward er aufgefordert, zu widerrufen. Er that es nicht. Nun ward der Ornat ihm abgeriſſen, und der Kelch ihm abgenommen, mit den Worten: Verdammter Judas! wir entziehen dir den Kelch des Heils. Der Henker wartete ſeiner, und man ſchritt zur Vollziehung des Urtheils. Betend beſtieg Huß den Scheiterhaufen — zur Verwunderung des Volkes, dem unmöglich ſchien, daß ein Ketzer ſo andächtig beten könne. Noch ſah man ihn

die Lippen bewegen, als die Lohe flammend aufschlug und seinen Leib verzehrte. Die Asche des Gemordeten ward in den Rhein geworfen.

Ein gleiches Schicksal wartete seines Freundes Hieronymus. Dieser war über der Zeit aus freien Stücken von Prag nach Kostnitz gekommen, um sich für Huß zu verwenden. Als letzteres vergebens war, und sein eigenes Leben in Gefahr schwebte, begab er sich nach Ueberlingen, von wo er ein Schreiben an Kaiser und Concil erließ, in dem er sich erbot, sich gegen jede Beschuldigung zu vertheidigen, wenn man ihm während der Untersuchung persönliche Sicherheit gewährleisten wollte. In zweideutigem Ausdruck ward ihm das Geleite versprochen, nämlich „so weit, hieß es, als es an uns liegt und der orthodoxe Glaube es erfordert." Auf dieß hin fand Hieronymus gerathener, sich in der Stille wieder nach Böhmen zu begeben. Allein auf der Heimreise ward er bei Hirschau in der Oberpfalz gefangen genommen, und in Ketten nach Kostnitz geschleppt. Seine Gefangennehmung fällt in die Zeit von Hussens Hinrichtung.

Hieronymus mußte den Vätern der Kirche in der That als der gefährlichere Feind erscheinen, da es nicht so ganz unbekannt war, daß er vorzüglich auf Hussens Gesinnung gewirkt, und fortwährend ihn in seinem Widerspruch unterstützt hatte; daher es denn auch hieß, man müsse nun auch hinter die kleinen Füchse, welche den Weinberg des Herrn verwüsten.

Hieronymus war auch in seinem ganzen Benehmen gegen den Papst und seine Verordnungen noch rascher, heftiger, stürmischer verfahren, als Huß. Wie aber diese hitzigern Naturen oft weniger Stand halten im Augenblick der Gefahr, und ihren Eindrücken, wenigstens auf kurze Zeit, eher nachgeben, als die kalt Besonnenen, so war es auch hier der Fall. Hieronymus ließ sich wirklich zu einem Widerrufe bereden, worin er Wiklifs und Hussens Ketzerei verdammte, ja die Strafe des letztern als eine gerechte billigte. Aber wie einst jener feurige Apostel, da er in der ersten Verlegenheit den Herrn verläugnet hatte, wieder zur Besinnung kam, und in der Folge für das Bekenntniß der Wahrheit mit seinem Leben einstand: so gereute auch bald

den redlichen, frommen Mann ſein abgenöthigter Widerruf. Und bald zeigte ſich die Gelegenheit, die Aufrichtigkeit dieſer Reue mit der That zu bezeugen. Die Feinde, beſonders die Mönche zu Prag, hatten nicht geruht, neue Beſchuldigungen gegen ihn zu häufen; vergebens ſuchte der edle Cardinal d'Ailly den Proceß niederzuſchlagen, da man ſich mit dem einmal geſchehenen Widerruf begnügen ſolle. Der ſonſt ſo fromme, freiſinnige Gerſon aber beſtand auf Wiederaufnahme des Proceſſes. Hieronymus erſchien abermals vor den verſammelten Vätern, und jedermann hoffte, er werde ſeinen Widerruf wiederholen und bekräftigen. Aber wie erſtaunte man, als jetzt derſelbe, der einſt ſchwach geweſen, mit einer Kraft redete, als ob die Pfingſtweihe des heiligen Geiſtes über ihn gekommen. Er rief Gott um ſeinen Beiſtand an, daß er ihn erleuchten wolle, damit er nichts ſage, was ſeinem Seelenheil ſchaden möge. Dann ſprach er von den Zeugen der Wahrheit aller Zeiten, die als Opfer für dieſelbe gefallen, und unter dieſen nannte er zuletzt ſeinen Freund Huß, den er ſtets als einen frommen, unſträflichen Mann erfunden, und deſſen Andenken zu verläugnen, er ſich durch unwürdige Menſchenfurcht habe verleiten laſſen. Er widerrief nun förmlich ſeinen Widerruf, und erklärte offen, daß er ſich noch zu allem bekenne, wozu Huß, ſein Freund, ſich bekannt habe. — Damit hatte ſich Hieronymus ſelbſt ſein Urtheil geſprochen. Zwar ſuchten auch jetzt noch manche Glieder des Concils ihn zu retten. Die gleichen Ueberredungskünſte wurden angewandt, wie bei Huß. Der Cardinal von Florenz, Franciscus Zabarella, bot alles Mögliche auf, ihn wieder auf den frühern Widerruf zurückzubringen. Umſonſt. Wo Huß gefallen, da ſollte auch Hieronymus geopfert werden. Standhaft hörte er ſein Todesurtheil an; mit eigener Hand ſetzte er ſich die läppiſche, mit Teufeln bemalte Ketzermütze auf, und ſprach ironiſch ſein: o sancta simplicitas! über jenes Weiblein aus, das dienſtbefliſſen ein Scheit zu dem Brandopfer hinzuſchleppte, in der Meinung, Gott dem Herrn damit ein wohlgefälliges Werk zu thun. Auch er ſtarb unter Gebet, nachdem er noch einmal zum Volke geredet und ihm geſagt hatte, daß er Huß für einen trefflichen Mann erkenne. „Vater, in deine Hände befehle ich meinen

Geiſt," waren die letzten Worte, die man aus dem Munde dieſes Märtyrers vernahm.

So ſtarben zwei Zeugen der Wahrheit, nicht etwa gerichtet von der Inquiſition finſterer Mönche, ſondern gerichtet von einer Kirchenverſammlung, welche, ſelbſt im Gegenſatz gegen die Päpſte, eine liberale heißen wollte, und auf welcher Männer vom juste milieu, wie d'Ailly, Gerſon u. a., eine gewichtige Stimme hatten. Sollen wir die Synode deßhalb verdammen? Wer ſind wir, daß wir fremde Knechte richten? Es giebt Zeiten, wo auch die Augen der Beſſern verblendet ſind, und mitwirken zum Rathe der Böſen. Iſt es doch bisweilen, als ob alles ſich wider den Gerechten verſchworen hätte, als ob die Gottheit das Opfer deſſelben forderte, damit aus Tod und Untergang ein neues Leben erblühe. Und es erblühte aus dem Tode dieſer Männer.

Siebente Vorleſung.

Reaction des fanatiſch-radicalen Elementes. Huſſitenkrieg. Das Basler Concil. Zeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften. Baſel in dieſer Zeit. Das Studium der alten Sprachen. Das Haus der Medicis. Blüthe der Kunſt. Verhältniß davon zum religiöſen Leben. Satyriſche Richtung der Kunſt (Niklaus Manuel). Univerſitäten. Buchdruckerkunſt. Ueber die Wohlthat der freien Preſſe und ihr Verhältniß zum reformatoriſchen Geiſte.

Noch ehe Huß in Conſtanz gefangen wurde, ſoll er einſt, mit Anſpielung auf ſeinen Namen, der im Böhmiſchen eine Gans bedeutet, geſagt haben: „Da die Gans ein zahmes Thier iſt, „das ſich nicht hoch hinaufſchwingen kann, ſo werden noch an„dere edlere Vögel, Falken und Adler, nach mir kommen, die

„ſich höher werden in den Himmel ſchwingen“ *). Aehnliches ſoll er noch auf dem Scheiterhaufen, Aehnliches ſoll auch Hieronymus von Prag geweiſſagt haben. Auch auf Münzen ward die Sage hiervon verewigt. Und wer will die Gabe der Weiſſagung dieſen Helden des Glaubens abſprechen, wenn man den Begriff derſelben nicht äußerlich buchſtäblich, ſondern geiſtig und in ſeiner Tiefe faßt? Oder iſt der ſichere Glaube an den einſtigen Sieg des Guten, iſt die lebendige Hoffnung einſtiger, beſſerer Zeiten, in denen die Thränenſaat aufgehen werde zur Freudenerndte, iſt ſie nicht eine Wirkung *deſſelben* Geiſtes, der einſt die frommen Seher in Israel auf einen Meſſias hoffen lehrte, und der einem ſcheidenden Simeon den Lebensabend verſüßte? Ja, ſie haben ſich erhoben die Falken und Adler über dem Scheiterhaufen Huſſens, wie einſt der Phönix der Alten aus der eigenen Aſche ſich verjüngt erhob. Ehe wir jedoch den königlichen Aar ſelbſt in ſeinem Schwunge verfolgen, der aus der Kloſterzelle zu Wittenberg aufſteigend auf hoher Wartburg horſtete, und die Racheblitze herabſchleuderte auf den geſchändeten Altar des Herrn, müſſen wir noch ſehen, was unmittelbar auf die Hinrichtung Huſſens erfolgt iſt, und was ſich zwiſchen hineingeſtellt hat zwiſchen das Concil von Conſtanz und die Periode der Reformation.

Es iſt dieß ein merkwürdiges, an Begebenheiten reiches Jahrhundert, das gewiſſermaßen den Uebergang bereitet aus der Zeit des Mittelalters in die neuere. Es iſt die eigentliche hiſtoriſche Grundlage der Reformation, wohl werth, daß wir ihr noch einige Aufmerkſamkeit ſchenken.

Das Gerücht von dem an Huß und Hieronymus verübten Juſtizmord der Kirche hatte unter dem Volke der Böhmen allgemeine Erbitterung gegen Kaiſer und Concil hervorgebracht, und wir ſehen jetzt an die Stelle des *reformatoriſchen* Princips, das unkluger Weiſe war verſchmäht worden, eine *revolutionäre*, fanatiſche Reaction treten. Zuſammenrottung der

*) S. Neander a. a. O. S. 79. Andere Weiſſagungen bei Schröckh XXXIV. S. 649. Die gewöhnliche Sage iſt: daß er auf Luthern als den Schwan hingedeutet, den man müſſe leben laſſen, während man jetzt die Gans brate.

Maſſe, Bewaffnung gegen die Obrigkeit, Tumult, Rachſucht und blinde Leidenſchaft begegnen uns jetzt, wo die Ermahnungen der ruhigen Vernunft nicht waren gehört worden. Es ſcheint mir auch darin ein Unterſchied zwiſchen dem reformatoriſchen und revolutionären Handeln zu liegen, daß jenes beſonnen und umſichtig auf den Zuſammenhang der Dinge eingeht, nach allen Seiten hin prüft, und deßhalb auch die Widerſprüche motivirt, die es gegen das Beſtehende auf die Bahn zu bringen nöthig findet; dieſes hängt ſich hingegen gewöhnlich blind und einſeitig an ein einzelnes Wort, an eine Form — gleichviel, wie die Maſſe es aufnehme und verſtehe, wenn es nur wirkt und die Gemüther zu raſchen Handlungen forttreibt. Etwas Aehnliches zeigt ſich uns jetzt in der Geſchichte der Huſſiten. Man beurtheilt das Wirken Huſſens unrichtig, wenn man glaubt, er habe bloß wegen der Kelchentziehung im Abendmahl den Streit geführt, und dafür ſich verbrennen laſſen. In dieſem Falle möchte er nicht von einer kleinlichen Schwärmerei frei zu ſprechen ſein, denn am Ende hing doch davon nicht der Chriſten Heil und Seligkeit ab. Huß war aber über ſolche Einſeitigkeiten, die nur in dieſer oder jener Form des Cultus das Heil ſuchen, erhaben. Mit großartigem Blicke überſchaute er das Verderben der Kirche, und erwog beſonnen die verſchiedenen Mißbräuche derſelben, unter welchen die Kelchentziehung ihm zwar auch eine hohe Mißbilligung zu verdienen ſchien, ohne daß ihm jedoch eingefallen wäre, ihretwegen ein ganzes Land in den Harniſch zu jagen, und Europa mit blutigem Kriege zu überziehen. Darin dachte er viel zu mäßig, zu beſonnen. Erſt während ſeiner Abweſenheit und ſeiner Gefangenſchaft in Conſtanz wurde nun dieſer einzelne Punct herausgegriffen, um die Gemüther mit deſto größerm Eifer zu entflammen. Der College Huſſens, Jacobus (Jacobellus) von Miſa, hatte nämlich in einer öffentlichen Schrift den Genuß des Abendmahls unter beiderlei Geſtalten vertheidigt, während die Synode von Conſtanz ſich dahin ausgeſprochen hatte, daß den Laien an der einen Geſtalt, der geweihten Hoſtie, genügen ſolle. Die Böhmen, ſelbſt hierüber noch nicht einig, ließen dem gefangenen Huß die Sache vorlegen, der ſie ruhig dahin entſchied,

daß allerdings der Genuß unter beiderlei Geſtalt dem Gebrauche der alten Kirche gemäßer ſei, ohne jedoch darauf ein beſonderes Gewicht zu legen. Nun aber benutzten dieß die Eiferer, beſonders, nachdem Huß als Märtyrer geſtorben war, die Menge aufzuregen. Der Kelch! der Kelch! das war jetzt das Feldgeſchrei. Viertauſend an der Zahl, zu denen ſich bald mehrere geſellten, ſammelten ſich zu einem bewaffneten Heereshaufen, an ihrer Spitze Nicolaus von Huſſinecz und der wüthende Ziska, der ſich ſelbſt Ziska vom Kelch, Hauptmann von der Hoffnung Gottes nannte.

Auf einem hohen und ſteilen Berge in dem Bechiner Kreiſe Böhmens ſchlugen ſie ihre Zelte auf. Den Berg nannten ſie Tabor, ſich ſelbſt Taboriten. Da genoſſen ſie das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt, und aus ihrem verſchanzten Lager, das zu einer ordentlichen Stadt anwuchs, vertheidigten ſie ſich, wie Löwen, gegen die gewaltſamen Angriffe des kaiſerlichen Heeres. Ja, mit einem Haufen der Hitzigſten unter ihnen wagte Ziska einen Ausfall auf Prag, ſtürmte das Rathhaus, wo einige der Brüder gefangen ſaßen, und mit Ermordung des Bürgermeiſters und der Rathsherrn, die zu den Fenſtern hinausgeſtürzt und unten noch vollends erſchlagen wurden, war das Signal zum Aufruhr gegeben. Bald ſtanden die Klöſter rings in Flammen. Morden und Sengen war an der Tagesordnung. Immer weiter griff die verheerende Lohe um ſich, und in Kurzem ſah ſich ein großer Theil von Deutſchland von dem Huſſitenkriege überſchwemmt.

Aber eben das Entſetzliche dieſer Verheerungen und Gewaltthaten zog einen großen Theil der gemäßigter Denkenden von der weitern Theilnahme ab, und es bildete ſich jetzt eine Spaltung unter den Huſſiten ſelbſt. Die Gemäßigten, die zunächſt zwar auf dem Kelch beſtanden, jedoch dabei auch andre reformatoriſche Forderungen nicht vergaßen, wie die Verkündung des Evangeliums in der Landesſprache, die Einführung einer ſtrengern Kirchenzucht und Beſchränkung der geiſtlichen Beſitzungen, — dieſe Gemäßigtern hießen die Calixtiner oder Utraquiſten*).

*) Von calix (Kelch), und weil ſie das Abendmahl sub utraque forma (unter beiderlei Geſtalt) verlangten.

Die andern hingegen, welche auf eine Radicalreform drangen, dabei aber auch manches Uebertriebene einmischten in Beziehung auf die wiederherzustellende apostolische Einfachheit, hießen fortwährend Taboriten. In den erstern war das reformatorische, in den letztern das fanatisch-revolutionäre Princip vorherrschend. Daher zeichneten sich auch die letztern aus durch ein schroffes Widerstreben gegen alle äußere Kirchenordnung, gegen alle Wissenschaft, gegen alles Gesetzliche, Gemäßigte, Gefügte. Exaltirte Propheten standen unter ihnen auf, wie Martin Loquis aus Mähren, der die baldige Ankunft des Messias zum Gerichte verkündete u. dgl. m.

Das Concil zu Kostnitz war unterdessen (1418) aus einander gegangen, ohne den Zweck der Reform erreicht zu haben. Es hatte zwar durch Entfernung der beiden Gegenpäpste den Skandal des Schisma beseitigt, und eben so den schändlichen Johann XXIII. zur Flucht genöthigt, an dessen Stelle Martin V. gewählt ward. Im Uebrigen aber wurden die Verbesserungen aufgeschoben bis auf eine neue Synode.

Martin V. hatte das Versprechen geben müssen, bald eine solche anzustellen, und es wurde 1423 zu Pavia ein Concil eröffnet, dann aber der Pest wegen nach Siena verlegt. Unter dem Vorwand jedoch, daß zu wenig Prälaten gegenwärtig seien, ging auch diese Versammlung aus einander, mit dem Vorsatz, daß sieben Jahre später in Basel ein allgemeines Concil zur Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern gehalten werden sollte.

Dieses Basler Concilium bildet nun einen wichtigen Punct in unsrer vaterländischen Geschichte, und wie alles zusammenhängt in dem Reiche der Begebenheiten, so kann man einen mittelbaren, aber doch immerhin nur fernen Einfluß dieser Zeit auf die spätere Zeit der Reformation bei uns nicht ganz verkennen. Demungeachtet müssen wir es uns jetzt versagen, bei einer genauern Betrachtung dieses Concils zu verweilen, und uns darauf beschränken, nur das zu erzählen, was hier zu unserm Zwecke gehört *).

*) Eine vollständige Beschreibung des Basler Concils und der da-

Papſt Eugen IV. hatte das Concil im März 1431 ausgeſchrieben, erſt aber gegen Ende des Jahres kam es wirklich zu Stande, nachdem bereits den Sommer über die Vorbereitungen dazu waren getroffen worden. Der päpſtliche Legat, Cardinal Julian St. Angelo von Ceſarini, führte den Vorſitz. Nur wenige Monate wohnte der Kaiſer Sigismund in eigener Perſon bei. Von andern ausgezeichneten Männern ſind beſonders zu nennen der Cardinal Ludwig Allemanni, Erzbiſchof von Arles, der in der Folge an Ceſarini's Statt den Vorſitz führte, ein kluger, helldenkender, rechtlicher und unerſchrockener Mann, deſſen Geiſteskraft (nach dem Zeugniß des Aeneas Sylvius) alles Gute zuzuſchreiben iſt, was auf der Synode zu Stande kam; dann Aeneas Sylvius Piccolomini ſelbſt, der als Geheimſchreiber der Synode ihren Geiſt nicht nur beobachtete, und ihre Verhandlungen nachwärts beſchrieb *), ſondern wohl nicht unbedeutend auf den Gang derſelben einwirkte. Aeneas wird uns von den Geſchichtſchreibern **) als ein Mann von großen Gaben und unternehmendem Geiſte, von ſchlauen Maßregeln, einer reichen Gelehrſamkeit, von Witz und vielſeitigen Talenten geſchildert, wovon ſeine eigenen Schriften hinlänglich Zeugniß ablegen. In ſeinen frühern Briefen ließ er ſich beſonders ſcharf und witzig gegen das Treiben der römiſchen Curie aus, und ſagt unter anderm, es ſei jetzt nicht mehr, wie ehemals, da die Kirchen noch arm waren, vom Weiden der Schafe, ſondern bloß vom Scheeren ihrer Wolle die Rede. Uebrigens verſtand er's, den Mantel nach dem Winde zu hängen, und giebt uns ſo ein ziemlich paſſendes Seitenbild (Pendant) zu dem ſpätern Erasmus. Als Papſt Pius II. widerrief Aeneas man-

---

mit zuſammenhängenden Begebenheiten und Erſcheinungen des Zeitalters wäre eine würdige Aufgabe der hiſtoriſchen Kunſt. Einſtweilen nennen wir das Werk von Lenfant, histoire de la guerre des Hussites et du Concile de Bâle. 2 T. 4. 731.

*) Commentarii de gestis Basileensis Concilii. Von ihm hat man auch eine Beſchreibung Baſels aus dieſer Zeit, die ſehr lebendig iſt. Sie findet ſich abgedruckt in den Scriptoribus rerum Basileensium minoribus. Bas. 752. T. I. p. 354., und überhaupt im Anhange zum 5. Neujahrsblatt für Baſels Jugend, auf welches wir den einheimiſchen Leſer verweiſen.

**) Schrödh XXX. S. 334.

ches von dem, was er als Geheimschreiber der Synode gebilligt hatte; für unsere Vaterstadt behielt er indessen dieselbe Anhänglichkeit, wie er es denn am schönsten zu erkennen gab in der Stiftung der Universität.

Was nun die Verhandlungen des Concils betrifft *), so ist außer den Vereinigungsversuchen mit der griechischen Kirche und den Berathungen über die Kirchenverbesserung im Allgemeinen vorzüglich der Handel mit den Hussiten bemerkenswerth.

Ihr Anführer Ziska, der Furchtbare, war an der Pest gestorben. Aber noch im Tode verbreitete er den Schrecken vor dem Hussitischen Heereshaufen her; denn seine Haut war, seinem Befehl zufolge, auf die Trommel gespannt worden, um in grausen Tönen den Schlachtruf des entschwundenen Helden zu verkünden. So lautet die Sage wenigstens; auch ihr liegt oft eine tiefere Wahrheit zum Grunde. An Ziska's Stelle stand jetzt Procopius Rasus, ein böhmischer Edelmann, der früher Mönch gewesen, aber beim Ausbruch des Hussitenkrieges die Kutte mit dem Panzer vertauscht hatte. — Eine besondere Partei blieb ohne Anführer, und nannte sich, da Vater Ziska todt war, die Waisen.

Als die Gewalt der Waffen an den Rasenden abgeprallt war, da versuchte man endlich von Kaiser und Reich aus, vermittelst des Concils, gütliche Unterhandlungen mit ihnen, und zu diesen wurden nun sowohl die Strengern, als die Gemäßigten eingeladen. Nachdem ihnen im April 1432 zu Eger in Böhmen ein freies Geleit war zugesagt worden, langten sie, Procopius an der Spitze, den 6. Jan. 1433 auf dem Rheine zu Basel an. — „Die Menge strömte (so erzählt Aeneas) vor die Thore, unter ihnen selbst mehrere Väter des Concils, und erwartete die Ankunft des tapfern Volkes. Die Straßen und Plätze, wo man glaubte, daß sie durchkämen, wimmelten von Zuschauern: Frauen, Knaben, Mädchen füllten Fenster und Dächer, die einen zeigten auf diesen, die andern auf jenen mit

*) Sie wurden im Chor des Münsters gehalten, die einzelnen Congregationen aber in dem anstoßenden Conciliensaal, in der St. Leonhardskirche, im Barfüßer- und im Predigerkloster. S. Ochs III. Seite 243. 44. u. m. a.

Fingern; man wunderte ſich über ihre ſonderbare, zuvor noch nie geſehene Tracht, über ihre furchtbaren Geſichter, ihren trotzigen Blick, und fand, daß die Sage von ihnen nicht übertrieben ſei. Aller Augen waren aber vorzüglich gerichtet auf Procopius, „der iſt es, der ſo oft die Heere der Gläubigen in die Flucht geſchlagen, der, der ſo viele Städte verheert, ſo viele tauſend Menſchen gewürgt hat! den ſeine eigenen Leute wie die Feinde fürchten, der unbeſiegte, kühne, unerſchrockene Führer, den weder Beſchwerde, noch Furcht überwand.“ — War aber Procopius durch ſein Aeußeres und die Barſchheit ſeines phyſiſchen Muthes vor allem der gaffenden Menge merkwürdig, ſo dürfte dagegen die einfach würdige Geſtalt eines andern Mannes unſere Blicke auf ſich ziehen, den wir in der Reihe der vorlutheriſchen Reformatoren mit allem Rechte nennen dürfen.

Johann Rokyzana, ein Schüler des Jacobus Miſa, war der ausgezeichnetſte unter den Theologen und der beredteſte Prediger der gemäßigten Partei, der Calixtiner. Ihm war ſeit 1427 die Aufſicht ihrer Kirchen zu Prag übertragen worden, und mit chriſtlicher Milde und Weisheit hatte er ſeine Leute vor manchen Unordnungen und Exceſſen zu bewahren gewußt. Standhaft hielt er aber bei dem, was er als wahr und in der Schrift begründet erkannte. Dieſer Mann war nun auch mit den Huſſiten angelangt, und er ſollte beſonders ihre Sache führen vor den Vätern des Concils.

Die Zeit geſtattet nicht, in das Nähere der Disputationen einzutreten, welche das Recht, das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt zu genießen, die freie Verkündung des Worts Gottes, die Sittenzucht und die Einſchränkung der geiſtlichen Gewalt betrafen. Und wir entbehren dabei auch um ſo weniger, da in der That nicht viel dabei herauskam, und die Huſſiten unverrichteter Sache im April wieder abreiſten. Doch hatten ſie von ihrer Frömmigkeit und Sittlichkeit einen guten Eindruck in der Bürgerſchaft hinterlaſſen. Ihre Verſammlungen, in denen deutſche Predigten gehalten und deutſche Lieder geſungen wurden, erbauten durch ihre apoſtoliſche Einfachheit jedermann mehr, als das römiſch-katholiſche Gepränge. Sie wurden häufig von Bürgern

beſucht, und um dieſen frommen Leuten kein Aergerniß zu geben, wurden unter der Zeit Spiel und Tanz und alle Luſtbarkeiten eingeſtellt, und zur Erhöhung der allgemeinen religiöſen Stimmung öffentliche Bet- und Faſttage angeordnet. Wer weiß, ob nicht in dem einen oder andern Herzen ſchon damals ein Samenkorn der reinern Lehre blieb, das eine fromme Mutter im Stillen bewahrte, auf ihr Kind überpflanzte, und das endlich, befruchtet vom Geiſte der Reformation, hundert Jahre nachher in der Seele des Enkels aufging! — Fortwährend erhielt ſich nun die gemäßigte Huſſitiſche Partei, und unter dem Einfluſſe des ſanften Rokykzana bildete ſich allmählig die aus Taboriten und Calixtinern gemiſchte Geſellſchaft der böhmiſchen oder mähriſchen Brüder, mit denen Luther, gleich wie mit den Waldenſern, in Berührung kam, und die dann ſpäter im 18. Jahrhundert mit den Anhängern Zinzendorfs zur evangeliſchen Brüdergemeinde (unitas fratrum) ſich vereinigten *).

Noch iſt das Benehmen der Synode gegen den Papſt zu betrachten. Eugen IV., der nur ungern die Synode zuſammenberufen hatte, weil er das päpſtliche Intereſſe dabei gefährdet ſah, wendete alles Mögliche an, die Väter wieder aus einander zu bringen. Unter dem Vorwande der Peſt verlegte er das Concil nach Ferrara, in der Folge nach Florenz, — und wie ſonſt zwei Päpſte, ſo ſah man jetzt zwei allgemeine Concilien gegen einander, wovon eins das andere in den Bann that. Es iſt ſchon vorhin bemerkt, wie eben Ludwig von Allemanni durch ſeine Standhaftigkeit das Basler Concil leitete, und wenn denn gleich einige Väter, unter ihnen der ſchwankende Ceſarini ſelbſt, die Synode verließen, ſo widerſetzte ſich Allemanni fortwährend, an der Spitze der Gebliebenen, der Einſprache des Papſtes. Mitten unter den Gefahren der Peſt, die als ein göttliches Strafgericht gedeutet wurde, und die auch einige Väter hinraffte, andere, wie einen Aeneas, an den Rand des Grabes brachte **), mitten unter den Bannſtrahlen, die

*) Siehe L. Schaaff, die evangeliſche Brüdergemeinde geſchichtlich dargeſtellt. Leipzig 825.

**) Man gab ihm ſchon die letzte Oelung.

von Rom und Ferrara auf ihn und die Synode geschleudert wurden, setzte er die Sitzungen fort, und „gleichwie Kriegsleute, sagt Wurstisen *), wann sie ihren Feldobersten bei sich sehen, alle Gefahr desto waghafter auszustehen pflegen, so wollten auch des Concilliums Herrn nicht weichen, weil sie den Präsidenten in solchen Gefahren unverzagt sahen, konnten es auch Schanden halber nicht thun." Genug, als der Papst nicht nachgeben wollte, wurde er endlich von der Synode entsetzt, und an seine Stelle Amadeus von Savoyen in der Person Felix V. gewählt **). Doch konnte dieser Papst sich nicht halten, und auch das Concilium stob aus einander. Zu der Pest gesellten sich noch die Armagnaken, die unsre Gegend überschwemmten, und zur Zeit der Schlacht von St. Jacob (1444) war nur noch ein Rest der Versammlung vorhanden. Endlich erfolgte ein gestrenger Befehl Kaiser Friedrichs III. an unsre Stadt, den Vätern das Geleite aufzukünden; 1448 reisten die letzten ab, und in Lausanne wurden die Verhandlungen nur schwach fortgesetzt. Vergebens hatte man in Deutschland den Basler Decreten, in Beziehung auf Einschränkung der päpstlichen Willkür, Eingang zu verschaffen gesucht. Durch das unter der Mitwirkung des schlauen Aeneas Sylvius abgeschlossene Wiener Concordat (1448) wurden sie so viel als überflüssig gemacht, und nur die französische Kirche suchte in der 1438 zu Bourges geschlossenen pragmatischen Sanction ihre Rechtsansprüche aufrecht zu erhalten.

Vergebens war somit von den Kirchenversammlungen zu Kostnitz und Basel, den Organen des kirchlichen juste milieu, eine gründliche Reformation erwartet worden. Von einer andern Seite her ward sie aber jetzt immer mehr vorbereitet durch verschiedene Bildungsmomente, welche die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts mächtig zu befruchten begannen. Es heißt diese

*) Basler Chronik. I. S. 378.

**) Das Conclave fand in der Mücke, dem jetzigen Bibliotheksgebäude, statt, die Krönung geschah auf dem Münsterplatze. Auch schenkte der Papst bei diesem Anlaß der Stadt eine große Glocke, welche noch immer die Papstglocke heißt, und an hohen Festen geläutet wird. Ueber die weitern Feierlichkeiten der Krönung vgl. Wurstisen, Ochs und das Neujahrsblatt.

Zeit wohl mit Recht die Zeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, und es iſt beſonders erfreulich für den Freund der vaterländiſchen Geſchichte, daß die Blüthezeit unſeres Baſel mit dieſer erſten Blüthezeit der neueuropäiſchen Bildung zuſammentrifft, und daß ſomit unſre Vaterſtadt einen Heerd und Sammelpunct derſelben bildet. War es doch Baſel, das ſchon durch das Concil an ſich einen welthiſtoriſchen Namen, und die Gunſt und Freundſchaft vieler ausgezeichneten Männer ſich erworben hatte! eben daſſelbe Baſel, das bald darauf durch ſeine von Pius II. aus dankbarem Andenken geſtiftete Univerſität (1460) zu einem ſtrahlenden Leuchtthurm wurde für die, welche dem erhabenen Ziele einer gründlichern Bildung und freiern Anſicht des Lebens zuſteuerten; eben daſſelbe Baſel, aus deſſen Druckereien die geiſtweckenden Werke des Alterthums, ſo wie die gediegenen Früchte eines neubelebten Forſchungstriebes hervorgingen; eben daſſelbe Baſel endlich, das einen Erasmus, Holbein, Capito, Oekolampad beherbergte, und das die erſte Bildungsſtätte eines Zwingli, die Schule ſo vieler Biedern und Trefflichen, der Uebungsplatz ſo vieler kräftigen Geiſter wurde! Wahrlich, indem ſich mir der Vorhang aufthut dieſer ſchönen Zeit eines wieder erweckten wiſſenſchaftlichen Geiſtes mitten unter den noch ſtehenden Ruinen der Barbarei, ſo weiß ich nicht, wo ich meinen Blick zuerſt hinwenden ſoll, ob auf das Ganze oder ob auf das Einzelne, auf Europa oder auf die geliebte Vaterſtadt, in der die Bildung des erſtern aufs herrlichſte ſich wiederſpiegelt. Doch, ich ziehe vor, das allgemeine Bild zu entwerfen, einzelne Züge aber deſſelben mit beſonderer Beziehung auf Baſel herauszuheben.

Blicken wir noch einmal zurück in die Zeiten des 12. und 13. Jahrhunderts, ſo finden wir, daß ſeit den Kreuzzügen ein regerer Verkehr ſich zwiſchen dem Morgen- und Abendlande geſchlungen hatte. Von den Arabern lernten die Europäer ſo vieles in Philoſophie, Medicin, Aſtronomie, Naturkunde. Freilich war dieſe arabiſche Weisheit ſelbſt noch eine unklare, ein ſonderbares Gemiſch von Orientaliſchem und Mittelalterlichem, dem es an dem nüchternen Geiſte des Urtheils, und an jenem rechten Ebenmaß eines guten Geſchmacks fehlte, wie wir es

einzig so ausgeprägt in der alten, griechischen Welt finden, welche Gott gewiß nicht vergebens eine so wichtige Stelle in der frühern Geschichte der Menschheit hat einnehmen lassen.

Wir haben früher gesehen, wie das Christenthum mit dem einen Fuße in der alten Welt wurzelte, mit dem andern aber hinüberſetzte in die neue. Es ist die Brücke aus der einen in die andere, der mächtige Angel, um den die beiden Welten sich drehen. Aber so gewiß auch die alte Welt von der neuen, ich meine hier die vorchristliche von der christlichen, sich unterscheidet in Beziehung auf die sittlichen Grundsätze und die Lebensansicht überhaupt, so gewiß ist auch, daß beide wieder in anderer Beziehung zusammengehören, und daß nur in der richtigen Durchdringung des rein verständigen und des gemüthlichen Lebens, in der höhern Einheit des klaſſisch Antiken und christlich Modernen die höchste Aufgabe der Menschheit gelöst werden könne. Das Heidenthum freilich als Heidenthum hatte sich für immer überlebt. Aber das Schöne und Wahre, das auch in ihm war, konnte eben, weil auch es göttlichen Ursprungs war, nicht untergehen auf immer. Ja, gerade zu einer Zeit, da das Christenthum selbst in ein abermaliges und fast noch traurigeres Heidenthum, als das alte, zu verſinken drohte, ward ihm eine Verjüngung vorbereitet aus dem befruchtenden Samen der untergegangenen alten Welt. Jener Geist der Humanität, wie man ihn treffend bezeichnet, weil er eben das Menschliche im Menschen zur reinen Offenbarung bringt, sollte noch einmal die Welt begrüßen, und dienstbar werden dem höhern, alles verklärenden, göttlichen Geiste des Christenthums. — Offenbar war das Christenthum seit der Völkerwanderung, das Christenthum des Mittelalters überhaupt, ein einseitiges gewesen, einseitig durch die beschränkte und beschränkende Form der kirchlichen Verhältnisse und der kirchlichen Bildung. Darin aber ist eben der Uebergang aus dem Mittelalter in die neuere Zeit zu suchen, daß nun die alte, aber auch ihrer Natur nach ewig junge, ewig frische Welt der Griechen ihre Schätze öffnete, und aus ihnen dem christlichen Geiste eine würdige, menschliche Form bereitet ward. In dieſer ächten Schätzung des griechischen und römischen Alterthums, welche die gesunde Mitte hält zwischen einer heidnischen Ueberschätzung und einer falsch-

frommen Geringschätzung, scheint mir eben auch wieder ein Hauptmerkmal des protestantischen Geistes und eine hauptsächliche Stütze der Reformation zu liegen; denn nicht deßhalb allein, weil die Bücher des neuen Testamentes selbst in griechischer Sprache verfaßt sind, sondern noch um so vieler andern Ursachen willen, war dieses Studium so wichtig und einflußreich, und ist es noch bis auf den heutigen Tag für den Theologen. Nichts war so sehr geeignet, die abgeschmackte Scholastik zu stürzen, nichts so sehr geschickt, auch die Mystik vor Entartung und Einseitigkeit zu bewahren, als eben dieses wieder erweckte Studium der Alten! Wie innig und tief dieß Luthers Scharfblick erkannte, wie hoch besonders Zwingli die Alten stellte, und wie fein sie selbst Calvin zu benutzen wußte, wenn er gleich deren Tugenden für glänzende Laster ansah, werden wir später zu sehen Gelegenheit haben. Wie kam nun aber das Studium der Alten wieder zu Ehren? Ein sonderbares Geschick waltet oft über der Geschichte der Wissenschaften, wie über der Staaten- und Kirchengeschichte, und auch in ihr ist für den Beobachter der Finger Gottes nicht zu verkennen. Von den Griechen aus hatte sich einst die Bildung nach dem mächtigen Rom verpflanzt, wo sie zur Zeit der Stiftung des Christenthums auf ihrem höchsten Gipfel stand.

Mit der Verlegung des Kaisersitzes nach Byzanz, die den Untergang des weströmischen Reiches um so schleuniger nach sich zog, nahm die alte Herrlichkeit ein Ende, und nur in dürftiger Gestalt bewahrten die Byzantiner den Zusammenhang ihrer Sprache und Bildung mit dem alten Griechenland. Aber noch nicht vollendet ist der Kreislauf. Noch einmal soll Italien von Griechenland her befruchtet werden, und von beiden Ländern aus ein großer Theil der neuern Bildung sich über Europa verbreiten! Und dazu muß helfen — wunderbare Ordnung der Dinge! — eine ganz fremde Macht, die Macht der Barbarei selbst, obwohl geleitet von einem nichts weniger als barbarischen Führer.

Die Eroberung Constantinopels durch die Türken unter Mahomed II. (1453) ist das wichtige Ereigniß, das auf die Bildung Europa's einen unmittelbaren, auf die Reformation

der Kirche aber wenigstens einen mittelbaren Einfluß übte. Gelehrte Griechenflüchtlinge, unter ihnen besonders Joh. Chrysoloras, kommen in Folge dieser Katastrophe nach Italien, und bringen dahin die Schätze einer Weisheit und die genauere Kunde einer Sprache, die so lange Zeit dem Abendlande, mit wenigen Ausnahmen, fast ganz waren verborgen geblieben. Griechische Sprache, griechische Literatur werden von nun an wieder ein Eigenthum der Gelehrsamkeit, ein reiches Bildungsmittel für die studirende Jugend, eine Zierde nicht nur der Männer allein, auch mancher gelehrter Frauen, vor allem aber ein Hauptbeförderungsmittel zu einem gründlichen unbefangenen Studium der heiligen Schrift. Nach Italien also hatte sich die griechische Literatur zuerst verpflanzt. War doch Italien überhaupt das Land, in welchem sich seit einer geraumen Zeit eine freiere, wissenschaftliche Richtung hervorgethan hatte, hart neben dem apostolischen Stuhle, den manche mit Unrecht als den Sitz der dichtesten Finsterniß betrachten mögen; denn in der That würde man sich eine falsche Vorstellung von den Päpsten machen, wenn man glauben wollte, daß sie der Verbreitung wissenschaftlicher Aufklärung im Wege gestanden. Im Gegentheil waren es mehrere von ihnen, die sich eine Ehre daraus machten, Beförderer der Kunst und Wissenschaft zu sein. Derselbe Pius II., der zwar, wie wir gesehen, ganz wieder zu dem System der Hierarchie zurückkehrte, das er als Aeneas Sylvius bekämpft hatte, derselbe ist dennoch fortwährend ein Freund der Wissenschaft, so lange diese nicht mit den Zwecken der Kirche im Widerspruche steht. Wie treffend spricht er sich über sie aus in der Stiftungsbulle der Basler Universität 1460 mit den Worten: „Unter allen Glückseligkeiten, die der Sterbliche in diesem hinfälligen Leben aus Gottes Hand empfängt, gehört nicht unter die letzten, daß er durch Fleiß die Perle der Wissenschaft zu erringen vermag. Sie ist es, die ihm den Weg zeigt, gut und glücklich zu leben, und durch ihren hohen Werth den Erfahrenen über den Unerfahrenen weit erhebt; sie ist es, die den Menschen der Gottheit ähnlich macht, und ihn erleuchtend einführt in die Geheimnisse des Weltalls; sie unterstützt die Ungelehrten, und hebt die an niederm Orte Geborenen zu glorreicher Höhe —

„und während die Vertheilung der andern Güter die Menge der„selben vermindert, nimmt hingegen die Wissenschaft in eben „dem Maße, als sie an andere abgegeben wird, selbst zu an „Wachsthum und Fülle.“ So redete einst ein Papst zu unsern Vätern, und meinte ihre Stadt wohl mit Recht zu ehren, indem er ihr ein solches Gut zuwandte. Mögen wir, die Enkel, ein solches Geschenk zu würdigen wissen; möge uns der Vorwurf der Gleichgültigkeit nicht treffen, wenn je zu einer Zeit schlimmere Machtsprüche, als die päpstlichen, zerstören wollten, was diese aufgebaut!

Doch schon vor den Zeiten dieses Papstes hatten Kunstsinn, Wissenschaft und Geschmack am Schönen unter dem italischen Himmel ihre Pflege gefunden. Blühten doch die großen Dichter Dante, Bocaccio, Petrarca bereits um die Mitte des 14. Jahrhunderts, und vor allen erlaucht war in Beziehung auf großartige Schöpfungen das Haus der Medicis zu Florenz. Cosmas, und sein Enkel Lorenzo, sie waren es, die durch edle Freigebigkeit und eigenes Beispiel Kunst und Wissenschaft in den verschiedensten Formen unterstützten. Die letztere hatte vorzüglich an Cosmas, die erstere an Lorenzo ihren Gönner. Oder wer kennt nicht die Namen eines Titian, Correggio, Leonardo da Vinci, eines Michel Angelo Buonarotti und des Größten unter allen, des Raphael Sanzio Urbino? —

Ich kann mich nicht enthalten, Ihnen eine sehr einfache Scene aus dem Leben des Lorenzo von Medicis vorzuführen, die uns mit wenigen Zügen ein Bild giebt von dem edeln Geiste dieses Mannes *). Als nämlich der gelehrte Reuchlin im Gefolge Herzog Eberhards zu Florenz war, zeigte ihnen Lorenzo alle seine Kunstschätze und seine reiche Büchersammlung, worüber der Fürst und die Seinen aufs äußerste entzückt waren. Nun trat Lorenzo zur Gesellschaft mit dem Versprechen, ihr noch einen schönern Schatz zu zeigen. Er öffnete ein Zimmer. Da saß auf der einen Seite die Gattin mit ihren Töchtern, auf der andern der Lehrer Angelus Politianus mit den

*) Siehe Meyerhoff, Reuchlin und seine Zeit. Berlin 830. S. 19. 20.

Söhnen beschäftigt. Dieser Anblick, wie die Weisheit des Fürsten, überraschte und erfreute nicht allein den Reuchlin, sondern auch den Eberhard so sehr, daß er ausrief: „Wohl Freund! es giebt keinen theuerern Schatz für einen Vater, als diesen!“— Einer dieser gelehrigen Söhne war der nachmalige Papst Leo X., unter dessen Regimente die Reformation ins Leben trat. Und auch dieser seines prachtliebenden Vaters würdige Sohn veranstaltete als Papst so manches zur Aufrechterhaltung und Beförderung des neu erweckten wissenschaftlichen Geistes. Gelehrte und Künstler berief er an seinen Hof, und verschwendete Summen für wissenschaftliche Unternehmungen *), so daß, wenn die Wissenschaft allein die Reformation vermocht hätte zu schaffen, Leo selbst als ihr größter Beförderer erschienen wäre.

Allein das ist nun eben, was wir bei aller Ehrfurcht vor der Wissenschaft und bei aller Anerkenntniß dessen, was durch sie für die Reformation geleistet worden, gestehen müssen, daß sie allein, wenn sie nicht getragen wird vom sittlich-religiösen Sinne, eine unfruchtbare bleibt für das Leben in seinen wichtigsten Beziehungen. So wenig das stürmische Feuer der Revolution den Namen der Reformation verdient, eben so wenig die kalte Flamme der Aufklärung. Die Wissenschaft war wohl der glänzende Schild der Reformatoren, an welchem die Pfeile der Dummheit abprallten; aber das Schwert, womit sie den Knoten zerhieben, der die freie Entwicklung des Geistes Jahrhunderte gehemmt hatte, war das Schwert jener noch höhern göttlichen Wahrheit, die eben so tief, ja noch tiefer und eigenthümlicher, in den stillen Kammern des Herzens wohnt, als die Weisheit der Welt in den Gehirnhöhlen des menschlichen Schädels.

Weit weniger, als die Wissenschaft, konnte die Kunst, die bildende namentlich, unmittelbar reformatorisch auf die Zeit einwirken; denn entweder leistete sie dem falschen Glauben an die Heiligen und dem Bilderdienste Vorschub, oder sie nahm, in Italien wenigstens, eine solche weltlich-sinnliche Richtung, daß sie eher in das Heidenthum zurückzuführen, als das Christen-

*) Man denke z. B. nur an die complutensische Polyglotte.

thum zu befördern schien, während dagegen die deutsche Schule, wie sie um dieselbe Zeit in Albrecht Dürer und Lucas Cranach zur Erscheinung kam, den keuschern Styl bewahrte, wie er dem Protestantismus ziemt. Dieser keuschere Geist des Protestantismus mußte aber erst auf anderm Wege die Gemüther für den edlern Kunstgenuß und Kunstgebrauch vorbereiten, ehe selbst Raphaels Ideale ihren höhern religiösen Zweck an denselben erreichen konnten; denn auch hier gilt, daß nur dem Reinen alles rein ist *).

Von einer ganz andern Seite hingegen äußerte die Kunst, besonders der deutschen Schule, eine ächt-reformatorische Wirkung, nämlich von Seiten der Karrikatur und der Satyre.

Ich habe schon bei einer andern Gelegenheit darauf aufmerksam gemacht, wie das Lächerliche und Komische neben dem Ernsten eine bedeutende Stelle in dem Volksglauben und der Volkssitte des Mittelalters einnimmt. Bisweilen verbindet sich nun aber dieses Lächerliche auf eine solche Weise mit dem Ernsten, daß man wohl sieht, wie der Scherz hervorgewachsen ist aus einer bittern Wahrnehmung des Gegensatzes zwischen dem Ideal und der Wirklichkeit, und daß bei solchen Späßen die Wehmuth dem Herzen näher liegt, als das Lachen. Das ist aber eben der tiefere Charakter der Karrikatur und der Satyre, daß sie diesen durch das Leben sich hindurchziehenden Gegensatz zum Bewußtsein bringt, und je verderbter eine Zeit, desto schneidender die Gewalt der Satyre. Es zeigt sich auch hier wieder eine Aehnlichkeit zwischen den ersten Zeiten des Christenthums und denen der Reformation. Wie das römische Kaiserzeitalter seinen Juvenal, so hatte auch dieses seine Satyriker, die bald in Wort und Schrift, bald in Farben und Gestalt dem

*) Es zeugt daher von der größten Unkenntniß des wahren protestantischen Geistes, wenn der viel gelesene Heine im 1. Band seiner Geschichte der deutschen Litteratur gerade die sinnliche Richtung in der Kunst eine reformatorische nennt, und ihr auf Unkosten der Reformation eine Lobrede hält, die jedes Schamgefühl verletzt. „Das kecke Fleisch eines Titian" soll eben so wirksam gewesen sein, als die „Thesen Luthers" u. dgl. m. Wir enthalten uns jeder weitern Schilderung einer Lehre, die so ohne Weiteres den Materialismus auf den Thron hebt.

gepreßten Herzen Luft machten. Oder was ſollten jene in Erinnerung an die verheerende Peſt gemalten Todtentänze, unter welchen der an der Kirchhofmauer des Predigerkloſters zu Baſel der berühmteſte war — als den ſchneidenden Contraſt darſtellen zwiſchen dem Scherz und Ernſt des Lebens, wo der Tod mit bittrer Ironie über alle Herrlichkeit der Welt, auch über Kaiſer und Papſt triumphirt, während hinwiederum der Künſtler im höhern Aufſchwunge ſeines Geiſtes dem Tode eben dadurch zu trotzen ſcheint, daß er ſein Bild als ſcheusliches Gerippe an die Mauer malt! Was bedeutete wohl jenes jüngſte Gericht, das ums Jahr 1510, alſo mehrere Jahre vor der Reformation, ein kühner Maler über unſere Rathhaustreppe al fresco hinſtellte, wo ein dreigekrönter Papſt mit ſammt den Cardinälen und der Cleriſei im Höllenpfuhle Qual leidet *), was anders wohl, als daß es daran erinnern ſollte, wie vor Gott kein Anſehen der Perſon gelte, und wie die Heuchelei, wenn es ihr hier gelingt, die Menſchen zu täuſchen, jenſeits ihre gerechte Strafe finde. Solche Gemälde waren lebendige Reformationspredigten an das verdorbene Geſchlecht der Hohen und Niedern. Nur an eins derſelben erinnere ich noch, das öfter verfertigt wurde: auf der einen Seite erſchien der Papſt, im Gefolge der ſtolzen Cardinäle in prachtvoller Proceſſion einherziehend, ihm gegenüber der Heiland auf dem Eſelsfüllen reitend, umgeben von den armen Jüngern, die barfuß nebenherſchreiten. Auch in den damaligen Zierrathen der kirchlichen Baukunſt **), an Portalen und Kirchenſtühlen, auf Holzſchnitten und Glasgemälden, auf Münzen, Wappenbildern, Buchdruckerſtöcken finden wir dieſen ſatyriſchen Zug wieder, welchem nachzugehen dem philoſophiſchen Kunſtforſcher ein eigenthümliches Intereſſe darbietet. Beſonders war der Maler und Dichter Manuel von Bern, der auch einige Zeit in Baſel lebte, in dieſer Weiſe ausgezeichnet. Er wählte unter anderm zu Schildhaltern ſeines eigenen Wappens zwei Prieſter in Wolfspelzen, mit der Umſchrift: „inwendig ſind

*) Siehe Ochs V. 275.

**) Siehe Röhrich a. a. O. S. 36., und Hottinger (Fortſ. von Johann von Müller) VI. S. 322. ff.

ſie reißende Wölfe", und in ſeinen Faſtnachtſpielen ergötzte er die Menge, wie die Gebildeten.

Indeſſen auch dieſe ſatyriſche Richtung der Kunſt konnte allein noch nicht die Reformation bewirken. Nur in Verbindung mit der ſchlichten, ernſten Proſa der Wahrheit konnten die verſteckten Anſpielungen des Satyrikers ihr Ziel erreichen. Auf ſich allein geſtellt, verfehlten ſie ihren Zweck. Man lacht wohl über die Thorheiten anderer, auch über die eigenen, ſo bald man ſich im letztern Falle damit tröſten kann, es ſei nur Scherz; aber — man bleibt ungebeſſert. Darum durften ſich auch Maler und Dichter manches in dieſer Zeit herausnehmen, was, in der dürren Alltagsproſa geſagt, unfehlbar den Bannſtrahl nach ſich gezogen haben würde. War nun gleich Italien hauptſächlich das Land, in welchem die wiedererweckten Wiſſenſchaften zuerſt wieder emporblühten, ſo blieben doch auch die übrigen Länder Europa's, namentlich Frankreich und Deutſchland, nicht ohne wiſſenſchaftliche Hülfsmittel. Längere Zeit waren Paris, Bologna und Salerno die einzigen höchſten Lehranſtalten, die einzigen Univerſitäten geweſen, welche denn auch von Deutſchland aus zahlreich beſucht wurden. Aber mit der Stiftung der Univerſität Prag 1384 war das Inſtitut der Hochſchulen auch nach Deutſchland verpflanzt worden, und bald hinter einander entſtehen nun die Pflegeſtätten der Wiſſenſchaft zu Wien, Heidelberg, Köln, Erfurt, Leipzig, Roſtock, Greifswalde, Freiburg, Baſel, Tübingen und Mainz, woran ſich dann noch unmittelbar vor dem Zeitalter der Reformation Wittenberg anſchließt. Von der einen Seite zwar ſollten dieſe Univerſitäten mit ihrer ſcholaſtiſchen Weisheit das päpſtliche Syſtem unterſtützen helfen, von der andern aber konnte auch die Macht der Wiſſenſchaft, die Macht der Wahrheit nicht unterdrückt, die Lehrfreiheit nicht gehemmt werden. Der freiere Forſchungsgeiſt wurde auf den Univerſitäten geweckt, und von der Perſönlichkeit der Lehrer mußte viel abhängen, da die Wahrheit nur dann wirkt, wenn ſie zur perſönlichen Ueberzeugung des Individuums geworden, nicht wenn ſie gefangen iſt im Dienſte einer Kaſte oder eines Syſtems.

Was aber vor allem geeignet war, den wiſſenſchaftlichen

Verkehr des Gedankenaustauſches auf eine bisher nie geahnte Weiſe zu befördern, was dem neuerwachten jugendlichen Geiſte Flügel verlieh, womit er ſich um ein Bedeutendes über die Schranken des Raums und der Zeit erhob, die bisher auch den Werken des Geiſtes allzuenge geſetzt waren, das war die Erfindung der Buchdruckerkunſt (ums Jahr 1459.).

In unſrem ſchreibſeligen, leſeluſtigen Zeitalter können wir uns keinen Begriff machen von der Schwierigkeit des höhern Gedankenverkehrs vor Erfindung dieſer Kunſt. Mühſam wurden die Werke von Mönchen und andern Gelehrten abgeſchrieben, dann hoch und theuer bezahlt, und in den Bibliotheken der Großen oder auch der Klöſter verwahrt, und nur aus beſonderer Gunſt dem weniger bemittelten Freunde der Wiſſenſchaft mitgetheilt; denn nicht viele Gelehrte waren im Stande, ſich eigene Sammlungen anzulegen. Die größten Geiſter achteten es daher nicht für verlorene Zeit, ſelbſt Hand anzulegen beim Geſchäfte des Abſchreibens, wie denn Petrarca den Virgil mit ſammt dem Commentar des Servius abſchrieb, welche Handſchrift noch auf der ambroſianiſchen Bibliothek zu Mailand aufbewahrt wird. Allein wir dürfen auch hier über dem Guten, das die Buchdruckerkunſt uns gebracht hat, nicht die Vortheile überſehen, welche die Schwierigkeiten und deren Ueberwindung dem menſchlichen Geiſte von je gewährt haben. Der Eifer für die Wiſſenſchaft, der Durſt nach ihr wurde vermehrt durch die Seltenheit der Schätze. Wer ſich die Mühe nimmt, einen Schriftſteller ganz abzuſchreiben, der lebt ſich gewiß tiefer und gründlicher in denſelben hinein, als wer ihn nur flüchtig vom gedruckten Blatte wegliest. Eben jener eiſerne Fleiß, den wir an den Reformatoren bewundern, wurde geſtählt in dem Glühofen der Schwierigkeiten. Auch muß man ſich nicht vorſtellen, daß die neue Erfindung im Augenblick jene große Veränderung bewirkt habe, deren Früchte wir jetzt faſt im Uebermaße genießen. Erſt nach und nach konnte ſich die Kunſt vervollkommnen, und mit dem Zeitalter der Reformation erſt erreichte ſie jene Höhe, die ſie befähigte, ein Werkzeug derſelben zu werden. Auch hier aber dürfen wir mit Stolz auf unſer Baſel hinſehen. Laſſen wir Mainz, Straßburg und die Holländer ſich die Ehre

der Erfindung ſtreitig machen, unſtreitig bleibt Baſel die Ehre, das, was Fuſt, Schöffer und Guttenberg ins Leben gerufen, auf die Stufe höherer Vollkommenheit gebracht zu haben. Nächſt der Druckerei des Aldus Manutius in Venedig, und der des Robert Stephanus zu Paris, waren die Baſelſchen Werkſtätten eines Froben und Amerbach, der Gebrüder Andreas und Heinr. Petri, eines Oporin, Herwagen, Wolf, Cratander, die berühmteſten. Dieſe Buchdrucker waren zugleich meiſt Männer von hoher Bildung, die Freunde der Gelehrten, die ihnen ihre gaſtlichen Häuſer öffneten, wie ein Froben ſeinem Erasmus, ein Cratander ſeinem Oekolampad. Sie ſcheuten keine Opfer, wo es galt, dem Lichte zum Durchbruch zu verhelfen. Doch trieb auch manche Buchdrucker damaliger Zeit die Berechnung des eigenen Vortheils zu ſchneller Induſtrie. Eins half dem andern, die Preſſe diente der Reformation und die Reformation der Preſſe. Oft kam die gewaltige Macht der letztern dem ſchüchternen Entſchluſſe des Reformators zuvor. Was kaum der Feder entfloſſen, das ſetzte, oft früher, als der Verfaſſer ſelbſt es wünſchen mochte, alle Gemüther in Bewegung.

Es iſt ſchon oft als ein providentieller Zug in der Geſchichte nachgewieſen worden, daß die Reformation und die Erfindung der Buchdruckerkunſt ſo nahe zuſammenfallen, und wer möchte dieſen Wink der Vorſehung verkennen? Allein auch hier muß man ſich hüten, das Werkzeug zu überſchätzen und die mitwirkende Urſache zur einzigen und höchſten machen zu wollen. Gerade in unſrem Zeitalter, und namentlich in dieſen letzten Jahren, kann diejenige Anſicht als die herrſchende der liberalen Partei betrachtet werden, welche alles Heil allein und faſt ausſchließlich in die freie Preſſe ſetzt, und ſchon öfter iſt gehört worden, daß ſie unendlich mehr bewirken werde und ſchon bewirkt habe in unſrer Zeit, als einſt die nur aufs Kirchliche beſchränkte Reformation des 16. Jahrhunderts. Ich bin weit entfernt, die Wohlthat der freien Preſſe zu verkennen, und ſelbſt ihre Mißbräuche können mich nicht beſtimmen, ſie nicht als eine Wohlthat, ja als ein unſchätzbares Beförderungsmittel der Wiſſenſchaft, der wahren Freiheit und Aufklärung zu betrachten. Allein in jenen Götzendienſt kann ich nicht einſtimmen, der dem

gedruckten Buchſtaben eine höhere Wirkung beſchreibt, als dem lebendigen Worte, der weniger fragt, was gedruckt wird, als daß nur gedruckt werde, und der am Ende an die Stelle eigenthümlicher Geiſtesentfaltung einen den Zeitgeiſt beherrſchenden Mechanismus der ſogenannten Publicität ſetzt *). Oder iſt es nicht bald dahin gekommen, daß die Lettern früher auf dem Rahmen ſtehen, ehe die Gedanken im Kopfe ſich recht geordnet haben, und ſind nicht gewiſſe Freiheitsideen unſrer Tage zu Stereotypen geworden, die jeder nur wieder etwas anders ordnet, ohne über deren Bedeutung ſelbſt ſich klar geworden zu ſein?

Dieſen papiernen Journal- und Zeitungsmechanismus kannte freilich das Reformationszeitalter noch nicht. Oben an ſtand immer noch das lebendige Wort, der Ausdruck einer friſchen Eigenthümlichkeit, wie ſie im Innern des Geiſtes ſich erzeugt hatte, und der gedruckte Buchſtabe war nur wieder ein Abdruck dieſes Wortes; daher, wenn wir ein Buch aus jener Zeit zur Hand nehmen, wir in eine weit nähere, individuelle Berührung mit dem Manne ſelbſt, gleichſam mit deſſen Fleiſch und Blut, treten, als dieß heut' zu Tage zu geſchehen pflegt, wo die Perſon des Buches oft eine ganz andere iſt, als die Perſon des Verfaſſers.

Es mag immerhin zufällig genannt und aus ſehr natürlichen Urſachen erklärt werden, daß die erſten Drucke, welche in die Welt ausgingen, Bibeldrucke waren. Aber wie oft findet der ahnende Geiſt auch im Zufälligen eine höhere Nothwendigkeit angedeutet, und auch das Natürlichſte wird uns dann ein Symbol des Geiſtigen. Liegt nicht eben darin eine höhere Bedeutung, daß dieſe nützliche Kunſt der Menſchen geweiht ward durch das Wort Gottes? daß die Erſtlinge derſelben niedergelegt wurden auf den Altar der Kirche? Soll uns dieß nicht ein Wink ſein, daß ſie eine heilige Kunſt iſt, geweiht zunächſt

*) Vgl. Ancillon, zur Vermittlung der Extreme. S. 139. ff. und (Bulwer), England und die Engländer III. 12. „Es iſt, ſagt „der letztere, Art und Weiſe der Leute, die mehr eifrig, als tiefdenkend ſind, ſchamloſe Lobeserhebungen über die periodiſche Preſſe zu ergießen und den Einfluß derſelben den Einfluß des Wiſſens zu benennen — er iſt vielmehr ein Einfluß der Meinung."

den höchſten und edelſten Intereſſen der Menſchheit, der Religion, der Wiſſenſchaft, der Freiheit, im wahren Sinne des Worts? Ja, die Preſſe war in ihrer Entſtehung ein Organ des chriſtlich-reformatoriſchen Geiſtes. Gebe Gott, daß ſie es bleibe, und nicht in ein Organ des antireligiöſen, revolutionären Geiſtes ausarte! Nicht äußrer Zwang vermag dieſe Ausartung zu verhüten (obwohl bald nach Erfindung der Kunſt die päpſtliche Cenſur eintrat); ſondern auch hier muß endlich der reinere Geiſt der Wahrheit, der Geiſt der Reformation, läuternd hindurchdringen durch die unreinen Elemente menſchlicher Selbſtſucht und Leidenſchaft.

Achte Vorleſung.

Vorzügliche Männer, die in den Zeiten der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaft gewirkt haben. Die Myſtiker. Tauler, Ruysbroch, Thomas a Kempis. — Johann Weſſel. Johann von Weſel. Reuchlin und Erasmus.

Wir haben uns in der letzten Stunde bedeutend dem Reformationszeitalter genähert. Die Zeit zwiſchen Huß und Luther erſchien uns als eine höchſt wichtige, von vielfachen Bildungselementen befruchtete Zeit. Wiederherſtellung der Wiſſenſchaft, Erweckung des Studiums der Alten, Blüthe der Kunſt in Italien und auch zum Theil in Teutſchland, Vermehrung der wiſſenſchaftlichen Anſtalten durch die Stiftung der Hochſchulen, und endlich die Buchdruckerkunſt waren dieſe Elemente. Ich hätte auch noch der Entdeckung Amerika's 1492 erwähnen können; doch ſtand dieſe in keiner nähern Berührung zur Reformation, es ſei denn, daß man in der kühnen Zuverſicht, womit ein Columbus, den Wellen trotzend, nach ſeinem Ziele ſteuerte, ein ſchickliches Gegenbild erkennen wolle zu der ähnlichen Kühnheit,

womit der Geiſt der Reformation das Schiff der Kirche durch den Strudel leitete dem Lande des Glaubens, dem Lande der Freiheit zu! oder es ſei, daß man über den Zwiſchenraum der Jahrhunderte ſich hinwegſetzend, ſchon die Folgen berechne, welche dieſe Entdeckung allerdings auch für das ſpätere kirchliche Leben hatte, und an das Verhältniß denke der nordamerikaniſchen Freiheit zum chriſtlich-proteſtantiſchen Geiſte. Doch ſolche Betrachtungen liegen uns jetzt ferner. Es bleibt uns nur noch *eins* übrig zur Vervollſtändigung des Gemäldes, das wir in der letzten Stunde entworfen haben, nämlich, daß wir die Landſchaft mit menſchlichen Figuren ausſtatten, daß wir auf den gezeichneten Schauplatz die Männer ſelbſt hinſtellen, die darauf ſich bewegt haben, damit durch das Anſchauen der Perſönlichkeiten der Eindruck, den wir von dieſem Zeitalter erhalten, in uns erhöht und befeſtigt werde. Noch darf ich indeſſen auch jetzt nicht die Perſonen der Reformatoren ſelbſt ihnen vorführen, ſondern wie jeder Maßſtab menſchlicher Größe überhaupt nur ein relativer iſt, ſo können wir auch die Perſon und die Wirkſamkeit dieſer Männer nur dann gehörig abſchätzen, wenn wir ſie mit ihres Gleichen, namentlich mit den Zeitgenoſſen und den unmittelbaren Vorgängern, zuſammenſtellen, und nur vermittelſt der Berechnung der geiſtigen Kräfte, die, von andern ausgehend, auf ſie gewirkt haben, können wir die Macht des Einfluſſes ermeſſen, den ſie ſelber wieder auf andere übten. Wir können die Männer, welche hier in Betracht kommen, in zwei Hauptklaſſen theilen, in ſolche, welche mehr auf dem Wege der gemüthlichen Erbauung, und ſolche, die mehr auf dem der verſtändigen Belehrung ihr Ziel verfolgten, wiewohl auch hie und da Einzelne beides, das Erbauliche wie das Belehrende, zu vereinigen ſuchten.

Ich habe ſchon früher bemerkt, wie der unfruchtbaren Scholaſtik gegenüber ſich die *Myſtik* aufthat*), und beſonders iſt das Zeitalter des 14. und 15. Jahrhunderts reich an Erzeugniſſen derſelben und an großen Schriftſtellern in dieſem Gebiet. Unter der Myſtik verſtehen wir hier nicht etwa alles das, was

*) S. die 4. Vorleſung.

man in neuerer Zeit schon unter diesem Namen befaßt hat, sondern eine bestimmte, geschichtlich ausgeprägte Richtung, die wir kurz als die Gefühlsreligion oder die Religion des Gemüths bezeichnen können.

Je weniger die Beweise für das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit in einer ungläubig gewordenen Zeit genügten, je mehr der Zweifel an der Kirchenlehre überhand nahm, desto mehr entschlugen sich die wahrhaft Frommen, die aus innerer Erfahrung das zu besitzen glaubten, worüber andere sich mühsam stritten, jeder Art von scholastischer Zauberei, und bauten sich im Gemüthe einen Tempel auf, dessen Grundlage das unmittelbar in ihnen wohnende Gottesbewußtsein selbst war. Sammlung des Gemüthes aus der Zerstreutheit des Weltlebens zur innern, ungestörten Harmonie in Gott — das war die Aufgabe der Mystik. Der Mensch sollte als Einzelwesen sich aufgeben, um in Gott sich wieder zu finden, sein endliches Dasein sollte aufgehn im unendlichen, sein Ich mit allen Eigenthümlichkeiten, Neigungen, Begierden begraben werden in den Tod, um mit Christo wieder aufzustehen in einem neuen Leben. Die reine Liebe war das Element der Mystik, sie das Band, das Erd' und Himmel verknüpfte, sie das Gluthmeer, in dem alle Funken des Geistes vibrirten, und zuletzt in einen Ocean sich selbst verzehrender Gefühle verschwammen. Daß solche Lehren einen Haltpunct an manchen Stellen der heiligen Schrift hatten, ja, daß sie gar sehr geeignet waren, eine tiefe und ernste religiöse Stimmung zu erhalten, wer kann dieß läugnen? obwohl von der andern Seite die Gefahr sehr nahe lag, bei einem einseitigen Hervorheben derselben in die Träume der Schwärmerei sich zu verirren. Mit dem Aufgeben der Individualität lief man Gefahr, das klare und sichere Bewußtsein von dem zu verlieren, was man, statt es in einer edeln Brust zu bewahren, nur im Ringen mit unklaren Bildern erreichen zu können meinte. Leicht konnte mit dem Mysticismus ein gefährlicher Pantheismus sich verbinden und die Lehre, daß nichts Wesenhaftes sei außer Gott, keine Freiheit außer in ihm, kein Leben, als nur in ihm, sie konnte leicht dahin ausgedehnt werden, daß die Vorstellung von einem persönlichen Gotte, ei-

ner perſönlichen Freiheit des Menſchen, und einer perſönlichen Unſterblichkeit ſich dem ſchwindelnden Blicke bis dahin entzog, wo mit der niedergeriſſenen Schranke zwiſchen dem Endlichen und Unendlichen der Geiſt ſeinen eigenen Schwerpunct verliert, und wie von einer fremden Macht in die bodenloſen Untiefen einer alles verſchlingenden Einheit und Einerleiheit heruntergezogen wird. Zugleich mangelte auch den Myſtikern mit der Beſtimmtheit des Gedankens nicht ſelten die Klarheit der Sprache. Die dunkeln, aus der Sinnenwelt entlehnten Bilder wurden unbeſonnen auf das Ueberſinnliche angewendet, und das Maß des Schicklichen nicht ſelten überſchritten.

Von dieſen Entartungen der Myſtik haben wir ſchon früher geſprochen bei der Betrachtung jener ſchwärmeriſchen Secten der Beguinen, Lollharden u. ſ. w. *). Laſſen Sie uns jetzt, ohne weiteres Eintreten in eine ſpecielle Kritik dieſer Syſteme, die vorzüglichern unter den myſtiſchen Schriftſtellern des 14. und 15. Jahrhunderts ins Auge faſſen, die bei allem, was an ihnen getadelt werden kann, doch einen von gröbern Entartungen ſich frei haltenden, praktiſch-chriſtlichen Sinn zeigen. Vor allen verdient Johann Tauler, Dominicanermönch zu Köln und nachher zu Straßburg, genannt zu werden, da er nicht nur auf ſeine Zeit bedeutend gewirkt hat, ſondern auch gewiſſermaßen als der Lehrer Luthers, der ſich an deſſen Schriften überaus erbaut fand, angeſehen werden kann. Schon der Titel einiger ſeiner Schriften **) erinnert zwar an die Vorliebe zu jener Bildlichkeit der Rede, von der wir eben ſprachen, und die ſo oft unglücklich genug von ſpätern Myſtikern nachgeahmt worden iſt. Wer aber über dieſe ſtoßende Außenſeite ſich hinwegzuſetzen vermag, und die Mühe nicht ſcheut, mit einiger Selbſtverläugnung in eine fremde Eigenthümlichkeit ſich zu verſetzen, der dürfte leicht in der ungewohnten Schale einen nahrhaften Kern und durch die Nebel hindurch einen Sonnenſtrahl

*) Beſonders gehörte auch dahin Amalricus von Bena, der 1207 ſtarb und, nach Gieſeler, als Vater der Secte „des freien Geiſtes“ anzuſehen iſt.

**) Medulla animae, das Mark der Seele; von den 10 Blindheiten und 14 Wurzeln der göttlichen Liebe u. ſ. w.

der reinern Wahrheit entdecken. Ob das Büchlein von der deutſchen Theologie, an dem ſich Luther beſonders erquickte, von ihm iſt, laſſen wir dahin geſtellt. Es iſt in einem ihm verwandten Geiſte geſchrieben.

In der Nähe unſres Vaterlandes predigte und ſchrieb in ähnlichem Geiſte der ſchwäbiſche Myſtiker Heinrich Suſo (gewöhnlich der Seuſe genannt), in den Niederlanden Joh. Ruysbroch. Dieſer ging in dem Gebrauche üppiger und unpaſſender Bilder noch weiter, als Tauler, obwohl ihn einige (vielleicht eben darum?) dieſem noch vorziehen *).

So viel iſt aber gewiß, daß, wenn auch dieſe Myſtiker, ſo wie andere ihnen ähnliche, auf die Frömmigkeit einzelner ihrer Zeitgenoſſen und Nachkommen vortheilhaft mögen gewirkt haben, beſonders auf ſolche, die im Stande waren, ſich in ähnliche Tiefen der geiſtlichen Speculation zu verſenken, ſie doch an allgemeiner, populärer Wirkſamkeit zurückblieben hinter dem weit klarern und verſtändlichern Thomas a Kempis, der auch wirklich nur theilweiſe zu den Myſtikern, weit eigentlicher aber zu den aſcetiſchen Sittenlehrern oder Erbauungsſchriftſtellern zu rechnen iſt. Das allbekannte Buch von der Nachfolge Chriſti, das nächſt der Bibel am meiſten gedruckt wurde, iſt zwar von einigen nicht ihm, ſondern dem Abt Gerſen, von andern wieder andern zugeſchrieben worden **); allein es ſcheint denn doch, daß es ihm mit Recht angehöre. Th. a Kempis, mit ſeinem eigentlichen Namen Thomas Hamerken,

---

*) Vergl. über dieſe Männer de Wette's chriſtliche Sittenlehre. II. 2. S. 220. ff. S. 236. „Dieſe Myſtik (Taulers) iſt ſehr tief und „innig, und zugleich ſehr ſpeculativ; aber es fehlt ihr doch der Gehalt. „Sie iſt nämlich faſt nur negativ, Verleugnung des Irdiſchen, Endlichen; das Wahre hingegen, das Weſentliche, Göttliche, weil es nicht „in beſtimmtem Verhältniß zum menſchlichen Leben und Herzen gefaßt „wird, iſt gewiſſermaßen eine leere Stelle.“ — S. 247: „Ruysbroch „beſtätigt die ſo wahre Bemerkung, daß alle (derartige) Myſtik auf „eine feinere Art von Wolluſt hinausgeht, auf ein Schwelgen mit Ge„fühlen. Wenn er auch die heilige Liebesraſerei und das Liebesfieber „nur als einen Durchgangspunct bezeichnet, ſo iſt es doch immer ſchlimm, „daß ſolche Unnatürlichkeiten auf dem Wege zu ſeinem Ziele vorkom„men.“

**) Die neueſten Unterſuchungen darüber ſiehe in den theol. Studien und Kritiken. Jahrg. 830. S. 469. u. 833. S. 1189.

war Auguſtinermönch zu Zwoll in Flandern, und ſtarb in hohem Alter 1471. Wenn gleich ſeiner Sittenlehre noch manches Klöſterliche anhaftet, das nicht auf alle Verhältniſſe anwendbar ſein dürfte, ſo wehet doch im Buche von der Nachfolge Chriſti, deſſen Verfaſſer der große Haller „einen Lehrer übermenſchlicher Tugend" nennt, jener reinere Geiſt der Frömmigkeit, deſſen die Reformation ſich bemächtigte. In ſo fern gehört Th. a Kempis zu den Vorgängern der Reformation, ob er gleich nichts unternommen hat zur Stürzung des alten Gebäudes, in dem er ſich bei ſeiner von der Welt abgezogenen Stimmung im Gegentheil wohl zu befinden ſchien. Deſto mehr tritt das reformatoriſche Element heraus in ſeinem Schüler, Joh. Weſſel. Geboren 1419 zu Gröningen, gehört Joh. Weſſel *), der von ſeinen Anhängern das Licht der Welt (lux mundi) genannt wurde, zu den Männern, welche das Myſtiſche mit dem Praktiſchen aufs trefflichſte zu verbinden, und eben ſo auf das Gefühl und das Leben, wie auf die verſtändige Einſicht ihrer Zeitgenoſſen zu wirken wußten, wodurch er ſeinen Beruf zum eigentlichen Reformator beurkundet. In ihm hatte ſich der Geiſt der Myſtik bereits abgeklärt; es iſt die reinere Flamme derſelben, die in ihm glüht, ohne jenen düſtern Qualm und Rauch, der geſunde Augen angreift. Sehr ſchön zeigt er daher von der einen Seite, wie das bloße Wiſſen um des Wiſſens willen noch zu nichts führe **); ſondern wie erſt die aus der Tiefe eines von Gott erleuchteten Gemüthes auftauchende Liebe alles verkläre und vergöttliche. Von der andern Seite aber war er ſo weit entfernt, den Verſtandesgebrauch und die tüchtige Uebung in der Wiſſenſchaft zu verachten, daß er im Gegentheil ſich auch hier als Freund des Lichtes in jeder Beziehung bewies, und ſich durch ſeinen kühnen Oppoſitionsgeiſt bei ſeinen Gegnern den Spitznamen des Contradictionsmagiſters zuzog.

Dieſem Oppoſitionsgeiſte nach trat Weſſel auch in Beſtreitung

*) Ueber dieſen ausgezeichneten Mann hat Hr. Prof. Ullmann ſo eben die gebildete Welt mit einer Monographie beſchenkt: Johann Weſſel, ein Vorgänger Luthers ꝛc. Hamburg 834. gr. 8.

**) Sein Wahlſpruch: qui scit ut sciat, stultus est, qui sciunt, ut sciantur, stultiores.

der päpſtlichen Alleinherrſchaft und Willkür, ſo wie der Mißbräuche überhaupt, poſitiver und entſchiedener auf, als die frühern Myſtiker, und trat in ſo fern in die Fußtapfen eines Wiklif und Huß. Er wies namentlich darauf hin, wie viele Päpſte ſchädliche Irrthümer gehegt hätten, und wie es allein in der Macht Gottes, und nicht in der der Menſchen ſtehe, Sünden zu vergeben. Ueberhaupt unterwarf er die kirchliche Bußtheorie einer ſcharfen Kritik, und zeigte, wie die Buße nicht beſtehen könne in der Ablegung der Ohrenbeichte und der mechaniſchen Verrichtung äußerer Werke, ſondern wie ſie von innen heraus als eine Frucht der Liebe und Dankbarkeit müſſe gewirkt werden. Solcher Lehren halber mußte aber Weſſel die Univerſität Paris verlaſſen, wo er als Dr. der Philoſophie lehrte. Er fand in Baſel eine Zufluchtſtätte, kam dann nach Heidelberg, und endlich in ſein Vaterland zurück, wo er noch in hohem Alter wirkte.

Nicht zu verwechſeln mit Weſſel, iſt ſein etwas jüngerer Freund, Johann von Weſel, mit dem Beinamen Burkhard, der ebenfalls gegen den Ablaß, die Meſſe, das Wallfahrten und die Faſten predigte, und bisweilen auch ſich witzige Aeußerungen in dieſer Hinſicht erlaubte. So ſagte er unter anderm in Beziehung auf das Faſten, der Apoſtel Petrus ſei am ſtrengſten darauf geweſen, um ſeine Fiſche beſſer anzubringen, eine feine Ironie auf die Habſucht der Päpſte, die ſo gern auf Petrus ſich beriefen und deren Faſtenmandate ein guter Handel waren.

Johann von Weſel gehört übrigens noch weniger zu den Myſtikern *), als Weſſel. Wir machen daher mit ihm und

*) Unter den reformirenden Myſtikern iſt noch nachträglich der Dominicaner Hieronymus Savonarola zu nennen, der 1489 mit großem Eifer zu Florenz gegen das Verderben predigte, und den Päpſten Unheil prophezeite. Mehrere ſeiner Weiſſagungen ſollen eingetroffen ſein. Wie weit ſich indeſſen auch ein unklarer politiſcher Reformationseifer in den kirchlichen gemiſcht, was bei den italiſchen Reformatoren faſt unvermeidlich war, laſſen wir hier eben ſo unentſchieden, wie bei Arnold von Brescia, mit dem er, abgerechnet die weiter getriebene Schwärmerei und die vorherrſchendere, myſtiſche Richtung, am eheſten zu vergleichen ſein dürfte. Er ſtarb, wie dieſer, den Tod eines Blutzeugen, indem er 1498 am Galgen erdroſſelt, und dann ſeine Leiche verbrannt wurde. Luther hat ihn hoch gehalten.

Weſſel den Uebergang zu der Claſſe von Männern, die überwiegend auf dem Wege der Wiſſenſchaft und des klaren Gedankens, oder auch wohl des Geſchmacks und Witzes, reformatoriſch zu wirken bemüht waren, und die hauptſächlich das wieder emporgebrachte Studium der alten Sprachen durch fleißige Forſchung förderten *). Zwei Männer verdienen hier vor den übrigen genannt zu werden, die bereits in das Reformationszeitalter ſelbſt eingreifen, und die uns auch durch das Verhältniß, in dem ſie, der eine kürzer, der andere länger, zu unſrer Vaterſtadt geſtanden haben, noch beſonders merkwürdig ſein dürften, ich meine, Reuchlin und Erasmus.

Johann Reuchlin **), geboren den 28. Dec. 1455 zu Pforzheim, genoß von ſeinen eben nicht wohlhabenden, aber auch nicht allzudürftigen Aeltern eine fromme Erziehung, und da er auf daſiger Stadtſchule ſich bald, außer in andern Fächern, auch im Geſang auszeichnete, ſo ward er in ſeinem 18. Jahre unter die badenſchen Hofſänger oder Chorſchüler aufgenommen. Mit dem jungen Markgrafen Friedrich von Baden, dem er an Alter ziemlich gleich war, wurde er als Begleiter deſſelben auf die Hochſchule zu Paris geſchickt, wo er ſich in den alten Sprachen, die hier mit erneuertem Eifer betrieben wurden, umſah. Hier war es der vorhin genannte Johann Weſſel, der ihn beſonders in dieſem Eifer unterſtützte, und ihm weitere Anleitung zu ſeinen Studien gab. Von ihm lernte er auch die erſten Anfangsgründe des Hebräiſchen. Mit dieſem Freunde traf Reuchlin gegen Ende des Jahres 1474 wieder in Baſel zuſammen, wo er dann das Band mit ihm noch enger knüpfte.

---

*) Schon vor der Eroberung Conſtantinopels hatte Nic. Lyra im 14. Jahrhundert, ſo weit ihm eben die Mittel zu Gebote ſtanden, die Bibel zu erforſchen geſtrebt. Es hieß von ihm: Si Lyra non lyrasset, Lutherus non saltasset. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts machte ſich dann Laurentius Valla, Canonicus zu Rom, um dieſelben Wiſſenſchaften verdient, und wagte zugleich mit perſönlicher Gefahr, verjährte Rechte der Päpſte anzugreifen. In Paris lehrte Faber Stapulenſis.

**) Das Neueſte über denſelben: Meyerhoff (Dr. Ernſt Theodor), Johann Reuchlin und ſeine Zeit, Berlin 830. Damit zu vergleichen Meiners, Lebensbeſchreibungen berühmter Männer aus den Zeiten der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften. Zürich 795. Bd. 1. und Athenae rauricae p. 251 — 55.

Reuchlin kann als derjenige angesehen werden, der das Studium der alten Sprachen, besonders des Griechischen, in Basel gründete *), und ihm zuerst den sichern Platz unter den Lehrfächern einräumte, den es bis auf den heutigen Tag behalten hat und, so Gott will, ferner behalten wird **). Der allgemeine Beifall, den sich Reuchlin durch seine Vorlesungen in diesem Fache erwarb, erregte jedoch den Neid einiger andern Lehrer, die jedenfalls mehr in den scholastischen Spitzfindigkeiten, als im Griechischen, bewandert waren. Diesen blieb in ihrer Leidenschaft nichts übrig, als eine Sache, die sie nicht verstanden, zu verdächtigen, und den neuen Lehrer in den Ruf der Ketzerei zu bringen. Zu was das Griechische? hieß es, dieß sei eine Sprache, die zu lauter Irrlehren und Spaltungen führe ***). Und doch war das neue Testament, doch waren so viele orthodoxe Kirchenväter griechisch geschrieben! Allein das ist ja immer das Schicksal der Ignoranz, daß sie in ihren Verdammungsurtheilen Niemanden als sich selber schlägt. Trotz des Geschreies gewann Reuchlin an Achtung bei denen, welche seine ungeschminkte Frömmigkeit zu begreifen, und seine über das Gemeine hinausstrebende Wissenschaft zu würdigen im Stande waren. Vier Jahre hatte Reuchlins Aufenthalt in Basel nicht ohne Segen gedauert. Nachdem er 1474 die Laureaten und 1477 die Magisterwürde erlangt †) hatte, begab er sich 1478 nach Orleans, um sich der Rechtswissenschaft zu befleißigen. Aber auch hier, so wie nachmals in Poitiers, setzte er seine Vorlesungen über die alten Sprachen fort, mit demselben Beifall, wie in Basel. Viele hohe Adelige, die aus Deutschland und

*) Er selbst lernte es hier genauer von dem Griechen Andronicus Contoblacas. Er benutzte auch hier die vom Cardinal Nicolaus de Rhagusio nach Basel gebrachten Codices des N. T. und schrieb daselbst, von den Gebrüdern Amerbach ermuntert, sein lateinisches Wörterbuch.

**) Siehe Meiners a. a. O. S. 50.

***) „Die Griechen seien Schismatiker." Sie kannten wahrscheinlich keine andern Griechen, als die Mitglieder der griechischen Kirche, die von der römischen als schismatisch betrachtet wurde.

†) Athen. raur. a. a. O. Ochs V. S. 154. sagt auch, daß er 1474. das Rectorat bekleidet habe, doch nennen die Athenae rauricae in demselben Jahre zwei andere Namen.

Frankreich hier verſammelt waren, wurden ſeine Freunde, und halfen ihm ſeine äußere Lage verbeſſern *). Nach dieſem Aufenthalt in Frankreich kehrte er als Licentiat der Rechte in ſein deutſches Vaterland zurück, wo er im Dienſte ſeines Fürſten, des Grafen Eberhard im Bart, mehrere Reiſen machte **), und bedeutende Staatsämter bekleidete. Kaiſer Friedrich III. hob ihn in den Adelſtand mit dem Titel eines Pfalzgrafen, und bald darauf machte er ihn zu ſeinem wirklichen Rathe. Nach dem Tode Eberhards, der politiſche Unruhen im Lande herbeiführte, folgte Reuchlin gern einem Rufe des würdigen Prälaten Dalberg, der als Kanzler des Churfürſten Philipp von der Pfalz in Heidelberg reſidirte, und ein großer Gönner des aufdämmernden Lichtes der Wiſſenſchaft war. Auch für dieſen unternahm er unter anderm eine Reiſe nach Rom, die ihm vielen wiſſenſchaftlichen Gewinn brachte und ihm neue Freunde zuführte. Nach Entſetzung Eberhards des Jüngern kehrte Reuchlin ins Würtembergiſche zurück, wurde Mitglied und bald darauf Vorſteher des ſchwäbiſchen Bundesgerichts, zog ſich aber nach einigen Jahren in den gelehrten Privatſtand zurück. Nachdem er eine kurze Zeit noch in hohem Alter eine Lehrſtelle zu Ingolſtadt bekleidet hatte, verbrachte er den Reſt ſeines Lebens, das immer der Wiſſenſchaft gewidmet war, in Tübingen und ſtarb zuletzt in Stuttgart (1522.).

So verſchieden auch die äußern Schickſale Reuchlins waren, überall war es doch das gelehrte Streben, das ſich in reicher Entfaltung bei ihm hervorthat. Nicht allein für die Wiedererweckung der claſſiſchen Studien war er thätig durch Belebung des Sinnes für griechiſche Sprache und griechiſches Alterthum, ſondern wodurch er hauptſächlich ein Werkzeug der Reformation wurde in der Hand der Vorſehung, das war ſein Eifer für die Beförderung der hebräiſchen Sprachkunde. Aber auch eben dieſes war es, was ihn in einen Kampf mit den Finſterlingen ſeiner Zeit hineinzog, der als ein kleines Vorſpiel zu dem großen Drama der Reformation betrachtet werden muß.

---

*) Largum accepit διδακτρον. Athen. raur.

**) Unter andern auch die oben (Vorleſ. 7.) erwähnte nach Italien.

Das Studium der hebräiſchen Sprache, deſſen Nutzen für die Theologie heut zu Tage jeder Laie einſieht (weil er weiß, daß das ganze alte Teſtament hebräiſch geſchrieben und auch das neue „voll" hebräiſcher Art zu reden iſt), war von den chriſtlichen Theologen des Mittelalters gänzlich vernachläſſigt worden. Nur die jüdiſchen Rabbinen waren im Beſitz deſſelben, während die Diener der herrſchenden Kirche mit der lateiniſchen Ueberſetzung (Vulg.) ſich begnügten. Von den Juden mußte alſo damals das Hebräiſche wieder erlernt werden, ehe man es auf die chriſtliche Theologie anwenden konnte. Aber gerade dieſem einfachen Unternehmen ſtanden große Vorurtheile im Wege. Die Juden waren als das von Gott verworfene und verſtoßene Volk der Gegenſtand allgemeiner Verachtung, und es iſt bekannt, mit welcher Härte und Grauſamkeit bei verſchiedenen Anläſſen gegen ſie war gewüthet worden (Ich erinnere nur an die Judenverfolgung zu Baſel im 14. Jahrhundert nach der großen Peſt, wo man ihnen ganz grundlos die Vergiftung der Brunnen zuſchrieb.). Schon der Umgang alſo mit gelehrten Juden galt damals dem großen Haufen für nichts Beſſeres, als den Umgang mit Ketzern und Schismatikern, mit Hexenmeiſtern und Zauberern, ja mit dem Teufel und ſeinen Genoſſen ſelbſt *). Die Beſchäftigung mit den hebräiſchen und chaldäiſchen Schriftzeichen, von denen die Mönche ſo wenig verſtanden, als von den ägyptiſchen Hieroglyphen, galt für Magie und Zauberwerk. Welche Gefahr alſo, eine Sprache von ſolchen Männern zu lernen! — Und doch wagte Reuchlin dieſe Gefahr, er, der gar nicht einmal Theolog war von Beruf, der aus reinem Triebe zur Wahrheit, aus unbegrenzter Ehrfurcht vor dem göttlichen Worte, das er ſo gern in der Urſprache geleſen hätte, ſich dem undankbaren und ſchwierigen Geſchäfte unterzog. An dem kaiſerlichen Hofe zu Linz hatte Reuchlin einen gelehrten Juden, Ja-

*) Billiger urtheilten die Erleuchtetern in der Kirche, und es gereicht Päpſten, wie Innocenz II. und III., Alexander III. und Gregor IX. zur Ehre, wenn ſie die Israeliten gegen den Fanatismus der Zeit in Schutz nahmen. Ueberhaupt ging die Intoleranz im Mittelalter eben ſo oft von Regierung und Volk, als von Papſt und Cleriſei aus. Vgl. Hurters Innocenz S. 312. ff.

cob Jehiel Coans, kaiſerlichen Leibarzt und Ritter, kennen gelernt *), und von dieſem beſonders war er in die hebräiſche Sprache eingeweiht worden, Reuchlin brachte es auch in ihr bald ſo weit, daß er im J. 1506 ſeine hebräiſche Grammatik ans Licht ſtellte, deren hohen Werth er ſelbſt in vollem Maße fühlte und offen, ohne Ziererei, bekannte **). Und in der That war dieſes Werk mit ein Haupthebel der Reformation. Mit der hebräiſchen Grammatik hatte Reuchlin gleichſam der proteſtantiſchen Theologie den Schlüſſel in die Hand gegeben, aufzuthun die längſt verſchloſſenen Schätze der Bibel. Er hatte Luthern die Fackel angeſteckt, die ihn weiter in das Heiligthum führen, er hatte die Magnetnadel geſchliffen, mit der der kühne Fährmann in den weiten Ocean ſteuern ſollte. Dankbar erkannte dieß auch Luther in der Folge an, der Reuchlin ſeinen Vater nannte. Auch Melanchthon und unſer Oekolampad waren Schüler Reuchlins, und lernten von ihm die heilige Sprache.

Wäre Reuchlin allein dabei ſtehen geblieben, das Werkzeug zu bereiten zu einer gründlichen, bibliſchen Theologie, ſein Ruhm wäre vielleicht noch größer eben in dieſer ſchönen Einfachheit. Leider ließ er ſich aber durch den Geiſt der Zeit verleiten, aus dem Werkzeuge auch ein Spielzeug zu machen, wenn gleich ihm ſelbſt die Sache kein Spiel, ſondern hoher Ernſt war. Mit dem Studium der hebräiſchen Sprache nahm er zu-

*) Wie kommt es, könnte man fragen, daß, bei dem allgemeinen Haſſe der Zeit gegen die Juden, dieſe doch vorzüglich als Aerzte geſchätzt waren? Ich glaube, auch dazu liegt der Grund im Aberglauben. Das Außergewöhnliche, was die Phantaſie in Anſpruch nimmt, ſoll helfen, und gerade die muthmaßliche Verwandtſchaft mit dem Teufel giebt der Sache einen Reiz. Warum ſucht jetzt noch das proteſtantiſche Volk bei den Capuzinern Rath? warum das katholiſche Volk bei Lutheranern? warum beide bei Zigeunern? Und wie der abergläubiſche Landmann darum einen Ziegenbock unter der Heerde hält, damit der Teufel, der durch ihn repräſentirt wird, ihr nichts anhabe, ſo ſchien man auch an chriſtlichen Höfen gern einen Hofjuden zu haben, der die große dunkle Macht ſtandesmäßig verträte. Daß übrigens auch das Geld ſchon früh in den Händen der Juden war, machte ſie ſogar oft dem Clerus unentbehrlich. Biſchof Lütholb von Baſel verſetzte einem Juden den biſchöflichen Ring und ein ſeidenes Gewand (im Jahr 1213). S. Ochs I. S. 281.

**) Er gab ihr das Motto: Exegi monumentum, aere perennius.

gleich noch eine Weisheit in den Kauf, von der er sich große Dinge versprach, die aber, wäre sie herrschend geworden, eher wieder uns in die dunkeln Zeiten zurückgeführt hätte, als vorwärts dem reinern Lichte zu. So wie nämlich die christliche Theologie in eine unfruchtbare Scholastik ausgeartet war, die bisweilen wieder in eine unklare Mystik überschlug: so hatte auch die jüdische Theologie der Rabbinen sich in eine sonderbare Art des Philosophirens verwandelt, die unter dem Namen der Kabbala oder Kabbalistik bekannt ist, und die, um es kurz zu sagen, hauptsächlich darauf ausging, vermöge künstlicher Buchstabenrechnungen allerlei Geheimnisse über das Weltall und die Natur Gottes zu ergrübeln. Dieser bodenlosen, abenteuerlichen Philosophie warf sich Reuchlin in die Arme, und auch andere berühmte Männer jener Zeit, wie ein Picus von Mirandola und Agrippa von Nettersheim, versprachen sich von ihr, so wie von der Alchymie, Nekromantie u. s. w., goldene Berge. Uebrigens müssen wir uns darüber nicht wundern. In viel bewegten Zeiten, wo der menschliche Geist, von den Wogen hin- und hergetrieben, eine Spanne breit Landes sucht, auf der er ausruhen könnte, da ergreift er leicht das nächste, beste Bret, um auf diesem dem ersehnten Ziele zuzusteuern, und klammert sich an dasselbe krampfhaft an, wenn es ihn gleich, statt an den sichern Port, nur einer gefährlichen Klippe zuführt. So war es zu den Zeiten der Geburt Jesu *), so zu den Zeiten der Reformation, so ist es — wer mag es läugnen? — in unsrer Zeit, wo jedes System, das wieder eine neue Wahrheit verheißt, von vielen mit Begeisterung ergriffen, mit glühender Leidenschaft vertheidigt, und oft dann bis auf ein Aeußerstes getrieben wird, in dem es seinen Untergang findet.

Mag nun aber auch Reuchlin immerhin gefehlt haben darin, daß er, während er schon den ächten und wahren Schlüssel in der Hand hatte, nach einem verrosteten Zauberschlüssel spähte in dem Moder dunkler Ruinen, so war doch der Trieb, der ihn dabei leitete, ein reiner, der freie Trieb nach Wahrheit, nach Licht, nach einer Wissenschaft, die Geist und Gemüth zu be-

*) Vgl. Neanders Kirchengeschichte I. 1. S. 23. ff.

friedigen und Gottes Sache unter den Menschen zu fördern im Stande wäre. Und — zeugt nicht schon das von einem freien, unbefangenen Geiste, daß er sich über das Vorurtheil seiner Zeit, das auf den Juden lastete, zu erheben wußte, und schon einen Keim der Toleranz in seinem Herzen nährte, die dem Zeitalter so fremd war?

Ganz anders die Partei der Finsterlinge, die ihn verfolgte. Verhaßt war einmal ihrem beschränkten Sinne Jude, wie Judengenosse, und beiden war der Untergang geschworen. Zur Ausführung dieses finstern Planes konnten sie sich keines bessern Werkzeuges bedienen, als eines Mannes, der selbst früher Jude gewesen, in der Folge aber aus niederträchtigen Beweggründen zum Christenthum übergegangen war, und jetzt den Heuchler spielte als eifriger Proselyt und Proselytenmacher. Johann Pfefferkorn hieß dieser Treffliche, der in einer Schrift, die er unter dem Titel: „Judenspiegel" im J. 1507 zu Cöln herausgab, das Wesen und Treiben so wie die Lehre seiner ehemaligen Glaubensgenossen im gehässigsten Lichte darstellte, und dazu rieth, ihre Bücher sämmtlich zu verbrennen, was in der That das kürzeste Mittel war, ohne Kopfzerbrechen die ganze jüdische Theologie über den Haufen zu werfen. Unter diesen Büchern waren hauptsächlich der Talmud, die Kabbala und einige andere Schriften verstanden.

Die Dominicanermönche, als die berufenen Ketzerjäger der Kirche, stellten sich auch hier an die Spitze, und ruhten nicht, bis sie von Kaiser Maximilian I. 1509 ein Mandat ausgewirkt hatten, welches die Verbrennung dieser Bücher befahl. Reuchlin, der indessen um sein Gutachten in der Sache befragt wurde, widerrieth den Schritt aufs ernstlichste. Einmal berief er sich auf das allgemeine Naturrecht, wonach jedem in einem geordneten Staate lebenden Menschen, sei er Christ oder Jude, erst Verantwortung und Vertheidigung gestattet sein müsse, ehe man ihn verurtheilen könne. Dann zeigte er, wie die angezeigten Bücher gar nicht so gefährlich seien, als wofür man sie ausgebe; denn, bemerkte er ironisch, um den Christen gefährlich sein zu können, müßten sie erst von ihnen verstanden werden. Nun aber sei wohl im ganzen heiligen römischen Reich

keine Christenseele zu finden, die genug hebräisch kenne, um den Talmud zu verstehen. Es sei daher das Vorhandensein solcher Bücher, falls sie auch dem Glauben gefährlich sein könnten, ein heilsamer Sporn für die Trägheit der Geistlichen und Mönche, damit sie sich erst mit den nöthigen Kenntnissen rüsteten, den Feind zu bekämpfen, ehe sie ihn überwunden glaubten. Das bloße Verbrennen sei ein trauriges Hülfsmittel der Unwissenheit und Rohheit. Zu dem wisse man ja gar nicht, ob nicht auch viel Gutes in den Büchern stehen könne, das auch für die Christen nützlich und erbaulich sein könne; denn „wie die Biene aus jeder Blume den Honig, so soll der Christ aus allen Büchern das Beste ziehn. Er soll mitten aus den Dornen heraus die Rose pflücken, wo er sie finde"; auch habe ja Christus befohlen, man soll das Unkraut mit dem Weizen aufwachsen lassen, damit man nicht mit jenem auch diesen zugleich ausraufe. Und wenn man einwenden wolle, daß die Juden durch diese Bücher in ihrem Irrthum bestärkt würden, so solle man nur bedenken, wie sie ihnen eben so gut auch ein Führer zu Christo werden könnten; denn auch Paulus sei durch die tiefere Einsicht in das Wesen des Judenthums zum Christenthum hingeleitet worden. Endlich fügte er die sehr wahre und treffende Bemerkung hinzu, daß durch das Verbot solcher Bücher die Lust nach der verbotenen Speise nur sich mehre, und die Aufmerksamkeit gerade auf das Gefährliche und Schädliche derselben hingelenkt werde. Er, seines Orts, rathe also, vom Verbrennen abzustehen. Besser dünke ihn, alle deutschen Universitäten zu verpflichten, daß sie 10 Jahre lang 2 Lehrer des Hebräischen unterhielten, wodurch man denn bald in den Stand gesetzt würde, gründlich mit den Juden zu handeln und sie auf dem Wege der Ueberzeugung zu bekehren.

Diese ruhigen, humanen Vorstellungen, wie sie uns in diesem Zeitalter als eine seltene Erscheinung begegnen, fanden aber kein Gehör bei den Dunkelmännern. Diese versuchten vielmehr alles Mögliche, den Mann, der ihnen an Geist und Gelehrsamkeit, und eben deßhalb auch an Milde des Urtheils, so weit überlegen war, bei dem Kaiser anzuschwärzen, und besonders zeigten sich die Theologen zu Cöln in dieser Sache geschäftig, an ihrer Spitze der berühmte

Ketzermeister, Jacob Hochstraten. Es entwickelte sich nun ein weitläufiger Schriftstreit, an dem viele ausgezeichnete Gelehrte und rüstige Köpfe Theil nahmen, und den weiter zu verfolgen, uns hier nicht vergönnt ist. Es mag genügen, den Ausgang des Streits mit wenigen Worten zu melden.

In Mainz war unter Verletzung mehrerer Rechtsformen ein Inquisitionstribunal aufgeschlagen worden, dessen Competenz jedoch Reuchlin nicht anerkannte, und von dem er an den Papst Leo X. appellirte. Und in der That fiel dießmal das Urtheil des Papstes, auf das auch der Kaiser Maximilian und einige Herrn vom Adel Einfluß hatten, zu Gunsten Reuchlins und gegen die Lichtfeinde aus, wie auch schon früher in der Sache des Milicz ein Papst gegen die Mönche entschieden hatte*). Dieß erbitterte aber die letztern nur noch mehr, und wie immer die Ultra's einer jeden Partei am leichtesten zu Aufruhr geneigt sind, so ließen sich auch jetzt die Mönche sehr rebellische Aeußerungen gegen den Papst, ihren Obern, zu Schulden kommen, und drohten im ersten Zorne damit, zu den Böhmen überzugehen, wenn man sie nicht besser von Rom aus schütze. Die Freunde Reuchlins und der guten Sache aber feierten in mehrern Schriften einen glänzenden Triumph **). Eine bedeutende Anzahl hochgefeierter Namen kommen in dieser Sache bereits zum Vorschein, welche uns später zum Theil wieder begegnen werden in der Geschichte der Reformation. So Bilibald Pirkheimer, Ulrich von Hutten, Eoban Hesse, G. Spalatin, Capito, Oekolampad und viele andere. Unter den Schriften aber, die in diesem Streite Aufsehn erregten, haben sich im Andenken der Nachwelt am meisten erhalten die „Briefe der Dunkelmänner" (Epistolae virorum obscurorum ***), welche in einem absichtlich schlechten Küchenlatein, wie es die damaligen Mönche sprachen und schrieben, sowohl deren Unwissenheit lächerlich, als ihre Sit-

*) S. die 6. Vorlesung.

**) Triumphus Capnionis von Hutten u. a. dahin gehörige Schriften s. in der Ausg. der Huttenschen Werke von Münch, und vgl. damit Mayerhoff S. 111. ff.

***) Neu herausgegeben von Rottermund befinden sich auch im 5. Bande der Ausg. von Münch.

tenlosigkeit verächtlich machten vor aller Welt. Ob Ulrich von Hutten, ob ein anderer, ob mehrere die Verfasser gewesen? ist hier unseres Ortes nicht, zu untersuchen.

Ein anderer Mann, dessen Wirksamkeit noch länger und inniger an unsre Vaterstadt geknüpft war, als die Reuchlins, ist Erasmus. Auch bei diesem lassen Sie uns noch etwas verweilen.

Desiderius Erasmus *), die Frucht einer unerlaubten, unglücklichen Liebe, wurde zu Rotterdam im October 1467 geboren. Die romanhafte Geschichte seines Vaters Gerhard **) gehört nicht hierher; nur so viel ist zu bemerken wichtig, daß die Abneigung gegen den Mönchstand, wozu Gerhard wider Willen war gezwungen worden, und der die Quelle vielfachen Elends für ihn wurde, sich auch auf den Sohn fortpflanzte, und daß dieser somit recht eigentlich „den Mönchshaß mit der Muttermilch eingesogen." Trotz dem aber sollte eben der junge Erasmus, der schlauen Berechnung seiner Vormünder nach, in ein Kloster gesteckt werden, nachdem er auf der Schule zu Utrecht und Deventer den ersten Unterricht erhalten hatte! Er gehörte nicht eben zu den besonders ausgezeichneten Kindern, er soll sogar in seinen frühesten Jahren einen ziemlich blöden Verstand gezeigt haben, was in der Folge mancher holländischen Mutter zum Trost gedient haben soll, wenn es mit dem Lernen ihres Söhnchens nicht recht voran wollte. Im spätern Knabenalter jedoch entwickelten sich seine seltenen Anlagen auf eine so überraschende Weise, daß der gelehrte Agricola, der einst die Schule zu Deventer besuchte, ihm bereits Hoffnung machte, ein großer Mann zu werden, wenn er so fortfahre.

Wer die Jugendgeschichte dieses großen Mannes etwas genauer betrachtet, der wird auch die spätern Verirrungen dessel-

---

*) Ueber ihn ist die neueste Monographie von Adolf Müller zu vergleichen. Leben des Erasmus von Rotterdam, eine gekrönte Preisschrift. Hamb. 828. Damit zu verbinden ältere Beschreibungen von Jortin, Burigny, Heß, und der Artikel von Baile Dictionnaire.

**) Im Grunde ist der Name Desiderius Erasmus nur eine lateinische und griechische Uebersetzung des Namens Gerhard = Gernhaber, Liebhaber.

ben, namentlich ſeine ihm ſo oft vorgeworfene Charakterſchwäche, milder beurtheilen. Der einzige Troſt einer unglücklichen Mutter, war er von dieſer in weichlicher Stimmung verhätſchelt, durch die rohen Mißhandlungen ſeiner Lehrer dagegen eingeſchüchtert, mit ſich ſelbſt in einen grauſamen Zwieſpalt gebracht, und daher ſchon früh in der freien Entwicklung ſeines Geiſtes verkümmert und verwahrloſt worden. Dazu kam jetzt noch nach dem Tode ſeiner Mutter die Einſperrung ins Kloſter, die ſeinem ganzen Naturell widerſtand. Wenn kräftigern Naturen, wie einem Luther, eine ähnliche harte Jugendzeit zur heilſamen Schule fürs künftige Leben werden konnte, weil ſolches auch mit der rauhern, häuslichen Erziehung mehr im Einklange ſtand; ſo mußte auf den ſchwächlichen, von Kindesbeinen an verweichlichten Erasmus eine derartige Pädagogik nur verderblich einwirken. Unvermerkt mußte ſich da ſein Geiſt die gefährlichen Waffen ausbilden, womit die Schwachheit ſich gegen den Rohen ſo oft zu helfen ſucht, ich meine eine unendliche Geſchmeidigkeit, und wo dieſe nicht hilft, Liſt und Verſtellung *). Unbekannt mit der Welt, die er erſt ſpäter kennen lernte, unzufrieden mit ſeinen Umgebungen, nur auf ſeine Bücher angewieſen, an denen er Freude hatte, ging an ihm jene friſche Jugendzeit freudenleer vorüber, die Stärkere auch unter ungünſtigen Verhältniſſen ſich zu nutze machen, und es bildete ſich in ihm jene pedantiſche Eitelkeit und unnatürliche Ziererei, die ihn mehr zum Stubengelehrten, zum Dienſtmanne hoher Gönner, als zum unabhängigen Manne des Lebens, zum freien Manne bildete.

In dem Kloſter Stein (Emaus) bei Gouda hatte er fünf ſeiner ſchönſten Jünglingsjahre, vom 19. bis ins 24., wider Willen zugebracht, als er durch den Erzbiſchof Cambray aus ſeinem Gefängniß erlöſt ward. Von nun an ſehen wir ihn, den Vielbegabten und Hochgefeierten, auf den Schauplatz der großen Welt geſtellt, in Verbindung mit Päpſten und Cardinälen, mit Fürſten und ihren Miniſtern, mit den größten Gelehrten und Künſtlern ſeiner Zeit. Wohl dürfte es ſich lohnen, ihn auf ſeinen Reiſen

*) Ein artiges Beiſpiel führt Müller an S. 105. von dem im Kloſter verübten Birndiebſtahl.

nach Paris, nach England, nach Italien und wieder heimwärts nach den Niederlanden zu begleiten, ihn im Kreise seiner zahlreichen und oft schon bejahrten Schüler zu Oxford, oder im Hause seiner edeln Gastfreunde, eines Cardinal Wolsey, eines Thomas Morus und Warham in England, eines Aldus Manutius in Venedig, eines Froben und Amerbach in Basel, oder an den Höfen Heinrich VIII. und des Prinzen Carl von Brabant zu beobachten, oder auch wieder seine schriftstellerischen Leistungen ins Einzelne zu verfolgen. Allein wir dürfen nicht vergessen, daß das Leben des einzelnen Mannes für unsern Zweck nur dann Bedeutung hat, in wie weit es in die Reformationsgeschichte selbst eingreift, oder irgend eine neue Seite des reformatorischen Geistes uns darstellt.

Ohne also länger bei der äußern Lebensgeschichte dieses merkwürdigen Mannes zu verweilen, wollen wir dessen Physiognomie etwas genauer ins Auge fassen, und von seiner Charakteristik so viel hinzufügen, als nothwendig sein wird, um sich seiner wieder lebhaft zu erinnern, wenn wir ihm später auf dem Kampfplatze der Parteien begegnen werden. Wir haben mehrere Bilder von Erasmus, und besonders gelungen ist das von Holbein auf unsrer öffentlichen Bibliothek, das auch in vielfachen Nachzeichnungen vorhanden ist. In Beziehung auf diese Bilder von Erasmus bemerkt Lavater*): „Das Gesicht des Erasmus „ist eines der sprechendsten, der entscheidendsten Gesichter, die „ich kenne. So verschieden diese Gesichter sind, haben sie den„noch alle die furchtsame, zaghafte, bedächtliche Stellung, das „Launigte im Munde und das Freie im Blicke miteinander ge„mein. — Derselbe Ausdruck von Mannigfaltigkeit der Gedan„ken, Furchtsamkeit, Naivetät, Laune. Nirgends ein Zug vor„dringender, zerstörender Kühnheit. Im Auge die ruhige Hei„terkeit des feinen, in sich verschlingenden Beobachters. Dieß „halb geschlossene Auge, von dieser Tiefe, diesem Schnitte, sicher„lich allemal das Auge feiner und kluger Planmacher. Die „Nase ist allen meinen Beobachtungen zufolge sicherlich die des „Feindenkenden und Zartfühlenden. Der zartgeschlossene Mund,

*) In seiner Physiognomik, vgl. Adolf Müller S. 108.

„das breite, und dennoch nicht platte, nicht flache, nicht flei„schige Kinn, das Vielfältige im ganzen Gesichte stimmt treff„lich mit dem Uebrigen überein, und ist Ausdruck von Nach„denken und sanfter Thätigkeit. Die Falten der Stirn sind sonst „gemeiniglich nicht sehr vortheilhaft, sie sind beinahe immer ein „Zeichen irgend einer Schwäche, einer Nachlässigkeit, Lockerheit, „Schlaffheit. Wir lernen aber doch aus unserm Bilde, daß sie „sich auch an großen Leuten finden lassen."

Dieß letztere, was der Physiognomiker von den Falten auf der Stirn bemerkt, läßt sich indessen auch auf die Falten des Charakters anwenden; auch diese lassen sich ja nicht selten an großen, wenigstens an berühmten Leuten finden, und leider! finden wir sie auch bei unserm Erasmus. Doch darf über diesen Falten der zartere Grund seines Gemüths nicht verkannt, und über seinem Schatten das Licht nicht vergessen werden, das von seinem Geiste aus über Europa strahlte, und das manchen seiner engherzigen, allzueinseitigen Tadler verdunkeln dürfte.

Erasmus war, um sein Bild zu vollenden *), klein von Statur, schwächlich, aber wohlgebildet, von zarter Hautfarbe, blonden Haaren und blauen Augen. In seiner Haltung hatte er Würde, seine Kleidung war zierlich und nett. Blick und Stimme angenehm und voll Ausdruck. Er hatte einen Widerwillen gegen alles Rohe, Plumpe, Gemeine. Die feinere Sinnlichkeit stand mit seinen reizbaren Nerven in einer natürlichen Verbindung, während die in seinem Zeitalter nicht selten auch unter dem geistlichen Stande vorkommenden gröbern Ausschweifungen ihn anekelten. Seine schwächliche Gesundheit und frühere Verzärtelung machten ihn abhängig von tausend kleinen Umständen, in welchen Sonderbarkeiten er sich, statt sie kräftig zu überwinden, mit selbstgefälliger Eitelkeit zu gefallen schien. Der bloße Geruch von Fischen z. B. verursachte ihm Uebelkeiten; andern Wein, als Burgunder, konnte er nicht vertragen. Der Ofendampf unsrer geheizten Zimmer setzte seinen Nerven zu. Jeder Windstoß brachte ihm ein Fieber. Reiten war ihm Bedürf-

*) Großentheils nach Müller, nach eigener Anschauung des Holbeinischen Bildes und nach seinen Stellen in seinen Briefen.

ſondern die Pfeiler ſeiner Seele, die Träger ſeines
ſteht. — Ich möchte die Abneigung (Idioſynkraſi
mus gegen die Fiſche faſt daher ſchreiben, daß e
Fiſch war, als Fleiſch und Bein, mehr gewohnt
chen Elemente zu ſchwimmen, und die farbigen
Strahl der Sonne ſpielen zu laſſen, als aufzutre
Erde, oder ſich aufzuſchwingen auf begeiſtertem F
ungewohnten Höhe. Ein in hohem Grade glücklic
niß, Leichtigkeit der Auffaſſung, Gewandtheit der
Beweglichkeit der Phantaſie, und vor allem derjenig
mehr ſpielt und glänzt, als trifft und ſchneidet *), i
was ihn zum fruchtbaren und geiſtreichen Schriftſt
Zeit, zum Lieblingsſchriftſteller aller Gebildeten macht
mann war Erasmus nicht.

Fragen wir, wie es mit dem Chriſtenthum dieſe
geſtanden, ſo war es in der That weder das feurige
Chriſtenthum eines Petrus und Paulus, noch das tie
innigliebende eines Johannes. Es war mehr der äu
ſammenhang der Kirche durch Erziehung, Gewohnheit

*) Dahin ließe ſich wohl, nach den eigenen Andeutungen
faſſers, die Anſicht Müllers modificiren, der ihm den Witz ſ
abſpricht. S. 112.

vor dem Vorwurfe des Abergl
z fassen als Sache der Menschhe
sich nur zu fühlen im Zusamme
Zusammenhange mit dem Reic
m Opfer zu bringen, dahin hat
aller Liebe ergriffene Studium d
es Christenthum gebracht.
auch Erasmus auf verschiedene
wenn gleich mehr auf mittelbar
denn die wissenschaftliche Aufklärun
beförderte (obgleich nicht au
at Erasmus in dieser Hinsicht
Er war es, der das Studium
ratur, an welcher Valla und Reu
ervollkommnete, und der namentl
hischen neuen Testaments, die er
dann Luther seine deutsche Ue
, das göttliche Wort wieder in
Hände der Menschen zu bring

ngeführte Ode auf die heil. Genov

niß, ſonſt ſcheute er jede Leibesbewegung. Als Jüngling, ſo geſteht er ſelbſt von ſich, fuhr er ſchon nur bei dem Namen des Todes zuſammen; natürlich daß er in der Folge ſelbſt über ſich ſcherzte, er ſei nicht zum Märtyrer geboren.

Und doch — wer fühlt ſich nicht angezogen durch die Anmuth ſeines gebildeten Geiſtes, durch die zarte Empfindſamkeit ſeiner Seele, durch die helle, milde Denkart ſeines aufgeklärten Verſtandes, welche nur bisweilen durch kränkliche Verſtimmung ſeines Weſens in augenblicklicher Bitterkeit überging, und ſo einen höchſt unangenehmen Contraſt ſeines Betragens mit ſeinen liebenswürdigen Maximen hervorrief. Ich gebrauche das Wort „Maxime“ abſichtlich, weil mir „Grundſätze“ zu ſtark ſcheint, denn dieſe eben fehlten ihm, wenn man darunter nicht nur die oberſten Verſtandesſätze ſeines moraliſchen Syſtems, ſondern die Pfeiler ſeiner Seele, die Träger ſeines Willens verſteht. — Ich möchte die Abneigung (Idioſynkraſie) des Erasmus gegen die Fiſche faſt daher ſchreiben, daß er ſelbſt mehr Fiſch war, als Fleiſch und Bein, mehr gewohnt, im beweglichen Elemente zu ſchwimmen, und die farbigen Schuppen im Strahl der Sonne ſpielen zu laſſen, als aufzutreten auf feſter Erde, oder ſich aufzuſchwingen auf begeiſtertem Fittig zu einer ungewohnten Höhe. Ein in hohem Grade glückliches Gedächtniß, Leichtigkeit der Auffaſſung, Gewandtheit der Darſtellung, Beweglichkeit der Phantaſie, und vor allem derjenige Witz, der mehr ſpielt und glänzt, als trifft und ſchneidet *), das war es, was ihn zum fruchtbaren und geiſtreichen Schriftſteller ſeiner Zeit, zum Lieblingsſchriftſteller aller Gebildeten machte. Volksmann war Erasmus nicht.

Fragen wir, wie es mit dem Chriſtenthum dieſes Mannes geſtanden, ſo war es in der That weder das feurige, kräftige Chriſtenthum eines Petrus und Paulus, noch das tiefe, klare, innigliebende eines Johannes. Es war mehr der äußere Zuſammenhang der Kirche durch Erziehung, Gewohnheit und eine

*) Dahin ließe ſich wohl, nach den eigenen Andeutungen des Verfaſſers, die Anſicht Müllers modificiren, der ihm den Witz ſchlechthin abſpricht. S. 112.

gewiſſe Achtung vor allem Guten, als der innere, lebendige Zuſammenhang mit Chriſto, was ihn zum Chriſten machte. Was wir ſo eben als Myſtik kennen gelernt haben, im guten, wie im ſchlimmen Sinne, ging dem überwiegend verſtändigen Erasmus total ab. Sein Gefühl ſelbſt war mehr ſittlicher und äſthetiſcher, als rein religiöſes Gefühl. Vermöge dieſes zarten, ſittlichen Gefühls wußte er aber den moraliſchen Theil des Chriſtenthums (wenn man ſich ſo ausdrücken darf) oft wieder auf eine feine, ſelbſt dem innern Leben wohlthuende Weiſe zu erfaſſen. Seine Frömmigkeit iſt eben ſo oft kindlich und aufrichtig, wo er uns den Menſchen zeigt, als auch wieder geſchraubt und zweideutig, wo er den behutſamen Theologen ſpielt. Wo die Religion ſich auf ſein Ich bezieht, da dient ſie ihm in den ſchönen Stimmungen zur Verklärung ſeines Weſens, er iſt dankbar gerührt bei empfangenen Wohlthaten, und ſcheut ſich dann ſelbſt nicht vor dem Vorwurfe des Aberglaubens*). Aber die Religion zu faſſen als Sache der Menſchheit, ſich ihr ganz hinzugeben, ſich nur zu fühlen im Zuſammenhange mit dem Ganzen, im Zuſammenhange mit dem Reiche Gottes, und dieſem alles zum Opfer zu bringen, dahin hatte ihn weder das von ihm mit aller Liebe ergriffene Studium der Alten, noch ſein philoſophiſches Chriſtenthum gebracht.

Demungeachtet bereitete auch Erasmus auf verſchiedenem Wege die Reformation vor, wenn gleich mehr auf mittelbare, als unmittelbare Weiſe. Wenn die wiſſenſchaftliche Aufklärung überhaupt die Reformation beförderte (obgleich nicht ausſchließlich bewirkte), ſo hat Erasmus in dieſer Hinſicht ihr weſentliche Dienſte geleiſtet. Er war es, der das Studium der griechiſchen Sprache und Literatur, an welcher Valla und Reuchlin gearbeitet, noch weiter vervollkommnete, und der namentlich durch ſeine Ausgabe des griechiſchen neuen Teſtaments, die er in Baſel beſorgte, und nach der dann Luther ſeine deutſche Ueberſetzung fertigte, dazu mithalf, das göttliche Wort wieder in urſprünglicher Reinheit in die Hände der Menſchen zu bringen.

*) Man vgl. die früher angeführte Ode auf die heil. Genoveva. Müller. S. 116.

Er war es, der den Sinn für die Schönheiten des römischen und griechischen Alterthums überhaupt wieder anregte, und das Göttliche und Große, das wir auch bei den Heiden, bei einem Cicero und Plutarch, finden, in ein freundliches Licht hob. Er war es aber auch, der das Studium der Theologie von den Fesseln der Scholastik befreite, und eine geschmackvollere Behandlung der heiligen Gegenstände anbahnte. Zugleich aber war auch er es, der, wie Reuchlin und seine übrigen Zeitgenossen, das Treiben der Mönche, gegen deren Stand und Wesen er besonders eingenommen war, mit satyrischer Schärfe aufdeckte und überhaupt eine Menge Gebrechen der Zeit lächerlich machte. Freilich ist, wie wir schon früher bemerkt haben, der bloße Spott noch keine Arznei; ja, er kann oft mehr verletzen, als Gutes wirken. Aber wo er dem tiefern Ernste vorarbeitet, da gleicht er dem ätzenden Scheidewasser, das der Künstler anwendet, um dem nachfahrenden Grabstichel Bahn zu machen, womit er die Gestalten bestimmter und auf die längere Dauer berechnet auf seine Tafel zeichnet.

Ein Buch, in welchem Erasmus die Thorheiten der verschiedenen Stände, besonders aber die des geistlichen Standes und der Mönche, sowie die Pedantereien der Schultheologen und den Volksaberglauben, lächerlich zu machen sucht, ist das berühmte Lob der Narrheit, welches er auf seiner zweiten Reise nach England theils auf dem Pferdesattel, theils auf dem Schiffe ausgearbeitet haben soll, und dann im Hause des Kanzlers Thomas Morus in wenigen Tagen vollendete. Es mag dieß Buch wohl mehr seinem sonderbaren Titel nach jedermann bekannt sein, als daß es heut zu Tage noch viel gelesen würde, und in der That sagt die darin waltende Art von Scherz und Satyre unserm Geschmacke nicht mehr durchgehends zu. Denn obwohl Erasmus die Linie des Anständigen weit seltener überschreitet, als manche seiner Zeitgenossen, so ist das Buch doch nicht frei von Obscönitäten, und bisweilen streicht auch der Spott in religiösen Dingen so an das Frivole, daß ein Ungeübter zweifelhaft sein könnte, ob die Ironie nur dem Mißbrauche der Religion, oder ihr selbst gelten solle. Für uns Basler hat das Buch indessen noch ein besonderes Localinteresse, da unsere Bibliothek

das Exemplar besitzt, wozu Holbein die Randzeichnungen mit der Feder machte.

Ueberhaupt war es denn unsre Vaterstadt, die dem großen Manne nach vielen Wanderungen durch halb Europa zur zweiten Heimath wurde. Oft und viel hätte er bedeutende Anstellungen erhalten können. In Rom wollte ihm der Papst ein hohes und einträgliches Kirchenamt übertragen, nur um ihn in der Nähe zu haben. England und die Niederlande stritten sich um die Ehre seines Besitzes. Aber Erasmus, bei seinem Hange zu persönlicher Unabhängigkeit und zu ungestörten Mußestunden, zog vor, in einer Stadt den Abend seiner Tage zu verleben, die frei nach außen und in ihrer Verfassung, begünstigt durch eine reiche, schöne Umgebung, belebt von einer durch regen Gewerbfleiß blühenden Bürgerschaft, zugleich der Sitz der Gelehrsamkeit, und neben wenigen ihres Gleichen die Zierde des Jahrhunderts war. Die Universität war jetzt in ihrem größten Flor. Zwar trat Erasmus nicht als Lehrer an ihr auf, war aber mit deren Lehrern befreundet, und wurde von allen denen besucht, die der Universität wegen nach Basel kamen *). In Frobens Hause (zum Luft) hatte sich Erasmus seit 1516 niedergelassen. Hier erreichten ihn die Stürme der Reformation. Wir verlassen ihn jetzt an der Grenze dieser ereignißreichen Periode. Zum Schlusse aber noch eine Stelle aus einem seiner Briefe, den er aus Basel an einen Freund schrieb, um Ihnen zu zeigen, was ihn denn so innig an unsere Stadt fesselte.

„Ich glaube mich hier (so schreibt er) **) geradewegs in

*) Zu derselben Zeit lehrten in der Theologie Wyttenbach und Capito, in der Philosophie Glarean (Loroti), in den orientalischen Sprachen Pellican, in den Rechten Amerbach u. s. w.

**) Ad Sapidum. Epp. lib. 1. p. 58. nach der Froben. Ausg. Nam mihi prorsus in amoenissimo quopiam Museo versari videor, ut ne dicam eruditos tam multos et eruditos tam non vulgari more. Nemo latine nescit, nemo graece nescit, plerique et hebraice sciunt: hic in historiae cognitione praecellit, ille callet Theologiam, hic mathematices peritus est, alius antiquitatis studiosus, ille juris consultus. Jam hoc quam sit rarum, ipse nosti. Mihi certe hactenus non contigit in aeque felici versari contubernio. Verum, ut haec sileantur, qui candor omnium, quae festivitas, quae concordia! unum omnibus animum esse jures.

dem anmuthigſten Muſeum zu befinden, um dir nicht alle die vielen und ſehr bedeutenden Gelehrten zu nennen (mit denen ich verkehre). Lateiniſch und griechiſch verſteht jedermann, die meiſten auch hebräiſch. Dieſer zeichnet ſich in der Geſchichte aus, jener in der Theologie. Hier iſt ein trefflicher Mathematiker, dort ein fleißiger Alterthumsforſcher, dort ein (ausgezeichneter) Rechtsgelehrter. Wie ſelten dieß alles beiſammen ſei, weißt du ſelbſt. Mir wenigſtens (und das ſagt der vielgereiſte Erasmus!) iſt bis dahin ein ſo glückliches Zuſammentreffen noch nirgends zu Theil geworden. Aber auch (dieſer wiſſenſchaftlichen Vorzüge) zu geſchweigen, welche Redlichkeit waltet überall, welche Freundlichkeit, welche Eintracht! Du würdeſt dich verſchwören, daß alle nur ein Herz und eine Seele hätten!" Wohl einer Stadt, die ſolche Zeugniſſe aufzuweiſen hat in ihrer Geſchichte, und die, ähnliche der Nachwelt zu hinterlaſſen, ſich zu keiner Zeit entmuthigen läßt!

Neunte Vorleſung.

Die ſtumme Komödie. Verhältniß Reuchlins und Erasmus zu Luther. — Politiſcher Zuſtand Europa's, Deutſchlands und der Schweiz insbeſondere. — Luthers Jugendjahre.

Als Kaiſer Karl V. im Jahre 1530 den Reichstag zu Augsburg bezog, meldete ſich (ſo erzählt man) eine Geſellſchaft, die, zum Ergötzen des Kaiſers und ſeines Bruders Ferdinand, nach der Tafel eine ſtumme Komödie (Pantomime) aufführen wollte, was ihr auch geſtattet ward. Zuerſt betrat nun die Scene ein Vermummter in der gewöhnlichen Kleidung der Doctoren, dem der Name Capnio (der griechiſche Name Reuchlins) auf den Rücken geſchrieben war. Er trug ein Bündel von krum-

men und geraden Stäben, die er in die Mitte des Saales warf und wieder abtrat. Ihm folgte ein zweiter, als Weltgeistlicher gekleidet und mit Erasmus Namen bezeichnet, der sich bemühte, die hingeworfenen Stäbe zu ordnen, und die krummen unter ihnen gerade zu beugen. Als er aber sah, wie vergeblich seine Arbeit sei, schüttelte er verdrießlich den Kopf, und verließ die Scene. Darauf erschien als Mönch gekleidet Dr. Martin Luther, der die krummen Reiser anzündete, und als die Flamme aufschlug, sich wieder entfernte. Nun trat einer als Kaiser angethan in den Saal, und da er das Feuer die krummen Reiser verzehren sah, fuhr er mit dem Degen dazwischen, wodurch die Flamme, statt zu erlöschen, nur mehr angeschürt wurde. Endlich erscheint auch der Papst. Dieser schlägt vor Schreck die Hände über den Kopf zusammen, und sieht sich nach Mitteln um, den Brand zu löschen. In der Ferne stehen zwei Eimer, der eine mit Oel, der andere mit Wasser gefüllt. In der Herzensangst greift er nach dem Oel, und gießt dieß in die Flamme. Das Feuer greift ernstlich um sich; die Schauspieler benutzen die Verwirrung, die unter den Zuschauern entsteht, zu entkommen, und als man ihnen nachfragte, sind sie entschwunden.

Diese Anekdote mag nun wahr oder erdichtet sein *), so giebt uns die hier erzählte stumme Komödie in einem kurzen, treffenden Bilde die Geschichte der deutschen Reformation. Reuchlin und Erasmus, mit denen wir uns in der vorigen Stunde beschäftigt haben, sie hatten die Reiser theils zum Brande herbeigebracht, theils vergeblich gestrebt, das Krumme gerade zu machen. Aber der Funke, den Luther hineinwarf in den dürren, seinem Verderben nahen Brennstoff, der zündete, und weder Kaiser noch Papst vermochten sie aufzuhalten, die Riesenflamme, die sie nur stets vergrößerten durch ihren Widerstand. —

*) Sie findet sich, so viel ich weiß, zuerst bei Majus in der Vita Reuchlini (Durlach 1687.) p. 546., bei Mayerhoff S. 79. und bei Adolf Müller S. 358. Majus giebt zwar den Ort nicht an, aber das Jahr 1530 läßt auf Augsburg schließen. Bei feierlichen Anlässen wurden in damaliger Zeit häufig von Bürgern der Städte Komödien aufgeführt.

An ähnlichen Gleichniſſen und Bildern war die Zeit reich. So hieß es unter anderm auch, Erasmus habe das Ei gelegt, Luther es ausgebrütet, und auch hierin liegt ausgedrückt, vielleicht unbewußt dem, der das Bild erfand, daß eben das Belebende, Befruchtende, Erwärmende von Luther ausging, während die Beſtrebungen des Erasmus und Aehnlicher nur den kalten Stoff bereiteten.

Eben deßhalb beginnen wir auch, wie ſchon früher bemerkt iſt, mit Luthern ſelbſt die eigentliche Reformationsgeſchichte im engen Sinne des Wortes.

Faſſen wir nun noch einmal die Beſtrebungen zuſammen, welche bisher für die Reformation geſchehen, ſo werden uns dieſe Beſtrebungen, im Vergleich mit dem, was ihnen auf dem Fuße folgte, mehr vereinzelt erſcheinen, ſowohl ihren Quellen als ihren Wirkungen nach. Bei den meiſten antikirchlichen Secten des Mittelalters war es mehr nur ein unklares Gefühl geweſen, welches die Bewegungen derſelben leitete. Die Waldenſer machten zwar eine rühmliche Ausnahme; allein ihre Verhältniſſe waren zu enge, als daß das, was in dieſen Verhältniſſen gut nnd zweckmäßig war, ſich auf die große Kirche hätte anwenden laſſen, z. B. die Gütergemeinſchaft und die Entbehrlichkeit des Lehrſtandes. Den Reformationsverſuchen, die von der Kirche ſelbſt ausgingen, auf den Synoden zu Conſtanz und Baſel fehlte es an der rechten Energie. Die Männer vom kirchlichen juste milieu hatten viele ſchöne und zweckmäßige Gedanken angebahnt; aber theils waren ſie ſelber wieder in Vorurtheilen von der kirchlichen Gewalt der Synoden befangen, wie Gerſon, der bei aller Liberalität zum Tode Huſſens ſtimmte, theils wurden ſie in der Folge wieder ihren Grundſätzen untreu, wie Aeneas Sylvius. Die Fortſchritte, welche die wieder auflebende Wiſſenſchaft machte, waren allerdings ein ſchönes Zeichen der Zeit, aber ſie ſtanden zu wenig in Berührung mit dem Leben ſelbſt, namentlich mit dem frommen, chriſtlichen Leben. Dieſes zog ſich lieber in das Dunkel der Myſtik zurück, deren Charakter wir in der letzten Stunde betrachtet haben. Statt hinauszutreten in die froſtige Welt, und die Flamme der Religion ihr einzuhauchen, nährten die Myſtiker die Flamme nur im ſtillen Heiligthum

ihres Gemüths, und machten ſie nur denen zugänglich, die mit ihnen dieſelbe Stimmung theilten. Sie verbauten all' ihre geiſtige Kraft in dem Tempel der Gemüthswelt, deſſen tiefſinnige Symbolik und Allegorie den Ungeweihten ein hieroglyphiſches Räthſel blieb, ſtatt daß ſie hinausgetreten wären auf die Zinne des Tempels und gewagt hätten, auch auf dem Markte des Lebens den unbekannten Gott zu verkünden in der alltäglichen, jedem verſtändlichen Sprache. Ueber dem Spruche des Heilandes, daß man die Perlen nicht vor die Schweine werfen ſolle, ſcheinen ſie vergeſſen zu haben, daß das Reich Gottes einem Sauerteige gleicht, der nicht allein bleiben darf, ſondern die Maſſe durchſäuern muß, und daß jeder wuchern müſſe mit ſeinen Pfunden zum gemeinen Nutzen des himmliſchen Reiches. Ihr verborgenes Leben in Gott brach wohl hervor, wie die Morgenröthe über der in Schlummer verſunkenen Welt, und einzelne ihrer Strahlen ſchloſſen menſchliche Herzen dem göttlichen Lichte auf; aber zu jener Mittagshöhe der Vereinigung von Licht und Wärme, die zu Erzielung allgemeiner Fruchtbarkeit nöthig iſt, brachte es die im Nebel ihrer Vorſtellungen verſtrickte Sonne der Myſtiker nicht. Aber eben ſo wenig war das wieder angeſteckte Licht der Wiſſenſchaft dieſer Sonne zu vergleichen. Auch ſie glich mehr nur dem Frührothe, welches den Horizont begrenzt, oder (wenn Sie lieber wollen) dem kalten Mondſcheine, der die Nacht zwar erhellt, aber nicht erwärmt, bei dem ſich wohl leſen und phantaſiren und träumen läßt in ſchönen Stimmungen, aber nicht arbeiten und kämpfen, und an dem jedenfalls nur die ein Vergnügen finden können, die nicht allzuſehr ſchon des Tages Laſt und Hitze getragen, ſondern die zum bequemen Genuſſe des Lebens geſchaffen ſcheinen. Jene geprieſene Liberalität der Mediceer hatte viel Aehnliches mit der höfiſchen Gönnerſchaft der Auguſte und Mäcenate zur Zeit, da das Chriſtenthum in die Welt trat, oder mit der eines Richelieu und Ludwig XIV. in ſpäterer Zeit. Es war ein Baum der Erkenntniß, gepflanzt nicht in einem Paradieſe, ſondern in einer ſittlichen Wüſte, die abſichtlich wüſte gelaſſen wurde für die Menge. Keine Verbindung war gegeben zwiſchen ihm und dem Baume des Lebens, und mancher, der die verbotene Frucht koſtete, aß

ſich an ihr den geiſtigen Tod. Unglaube und Aberglaube ſtritten ſich — wie ſchon früher bemerkt — um die Herrſchaft, auch in den Herzen der Edlern und Beſſern.

Was daher auch die einzelnen Gelehrten betrifft, welche auf den Verſtand und Geſchmack ihres Zeitalters zu wirken ſuchten, ſo äußerte ſich dieſe Wirkſamkeit zunächſt auch nur wieder in dem Kreiſe der gelehrten Welt und der Vornehmern, die mit ihr in Verbindung ſtanden. Ein intereſſantes Schauſpiel mochte es immerhin gewähren, zu ſehen, wie Genialität, Witz und Gelehrſamkeit weniger ihre Kraft maßen mit der rohen, an äußern Mitteln ihr weit überlegenen Gewalt des Aberglaubens und der mönchiſchen Finſterniß. Der in der vorigen Stunde erzählte Streit Reuchlins mit den Cölnern hatte die ganze Gelehrtenrepublik in Aufruhr gebracht; es war eine eigentliche Komödie, wo von allen Seiten her die Freunde des Lichts ſich Beifall klatſchten und die Finſterlinge ausziſchten und auspochten. Aber das Volk nahm an der Komödie wenig Antheil, als daß hie und da einer mitlachte über Dinge, die er ſelbſt nicht verſtand, und froh war, wenn die verhaßten Mönche einmal eine Niederlage erlitten, ohne eigentlich den Grund derſelben einzuſehen. Noch weniger, als die Streitſache Reuchlins, konnten die Angriffe des Erasmus auf allgemeine Theilnahme rechnen. Seine Witze glichen mehr dem Wetterleuchten, das augenblicklich den Horizont erhellt, als daß ein nachdrücklicher Donner und ein befruchtender Regen dem Geiſtesblitze gefolgt wären. Jedenfalls galten die Angriffe Reuchlins und Erasmus mehr den Vorwerken der feindlichen Veſte, als der Citadelle, und trafen mehr die Extremitäten des Körpers, als daß ſie unmittelbar in deſſen Herz gegriffen hätten.

Am meiſten wäre wohl mit Luthern, der tiefern und zugleich praktiſchen Richtung des Geiſtes nach, Huß zu vergleichen. Allein Huß kam zu früh für ſeine Zeit und ging eben deßhalb unter im Kampfe. Auch war ſein Widerſpruch gegen das Beſtehende unbeſtimmter, weniger motivirt, als es in der Folge bei Luther und ſeinen Zeitgenoſſen der Fall war; daher die traurige Reaction des Huſſitenkrieges. Man hielt ſich am Kelch und an einzelnen Punctenauf, ſtatt das Ganze ins Auge zu faſſen.

Nun aber machte es gerade die Zeit zwiſchen Huß und Luther möglich, daß dieſer in beſtimmterer Weiſe und mit ſichererm Erfolg auftreten konnte, als jener. Die bloße Aufklärung, welche die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften brachte, hätte freilich die Reformation nie hervorgebracht aus eigener Kraft; denn nicht aus der Einſicht geht das Große hervor, ſondern aus dem Gemüth und dem verſtändig und gemüthlich beſtimmten Willen. Der Freidenker iſt noch kein Märtyrer, vielmehr ſcheut er in der Regel die Flammen des Scheiterhaufens. Aber von der andern Seite kann auch die wohlgemeinteſte Frömmigkeit, der gutmüthigſte Glaube eines beſſer Denkenden nichts ausrichten, wenn die allgemeine Bildung, die geförderte Intelligenz des Ganzen ihm nicht Beifall nickend entgegen kommt. Wo die fromme Einfalt der Zeit den wahrhaft Weiſen und Frommen nicht begreift, da wird dieſer ein Opfer, wie es bei Huß der Fall war. Es kam alſo Luthern und Zwingli gar ſehr zu ſtatten, daß in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ſo manches vorgegangen war, was die Köpfe aufhellte und für freiere Ideen empfänglich machte, und in ſo fern hatten ſie allerdings einen leichtern Stand, als Wiklif, Huß und Hieronymus zu ihrer Zeit. Dieß nimmt ihnen aber auch von der andern Seite nichts an ihrer wahren Größe. Die Geſinnung iſt es, die den Märtyrer macht, nicht die Kataſtrophe, und dieſer Geſinnung nach ſtehen die Reformatoren nicht zurück hinter Huß. Einen Zwingli ſehen wir wirklich fallen, zwar als Kämpfer in der Schlacht, nicht als Opfer auf dem Scheiterhaufen, und was Luther betrifft, ſo iſt es erwieſen, und es wird ſich auch uns aus ſeiner Geſchichte zeigen, daß er für ſeine Perſon das Feuer nicht ſcheute. Kühn ging er ins Feuer, und würde ſich eben ſo gut haben verbrennen laſſen, als Huß es gethan hat. Und an dieſem Willen hatte dießmal der Himmel ſein Genügen. Nicht eigene Zaghaftigkeit war es, wie bei Erasmus, welche Luthern dem Scheiterhaufen entzog; ſondern die Macht der Umſtände, vor allem die Macht der vorgeſchrittenen Aufklärung und Bildung war es, welche ihn über den Scheiterhaufen weghob, und wie die Luft den Fittig des Adlers trägt, ſo konnte jetzt der Geiſt der Reformation in der freiern Atmoſphäre um ſo ſchöner

seine Schwingen entfalten. Nicht waren es mehr einzelne Sterne, die am dunkeln Himmel glänzten, wie zur Zeit des frühern Mittelalters. Luther, Zwingli, Calvin, sie stehen nicht allein da, sondern sie sind nur die größern Lichter unter den vielen, die allmählig aus der Tiefe der Nacht auftauchen, und ihr flammendes Zelt über die Erde ausbreiten.

So war also die Zeit gekommen, wo das, was bisher vereinzelt gewirkt hatte, zusammen wirken konnte. Was die Mystik Wahres, Großes und Tiefes in sich faßte, das ging auf in dem frommen Gemüthe Luthers und trug Früchte im Volke. Aber auch, was die Wissenschaft geleistet, ging nicht ungenutzt an seinem und seiner Mitarbeiter Geiste vorüber. In seiner Person mochte das praktisch-fromme Element vorwalten, wie es auch gut war bei dem, der sich an die Spitze stellte; aber das verständig-kritische, das wissenschaftlich aufklärende Element machte ebenfalls sein Recht geltend, und eben in dieser Durchdringung beider Elemente, des Gemüthlichen und des Verständigen, des Religiösen und des Wissenschaftlichen, der Herzensfrömmigkeit und der Geistesbildung, liegt das dynamische Lebensprincip, ich möchte sagen, das Geheimniß der Reformation. Gerade darin, daß man nicht sagen kann, was allein gewirkt oder vorzüglich, ob die Einsicht, oder der bessere Wille, ob die Trefflichkeit der Personen oder die Gunst der Umstände, gerade darin — sage ich — liegt das Interessante, das Großartige der Erscheinung; denn das, was uns am meisten anzieht in der Natur, wie in der Geschichte, ist das Leben. Das Leben aber ist das Unerklärliche, ein ewiges Wunder, und wenn wir auch bis auf einen gewissen Grad die Elemente, die das Leben bilden, atomistisch aufzählen, mechanisch an einander reihen können, so entzieht sich doch das eigentliche Moment der geistigen Schöpfung unsrer Berechnung, und läßt in uns die bloße, reine Anerkennung der Thatsachen und deren Bewunderung zurück.

Wir haben uns nun bisher Mühe gegeben, die einzelnen Elemente, so gut es uns gelingen mochte, aufzuzählen. Noch müssen wir aber, ehe wir den chemischen Proceß vor sich gehen sehen, das Gefäß betrachten, in welchem er sich erzeugt, welches Gefäß selbst nicht ohne Einfluß auf den Proceß geblieben

iſt, und von ihm hinwiederum einen umgeſtaltenden Eindruck erhalten hat, ich meine den politiſchen Zuſtand Europa's um dieſe Zeit *).

Auf den Trümmern des untergegangenen Römerreiches im Weſten Europa's hatte ſich das neu europäiſche Staatenſyſtem aufgebaut aus den ſonderbarſten Beſtandtheilen. Allmählig war in das Chaos der Völkerwanderung Licht gedrungen, gewiſſe Nationalitäten hatten ſich ausgeſchieden, und nachdem bald das eine Volk wieder das andere verdrängt hatte, wozu denn noch die Einfälle der mahomedaniſchen Völkerſchaften kamen, finden wir nach den Zeiten Karls des Großen und ſeines Sohnes Ludwigs des Frommen, der das fränkiſche Reich unter ſeine Söhne getheilt hatte **), die Baſis zu derjenigen Staateneintheilung gelegt, wie ſie, mit mehr oder weniger Veränderungen im Einzelnen, ſich ihren Grundzügen nach bis auf den heutigen Tag zu erhalten geſtrebt hat. Doch iſt alles noch roher Anfang. Das Feudalweſen hemmt den freien Verkehr der Völker unter einander. Das Recht des Stärkern gilt durchweg; man ſieht nur Adelige, Prieſter und Leibeigene. Allein wie im Kirchlichen und Wiſſenſchaftlichen, ſo ſehen wir auch im Politiſchen ſchon von den Zeiten der Kreuzzüge an ſich eine gewaltige Veränderung vorbereiten. Es beginnt aufzuthauen, und die ſtarre Eisrinde, die den Fluß des Lebens gehemmt hatte, fängt zu ſchmelzen an. Die Städte gewinnen mehr und mehr an Bedeutung, und von ihnen gehen Bildung und Induſtrie aus, während ein großer Theil des Adels durch die Kreuzzüge und andere Fehden verarmte. Nach und nach bilden die Städte, um ſich gegen die Bedrückungen des Adels zu ſchützen, Burgrechte, und die Kaiſer wie die Päpſte verleihen ihnen Privilegien. Das Zunftweſen kommt in Aufnahme und ſetzt der Feudalariſtokratie eine Bürgerariſtokratie entgegen. Aber in demſelben Grade, als die Men-

*) Vgl. hierüber vorzüglich Johann von Müllers allgem. Geſch. das 18. und 19. Buch, Robertſons Geſchichte Karls V., F. Raumers Geſchichte Europa's ſeit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Leipzig. 832. 2 Bde., und Villers Influence de la Réformation de Luther. Paris 804. p. 45 — 54.

**) Durch den Vertrag zu Verdun, 843.

ſchen wohnlicher werden, hört auch die Luſt auf, ſein Brot mit dem Schwert in der Ferne zu ſuchen, wie es noch in den Kreuzzügen der Fall geweſen war. Die Bürger wehren ſich für ihre Stadt; aber dem Heerbanne des Kaiſers zu folgen in eigener Perſon, geſtatten ihnen die Verhältniſſe nicht mehr. Es bilden ſich allmählig eigene Claſſen von Söldnertruppen (Landsknechten) zu ſtehenden Heeren. Dazu kommt eine große, weſentliche Veränderung in der Kriegsführung ſelbſt durch die Erfindung des Schießpulvers und der Feuergewehre *). Es macht dieſe Erfindung offenbar eine eben ſo große Epoche in der politiſchen und militäriſchen Welt, als die Entdeckung Amerika's in der des materiellen, und die Erfindung der Buchdruckerkunſt in der des Gedankenverkehrs, und daß dieſe drei großen Kriſen in der Entwicklung der Menſchheit ſo nahe zuſammen fallen, wer möchte darin eine höhere, leitende Hand verkennen?

Dieſe drei großen Entdeckungen im Gebiete der Geographie, der Natur und der Kunſt ſind gleichſam die drei Pforten, welche der Geiſt der Zeit in die mächtigen Felſen ſprengte, die bisher die Welt des Mittelalters abgeſchloſſen hielten, und durch welche er einzieht in die neue Periode der Reformation, in die Periode der größern Mündigkeit, der höhern Bildung, aber auch in die Periode der größern Gefahren und der verwickeltern Kämpfe. Laſſen Sie uns nun die Weltcharte ſelbſt vor unſern Augen entrollen und die einzelnen Staaten flüchtig betrachten, namentlich die, in welchen und auf welche die Reformation ſelbſt gewirkt hat.

Zwei Mächte ſind es, die ſich im Gleichgewicht zu halten ſuchen, und ihre Kräfte an einander meſſen. Die Macht Oeſtreichs und Frankreichs. Durch den Beſitz der Niederlande und die Erwerbung Burgunds hatte ſchon Maximilian I., der zur Zeit der beginnenden Reformation die deutſche Kaiſerkrone trug, ein bedeutendes Anſehn erlangt. Allein weniger war er ſelbſt glücklich in der Behauptung und Vermehrung ſeiner Macht, als in

*) Eine intereſſante Schrift, welche dieſe Veränderungen ins Specielle durchführt, iſt die ſo eben erſchienene von Dr. Barthold, Georg von Frundsberg oder das deutſche Kriegshandwerk zur Zeit der Reformation. Hamb. 834.

der Stiftung vortheilhafter Ehen für ſeine Nachkommen. Durch die Vermählung des Prinzen Philipp mit der ſpaniſchen Johanna, der Erbin der kurz zuvor vereinigten Reiche von Caſtilien und Aragonien, und durch günſtiges Geſchick kam die Krone Spaniens, vereint mit der deutſchen Kaiſerkrone, auf das Haupt ſeines Enkels, Karls V., dem zugleich die Erbſchaft Neapels und ein großer Theil der americaniſchen Beſitzungen zufiel. Auf dieſe Weiſe hätte alſo die öſtreichiſche Macht leicht jedes neben ihr aufkommende Streben erdrückt, wenn nicht die mehr concentrirte, als extenſive Macht Frankreichs einen Damm entgegengeſetzt hätte.

Frankreich, das nach langem, hartnäckigen Kampfe die Engländer aus dem Norden des fränkiſchen Feſtlandes vertrieben, fühlte ſich vor allem mächtig durch die compacte Einheit des monarchiſchen Princips, welche in Deutſchland durch die Mittelmacht der kleinern Fürſten gebrochen war. Schon Ludwig XI. hatte aus allen Kräften dahin gearbeitet, die Macht der Vaſallen zu beugen, und die Stützen des königlichen Thrones zu befeſtigen. Karl VIII. und Ludwig XII. hatten im Kampfe um den Beſitz Italiens ihre Waffen mit wechſelndem Glücke gegen Oeſtreich verſucht, und nun ſtand Franz I., ein jugendlicher Herrſcher, an der Spitze des mächtigen Reiches. Wie viel die politiſche Rivalität zwiſchen Karl V. und Franz I. zur Erleichterung der Reformation beigetragen habe, obwohl beide bemüht waren, ſie zu unterdrücken, werden wir ſpäter ſehen.

Mitten zwiſchen dieſen beiden bedeutenden Mächten hatte die Schweiz eine wichtige Stellung, und von der Zeit an, da Ludwig als Dauphin den Muth der Eidgenoſſen in der Schlacht bei St. Jacob (1444) erprobt hatte „von dieſer Zeit an (ſagt Joh. von Müller) ſuchte Frankreich Freundſchaft und Bündniſſe mit ihnen.“ Von da an beginnt aber auch die Periode des Verfalles ſchweizeriſcher Selbſtſtändigkeit in dem Maße, als die politiſche Bedeutung des Landes von der andern Seite zunimmt. Bald ſehen wir die Söhne des freien Landes im Dienſte Frankreichs, bald der Päpſte, bald anderer Herrn um Geldeslohn ihr Leben verkaufen, bis endlich Franz I., der in dem mailändiſchen Kriege ihre Tapferkeit kennen gelernt hatte,

mit ihnen (1516) einen ewigen Frieden schließt, wodurch die Schweiz ein Bundesgenosse Frankreichs ward, gegenüber dem mächtigen und seit dem Schwabenkriege aufs neue verhaßten Oestreich, welches unter Maximilian I. vergebens gestrebt hatte, sie wieder an das Reich zu bringen.

Nächst Oestreichs und Frankreichs Macht erscheint die Macht Englands als eine der bedeutendern in Europa, obwohl es erst jetzt, von den Franzosen auf sein eigenes Inselland zurückgedrängt, anfängt, seine eigenthümlichen Vorzüge, die die Natur ihm angewiesen, auf kluge Weise zu erkennen und zu nutzen. Noch waren ihm indessen in der Seemacht die Portugiesen überlegen, und die geschicktesten Künstler, welche die Industrie des Landes beförderten, waren Fremde. Den merkwürdigen Antheil, welchen Heinrich VIII. an der Reformation nahm, werden wir später zu berücksichtigen haben. So viel ist gewiß, daß vielmehr die Reformation eine Wirkung auf die politische Geschichte Englands im 16. und 17. Jahrhundert gehabt hat, als daß jetzt schon die politische Lage Englands bedeutend auf die Geschichte der Reformation gewirkt hätte.

Italien, obwohl der Sitz der Künste und der päpstlichen Macht, bietet einen traurigen Anblick dar. Zerfallen in eine Unzahl kleiner, theils monarchischer, theils republicanischer Staaten, innerlich zerrissen durch eine Menge von Factionen und Parteiungen, ist es das Kriegstheater, auf welchem Franzosen, Deutsche und Spanier sich den Vorrang streitig machen. Für die Reformationsgeschichte hat das Land an sich weniger Bedeutung. Roms kirchliches System blieb das alte; seine politischen Kämpfe aber, der Krieg des Papstes mit dem Kaiser, wurden ein augenblicklicher Ableiter für die Verfolgungen des Protestantismus in Deutschland.

Die nordischen Reiche kommen vor der Hand noch wenig in Betracht. Erst durch seinen Gustav Vasa (1524) wurde das vom dänischen Joche befreite Schweden eine Hauptmacht in der Reihe der protestantischen Länder. Noch weniger ist über Rußland zu sagen. Polen war eine große Macht; aber die Leibeigenschaft hinderte die Cultur, und vielfache Streitigkeiten im Innern hemmten seinen Einfluß nach außen.

Eine Macht aber sehen wir hauptsächlich im Streben ihrer Ausdehnung begriffen, die, als Feindin der gesammten europäischen Menschheit, als Erzfeindin der Christenheit, als eigentlicher Vorbote „des antichristlichen Reichs", den Zeitgenossen verderblich erscheinen will — die Macht des Türken. Die asiatische Völkerschaft der Turkomanen hatte sich, wie schon früher bemerkt worden, unter Mahomed II. Constantinopels bemächtigt, 1453. Immer weiter drangen sie vorwärts in das Herz Europa's. Griechenland, die Moldau, Walachei, waren in ihrem Besitze. Zu verschiedenen Malen ward durch sie der deutsche Kaiserthron gefährdet. 1529 belagern sie Wien. Der Türkenkrieg schlingt sich auf wunderliche Weise in die Geschichte der Reformation. Ja, er gab einen, wiewohl sehr indirecten, Anlaß zu ihr, indem man in der Betreibung der Türkensteuer einen Vorwand fand zum Ablaßkrame. Aber eben dieser Türkenkrieg war auch nicht selten eine heilsame Ableitung für die Bekämpfung des Protestantismus; denn nächst den Religionsirrungen war von nichts auf den Reichstagen mehr die Rede, als eben von diesem Kriege, und öfter wurden den Protestanten Concessionen gemacht, um sie desto leichter zur Theilnahme an einem Kampfe zu bewegen, der von allen Parteien als ein heiliger Kampf angesehen wurde. Dieß — freilich nur in flüchtigen Zügen — die allgemeine politische Lage Europa's zur Zeit der Reformation. Da wir indessen hauptsächlich die Bewegungen in Deutschland und der Schweiz betrachten werden, so müssen wir der innern Gestalt und Verfassung dieser Länder noch einen Blick gönnen. Das deutsche Reich bildete einen Bundesstaat unter dem gemeinsamen Reichsoberhaupte, dem Kaiser. Schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts hatte es durch die goldene Bulle unter Karl IV. (1356) eine bestimmte Verfassung erhalten. Sieben Churfürsten, als die vornehmsten Glieder des Reichskörpers, sollten, nach dem eigenen Ausdruck der Bulle *), „wie sieben herrliche Leuchter in der Einheit des siebenfältigen Geistes" das heilige Reich erleuchten. Sie waren die geheimen Räthe des Kaisers. Gleich nach dessen Tode sollten sie sich zur Wahl des neuen Reichs-

*) Bei Joh. v. Müller a. a. O.

oberhauptes in der freien Stadt Frankfürt am Main versammeln, und daselbst ein Conclave halten, das mit vielen Ceremonien verbunden war. Eine gewisse Analogie dieser Kaiserwahl durch die Wahlfürsten mit der Papstwahl durch die Kardinäle läßt sich nicht verkennen; wie denn auch der neu gewählte Kaiser den Eid zu leisten hatte für Aufrechthaltung des katholischen Glaubens und der päpstlich-apostolischen Macht. Nach geschehener Wahl und abgelegtem Eide pflegte dann die Krönung, früher in Aachen, nachher in Frankfurt selbst, unter großen Feierlichkeiten statt zu finden. Die Reichsinsignien bestanden in einer goldenen Krone, einem Scepter, dem Reichsapfel, als dem Symbole der Weltherrschaft, dem Schwerte und Evangelienbuche Karls des Großen und einem kostbaren Mantel. Jeder der Kurfürsten übte sein eigenthümliches Amt bei der Bedienung des Kaisers, und jeder hatte seine eigenthümlichen Vorrechte. Von den Kurfürsten gehörten übrigens drei dem geistlichen und vier dem weltlichen Stande an. Die erstern waren die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Cöln, als Repräsentanten der geistlichen Aristokratie, die letztern der Herzog und König von Böhmen, der Pfalzgraf beim Rhein, der Herzog von Sachsen, und der Markgraf von Brandenburg. Unter ihnen zeichnete sich besonders Friedrich III., der Weise, als Beförderer der Reformation aus. Entsprossen aus der albertinischen Linie der Herzoge von Sachsen *), ward er nach dem Tode Maximilians I. zum Reichsverweser erwählt **), und nicht viel fehlte daran, daß ihm die Kaiserkrone selbst wäre übertragen worden. Um eine größere Einheit in das wunderlich zusammengefügte Ganze zu bringen, hatte Maximilian I. alle nicht kurfürstliche Lande in 6 Kreise getheilt, in den bairischen, schwäbischen, rheinischen, westphälischen, niedersächsischen

*) Er war der Sohn jenes Ernst, der einst in früher Jugend mit seinem Bruder Albert durch Kunz von Kaufungen von dem Schlosse zu Altenburg entführt worden war (Der sächsische Prinzenraub.). Unter diese beiden Brüder wurden auf dem Leipziger Vertrage 1485 die Länder ihres Vaters, Friedrichs des Sanftmüthigen, so vertheilt, daß die thüringischen Lande an Ernst, die meißnischen an Albert fielen. Alberts Sohn war Herzog Georg, der Gegner der Reformation.

**) Schon zweimal zuvor hatte er dieses Vicariat versehen, 1496 und 1501.

und fränkiſchen. Unter den Städten aber zeichnen ſich im mittlern und ſüdlichen Deutſchland durch Kunſt, Handel und Gewerbfleiß aus die freien Reichsſtädte Nürnberg, Augsburg, Ulm, Frankfurt am Main, Straßburg, Aachen, Worms — Städte, welche größtentheils wichtig werden in der Reformationsgeſchichte, und von denen mehrere die Reformation ſelbſt annahmen. Es iſt überhaupt nicht unwichtig, zu bemerken, wie im Ganzen Handel und Induſtrie mit dem Proteſtantismus in einer unläugbaren Wechſelwirkung ſtehen, während der Katholicismus ſich in den Gegenden eher erhalten konnte, wo dieſe Regſamkeit fehlte. Im Norden Deutſchlands hatte ſich zum Schutze gegen Seeräuberei ſchon ſeit Jahrhunderten die deutſche Hanſa gebildet, welcher Bund aber in der Folge noch anderweitige, politiſche und mercantiliſche Wichtigkeit erhielt. Es gehörten zu dieſem Bunde nicht nur die jetzt ſo geheißenen Hanſeſtädte Hamburg, Lübeck und Bremen, ſondern auch andere angeſehene Städte, wie Braunſchweig, Anclam, Danzig, Stettin, Stralſund, Magdeburg, Cöln, und eine Menge größerer und kleinerer Städte, deren Zahl zu verſchiedenen Zeiten gewechſelt hat. Durch das ariſtokratiſche Uebergewicht der Städte auf der einen, und das Anſehen der Kurfürſten und ſouveränen Herzoge, Land- u. Markgrafen auf der andern Seite wurde die Monarchie des Kaiſers und der Einfluß des öſtreichiſchen Hauſes gewaltig beſchränkt. Eine Gährung in dieſer Hinſicht giebt ſich mitten unter den Reformationskämpfen fortwährend zu erkennen. Was den Adel betrifft, ſo hatte dieſer, ſeit der Lockerwerdung der feudaliſtiſchen Bande, großentheils ſeine urſprüngliche Geltung verloren. Wie viele unter den adeligen Herrn ein eigentliches Räuberleben geführt und als Weglagerer die ruhig vorüberziehenden Kaufleute oder frommen Pilger geplündert haben, wie daraus unzählige Fehden zwiſchen ſolchen Rittern und den durch ſie beleidigten Städten, zwiſchen weltlichen und geiſtlichen Herrn, zwiſchen Burgen und Klöſtern entſtanden, iſt eine bekannte Erſcheinung des Mittelalters. Dieſem Unweſen hatte jedoch Maximilian I. durch den ſogenannten ewigen Landfrieden und Errichtung des Reichskammergerichts abzuhelfen geſucht, ein bedeutender Schritt zur Civiliſation! Allein das neue Geſetz wurde nicht ſo bald ge-

halten, als gegeben, und ſo haben wir denn auch im Reformationszeitalter die Zeiten des Fauſtrechts, die manche übrigens auch heut zu Tage wieder erwecken möchten, noch nicht ganz hinter uns. Selbſt edlere Männer, die ſich der Reformation in allen Treuen annahmen, wie der tapfere Franz von Sickingen auf dem Schloſſe Ebernburg, und noch mehr ſein Schwager Götz von Berlichingen mit der eiſernen Hand, dürften mit ihrem ritterlichen Fehdegeiſte einen Beleg dazu geben. Uebrigens war es eben dieſer „Adel deutſcher Nation", wozu ein Ulrich von Hutten, ein Hartmuth v. Kronberg u. a. gehörten, welchem die Sache der Reformation kräftigen Schirm verdankte; obwohl Luther ſich deßhalb nicht ſcheute, die Gebrechen deſſelben zu rügen, wie die Folge uns lehren wird. Der Bauer war vollends in dem Zuſtande der Hörigkeit, ein Leibeigener des Adels, der Geiſtlichkeit und mitunter auch der Städte. Verſuche, ſich aus dieſem Zuſtande gewaltſam zu befreien, und auch wohl die Zwecke und Grundſätze der Revolution mit denen der Reformation zu einem unlautern Amalgam zu vermengen, werden uns ſpäter begegnen.

Die deutſche Sprache, dieſes mächtige Werkzeug des proteſtantiſchen Geiſtes, war in einer neuen Periode ihrer Entwicklung begriffen, und Luther ſelbſt war es, der dieſer Entwicklung zum Durchbruche verhalf. Zwar war der frühere Minnegeſang verſtummt, und an deſſen Stelle der proſaiſchere Meiſterſang getreten, in welchem jedoch Hans Sachs zu Nürnberg in ſeiner Art ausgezeichnet erſcheint; aber eben dieſe proſaiſche Richtung der Sprache, die genauere grammatiſche Ausbildung derſelben u. ſ. w. machten es möglich, daß die bisher in öffentlichen Angelegenheiten ſo häufig gebrauchte lateiniſche Sprache durch ſie verdrängt werden konnte; obwohl Karl V. ſelbſt kein ſonderlicher Gönner der deutſchen war, denn „nur mit ſeinen Pferden", ſagte er, pflege er deutſch zu reden.

Was endlich die Ausbildung der Kunſt in Deutſchland, die öffentlichen Sitten u. ſ. w. betrifft, ſo iſt davon ſchon früher einiges im Allgemeinen erwähnt worden; auch werden uns in der Folge einzelne Züge davon begegnen.

Nur noch ein Blick auf das Innere der Schweiz. Die

ſchönſte Zeit der Eidgenoſſenſchaft war, wie ſchon geſagt, vorüber. In dem burgundiſchen Kriege hatte ſich zwar eine hohe Tapferkeit entwickelt, allein mit demſelben hatten auch die Schweizer Bedürfniſſe kennen gelernt, welche zu befriedigen, die einfachen Mittel nicht hinreichten. Und ſo wurde — nach Joh. von Müllers Ausſpruch — die Armuth der Schweizer Urſache, „daß nächſt Freiheit Geld ihnen das ſchätzbarſte war.“ Beides vertrug ſich aber nicht wohl zuſammen, und je mehr der particulariſtiſche Eigennutz ſich geltend machte, deſto mehr ſchwand der Geiſt der Einigkeit, durch welche der Bund ſtark geweſen nach außen. Der Keim des Verderbens lag ſomit in der Schweiz, ehe die Reformation ausbrach, was wohl zu merken iſt gegen die, welche in der Kirchentrennung die Wurzel des Uebels finden wollen, und die Stimme jenes Predigers in der Wüſte, des Niklaus von der Flue, wird Zeugniß geben wider ſolche. War es doch eben der ketzeriſche Zwingli, der zugleich als politiſcher Reformator jene Stimme wieder aufnahm, als er gegen das Reislaufen und die fremden Penſionen predigte. — Was übrigens die Verfaſſung betrifft, ſo war ſie in ihren Grundzügen dieſelbe, wie ſie ſich bis in die neuen Zeiten, einem künſtlichen Einheitsſtreben gegenüber, erhalten hat, die durch Natur und Geſchichte bedingte Föderativverfaſſung. Zu den acht alten Orten waren nach dem burgundiſchen Kriege Freiburg und Solothurn getreten (1481). Zwanzig Jahre nachher, 1501, wurden Baſel und Schafhauſen aufgenommen, und endlich ſchloſſen ſich auch die Appenzeller, welche das Joch ihres geiſtlichen Herrn abgeſchüttelt, dem Bunde an 1513. So beſtand alſo die Eidgenoſſenſchaft aus dreizehn bekannten Orten. Zugleich aber ſtanden noch mit ihr als „zugewandte Orte“ in Verbindung der Abt und die Stadt St. Gallen, die Städte Mühlhauſen und Biel, die Stadt Rothweil in Schwaben, die Grafſchaft Neufchatel, das Walliſerland, die drei Bünde Rhätiens und noch einige andere Orte, die ſpäter hinzutraten.

Zugleich hatten die Schweizer, ſeit ſie aufgehört hatten, ſich nur vertheidigungsweiſe zu erhalten, ſelber wieder Unterthanenland an ſich gebracht *), und über die gemeinen Herrſchaften

*) „Die Zeit war gekommen, ſagt Hottinger in Beziehung auf die

im Aargau, Thurgau, dem Rheinthal und Sarganserland herrschten Vögte in ähnlicher Weise, wie einst die östreichischen über die Schweizer.

Wir stehen nun an der Schwelle der eigentlichen Reformationsgeschichte. Es ist die Schwelle eines armseligen Hauses zu Eisleben in der sächsischen Grafschaft Mansfeld. Hier wurde den 10. Nov. 1483 *) Martin Luther geboren. Sein Vater, Hans Luther, von Möra bei Schmalcalden gebürtig, war ein Bergmann, und scheint in der Folge durch Erwerbung eines eigenen Schmelzofens sich in einigen Wohlstand versetzt zu haben, was denn auch daraus hervorgeht, daß er Rathsherr zu Mansfeld war. Allein früher waren Luthers Aeltern (seine Mutter hieß Margarethe Lindemann) in dürftigen Umständen, wie er selbst, ein dankbar gerührter Sohn, erzählt: „Mein Vater „war ein armer Hauer, und die Mutter hat ihr Holz auf dem „Rücken getragen, damit sie uns Kinder erzogen haben. Sie „haben sich's lassen blutsauer werden." Die häusliche Erziehung war, dem Geiste des Zeitalters nach, kirchlich, fromm, ehrbar; aber rauh und streng. Luther selbst erzählt in den Tischreden, daß ihn einst sein Vater so scharf gezüchtigt habe, daß er geflohen und seinem Vater gram geworden sei, bis dieser ihn wieder zu sich gewöhnet, und daß seine Mutter ihn um einer Nuß willen blutig geschlagen, woran er die Bemerkung knüpft,

---

„Reformationsgeschichte dieser Länder, wo bestraft werden sollte, was „hundert Jahre früher von den Eidgenossen gegen die Natur republica„nischer Verfassung und gegen die Grundsätze gefehlt worden war, de„nen allein sie selbst den Segen der Freiheit, und bis sie von ihnen wi„chen, auch das ungetrübte Glück des Genusses desselben verdankten." Fortsetzung von Joh. von Müllers Geschichte der Eidgen. Bd. VII. S. 199.

*) Daß sich damals seine Aeltern gerade auf dem Jahrmarkt in Eisleben befunden, wie auch Becker in seiner Weltgeschichte annimmt, ist nicht erweislich; siehe Lingke, Martin Luthers merkwürdige Reisegeschichte zu Ergänzung seiner Lebensumstände. Lpz. 769. S. 3. Jedenfalls war der Aufenthalt in Eisleben ein kurzer, wie auch Luther von sich selbst sagt, daß er in Eisleben geboren, in Mansfeld erzogen sei. Merkwürdig ist übrigens, daß die Geburtshäuser beider großen Reformatoren, das Luthers zu Eisleben, und das Zwingli's im Wildhaus, in der Folge zu Schulhäusern gemacht worden sind. Das sind die würdigsten Denkmäler, die man solchen Männern setzen kann. — Ueber Luthers Leben sind Spieker, Ukert, Tischer u. a. zu vergleichen.

daß allzugroße Strenge in der Kinderzucht nicht tauge. „Die Aeltern, sagte er, meinten es zwar herzlich gut, aber sie wußten die ingenia nicht zu unterscheiden, nach welchen die Strafe einzurichten.“

Nachdem er in seiner Vaterstadt Mansfeld bei einem mürrischen Schulmeister *) die ersten Anfangsgründe menschlicher Wissenschaft gelernt hatte, kam er in seinem 14. Jahre nach Magdeburg auf die Schule der Franciscaner **). Hier, wie in Eisenach, wo er bald darauf hinkam, weil er dort mütterliche Verwandte hatte, mußte er sein Brot mit Singen vor den Thüren verdienen. Eine fromme Frau — ihr Name ist wohl werth, aufbewahrt zu werden in der Geschichte — Frau Cotta nahm den jungen Schüler, an dessen Gesange sie sich erbaut hatte, an ihren Tisch und ward seine Wohlthäterin. Und wahrlich, was sie diesem Kleinen gethan unter den Dienern des Herrn — das hat sie ihm gethan, dem Herrn der Kirche. In Eisenach blieb Luther 4 Jahre auf der dortigen Franciscanerschule, wo er sich unter der Leitung des gelehrten Rectors Trebonius sehr vor seinen Mitschülern auszeichnete. Nun bezog er als 18jähriger Jüngling die Universität Erfurt. Dieser Aufenthalt wirkte in verschiedener Beziehung bestimmend auf sein künftiges Leben ein. Einmal war es hier, wo ihm zuerst auf der Bibliothek der Universität ein ganzes Exemplar der Bibel in die Hände fiel, was ihm außerordentliche Freude machte, und den Wunsch, dieses heilige Buch ganz und von Grund aus kennen zu lernen, immer mehr nährte. Hier war es aber auch, wo er 1503 in eine harte Krankheit verfiel, die ihm zur ernsten Prüfungsschule wurde. Ein alter Priester besuchte ihn in dieser Krankheit, und tröstete ihn mit den Worten: mein Baccalaurie, seid getrost, ihr werdet des Lagers nit sterben: unser Herr Gott wird noch einen großen Mann aus euch machen, der viel Leute trösten wird. Luther genaß in der That, und gedachte nachher der Worte wieder, die in der Folge der fromme Sinn der Zeit als Weissagung deutete. Endlich erlebte er hier ein Ereigniß,

*) Dieß läßt sich wohl daraus schließen, daß Luther an einem einzigen Vormittage 15 Mal hinter einander von ihm gestäupt wurde.

**) Es lehrte daselbst Andreas Proles, ein freisinniger Mann.

das seiner Wahl und Neigung plötzlich eine andere Richtung gab, als seine Aeltern sich vorgesetzt hatten. Nach dem Wunsche der letztern hätte er Jurist werden, und einst ein Staatsamt bekleiden sollen. Allein Luther hatte einen Freund, Alexius, der mit ihm ein Herz und eine Seele war. Dieser wurde ihm gewaltsam von der Seite gerissen; einige sagen durch den Blitz, andere erzählen, daß er erstochen worden, bald darauf aber der Blitz hart an Luthers Seite vorbei in die Erde geschlagen habe. Genug, der gewaltige Gemüthseindruck, den das eine wie das andere auf ihn machte, ließ ihn darin einen Wink von höherer Hand erkennen, sein Leben hinfort Gott zu weihen. Er trat also in ein Kloster, Augustinerordens zu Erfurt, ohne Wissen und Willen seines Vaters, der durch die Uebersendung der weltlichen Kleider und des Magisterringes in nicht geringe Betrübniß versetzt ward. Luther selbst, nachdem er den Schaden mönchischer Selbstgerechtigkeit in seiner ganzen Tiefe einsehen gelernt hatte, bereute in der Folge diesen Schritt, und bat, obwohl jetzt ein angesehener Mann, seinen Vater in einem Briefe förmlich um Verzeihung *). Er stellt seinen Schritt als ein Werk des Satans dar, der ihn mit geistlichem Hochmuth verblendet, und ihn verleitet habe, das größte Gebot Gottes aus den Augen zu setzen, Ehrfurcht und Gehorsam gegen die Aeltern. Wir dürfen annehmen, daß Luther hier sich selbst zu hart beurtheilt. Hintennach, bei klarerer Einsicht, kam es ihm freilich vor, er habe damals aus unklarem Triebe des Herzens gehandelt, und weil er gewohnt war, überhaupt die sittlichen Beweggründe des Menschen an sich wie an andern mit Strenge zu beurtheilen, so mag ihm wohl zur Demüthigung seines Wesens heilsam geschienen haben, auch in den edlern Trieben seiner Jugend die Flecken und Fehler aufzusuchen.

Wenn aber Luther in Beziehung auf sich selbst berechtigt war, sind wir es nicht, ihm gegenüber. Wir müssen wohl annehmen, daß er aus wirklichem Eifer für Gott, wenn gleich aus einem unklaren, mißleiteten Eifer, diesen entscheidenden Schritt

*) Luthers Briefe, Sendschreiben und Bedenken von de Wette. 2. Bd. Nr. 348.

gethan habe. Ja, wir müſſen noch weiter gehen, und eine höhere Leitung darin erkennen; denn gerade dadurch, daß Luther die harte Schule des Kloſterlebens durchmachte, bereitete er ſich zum ernſten, gründlichen Reformator vor. Nichts bekämpft man gewöhnlich nachher mit mehr Erfolg, als eine Sache, die man erſt mit aller Liebe und Begeiſterung umfaßt, von der man alles Schöne und Gute erwartet hat, und von der man ſich am Ende gräulich getäuſcht ſieht. Wie ganz anders hier Luther, als Erasmus. Dieſer hatte aus Weltſinn immer einen Abſcheu gegen das Kloſterleben gehabt; nie war er mit Leib und Seele Mönch geweſen; ſondern er ſpielte nur den Mönch einige Zeit, indem er die Kutte trug, und ſo waren auch nachher ſeine Angriffe auf das Mönchthum mehr die des Witzes und Scherzes oder des weltlichen Aergers über Dinge, die er ihrer innerſten und tiefſten Natur nach nicht kannte. — Luther aber war, ich möchte ſagen, ganz durch die Seele des Mönchthums hindurchgegangen, hatte ſich völlig hingegeben mit aller Liebe jener klöſterlichen Denk- und Lebensweiſe, und nun, da er ſpäter, nicht mit leichtem Sinn, ſondern mit blutendem Herzen das Glied von ſich warf, das ihn ärgerte, ſtand er da als ein erprobter Held und redete aus eigener Erfahrung. Nicht auf der ebenen Bahn der Wiſſenſchaft und Kunſt, nicht auf den leichten Flügeln des Scherzes ſollte Luther ſeinem Ziele zueilen, ſondern auf ſteilem Wege hinan zu den Geſtirnen klimmen, durch Leiden und Trübſale eingehen ins Reich der Wahrheit, ins Reich Gottes. Das mögen doch die nie vergeſſen, welche die Reformation einzig und allein in Verſtandesaufklärung und bloß in die Verneinung ſetzen. Wie einſt Paulus von ſich ſagen konnte, er ſei der eifrigſte Jude, der eifrigſte Verfechter des Geſetzes geweſen, aber durch die Gnade Gottes ſei er dem Geſetze abgeſtorben durch das Geſetz, ſo konnte auch Luther von ſich bezeugen, daß er in der That ein guter Katholik und Mönch aus Ueberzeugung geweſen ſei, bis ihm Gott habe die Schuppen von den Augen fallen laſſen *).

*) „Wahr iſt's, ſo bezeugt er von ſich ſelbſt, ein frommer Mönch bin ich geweſen, und ſo ſtreng meinen Orden gehalten, daß ich's nicht

Der Bruder Martin *) ward in dem Kloſter als Neuling ſehr hart gehalten. Er mußte die niedrigſten Dienſte verrichten und mit dem Bettelſacke durch die Stadt wandern. Alles that er, treu dem Gelübde der Armuth und des Gehorſams. Aber noch weit ſtrenger hielt er das dritte Gelübde, das der Enthaltſamkeit. Bis aufs äußerſte kaſteite er ſeinen Körper durch Faſten und Nachtwachen. Oft begnügte er ſich für einen ganzen Tag nur mit etwas Brot und einem Hering. Dabei aber ſtrengte er den Geiſt unausgeſetzt an, bald mit Gebetsbetrachtung, bald mit wiſſenſchaftlichem Nachdenken. Die Kirchenväter, und vor allem die Werke ſeines Ordensheiligen, des Auguſtinus, las er mit großem Eifer, und eben ſo die Werke der früher genannten Myſtiker, die Schriften eines Tauler und Thomas a Kempis, ſo wie das Büchlein der deutſchen Theologie, das er 1516 mit einer Vorrede herausgab. Doch ſein Hauptbuch war ſchon jetzt die Bibel, von der er auch auf der Kloſterbibliothek ein ganzes Exemplar fand; ſie blieb der Schatz, von dem er ſich nicht mehr trennte, ſie das Heiligthum, in deſſen Geiſt er immer weiter einzudringen, ſie jene höhere Weisheit, in deren Sinn und Zuſammenhang er ſich immer mehr hineinzuleben bemüht war. Und ſo wurde denn auch ſie der Grundſtein des Proteſtantismus! —

Bei den vielen Anſtrengungen und Entbehrungen konnte es nicht fehlen — der Leib mußte unterliegen, und die Seele ward mit hineingezogen in des Körpers Leiden. Luther verfiel in eine ſchwere Krankheit. Verdüſtert war ſeine Einbildungskraft, die ihm die Schrecken der Hölle mit wilder Farbengluth vormalte. Die Angſt ſeiner Seele ſtieg oft aufs höchſte — ſein ganzer Leib zitterte fieberhaft; furchtbar war ſein Zuſtand. In dieſen Anfechtungen beſuchte ihn der Generalvicar ſeines Ordens. Johann von Staupitz, ein meißniſcher Edelmann. Er richtete

---

ſagen darf. Iſt nun ein Mönch gen Himmel kommen durch Mönicherei, ſo wollte ich auch hinein kommen ſein; das werden mir zeugen alle Kloſtergeſellen, die mich gekennet haben. Denn ich hätte mich, wenn's länger gewährt hätte, zu Tode gemartert mit Wachen, Beten, Leſen und andrer Arbeit." Luthers Werke. T. XXI. Lips. p. 21., vgl. Keils Lebensumſtände S. 15. ff.

*) In der Folge führte er als Mönch den Namen Auguſtinus.

den jungen Mann mit ſanftem Zuſpruch auf, und lehrte ihn gläubig hinſchauen auf das Ende der Verſuchungen, auf die Krone des Siegers, die ſeiner warte. Dann beſtärkte er ihn in ſeinem Vorſatz, die heil. Schrift zu leſen, gab ihm aber auch Anleitung, wie er dieß auf eine verſtändige Weiſe und im Zuſammenhange thun könne. Aber auch dabei ließ es der edle Helfer nicht bewenden. Er, dem Luthers große Fähigkeiten und ſein frommer, reiner Eifer nicht entgingen, ſuchte ihm einen beſſern, dieſen Gaben angemeſſenen Wirkungskreis zu verſchaffen. Und dazu bot ſich bald eine Gelegenheit.

Unlängſt war nämlich von Friedrich dem Weiſen, Kurfürſten von Sachſen, die Univerſität Wittenberg geſtiftet worden (1502), wobei Staupitz ſelbſt ſeinem Fürſten weſentliche Dienſte geleiſtet hatte. Dahin ſuchte nun Staupitz ſeinen Luther zu bringen, und es gelang. Im Jahre 1507 hatte Luther die Prieſterweihe erhalten, wodurch er das Recht erhielt, die Kanzel zu betreten. Aber Luther — wagte es nicht. Luther, der nachmals ſo gewaltig predigte, der dem ganzen deutſchen Predigtweſen eine neue Richtung, einen noch nie erreichten Schwung gab; Luther, der noch immer der unerreichte Lehrmeiſter aller iſt, die durch innere Bündigkeit der Rede mehr zu wirken hoffen, als durch äußern Schmuck,— dieſer Luther war zu beſcheiden, zu demüthig, um als Prediger aufzutreten. Erſt auf das Zureden Staupitzens wagte er es, zuerſt nur im Betſaale des Kloſters, und dann in der Kirche zu predigen. Auch dieſe natürliche Zaghaftigkeit und Schüchternheit Luthers iſt wichtig zur Beurtheilung ſeines Charakters und ſeines Werks. Er gehörte alſo nicht in die Claſſe jener vorlauten Aufklärer, die nicht früh genug glauben, andere belehren zu können, ehe ſie ſelbſt gelernt haben; auch nicht zu denen, die, nur auf eigenen Verſtand und Witz trauend, ſich da hervordrängen, wo das Talent glänzen kann, dann aber ſich zurückziehen, wo der Muth etwas leiſten ſoll. Luther war ſchwach und ſchüchtern nach dem Fleiſche; aber groß und mächtig im Geiſt. Wo er einmal die natürliche Schüchternheit ablegt, und auftritt als kühner Streiter, da thut er's, weil er's für Pflicht hält, weil Gott es ihn heißt, weil das Gewiſſen ihn treibt. Aber eben das iſt das Schöne, das

wahrhaft Große in seinem Leben, daß er nicht auf sich steht, als einem endlichen Wesen dieser Zeit, sondern getragen und gehoben ist von der ihn bewegenden Gottesidee. Diese Durchdringung von jungfräulicher Scham und männlichem Trotze, diese Vereinigung der Taubeneinfalt und Löwenkühnheit geben dem Bilde Luthers jenes ächt christliche Gepräge, an dem wir erkennen, wie Gott in den Schwachen mächtig ist.

Im Jahr 1508 erhielt Luther nun wirklich den Ruf nach der Universität Wittenberg. Er sollte auf derselben noch nicht die Gottesgelehrsamkeit, sondern diejenigen Fächer lehren, die, nach der damaligen Ansicht der Wissenschaft, darauf vorbereiten sollten, Physik und Dialektik, oder, wie wir sagen würden, die rein philosophischen Wissenschaften. Auch diesem unterzog er sich; doch brannte ihm, wie er versichert, das Herz, bald die Theologie lehren zu dürfen, die seine höchste und liebste Wissenschaft war *).

Auch hier zeigt sich Luthers Neigung auf den ersten Augenblick als eine von der des Erasmus sehr verschiedene. Diesem galt die Wissenschaft selbst als das Höchste, und auch, wo er Theologie trieb, war er mehr Philolog und Philosoph in der Theologie **). Luthern aber war die Theologie in ihrer Verbindung mit der Religion letzter und höchster Lebenszweck, und selbst wo er andere Wissenschaften trieb, trieb er sie theologisch. Wir wollen damit keineswegs sagen, es müssen alle dieselbe Neigung haben, wie Luther. Es war gut, daß neben der überwiegend theologischen Richtung Luthers die kritisch-philosophische eines Erasmus nebenher ging, wie denn auch bis auf den heutigen Tag sich beide Richtungen ergänzen müssen sowohl in der Kirche, als in der gelehrten Welt. Bald kam auch Luther wirklich dazu, theologische Vorträge über die Bibel halten zu dürfen, und arbeitete sich von nun an mit immer größerem Eifer in das Studium der Theologie und der dazu nöthigen Sprachen ein. Immer größer ward sein Widerwille gegen die Scholastik, der

*) Vgl. den Brief an Johann Braun in Eisenach. (de Wette's Sammlung I. Nr. 2.)

**) Dieß tritt durch die treffliche Monographie von Adolf Müller ins klarste Licht.

sich sogar bis auf den an der Scholastik unschuldigen Aristoteles ausdehnte *), immer entschiedener seine Vorliebe zwar für die Mystiker, aber noch überwiegender für das göttliche Wort selbst, wie es in der heiligen Schrift gegeben ist. Im Jahr 1512 erhielt er den Doctorgrad, den er auch erst auf Zureden seines Freundes Staupitz anzunehmen den Muth hatte.

Besonders wichtig erscheint uns aber auch noch in dem frühern Leben Luthers seine Reise nach Rom, die er im Jahr 1510 in Angelegenheiten seines Ordens unternahm. Dadurch erhielt er Gelegenheit, das Treiben und Wesen der römischen Curie, das er nachmals bekämpfte, in der Nähe kennen zu lernen. „Da „sieht er, wie Matthesius, sein Lebensbeschreiber, sagt, den „heiligen Vater, den Papst, und seine güldene Religion und ruch„lose Kurtisanen und Hofgesindel, welches ihn nachmals ge„stärkt hat, daß er so ernstlich wider die römischen Greuel und „Abgöttereien geschrieben."

In der That machte Luther während seines Aufenthalts in Rom traurige Erfahrungen von dem Unglauben der hohen Geistlichkeit und ihrem leichtfertigen Wesen. Auch hier war er in seiner Unschuld wie ein Lamm unter den Wölfen. Im Herzen redlicher Katholik **), und ein eifriger Sohn der Kirche, konnte er's nicht begreifen, wie die Herrn, welche die Frömmsten hätten sein sollen, das heilige Werk Gottes so leicht nahmen. So las z. B. Luther eine Messe in Rom, und that es mit aller Andacht, in der feierlichsten Stimmung des Gemüths, weil er

*) Die harten Urtheile Luthers über den letztern sind, wie seine ungünstigen Aeußerungen über den Gebrauch der Philosophie in der Theologie, aus den Eindrücken zu erklären, die er erhalten hatte. Wenn daher heut zu Tage manche auf seine Autorität hin glauben, den Vernunftgebrauch verdammen zu müssen, so möchte es wohl auch hier heißen: duo cum faciunt idem, non est idem.

**) Mehrere rührende Züge giebt Lingke in der angeführten Reisegeschichte. S. 21. Als er die Stadt Rom ansichtig wurde, fiel er auf die Erde, hob seine Hände auf und sprach: „sei gegrüßet, du heiliges Rom!" Er lief durch alle Kirchen und Klüfte, besuchte die Wallfahrtsörter, und rutschte auf den Knien die Pilatusstiege hinan. „Ich habe auch wohl, erzählt er von sich, eine Messe oder zehn zu Rom gehalten, und war mir dazumal schier leid, daß mein Vater und Mutter noch lebeten, denn ich hätte sie gern aus dem Fegfeuer erlöset mit meinen Messen" u. s. w.

wirklich an die Verwandlung glaubte. Die Zudiener aber, denen die Zeit darüber lang ward, flüsterten ihm ins Ohr: **Passa, Passa!** schick' unsrer lieben Mutter ihren Sohn bald wieder zurück, wobei sie spöttisch auf die Verwandlung anspielten, an die sie nicht glaubten. Eine eben so ärgerliche Anspielung auf diese damals ihm noch wichtige Lehre mußte er über Tische hören, da man erzählte, wie ein Priester zu den Zeichen des Abendmahls gesagt hätte: Brot bist du, Brot bleibst du, Wein bist du, Wein bleibst du (**Panis es, panis manebis, vinum es, vinum manebis**), während er doch dem Volke vorgab, den wahren Leib und das wahre Blut Christi zu genießen *). Wer weiß, ob diese das Gemüth Luthers so tief verletzenden Spöttereien nicht dazu beigetragen haben, ihn in der Folge der Zwinglischen Lehre vom Abendmahl abgeneigt zu machen, weil er sie mit jener ungläubigen Ansicht verwechselte? Luther erkannte es nachmals selbst als eine gute Schickung Gottes an, daß er nach Rom gekommen sei; denn er sagte zu seinen Freunden, nicht um tausend Gulden wollte er diese Reise nicht gemacht haben. Doch von der andern Seite sah er auch das Gefährliche eines längern Aufenthalts in Rom ein, weßhalb er zu sagen pflegte: wer das erstemal nach Rom geht, der sucht einen Schalk, zum andermal findet er ihn, zum drittenmal bringt er ihn mit hinaus.

Hatte ihm die Reise nach Rom gedient, um das Papstthum in der Nähe zu betrachten, so sollte ihm später, 1516, eine in Staupitz Abwesenheit unternommene Visitationsreise im Thüringischen und Meißnischen dazu dienen, das Kloster- und Mönchswesen mit seinen Gebrechen noch näher kennen zu lernen, als er es während seines eigenen Aufenthalts im Kloster erfahren hatte. Doch weder das Papstthum, noch das Mönchthum waren es in ihrer Einzelnheit, die ihn auf den Kampfplatz riefen. Zu einem solchen Kampfe hätte er sich (selbst noch in den Begriffen der Zeit befangen) nicht berufen geglaubt.

Vom Praktischen aus, von dem eigenen Kreise seiner Wirksamkeit als Beichtvater und Seelsorger, ging auch sein Angriff auf das Verderben der Kirche. Hier war er zu Hause, hier

*) Nach Luther und Matthesius, Marheinecke Bd. I. S. 40.

war er berufen, zu reden und zu ſtreiten. Und er unternahm es mit Gott.

Zehnte Vorleſung.

Der Ablaßkram. Tezel. Luthers Theſen. Seine Polemik. Luthers anfängliches Verhältniß zum Papſt. Cajetan und Miltitz. Luthers Collegen. Carlſtadt und Melanchthon. Die Leipziger Disputation. Schilderung der Perſonen nach dem Berichte der Zeitgenoſſen: Luther, Carlſtadt, Eck.

„Nichts iſt in der Geſchichte merkwürdiger, ſo ſagt der große Kenner der Geſchichte, Johann von Müller *), als die Betrachtung eines einzelen Manns, der gegen alle Gaben des Glücks und alle Schreckniſſe der Macht bloß durch Mittel, die auch in unſerer Gewalt ſind, ſieghaft kämpft.“ Er ſpricht dieſe Bemerkung aus bei Erwähnung Luthers, von dem er Folgendes ſagt: „Doctor Martin Luther, Profeſſor bei der Univerſität Wit„tenberg, ein Privatmann, welcher Verſtand und Muth, aber „weder ungemeine Gelehrſamkeit, noch einen cultivirten Ge„ſchmack beſaß, dieſer, nur durch Heldenſinn, ohne irgend eine „andere Macht, als die des gemeinen Menſchenverſtandes über „viele wichtige Dinge, und der Wahrheit, wo er die Mißbräu„che angriff, gab dem halben Europa eine neue Seele „und eine unüberwindliche Kraft.“

Mit der Perſönlichkeit dieſes Mannes haben wir uns in der vorigen Stunde bekannt gemacht. Seine trüben Jugendjahre liegen hinter uns. Wir ſehen ihn als gereiften Mann auf der Univerſität Wittenberg, als Prediger und Profeſſor in einem bedeutenden Wirkungskreiſe. Jetzt ſollen wir ihn als Refor-

*) Allg. Geſchichte. Bd. III. S. 4.

mator kennen lernen. Nicht eigener Wille machte ihn dazu, die Umstände führten ihn in den Kampf, und die Pflicht gebot ihm denselben. Weltverbesserer so ins Allgemeine hin zu werden, fiel dem bescheidenen Manne von weitem nicht ein. Fand er doch so vieles noch zu bessern am eigenen Herzen und Leben, was kümmerte ihn anderer Amt und Beruf? Nicht also das Verderben, das er in Rom kennen gelernt hatte, nicht die Beobachtung der Mißbräuche, die anderwärts sich eingeschlichen hatten, gaben ihm den Gedanken ein, zu reformiren. Erst da, wo er im eigenen Amte, in dem Wirkungskreise, den Gott ihm angewiesen, solchen Mißbräuchen begegnete, hielt er sich verbunden, ihnen nach Maßgabe seiner Einsicht und Kraft entgegenzutreten. Auch hierin offenbart sich uns der wahrhaft reformatorische Charakter Luthers. Er wühlt nicht in fremden Dingen umher, und stöbert Mängel und Gebrechen auf, die er gewaltsam heben zu müssen glaubt. Aber da, wo das Verderben anderer ihn hindert, sein Amt nach Gewissen zu versehen, da, wo der Feind in sein eigenes Gehäge einbrechen will, da wehrt er ab. Weil aber die Grenzen der Defensive sich nie mit Bestimmtheit abmessen lassen, so verfolgt er, einmal auf den Kampfplatz getreten, den Feind weiter, und die Defensive geht dann allerdings in die Offensive über.

In seinem eigenen Berufskreise als Pfarrer und Seelsorger war es, in welchem Luther erst dem Unwesen des Ablasses und seinen heillosen Folgen begegnete, und mit der Pflicht, aufzutreten, war auch sein Recht begründet. Wie ganz anders, als die, welche mit Hintansetzung, ja oft mit der schnödesten Verletzung ihrer heiligsten Berufspflichten sich ein Recht herausnehmen, Bestehendes zu untergraben, wie und wo es auch sei.

Ruhig und anspruchlos sehen wir Luthern in Wittenberg seines Amtes warten. Der Feind nähert sich von außen. Lassen Sie uns genauere Bekanntschaft mit demselben machen.

Sie erinnern sich aus meinen frühern Stunden, wie der Ablaßhandel seit dem Erfinder des päpstlichen Jubeljahrs, Bonifaz VIII., und unter seinen Nachfolgern zu Avignon, namentlich Johann XXII., zu einem eigentlichen systematischen Handel geworden war. Je mehr die Päpste theils durch eigene Schuld,

theils durch Schuld der ungünstigen Verhältnisse in Geldverlegenheit geriethen, desto mehr mußte auf künstliche Erwerbmittel gedacht werden. In der That hatten auch die Päpste Geld nöthig zu mehrern großen Unternehmungen. Die Grenzen der Christenheit waren ja — wie die vorige Stunde uns belehrt hat — fortwährend beunruhigt von den Nachstellungen der Türken. Zu einer sogenannten Türkensteuer, d. h. zu einer Steuer für den zu unternehmenden Türkenkrieg, sollten also die mildthätigen Herzen der Christen gestimmt und gewonnen werden. Außerdem war Leo X., wie Sie wissen, ein prachtliebender Fürst, ein Gönner der Künste, ein Beförderer der Talente. Während er den Bau der Kirche Christi im Innern verfallen ließ durch religiösen Indifferentismus, glaubte er dagegen sich um den äußern Ausbau der stolzen Peterskirche zu Rom verdient machen zu müssen, wozu sein Vorgänger Julius II. den Grund gelegt hatte. Und so wurden denn der Bau dieses Riesendomes und die Befehdung der türkischen Macht die beiden Hauptvorwände zu dem unternommenen Handel. Dieser Handel war nun aufs trefflichste eingerichtet, wie nur immer heut zu Tage eine politische Finanzspeculation es sein kann. Wie der Staat bisweilen für gut findet, seine Einkünfte an Uebernehmer zu verpachten, so war auch der Ablaß förmlich vermiethet. Generalpächter in Deutschland war der Kurfürst Albrecht von Mainz *), und dieser hatte dann wieder seine Untercommissarien, wozu der berüchtigte Dominicanerprior, Johann Tezel, gehörte. Tezel (Diez, Diezel), aus Leipzig gebürtig, hatte auch schon früher unter andern Commissarien als Untercommissarius gedient, und dabei ein schweres Geld zusammengebracht; denn keiner hatte es in der marktschreierischen Anpreisung des Ablasses bunter getrieben, als er, obwohl er sich durch sein zügelloses und ärgerliches Leben bei den Frömmern allgemein verhaßt machte **).

Man würde sich sehr irren, wenn man sich diesen Ablaßkrämer

*) Neben ihm erscheinen noch als Hauptcommissarien Angelo Arcimboldi, ein Mailänder, und in der Schweiz Christoph de Forli.

**) Wegen Ehebruchs hätte er sollen den Gesetzen zufolge ertränkt werden; durch Verwendung des Kurfürsten von Sachsen ward ihm das Leben geschenkt.

als einen gemeinen Krämer dächte, als einen zu Fuß herumziehenden Mönch, der gelegentlich bei gemeinen Leuten seine Waare angebracht habe. Keineswegs. Tezel benahm sich als ein vornehmer Prälat auf seinen Handelsreisen. Prachtvoll fuhr er unter Glockengeläute in den Städten ein. Die päpstliche Ablaßbulle wurde auf einem Sammtkissen vor ihm hergetragen. Feierliche Processionen zogen ihm mit Kreuz und Fahnen entgegen und geleiteten ihn in die Kirche. Da wurde denn ein rothes Kreuz mit des Papstes Wappen aufgerichtet, von welchem Tezel behauptete, es wäre so kräftig, als das Kreuz Christi selbst. Ja, einer seiner Begleiter *) wollte sogar der Menge weißmachen, wie er das Blut Christi mildiglich daran herunter fließen sähe (Die rothe Farbe des Kreuzes, unverwandt angesehen, konnte die Leichtgläubigen bald in eine solche optische Täuschung einwiegen!). Unter jeder Bedingung ward der Ablaß angeboten; selbst für künftige Sünden **). Bekannt ist das Sprüchlein, dessen sie sich bedienten: „Wenn nur das Geld im Kasten klingt, die Seele gleich gen Himmel springt." —

Im Jahr 1517 kam Tezel nach Jüterbock in die Gegend von Wittenberg, wo Luther Doctor der Theologie und Pfarrer war. Als Seelsorger machte Luther zuerst traurige Erfahrungen von den Wirkungen dieses Handels im Beichtstuhle; denn statt daß die Leute bei ihm erst die Beichte abgelegt, und sich über den Zustand ihrer Seele mit ihm freundlich besprochen hätten, was ja der eigentliche und wahre Zweck der Beichte, auch nach den Absichten der Kirche, sein sollte, wiesen sie ihm bloß die eingehandelten Ablaßzettel vor, in der Meinung, daß sie damit aller weitern Schuld quitt seien. Dieß schmerzte Luthern tief. Wie er gewohnt war, alle seine priesterlichen Verrichtungen im gewissenhaften Aufblick zu Gott zu versehen, so auch die der Beichte. Er hielt es für seine Pflicht, seine Beichtkinder

*) Der Predigermönch Bartholomäus, s. Marheinecke I. S. 50., nach Löscher I. S. 398.

**) Dieß bekam jedoch einmal dem Tezel schlecht. Ein Edelmann kaufte sich Ablaß für einen zu begehenden Straßenraub, packte dann den Ablaßkrämer selbst an, und prügelte ihn weidlich durch. Tezel ward mit der Klage abgewiesen.

über das wahre Wesen des Sündenablasses zu belehren, und dieß that er in mehrern Predigten, worin er zeigte, wie nur in der Sinnesänderung die Bedingung zu suchen sei, unter welcher der Mensch Vergebung erlangen könne. Eine dieser Predigten *) schloß er mit den Worten: „Ob etliche mich nun wohl einen Ketzer schelten, denen solche Wahrheit schädlich ist im Kasten, so achte ich doch solch Geplerre nicht groß, sintemal das nicht thun, denn etliche finstere Gehirne, die die Bibeln nie gerochen, die christlichen Lehrer nie gelesen, ihre eignen Lehrer nie verstanden, sondern in ihren löcherichten, zerrissenen Opinionen viel nahe verwesen; denn hätten sie die verstanden, so wüßten sie, daß sie niemand sollten lästern unverhört und unüberwunden; doch Gott gebe uns und ihnen rechten Sinn. Amen."

Nicht nur aber als Prediger und Seelsorger, auch als Diener der Wissenschaft, als Doctor der Theologie, wollte er gegen die unverschämten Werke der Finsterniß auftreten. Und so schlug er denn am Tage Allerheiligen, den 13. Oct. 1517 Mittags 12 Uhr seine fünfundneunzig Sätze (Thesen) an der Schloßkirche zu Wittenberg gegen den Ablaß an, das erste, bedeutungsvolle Signal zur Reformation! Diese Thesen einzeln aufzuführen, würde unserm Zwecke nicht angemessen sein **). Ich begnüge mich, den Inhalt derselben dahin anzugeben, daß Luther überhaupt die Buße recht eigentlich in die Sinnesänderung setzte, und jede mechanische Tilgung der Sünde durch bloßes Außenwerk oder gar durch Geldbezahlung verwarf. Die Werke der Liebe sind ihm die rechten guten Werke, durch welche der Mensch immer frömmer wird. Die Kirche kann nur äußere Kirchenstrafen erlassen; die wahre Vergebung der Sünden steht allein bei Gott. Auch meinte Luther damals noch ernstlich, und bekannte es in den Thesen, daß es gar nicht des Papstes Wille sei, die Seelen dergestalt zu verführen. Darum

*) Sermon vom Ablaß und Gnade. Wittenb. 1517., und öfter wieder gedruckt. Luthers Werke. XVIII. S. 533.

**) Man findet sie in Löschers Reformationsacten S. 438. und in Luthers Werken XVIII. S. 254., und auszugsweise in den meisten Reformationsgeschichten.

ſagt er in der 50. Theſe: „Man ſoll die Chriſten lehren, daß der Papſt, wenn er die Erpreſſungen der Ablaßprediger wüßte, lieber wolle, daß die Peterskirche zu Pulver verbrenne, als daß ſie ſollte mit Haut, Fleiſch und Bein ſeiner Schafe erbaut werden. Eben ſo zeigt er, wie die Kirche ſelbſt mit ſich in Widerſpruch ſtehe, wenn ſie den Ablaß ſchon in dieſer Welt und auch für künftige Sünden ertheile, und denn doch auch wieder die Seelenmeſſen ſtehen laſſe für die Verſtorbenen. Und in der That war dieß eine Bemerkung, die dem gemeinſten Verſtand einleuchten mußte, wie denn auch wirklich uns von einem Schuſter erzählt wird *), der für ſich und ſeine Frau Ablaßzettel gekauft hatte, und der, als die Frau bald nachher ſtarb, ſich weigerte, Meſſen für ſie leſen zu laſſen, weil ſie ja ſchon durch den Ablaßzettel in den Himmel gefördert ſei. Entweder alſo, argumentirte der gemeine Mann ſehr richtig, hilft der Ablaß wirklich für dieſes und jenes Leben, dann brauch' ich keine Seelenmeſſe mehr, oder er hilft nicht, dann trau' ich auch den Seelenmeſſen nicht, weil am Ende beides Betrug iſt.

Luther ließ es indeſſen auch bei dem bloßen Anſchlag der Theſen nicht bewenden, ſondern wandte ſich in Briefen an die hohen Geiſtlichen Deutſchlands, um ſie auf das Unweſen, das zum Theil unter Mißbrauch ihres Namens getrieben würde, aufmerkſam zu machen, namentlich an den Kurfürſten Albrecht von Mainz ſelbſt, ſo wie an die Biſchöfe von Brandenburg, Meißen, Merſeburg und Zeitz, jedoch ohne großen Erfolg **).

Der Sermon vom Ablaß und die Theſen hatten, durch den Druck vervielfacht, in Monatsfriſt einen großen Theil der Chriſtenheit durchlaufen, und allgemeines Aufſehn erregt. Manche hatten darüber eine große Freude, andere ahneten Gefahr. Mehrere Federn der Mönche und ihrer Genoſſen ſetzten ſich in Bewegung, zumal da ihnen der Reuchliniſche Handel noch allzu

*) Löſcher I. 402.

**) Bloß der Biſchof von Brandenburg, Hieronymus Scultetus, ſchickte ihm durch den Abt von Lenin eine Antwort, worin er ihm ſagen ließ, daß er die Theſen zwar der chriſtkatholiſchen Wahrheit gemäß finde, ihn aber zur Mäßigung aufforderte. Vgl. Luthers Briefe von de Wette I. Nr. 43.

lebhaft im Kopfe war. Luther blieb seiner Seits keine Antwort schuldig. Diese Federkämpfe, so viel höchst interessante Züge sie auch darbieten sowohl zur genauern Kenntniß der Zeit, als der Personen, können von uns jedoch nicht weiter verfolgt werden*). Es herrscht in ihnen eben nicht der feinste Ton, und auch Luther ist — wir dürfen's nicht verhehlen — ziemlich freigebig in Schimpfwörtern. So fertigt er z. B. den Ketzermeister J. Hogstraten, der sich auch schon in der Sache Reuchlins ausgezeichnet hatte, mit folgenden Worten ab: „So gehe denn hin, du „unsinniger, blutdürstiger Mörder! der du des Blutes christli„cher Brüder nicht hast satt werden können. Geh, erforsche und „suche Roßkäfer in ihrem Miste, bis du lernest, was Irrthum, „Sünde und Ketzerei sei. Ich habe noch keinen größern Esel „gesehn, als eben dich, wenn du dich gleich rühmst, so viele „Jahre hindurch die Dialektik studirt zu haben" **). —

Ueber diesen allerdings unfeinen, polemischen Ton Luthers und seiner Zeitgenossen, mit dem ich Sie jedoch in Zukunft so viel als möglich verschonen will, erlaube ich mir bloß ein für alle Mal zu bemerken, daß man in der Beurtheilung desselben leicht auf zwei Abwege gerathen kann. Gewiß haben die Unrecht, welche glauben, die Kraft des reformatorischen Wortes bestehe in der Derbheit, und welche sich auf Luthern berufen, wenn sie in einem an Cultur und Geschmack fortgeschrittenen Zeitalter sich eines plumpen, schimpfenden Styles bedienen. Dieß ist elende Renomisterei, die den Beifall Luthers so wenig erhalten würde, als den eines andern gesitteten Menschen. Von der andern Seite aber muß ich doch auch darauf aufmerksam machen, wie es Mißverstand der christlichen Sanftmuth und Milde ist, wenn man jedes starke Auftreten, jede Wallung eines gerechten, männlichen Zornes gegen das Treiben der Finster-

*) Zuerst trat Tezel selbst auf mit einer Vertheidigung, die ihm Conrad Wimpina, Prof. zu Frankfurt an der Oder, verfertigte. Dann trat Silvester Prierias, Prior der Dominicaner und Magister Palatii zu Rom, auf den Plan. Da Tezel Luthers Sätze verbrannt hatte, so verbrannten nun auch die Studenten zu Wittenberg die Sätze Tezels, woran jedoch Luther selbst kein Gefallen hatte. Vgl. Brief 58. und 64. in der de Wetteschen Sammlung.

**) Luthers Werke (Walch. Ausg.) XXI. Anh. S. 118.

linge in gewissen Zeiten mit einer ernsten, christlichen Gesinnung unverträglich hält. Darin sind unsre zarten Ohren auch wieder zu sehr verwöhnt. Man nimmt schon den Affect einem Diener Christi übel, von dem man immer nur süße Worte verlangt, und sucht besonders häufig hinter der Ironie ein böses Herz. Dadurch leistet man der Wahrheit einen schlechten Dienst, der Heuchelei aber Vorschub, welche ihre Ausdrücke um so besser auf Schrauben zu stellen und durch zweideutige Redensarten ein langsames Gift den Gegnern beizubringen weiß. Wenn ich dieß bedenke, dann lob' ich mir immer noch die Derbheit des 16. Jahrhunderts einer solchen falschen Verfeinerung gegenüber. Es giebt entscheidende Augenblicke des Kampfes, wo die dummdreiste Anmaßung einer verdammungssüchtigen Ignoranz, wie es bei jenen Mönchen der Fall war, an den Pranger gestellt, und ihr mit dem Maße gemessen werden muß, mit dem sie mißt. Man ist dieß in gewissen Fällen der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Sache schuldig. Freilich soll der Christ dabei so viel wie möglich sich frei erhalten von dem Einfluß unreiner Leidenschaft; nur der Sache, nicht der Person, soll sein Zorn gelten. So war es bei einem Apostel Paulus. So war es großentheils bei Luthern, und so wird es bei jedem sein, der für Ideen zu leben und zu kämpfen, und der über persönliche Rücksichten sich dahin zu erheben weiß, daß er sich weder von Gunst, noch Abneigung gegen die Einzelnen, sondern lediglich von seiner Ueberzeugung leiten läßt. Ein solcher mag denn auch immerhin etwas wagen, auf die Gefahr hin, verkannt zu werden, und wenn ihm auch Menschliches begegnet im Eifer für eine göttliche Sache, so sollen eben Menschen ihm es auch nicht zu hoch anrechnen.

Am weitesten ausgesponnen und am heftigsten geführt wurde diese schriftliche Polemik mit Joh. Eck, Doctor der Theologie und Prokanzler von Ingolstadt, mit dem wir Luthern noch öfter auf dem Kampfplatz treffen werden, einem Manne nicht ohne Talente, die ihm Luther selbst nicht absprach *), aber von be-

*) Vgl. den Brief an Sylvius Egranus bei de Wette I. 59. Eck heißt dort noch insignis vereque ingeniosae eruditionis et eruditi in-

ſchränktem Geiſte und falſchem Herzen. Dieſer griff in einer Schrift, die er Obelisken betitelte, Luthers Grundſätze an. Luther ſtellte ſeine Asterisken entgegen. Der übrigen ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit Luthers, die er mitten unter den Kämpfen zum Heil der Kirche fortſetzte *), können wir nur hie und da im Vorbeigehen einen Blick gönnen, und auch die Streitſchriften laſſen wir jetzt ihren Weg gehen. Wir faſſen den Hauptgang der Begebenheiten ins Auge, und fragen daher gleich, welchen Eindruck Luthers Auftreten in Rom gemacht?

Leo X. ſchien die Sache anfänglich als einen Mönchsſtreit zu betrachten, ähnlich dem Reuchliniſchen, und ſchenkte daher einem Hogſtraten, der auf Verbrennung Luthers antrug, kein Gehör **). Nun aber hatte ſich Luther durch ſeinen Freund Staupitz in einem demüthigen Briefe (vom 30. März 1518) an Leo ſelbſt gewendet und ihm die Erklärung ſeiner Theſen zugeſchickt ***). Mit aller Achtung wird ſowohl in dem Briefe, als in dem Werke, die Perſon des heil. Vaters behandelt, und aufrichtig bedauert, daß gerade er, als ein ſo guter Fürſt, in ſo traurigen Zeiten regiere. Und in der That iſt dieß ein wahrhaft tragiſcher Zug in der Reformationsgeſchichte, daß der Kampf nicht unter einem Papſte begann, der ſelbſt ſeiner Schlechtigkeit wegen Verachtung verdiente, wie dieß der Fall geweſen wäre 20 Jahre zuvor unter einem Alexander VI. Gerade der Umſtand, daß Leo für ſeine Perſon einige Schonung, und in ſeinem Privatleben Achtung verdiente, hebt den Streit über die Grenzen der Perſönlichkeit hinaus. Es iſt der Papſt, nicht der Menſch, der in Leo bekämpft wird, und ähnlich wie der gutmüthige Ludwig XVI. büßte für die Sünden ſeiner Vorfahren,

---

genii homo, was dem ganzen Zuſammenhang zufolge nicht ironiſch zu nehmen iſt. Ueber Eck ſelbſt vgl. Schröckhs Lebensbeſchr. von Gelehrten. I. S. 23.

*) Erklärung der 10 Gebote. Auslegung des Vaterunſers u. ſ. w.

**) Siehe Raumers neuere Geſch. Europa's. I. S. 210.

***) de Wette's Briefſammlung. I. Nr. 67. 68., vgl. Marheinecke I. 72. „Wir haben jetzt, heißt es unter anderm, einen trefflichen Papſt an Leo X., von deſſen Aufrichtigkeit und Gelehrſamkeit jedermann mit Vergnügen redet. Aber was ſollte der einzige liebe Mann bei ſo großer Verwirrung vermögen? gewiß iſt er werth, daß er zu beſſern Zeiten wäre auf dem päpſtlichen Stuhl geweſen.

ähnlich sehen wir auch Leo X. zwar nicht das Leben, aber die Existenz seines geschichtlichen Namens einsetzen für ein System, in dem er selbst verstrickt war durch die Macht der Umstände, das er aber aufrecht zu erhalten nicht vermochte. Solche Personen, die mit einem geringen Maße von eigener Schuld das Opfer ihrer Zeit werden, nehmen unser Mitgefühl auf eine eigene Weise in Anspruch. Wir können weder entschiedene Partei *für* noch *gegen* ihre Person nehmen, sondern sie mehr nur bedauern; obwohl ich keineswegs die Parallele zwischen Ludwig und Leo damit vollkommen durchgeführt, noch in allen ihren Consequenzen gerechtfertigt wissen möchte.

Auch Luther hatte somit alles Mitleid mit der tragischen Person des Papstes. Aber dieß hinderte ihn nicht, mit Freimüthigkeit das Verderben der Kirche aufzudecken, und dem Papste die Augen zu öffnen über den Abgrund, an dessen Rand er die Kirche zu bringen durch andere geführt werde. Leo aber war taub gegen solche Vorstellungen. Das System der Curie war mächtiger, als er, und im Geiste dieses Systems als blindes Werkzeug handelnd, goß er, statt zu löschen, das Oel ins Feuer, wie die stumme Komödie in der vorigen Stunde uns gezeigt hat. Schon vor Ankunft der Schreiben Luthers hatte die Sache in Rom eine ernstere Wendung genommen. Erst sollte er persönlich in Rom erscheinen, und vor dem Papste sich verantworten. Nachher aber wurde dieser Befehl durch Vermittlung des Kurf. von Sachsen dahin abgeändert, daß der Cardinal Cajetan (Thomas de Vio von Gaeta) nach Augsburg gesandt wurde, um Luthern dort über das Vorgefallene zu vernehmen *). Luther begab sich unter sichrem Geleit und mit Empfehlungen versehen dahin, und machte den größten Theil der Reise zu Fuß. Nach mehrern zuvor genommenen Vorsichtsmaßregeln traf er endlich mit dem Cardinal zusammen, der ihn erst ganz freundlich empfing und ihm bloß, als ob es die leichteste Sache von der Welt wäre, die Widerrufung seiner Sätze zumuthete. Als aber Luther dem Begehren des Cardinals nicht sobald ent-

*) In Augsburg war eben der Reichstag versammelt, auf dem auch der Kurfürst zugegen war, doch ging derselbe jetzt aus einander.

ſprach, als er namentlich ſich auf die heil. Schrift berief, und durch Beweiſe aus derſelben den in ihr wenig bewanderten Cardinal in die Enge trieb, da wurde auch der geiſtliche Herr heftiger, und entließ ihn endlich, nachdem er drei verſchiedene Unterredungen mit ihm gehabt hatte, mit den drohenden Worten: „Gehe hin und komme nicht wieder zu mir, du wolleſt denn einen Widerruf thun.“ Mit dieſer Beſtie, äußerte ſich der Cardinal nachher, mag ich nicht länger disputiren, denn ſie hat ein Paar ſchlimme Augen und wunderliche Gedanken im Kopfe. — Luther aber meinte, der Cardinal ſei ein ſchlechter Theolog und, geiſtliche Dinge zu richten, eben ſo geſchickt, als ein Eſel zur Harfen *). — Trotz des ſichern Geleites war für Luthern in Augsburg ſo wenig Sicherheit, als ehemals für Huſſen in Conſtanz. Seine Freunde waren daher beſorgt, ihn zu entfernen. Staupitz verſchaffte ihm einen elenden Klepper, ohne Halfter, der Rathsherr Chriſtoph Langemantel öffnete ihm ein kleines Pförtchen in der Ringmauer, und gab ihm einen Wegweiſer bis Nürnberg **). Hier erfuhr denn Luther, daß er in der That Zeit gehabt, ſich zu entfernen, indem er das päpſtliche Breve anſichtig wurde, welches der Cardinal bei ſich führte, und welches eine Vollmacht enthielt, ihn als Ketzer zu verhaften. Aber auch jetzt war er noch nicht in Sicherheit. Wer ſollte ihn ſchützen vor des Papſtes Gewalt? vor des Cardinals Zorn und Argliſt? vor den Nachſtellungen der Inquiſition? Der Kurfürſt von Sachſen, Fried. der Weiſe, obgleich von Anfang ihm gewogen, war noch viel zu unentſchloſſen in der Sache, um ſich des verbannten Mannes thätlich anzunehmen. Ja, er wünſchte wohl, daß dieſer ſein Land verlaſſen möchte, und Luther, der dieß merkte, dachte auch wirklich daran, fortzugehen, ohne noch zu wiſſen, wohin? Halb und halb ſtand ſein Vertrauen auf Frankreich und die Pariſer Univerſität; doch wäre er auch gern in ſeinem lieben Wittenberg geblieben, wo der aufblühende wiſ-

*) Vgl. die Briefe an Spalatin und Carlſtadt bei de Wette I. 83. und 85.

**) Beim Weggehn hinterließ er eine Appellation von dem übel unterrichteten Papſt an den beſſer zu unterrichtenden, die zwei Tage nachher am Thore des Doms angeſchlagen wurde.

senschaftliche Geist der Hochschule ihm großes Vergnügen machte, wo treffliche und edle Männer sich bereits an ihn angeschlossen hatten, wo das Herz der Jugend ihm gehörte! Schwer fiel ihm das Scheiden, und doch rüstete er sich zur Abreise, und letzte sich mit seinen Freunden beim Abschiedsmahl, als er eben von dem kurf. Hofprediger Spalatin einen Brief erhielt, worin ihm dieser die Verwunderung des Kurfürsten anzeigte, daß er noch nicht abgereist sei. Da brach Luther in die Worte aus: „Vater und Mutter verlassen mich, aber der Herr nimmt mich auf!" Doch noch an demselben Tage änderte der Kurfürst seinen Entschluß. Luther blieb in Wittenberg, und der Kurfürst, der mit Anfang des Jahres 1519 nach dem Tode Maximilian I. Reichsverweser wurde bis zur neuen Kaiserwahl, hatte nun auch größern Muth, ihn zu schützen. Luther selbst schreibt wo, es habe sich unter dem Vicariat des Kurfürsten das Ungewitter merklich gelegt, und der Strahl des päpstlichen Bannes habe angefangen, verächtlich zu werden.

Unterdessen wurden von Rom aus neue Unterhandlungen angeknüpft in Luthers Sache. Die Päpste pflegten von längerer Zeit her am Sonntage Lätare eine goldene Rose zu weihen, und diese als ein Zeichen ihrer Gunst an die Fürsten zu senden. Die Rose sollte sinnbildlich den Leib Christi vorstellen, als die Blume aller Blumen. Nun ward der päpstliche Legat, Carl von Miltitz, Domherr von Mainz, Trier und Meißen, ersehen, dieses Zeichen der päpstlichen Gunst dem Kurfürsten von Sachsen zu überbringen, und bei diesem Anlaß sollte denn auch Luthers Sache zur Sprache kommen. Im Dec. 1518 langte Miltitz in Sachsen an, brachte jedoch die Rose noch nicht gleich mit, weil er erst auskundschaften wollte, wie die Sachen ständen, und als das Geschenk später anlangte, war der Kurfürst bereits so kalt dagegen geworden, daß er es bloß durch drei Edelleute abnehmen ließ.

Was nun den Auftrag des Herrn von Miltitz betrifft, so muß zur Steuer der Wahrheit bemerkt werden, daß er nicht nur allein gegen Luthern, sondern eben sowohl gegen Tezel lautete. Die Unverschämtheit dieses Menschen hatte selbst den päpstlichen Unwillen erregt und Miltitz kam ihm bald hinter seine Schliche.

So hatte er in dem damals berühmten Handelshause der Fugger zu Augsburg, welches für den Kurfürsten von Mainz die Ablaßgelder zu verwalten hatte, erfahren, wie Tezel sich alle Monate habe 80 fl. für seine Person, 10 für seinen Knecht und noch viel anderes auszahlen lassen, ohne das, was er noch sonst unterschlagen und gestohlen. Auch war ihm viel von seinem ärgerlichen Lebenswandel zu Ohren gekommen. Genug, Tezel hatte dermaßen die päpstliche Ungnade zu befürchten, daß er sich erst vor Angst in ein Kloster zu Leipzig versteckte, und dann, als er dennoch vor Verhör erscheinen mußte, mit elenden Ausflüchten bereit war. Bald darauf starb er, und Luther selbst schrieb ihm noch einen Trostbrief vor seinem Tode*), worin er ihn sehr bemitleidete; denn nicht die Person haßte er, sondern die schlechte That, den schlechten Grundsatz.

Mit Luthern hielt Miltitz eine Unterredung zu Altenburg, in Spalatins Hause. Was Cajetan durch Uebermuth und hochfahrendes Wesen nicht ausgerichtet, das glaubte Miltitz auf dem Wege der Schmeichelei und Gelindigkeit zu erlangen. Er umarmte, küßte ihn, und sagte ihm allerlei Liebliches über seine Person. Unter anderm sprach er: „Lieber Martine! ich glaubte, ihr wäret „so ein alter Doctor, der mit sich selbst hinter dem Ofen solche „Grillen fange; ich sehe aber, ihr seid noch in den besten Jahren. Wenn ich an die 5000 verehrte Männer hätte, getrauete „ich mir nicht, euch nach Rom zu liefern; denn ich habe auf „der ganzen Reise geforscht, was die Leute von euch denken, „und habe erfahren, wo einer für den Papst ist, sind drei wi„der ihn und für euch.“ Durch solche Reden ließ sich aber Luther nicht in die Falle locken, obwohl er sehr geneigt war, alles wieder gut zu machen, was er etwa durch Heftigkeit mochte verdorben haben **).

Abermals schrieb er einen sehr demüthigen Brief an den Papst ***), worin er ihm die Versicherung gab, daß, wenn es

*) Dieser Brief ist nicht mehr vorhanden; vgl. jedoch den Brief an Spalatin bei de Wette I. Nr. 120.

**) Ueber die Verhandlungen mit Miltitz vgl. die Briefe 108. 109. 115. in der de Wetteschen Sammlung.

***) Bei de Wette I. Nr. 124., vgl. Marheinecke I. 114.

an ihm läge, den Frieden wieder herzustellen, selbst durch Widerruf seiner Disputation, er es gern thäte, daß aber die Sache nicht mehr in seiner Gewalt sei. „Ich bezeuge vor Gott und allen Creaturen, schließt dieser Brief, daß ich nie Willens gewest, noch heutiges Tages bin, daß ich mir mit Ernst hätte vorgesetzt, der römischen Kirche und ew. Heiligkeit Gewalt auf einerlei Weise anzugreifen oder mit irgend einer List etwas abzubrechen. Ja, ich bekenne frei, daß dieser Kirchen Gewalt über alles sei, und ihr nichts weder im Himmel, noch auf Erden möge vorgezogen werden; denn allein Jesus Christus der Herr über alles."

Luther zeigt also in diesem Briefe noch eine große Anhänglichkeit an die römische Kirche, die er mit aufrichtigem Herzen für die eine wahre und allein seligmachende hielt, und eben deßhalb zeigt er sich auch noch als einen unterwürfigen Sohn des Papstes. Allein das stand ihm denn doch jetzt schon fest, daß über der Autorität der Kirche und des Papstes die Autorität Christi selbst stehe, und von da aus ergab sich ihm in der Folge die ganze Reihe von Schlüssen gegen das päpstliche Regiment. Ueberhaupt müssen wir nicht glauben, daß Luther auf einmal zu seinen hellern Einsichten gelangt sei; es wäre dieß auch nicht gut gewesen. Das gute Gewissen und die bessere Einsicht müssen sich stets das Gleichgewicht halten, wenn unser Verbesserungswerk einen glücklichen und gesegneten Fortgang haben soll. Eilt die bloße Erkenntniß voran mit der Fackel der Aufklärung, ehe ihr das mahnende Gewissen nachkommt, so steckt sie leicht die Häuser in Brand, und richtet Elend an statt Segen. Luther war eben dadurch ein so großer Reformator, daß er so gewissenhaft war. Es mochte ihm die Verantwortung schwer aufs Herz fallen, die er jetzt über sich genommen, da er das angetastet oder auch nur anzutasten schien, was bisher den Menschen heilig gewesen. Es mochte ihm allerdings bange werden vor dem Brande, den er angezündet, und er mochte sich fragen: hast du Macht, der Flamme zu gebieten: bis hieher und nicht weiter! Solche Stunden ängstlicher Bedenklichkeit gehören mit in die Lehrzeit aller derer, die Großes unternehmen im Dienste der Menschheit. Das ist nicht die Weise der Feigheit

und der Menschenfurcht, das ist die Furcht Gottes, der Weisheit Anfang.

Aus diesem Gesichtspuncte müssen wir Luthers Benehmen beurtheilen, wenn wir vernehmen, daß er jetzt außer dem Schreiben an den Papst auch noch eine Schrift verfaßte *), worin er seine Anhänglichkeit an die römisch-katholische Kirche vor aller Welt bekannte, und in der That noch manches als ehrwürdig stehen ließ, was er in der Folge auch nicht mehr halten konnte, wie die Anrufung der Heiligen, das Fegefeuer u. a. m.

Fast scheint er in der That eine Anwandlung von Reue verspürt zu haben darüber, daß die Sache so weit gekommen; wiewohl er auf der Bestreitung eigentlicher Mißbräuche fest beharrt. Doch — der Mensch denkt, Gott lenkt. Luther war nur ein Werkzeug in Gottes Hand. Nicht mehr lag es in seiner Macht, zurückzunehmen, was er, getrieben vom Geiste der Wahrheit, ausgesprochen hatte aller Welt. Zu wahr, zu treffend war das zur rechten Zeit erlassene Wort, als daß es nicht überall Anklang gefunden hätte in gleichgestimmten Gemüthern. Gott selbst hatte jetzt gleichsam die Sache in die Hand genommen. Luther hätte abtreten können von ihr, sie wäre dennoch ausgeführt worden. Aber Luther wollt' ihr treu bleiben, und so ging er in Gottes Namen weiter in einen Kampf, dessen Ende er nicht geahnt, da er ihn arglos begonnen. Mit Beiseitlegung aller Persönlichkeit, nur getragen vom Gemeingefühl aller Bessern, gehalten von der täglich in ihm wachsenden Kraft des Glaubens, sehen wir ihn jetzt, blind vor aller Gefahr, mit verbundenen Augen, aber offenem Herzen in den Streit gehen, und das ist, was ihn so groß macht, und ihn über die gewöhnliche Sphäre der Menschlichkeit hinaushebt in die Nähe der Propheten und Männer Gottes.

Wie oft auf einen Frühlingsregen plötzlich die Blüthen aufgehen, die schon im Keime geschlummert hatten, und wir uns dann wie in eine andere Welt versetzt sehen, so giebt es auch in der geistigen Welt solche befruchtende Momente, welche

*) Unterricht auf etlich Artikel, die ihm von seinen Abgönnern aufgelegt und zugemessen worden.

wie mit einem Zauberschlage den Rath der Herzen offenbaren, und eine Fülle von Talenten und Bestrebungen ins Dasein rufen, die bisher zu schlummern schienen. Sind aber die Blüthen einmal ausgebrochen, wer mag sie zurückdrängen in die abgestreifte Hülle, wer mag zum Himmel sprechen: nimm deinen Regen wieder, und laß wiederkehren die Nacht des Winters. So war es jetzt. Das Wort, das von Luthern ausgegangen, war der befruchtende Frühlingsregen, und wo ein Tropfen fiel, schloß ein Blüthenauge sich auf, das unter der Winterdecke geschlummert, und der Frühling begann zu treiben im Thale der Alpen und in den Geländen Deutschlands, und mehr und mehr verbreitete sich die Wärme. Wo noch Eis lag, da fing es an zu schmelzen, und die Bäche schwollen an, und ergossen sich in die Thäler unter wildem Gebraus, zwar nicht immer ohne Gefahr für die gebrechlichen Hütten der Menschen, die am Wege standen.

Wir sehen von nun an eine Menge verschiedenartiger Geister auf den Kampfplatz treten, ungleich an Gaben und verschieden in ihrer Art zu kämpfen und zu wirken. Das Milde gesellt sich zu dem Starken, das Rohe setzt sich an das Kräftige, das Unreinere mischt sich mit dem Reinen, wovon sich uns später die Wirkung zeigen wird. Zwei Männer müssen wir aber jetzt schon nennen, deren Persönlichkeit eine sehr verschiedene ist, so daß uns in dem einen die Heftigkeit Luthers bis auf ihr Extrem gesteigert, in dem andern hingegen auf wohlthätige Weise gemildert erscheint, ich meine Carlstadt und Melanchthon. Lassen Sie uns, ehe wir in unsrer Erzählung weiter gehen, bei diesen Personen etwas verweilen.

Andreas Bodenstein, von seinem Geburtsorte im Frankenlande Carlstadt genannt, ein Mann, der auch uns Basler etwas näher angeht, weil er in der Folge hier seine, jedoch ziemlich untergeordnete Wirksamkeit fand *), ist geboren 1483,

*) Er wurde nach mehrern Schicksalen 1535 Pfarrer zu St. Peter und Prof. der Theologie in Basel. Untergeordnet nenne ich seine Wirksamkeit nicht in Beziehung auf das Amt, sondern in Beziehung auf sein persönliches Verhalten, das im Vergleich mit seinem frühern Wesen ziemlich stille gewesen zu sein scheint. Er starb 1541 im De-

und war also genau in demselben Alter mit Luthern. Schon seit 1504, somit 6 Jahre früher als dieser, war er auf der Universität Wittenberg als Professor der scholastischen Philosophie angestellt, und wurde bald, nachdem Luther sein Amtsgenosse geworden, dessen Freund und Anhänger. Durch ihn war er von der unfruchtbaren Scholastik abgelenkt und auf die Quelle der Wahrheit hingewiesen worden. Wenn er in der Folge diese Quelle verließ, und sich den trüben Pfützen der Schwärmerei zuwandte, so darf uns dieß nicht hindern, den Eifer anzuerkennen, womit er als einer der ersten Luthers Sache umfaßte. Er war es denn auch, der in einer Zeit, als Luther fast nur allzubereit war, nachzugeben, den Fehdehandschuh aufnahm, welchen Doctor Eck den Freunden des Lichtes hingeworfen. Er war es, der die Disputation in Leipzig hervorrief, die wir bald zu betrachten haben.

Der andere der beiden genannten Männer, Philipp Melanchthon, bildet den eigentlichen Contrast zu dem heftigen Carlstadt. Philipp Schwarzerde*) (denn das ist sein eigentlicher deutscher Name), aus Bretten in der Rheinpfalz gebürtig, war der Sohn eines Waffenschmiedes, verlor aber seinen Vater früh, und genoß seinen ersten Unterricht in der Schule zu Pforzheim, wo er von seinem Verwandten Reuchlin, den wir schon kennen, öfter besucht, und in seinem Fleiße aufgemuntert wurde. Reuchlin war es, der dem damaligen 11jährigen Schüler zum Scherz einen rothen Doctorhut verehrte, und nach der damaligen Sitte der Zeit den deutschen Namen des jungen Schwarzerde in den griechischen Melanchthon umwandelte. (Es sollte damit gleichsam dessen Bestimmung zum

cember an der Pest (unrichtig geben die Athenae rauricae das Jahr 1543 an). Nach seinem Tode verbreitete sich das Gerücht, daß sein Geist spuke; vgl. Luthers Briefe von de Wette. Bd. 5. Nr. 2047. und Hottinger helvet. Kirchengeschichte III. 748. ff. In seinem Sohne Adam scheint die excentrische Richtung des Vaters sich erneuert zu haben. Er ward ein Anhänger des Theophrastus Paracelsus.

*) Hauptquelle für dieses merkwürdige Leben bleibt immer die schöne Biographie seines Zeitgenossen Camerarius. Vgl. außerdem: Tischer, Melanchthons Leben. Lpz. 801. Facius, Melanchthons Leben und Charakteristik. Lpz. 832. — Reformationsalmanach. I. S. XXVIII. und Bömels Schulrede in Schwarz, Darstellungen aus dem Gebiete der Pädagogik. Lpz. 833.

Gelehrten ausgedrückt werden, der in der alten Welt der Griechen leben, und somit auch dem Namen nach ihr angehören sollte. Zum Dank für diese Gunstbezeigung studirte der junge Philipp mit seinen Genossen eine von den Komödien Reuchlins ein, die sie dann vor ihrem Patrone aufführten.

Melanchthon gehörte überhaupt zu den eigentlichen frühreifen Geistern, aber freilich nicht zu jenen, die plötzlich aufschießen, um bald wieder zu verwelken. Schon im 12. Jahre seines Lebens (1509) bezog er, an Ernst der Gesinnung und Reife des Urtheils ein Jüngling, die Universität Heidelberg, seines Vaters Geburtsort, und erhielt bereits im 14. Jahre den Grad eines Baccalaureus. Die Magisterwürde wurde ihm, weil er noch zu jung sei, versagt. Darüber etwas empfindlich, begab er sich 1512 nach Tübingen, wo er außer der scholastischen Philosophie auch die alte Literatur und Geschichte studirte, die jetzt wieder durch Reuchlin und Erasmus waren ins Leben gerufen worden, und hier erlangte er denn auch im Jahre 1514, in seinem 17. Lebensjahre, die ersehnte Magisterwürde, nachdem er schon ein Jahr zuvor seine griechische Grammatik herausgegeben hatte. In der Folge mißbilligte der demüthige Mann selbst den jugendlichen Ehrgeiz, der ihn damals mehr als billig gequält hatte. „Es ist zuweilen sehr gut, äußerte er sich, wenn jungen Leuten ihre Wünsche abgeschlagen werden. Durch die Verweigerung der Magisterwürde zu Heidelberg wurde ich nur desto mehr zum Fleiße ermuntert.“ —

Melanchthon war in seinen Studien nicht allein tief und gründlich, sondern auch vielseitig, so daß bei seinen außerordentlichen Naturgaben und bei dem damaligen Stande der Wissenschaft es ihm möglich wurde, die sämmtlichen Facultätswissenschaften der Medicin, der Rechtskunde und der Theologie zu umfassen. Der letztern blieb er, obwohl er nie in den geistlichen Stand trat, mit entschiedener Vorliebe zugethan. Melanchthon bildet in dieser Hinsicht ein Mittelglied zwischen Erasmus und Luther. Er hat eine entschiedenere theologische Richtung, und doch erscheint er wieder vielseitiger gebildet und geschmackvoller (eleganter) in seinen Formen, als der letztere. Erasmus selbst wußte auch die Gelehrsamkeit Melanchthons hochzuschätzen, und

legte darüber öffentlich das schönste Zeugniß ab *). „Unsterbli„cher Gott! so ruft er über den ihm werth gewordenen Jüng„ling aus, welche Hoffnung gewährt dieser junge Mann, ja „dieser Knabe! In beiden Literaturen ist er gleich schätzens„werth. Welcher Scharfsinn der Erfindung, welche Rein„heit der Sprache, welche Schönheit des Ausdrucks, wel„ches Gedächtniß der unbekanntesten Sachen, welche reife Bele„senheit!“

Als ein junger Mann von 21 Jahren trat Melanchthon, der bisher zu Tübingen die Rhetorik gelehrt hatte, das Lehramt der griechischen Literatur in Wittenberg an (1518), zu dem ihm Reuchlin, sein Verwandter, verholfen hatte. Auch hier genoß er großen Beifall, und sein Ruf zog Studirende aus allen Gegenden Europa's herbei. Selbst aus Italien, dem Sitz der Gelehrsamkeit, zogen welche nach Wittenberg. Oft hatte der gefeierte Lehrer an zweitausend Zuhörer zu gleicher Zeit, die an den Fenstern heraufkletterten, um Platz zu finden. Hier war es denn auch, wo er bald mit Luthern einen ewigen Freundschaftsbund schloß, einen Bund, der eine schöne, leuchtende Perle bildet in dem Kranze der Reformationsgeschichte. Ja, wenn es erlaubt ist, die Verschiedenheit der Gaben bei dem einen Geiste zurückzuführen auf jene Zeit der Apostel, wo des Geistes Erstlinge in verschiedenen Gefäßen sich darstellten, so möchte man wohl versucht sein, Luthern einem Paulus, Melanchthon einem Johannes zu vergleichen; doch ohne einen solchen Vergleich durchzuführen, was bei der Verschiedenheit der Zeiten immer gewagt sein dürfte, begnügen wir uns nur, zu sagen, daß Melanchthon auf verschiedene Weise die Ergänzung zu Luthern bildete nach der Gabe, die er empfangen. Nicht nur durch seine Milde und Sanftmuth dämpfte er Luthers heftiges Feuer; sondern mit seiner größern ausgebreitetern Gelehrsamkeit stand er ihm als eine helle Leuchte zur Seite, und wirkte durch seine wissenschaftliche Methode eben so nach innen zur Begründung des Lehrbegriffes,

*) In den Annotationen zum 1. Brief an die Thessalonicher. Basler Ausgabe (1522) S. 515. In der spätern Ausgabe der sämmtlichen Werke (Basel 1541) T. VI. fehlt die Stelle.

wie Luther durch seinen praktischen Verstand und seinen Charakter nach außen wirkte. Hören wir Luthern selbst über sein Verhältniß zu Melanchthon: „Ich muß, so erklärt er sich nachmals wo*), die Klötze und Stämme ausreuten, Dornen und Hecken weghauen, die Pfützen ausfüllen, und bin der gröbe Waldrechter, der Bahn brechen und zurichten muß; aber Meister Philipp fähret säuberlich und stille daher, bauet und pflanzet, säet und begießet mit Lust, nachdem ihm Gott gegeben seine Gaben reichlich." — Von dem Aeußern des Melanchthon giebt uns der St. Gallische Reformator, Johann Keßler, der im Jahre 1522 zu Wittenberg studirte, folgende Beschreibung **): „Er ist nach Leibesform eine kleine, unachtbare Person, vermeinest, er wäre nur Knab', nit über 18 Jahre, so er neben dem Martino Luther geht. Wenn sie aus innerlicher Liebe ohne Unterlaß bei einander wohnen, gehen und stehen, übertrifft ihn Martinus nach der Länge mit ganzen Achseln. Nach Verstand aber, Gelehrte und Kunst (ist er) ein großer starker Ries und Held, so daß einen verwundern möcht', (wie) in einem so kleinen Lib ein so großer unübersehlicher Berg von Kunst und Weisheit verschlossen liegen.

In Begleitung dieser seiner beiden Collegen, sowie des Rector Magnif., Herzog Barnim von Pommern, und andrer Professoren und Doctoren, langte Luther den 24. Juni 1519 in Leipzig an, um hier den Kampf mit Doctor Eck zu bestehen. Die Studenten, mit langen Hellebarden bewaffnet, schritten neben dem Wagen einher. Alles war gespannt auf den Ausgang der Sache. Herzog Georg von Sachsen räumte das Schloß Pleißenburg ein, und den 27. Junius begann der öffentliche Kampf. Um jedoch das wichtige Geschäft würdig zu eröffnen, ward erst in der Thomaskirche, früh um 6 Uhr, eine Messe gehalten, und dann begab man sich in feierlichem Zuge nach dem Schlosse. Eine zahlreiche Wache war aufgestellt, die Ordnung zu halten. In dem Saale standen sich zwei Lehrstühle gegen-

*) In der Vorrede zu Melanchthons Auslegung der Epistel an die Colosser verdeutscht im Jahr 1529. Bei Marheinecke I. S. 136.

**) Bei Böhmel a. a. O. aus den Sabbata.

über aufgerichtet. Den einen bestieg der Präsident Peter Moselanus, der in einer schönen lateinischen Rede an die Pflichten der Disputirenden erinnerte, und sie ermahnte, nicht in eitle Wortgezänke auszuarten, sondern die Wahrheit selbst als den Kampfpreis im Auge zu behalten. Als er geschlossen, fiel eine Musik ein, und während die ganze Versammlung auf den Knieen lag, wurde das alte Lied: Veni Sancte Spiritus, gesungen. So verging der Vormittag mit den einleitenden Feierlichkeiten. Mögen andere darin eine leere Ceremonie sehen, einen Rest der mittelalterlichen Formen. Ich kann mich des Eindruckes nicht erwehren, den die Erzählung dieser Förmlichkeiten jedesmal auf mich gemacht hat. Denken wir uns, daß doch mancher von den Anwesenden ein bewegtes und besorgtes Gemüth auf den ernsten Kampfplatz mitbrachte, und daß wohl mancher dachte, wie wird es enden? Da lagen die Loose geworfen, da galt es — nicht eine leere scholastische Grille, sondern eine Lebensfrage galt es — Sein oder Nichtsein der bisherigen Kirchenlehre und Heilsordnung. Wenigstens mochte manchem von dieser Lebensfrage ahnen, der im Stillen bei sich nachgedacht hatte über die Wendung, welche die Zeit nehmen könnte. Noch hält in diesem Momente das eine Band der Kirche, das so lange gehalten, alle zusammen; noch steigt aus einem Munde das Gebet zum Herrn der Kirche, zum gemeinsamen Vater aller, auf, und wenn es auch bei vielen nur ein Gebet der Lippen sein mochte, es bebten wohl viele Herzen in Angst und Kummer, und beteten mit Inbrunst um das Kommen des Geistes der Wahrheit und der Liebe.

Noch mehr als diese Feierlichkeit dürfte uns aber auch die eiserne Geduld auffallen, mit der man damals dem Anhören solcher Disputationen sich hergab. Eck und Carlstadt stritten allein acht Tage über den freien Willen, indem Carlstadt behauptete, daß alles Gute, welches der Mensch thue, ein Werk der göttlichen Gnade sei, während Eck die menschliche Freiheit und zum Theil auch die Verdienstlichkeit der guten Werke in Schutz nahm. In den beiden folgenden Wochen stritt dann Eck mit Luthern über den Primat des Papstes, über das Fegfeuer, die Buße, den Ablaß. Zwanzig Tage dauerte die ganze Disputa-

tion, und würde noch länger gedauert haben, wenn nicht die Nachricht gekommen wäre, daß der Markgraf von Brandenburg, welcher von der Kaiserwahl in Frankfurt zurückgekehrt, in der Nähe sei. Diesem mußte der Herzog Georg sein Quartier einräumen, und so mußten die Streitenden Platz machen.

Man wundert sich, sage ich, über die Geduld, die man damals bei theologischen Disputationen hatte, denen auch weltliche Herren mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zuhörten. Allein man vergesse nicht, daß die damalige Zeit eben durch und durch religiös gestimmt war, daß die bürgerliche Existenz mit der kirchlichen aufs innigste verflochten war, und eine Aenderung in der Dogmatik eben so wichtige Folgen nach sich zog, als heut zu Tage eine Veränderung in der Charte. Ich will damit nicht sagen, daß unsre Vorfahren deßhalb an und für sich schon frömmer gewesen; es scheint mir sogar ein Mangel, wenn die Ruhe der Gemüther und das bürgerliche Glück allzuabhängig gemacht werden sollen von einzelnen Lehrbestimmungen. Die Verwechslung von Religion und Dogmatik, von Christenthum und Kirchenthum hat immer ihre großen Nachtheile. Aber nur dürfen wir über den Mängeln der damaligen Zeit die unsrigen nicht übersehen; denn wahrlich eben so sehr, als wir uns wundern, wie man 20 Tage über dogmatische Sätze streiten und von ihnen das Heil der Staaten abhängig machen konnte, eben so sehr dürften unsre Väter sich wundern, wie man jetzt so oft mit aller Hintansetzung der ewigen Güter, mit gänzlicher Verläugnung der höhern Interessen des Geistes alle Aufmerksamkeit auf die materiellen Vortheile richtet, und wie man sich nicht Wochen, sondern Jahre lang um Dinge streitet, die zwar allerdings ihre Wichtigkeit haben für das öffentliche Wohl, von denen aber auch nicht alles Heil ausschließlich abhängt.

Indessen will ich Ihre Geduld darum nicht auf die Probe setzen, ob sie so viel auszuhalten vermöge, wie die unsrer Vorfahren. Ich verschone Sie daher gern mit dem schwerfälligen Gange der Disputation, und vermelde Ihnen bloß das Resultat und einzelne Züge des Kampfes.

Fragen wir vor allem, wie Luthers Ansicht selbst sich aus-

sprach, so müssen wir bemerken, daß er bereits über manches freier urtheilte, als zuvor, namentlich über das Fegefeuer, das er jetzt verwarf, und über die Machtvollkommenheit des Papstes; doch war er auch jetzt noch in manchem bedächtlicher, als später. Eck hatte ihm vorgeworfen, daß seine Ansichten mit denen der Böhmen (Hussiten) übereinstimmten. Dieß wollte Luther nicht gelten lassen, und er soll, nach dem Berichte der Augenzeugen, sich alle Mühe gegeben haben, den Verdacht von einem Zusammenhange mit den Böhmen von sich abzuweisen; doch bekannte er schon jetzt, daß von ihren von der Kirche verdammten Lehren einige christlich und evangelisch gewesen seien. Eine Behauptung, die großes Aufsehen erregte. Herzog Georg rief, daß man's durch den ganzen Saal hörte: „das walt' die Sucht!" schüttelte den Kopf und setzte beide Arme in die Seite. Ueberhaupt nahm Herzog Georg von Sachsen lebhaften Antheil an dem Streit, doch wurde er Luthern nur abgeneigter, und blieb fortwährend ein Gegner der Reformation. Andere hatte dagegen Luther für sich gewonnen, besonders den Herzog Georg von Anhalt, der in der Folge zur Reformation übertrat, und als regierender Fürst seinen Bauern das Evangelium predigte. Auch auf Melanchthon, der zwar kein Freund von solchen Disputationen war*), und der sich nur als Zuschauer verhielt, machte Luthers Benehmen einen tiefen Eindruck; eben so auf den Rector der Wittenberger Universität, Herzog Barnim von Pommern, der nicht eine Stunde versäumte und viel fleißiger zuhörte, als alle Leipziger Theologen. Denn daß die vorhin gerühmte anhaltende Aufmerksamkeit nicht eine durchgängige gewesen, berichten uns die Zeitgenossen ebenfalls. So wird namentlich von denen erzählt, die auf der Seite des Doctor Eck saßen: „sie schliefen ganz sanft, so fleißig hörten sie zu, und so süß schmeckte ihnen die Disputation, daß man sie auch mußte gemeiniglich aufwecken, wenn man aufhörte zu disputiren, daß sie die Mahlzeit nicht versäumten**)." — Hie und da ging es aber auch wieder heftig her. Als Eck in dem Streite mit Luther immer den Schrift-

*) Hierin hielt er es mit Oekolampad. Er sagte, er habe erst hier gelernt, was die Alten Sophistik nannten.

**) Marheinecke I. S. 131. nach dem Berichte des Geb. Frdschel.

beweisen auszuweichen suchte, und sich hinter die Menschensatzungen der Tradition versteckte, rief ihm Luther ärgerlich zu: „du fliehest die Bibel, wie der Teufel das Kreuz.“ Am Ende schrieben sich beide Parteien den Sieg zu. Keine hatte die andere überzeugt, weil man schon über die Principien uneins war, indem die einen das Ansehen der Kirche über das der Schrift, die andern umgekehrt das Ansehen der Schrift über das der Kirche gestellt hatten. Ein Umstand, der es schon jetzt unmöglich machte, daß man auf dem Wege der Disputation sich hätte vereinigen können, so oft auch noch in der Folge dieser Weg versucht ward.

Noch glaube ich zum Schlusse Ihnen die Bildnisse der Männer vorlegen zu sollen, die in diesem Streit sich hervorgethan haben, wie dieselben von der Feder eines Zeitgenossen und Augenzeugen entworfen sind.

Peter Mosellanus, Präsident der Disputation, schreibt nämlich Folgendes über Luther, Carlstadt und Eck*):

Martin ist von mittlerer Leibesgröße. Sein magerer Körper ist von Sorgen und Studiren so erschöpft, daß bei näherm Anblick man ihm die Knochen zählen könnte**). Noch ist er in vollkräftigem, männlichen Alter, er hat eine helle und wohltönende Stimme, eine bewundernswürdige Gelehrsamkeit und Schriftkenntniß, so daß er beinahe alles an den Fingern herzählen kann. Griechisch und lateinisch hat er bisher so viel gelernt, daß er über Auslegungen ein Urtheil hat***). Es fehlt ihm auch nie an Stoff zum Gespräch; ein ungeheurer Wald von Worten und Sachen steht ihm zu Gebote. Im übrigen Leben und in

*) Man hat von ihm zwei Berichte, den einen an Bilibald Pirkheimer, den andern an Julius von Pflug. Diese Darstellung ist nach dem letztern. Sonst ist noch über die Leipziger Disputation zu vergleichen der Bericht des Melanchthon an Oekolampad bei Löscher III., der des Cellarius ebend. u. mehrere Briefe Luthers. Von gegnerischer Seite schrieb Eck an Hochstraten.

**) Erst in späterm Alter wurde Luther beleibter. Vgl. übrigens Kirchmaier, disquisitio historica de D. Martini Lutheri oris et vultus habitu heroico. Wittenb. 750. Ueber verschiedene Bilder Luthers (die besten von L. Cranach) siehe den Reformationsalmanach Jahrg. 1. von Anf.

***) Melanchthon war ihm hierin weit überlegen.

seinen Sitten ist er höflich und gewandt; er hat nichts Stoi-sches und Hochfahrendes an sich; vielmehr weiß er sich in alle Zeiten zu schicken. In Gesellschaften ist er ein munterer und angenehmer Unterhalter, immer aufgeweckt und sorglos; stets blüht Heiterkeit auf seinem Gesichte, obwohl ihm die Gegner viel zu schaffen machen, also daß man schwerlich glauben kann, daß dieser Mensch so große Dinge ohne Gottes Beistand beginne. Aber, was ihm beinahe alle vorwerfen, ist, daß er in seinem Tadel etwas zu unklug und zu bissig ist, mehr als es für einen Reformator rathsam und für einen Theologen schicklich sein dürfte.... Dieses alles findet sich in geringerm Grade bei Carlstadt, nur daß seine Figur kürzer ist, sein Gesicht schwärzlich und verbrannt, seine Stimme dumpf und unangenehm, sein Gedächtniß weniger getreu, und daß er zum Jähzorn noch mehr geneigt ist (Wir werden in der Folge sehen, wie genau diese Schilderung paßt zu dem spätern Benehmen Carlstadts.). — Eck endlich ist lang gewachsen, hat einen fetten, vierschrötigen Körper (corpus quadratum), eine volle, ächt deutsche Stimme, die, unterstützt von einem kräftigen Lendenpaare, nicht nur für einen Schauspieler, sondern auch für einen öffentlichen Ausrufer gut wäre; doch ist sie eher rauh, als deutlich. So viel fehlt ihm zu jener den Römern angeborenen Lieblichkeit der Rede, welche an einem Fabius und Cicero so sehr gelobt wird. Mund und Augen, kurz, sein ganzes Gesicht ist bei ihm so beschaffen, daß man ihn eher für einen Metzger oder einen karischen Krieger, als für einen Theologen halten sollte. Was seinen Geist betrifft, so hat er ein stupendes Gedächtniß, so daß, wenn diesem ein ähnlicher Verstand beigesellt wäre, das Werk der Natur an ihm in allen Theilen vollendet seyn würde. Es fehlt ihm aber an schneller Auffassungskraft und an Scharfsinn, ohne welche alle andern Gaben umsonst sind, und das ist auch die Ursache davon, daß er im Disputiren so viele Argumente, so viele Bibelstellen, so viele gelehrte Citate ohne alle Auswahl auf einander häuft, und dabei nicht merkt, wie viel frostiges Zeug darunter sei, das, wenn es auch an seinem Orte einen guten Sinn haben kann, hieher gar nicht gehört! Wie viel Hypothetisches, wie viel Sophistisches! Es kommt ihm übrigens nur darauf an, daß er durch Anhäufen eines großen Bal-

Was aber am meisten Aufsehen erregte, war jene symbolische Handlung, wodurch Luther seine Lostrennung von den päpstlichen Satzungen und dem römischen Recht auf eine für Jedermann anschauliche Weise an den Tag legte, dadurch aber auch ein Feuer anzündete, welches zu löschen nicht mehr in seiner Macht stand. Den 10. December 1520 that er durch öffentlichen Anschlag kund, wie er Willens sei, desselben Morgens um 9 Uhr päpstliche Decrete und Bulle zu verbrennen. Eine große Anzahl Doctoren und Studenten begleitete ihn vor das Elsterthor. Ein Lehrer der Universität legte selbst die Brandstätte an, und da sie angezündet, warf Luther die päpstlichen Decrete nebst der Bulle und einigen Schriften seiner Gegner, des Johann Eck und Hieronymus Emser, in das Feuer, mit den biblischen Worten, Josua VII, 25: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer.“

Dieser Schritt Luthers ist verschieden beurtheilt worden, und er verdient auch von hier aus eine nähere Beleuchtung. Manche haben gerade darin seine kühnste Heldenthat, andere eine eitle Renomisterei erkennen wollen. Beides scheint mir übertrieben. Daß Luther selbst darin keine besondere Heldenthat erkannte, Bücher zu verbrennen, geht aus seinen eigenen Aeußerungen deutlich hervor, denn Tags darauf ermahnte er seine Zuhörer selbst, sie möchten nicht glauben, daß mit dem Verbrennen alles gethan sei, sondern die Hauptsache sei, daß sie fortwährend gegen die verderblichen Irrthümer des Papstes sich wappneten und kräftig dagegen ankämpften. Aber zu hart darf man den Schritt auch nicht beurtheilen. Man erinnere sich, daß der Grundsatz des „Verbrennens“ von der römischen Kirche ausgegangen war. Nicht Bücher allein, Menschen waren ja zu Tausenden schon von ihr verbrannt worden um des Glaubens willen. Luthers Bücher selbst waren kurz zuvor dem Feuer übergeben worden*). Es lag also in dem Verbrennen der Bulle mehr eine Art von Ironie auf das römische Verfahren, als daß es an und für sich von

*) Vgl. die Schrift Luthers: „Warum des Papstes und seiner Jünger Bücher von Dr. M. Luther verbrannt seien. Laß auch anzeigen wer da will, warum sie Dr. Luthers Bücher verbrannt haben, eben so, Grund und Ursach aller Artikel u. s. w.“

Bedeutung gewesen wäre. Es sollte gleichsam nur gesagt werden: mit dem Verbrennen ist's aus. So gut, wie ihr einen Scheiterhaufen errichten könnt, können wir es auch, und wenn ihr keine bessern Argumente habt, als diese, so fürchten wir uns nicht davor. Das war offenbar der Sinn, der in der Handlung lag. Zudem war diese Handlung nicht ohne Beispiel. Schon Hieronymus von Prag hatte die Verdammungsbulle gegen Huß verbrannt, und mehrere Beschimpfungen mußte sich die gegen Luther erlassene auch anderwärts gefallen lassen. So wurde sie zu Döblin beschmutzt und zerrissen, und darunter geschrieben: „Das Nest ist hie, die Vogel sind ausgeflogen" *). Wollte nun freilich jemand zu genau fragen, ob sich nicht in die Handlung Luthers doch auch einige Leidenschaft und persönliche Rachsucht gemischt, und ob er durch einen solchen auffallenden Gewaltstreich der Reinheit des Reformationswerkes nicht mehr geschadet, als genutzt habe, so gestehe ich, daß ich mir hierüber kein entscheidendes Urtheil zutraue.

Ganz ohne Leidenschaft wird auf dieser Erde selten etwas Großes vollbracht, obwohl der innere Kampf gegen dieselbe nie ruhen darf. Hätte Luther nichts Größeres gethan, als die Bulle verbrannt und einige Streitschriften erlassen, so dürfte freilich sein Ruhm gering sein, und er würde ihn mit denen theilen, die zu allen Zeiten Lärm geschlagen. Aber wenn der Mensch, zumal der Christ, da am größten erscheint, wo die reine Begeisterung über die Leidenschaft und ihre Anwandlungen ihn hinaushebt, wo das reine Bewußtsein des Guten allein ihm jenen höhern Muth verleiht, den selbst die Leidenschaft in ihrer höchsten Steigerung uns nicht zu geben vermag, da nämlich, wo er im geduldigen Tragen des Kreuzes seinem Herrn und Meister nachfolgt, so werden wir jetzt Luthern auf dieser von wenigen erreichten Höhe erblicken, auf dem Reichstage zu Worms.

Dieser Reichstag hatte sich gegen Ende des Jahres 1520 versammelt. Kaiser Karl hatte sich von Oppenheim aus an den Kurfürsten mit dem Begehren gewandt, Luthern mit auf den Reichstag zu bringen, um ihn allda verhören zu lassen. Dieß

*) Vgl. die Briefe 293. und 300. bei de Wette I.

war indeſſen der päpſtlichen Partei, namentlich den Legaten, ſelbſt nicht recht, weil es ihnen unſchicklich ſchien, daß eine Sache, die nur vor das kirchliche Forum gehöre, auf weltlichem Reichstage entſchieden werden ſollte. Man ſuchte daher Luthers Erſcheinen auf alle Weiſe zu hintertreiben; auch war noch eine Bulle von Rom gegen ihn eingetroffen, worin der Bann dergeſtalt über ihn ausgeſprochen war, daß jeder katholiſche Chriſt ſich zu verſündigen glauben mußte, wenn er ſich nur mit ihm einließe *). Demungeachtet erfolgte die Citation an Luthern unter Anerbieten des freien kaiſerlichen Geleites, und Luther zeigte ſich zu folgen geneigt **).

Auf dem Reichstage ſelbſt waren von weltlicher Seite aus mehrere Beſchwerden, 101 an der Zahl, gegen den Papſt zur Sprache gebracht worden, und ſelbſt ſolche, die ſich der Sache Luthers ungünſtig zeigten, wie Herzog Georg von Sachſen, ſtimmten mit in dieſe Beſchwerden ein. Es zeigte ſich hier wieder ein ähnliches Verhältniß des Reichstages zu Luthern, wie das der Synode von Conſtanz zu Huß. Man wünſchte eine Reformation, aber man haßte den Reformator; man wollte den Sieg, und ſcheute den Kampf. Luther erwartete auch in der That ein ähnliches Schickſal, wie Huß. Aber ſtandhaft ging er demſelben entgegen. „Wenn ich nicht wiederkomme", ſo ſprach er zum geliebten Philipp Melanchthon, als er von ihm Abſchied nahm, „wenn ich nicht wiederkomme, und meine Feinde mich morden, ſo beſchwöre ich dich, lieber Bruder! laß nicht ab zu lehren und bei der Wahrheit zu verharren. Arbeite unterdeſſen zugleich für mich, weil ich nicht hier ſein kann; du kannſt es noch beſſer machen. Nun iſt auch nicht viel Schade um mich, bleibſt du noch da. An dir hat der Herr noch einen gelehrtern Streiter." Alſo entwand ſich Luther den Armen ſeines Freundes und machte ſich auf den Weg gen Worms. Ihn begleiteten ſeine Amtsgenoſſen Juſtus Jonas, Nicolaus Amsdorf und der berühmte

*) Die Bulle decet Romanum Pontificem. Bald darauf erſchien dann die dritte de coena Domini; wogegen Luthers Schrift: vom Abendfreſſen des allerheiligſten Herrn, des Papſtes (1522).

**) Vgl. mehrere hierauf bezügliche herrliche Briefe Luthers, bei de Wette I. Nr. 277. 288. 302. 305—307.

Rechtslehrer Hieronymus Schurf, der auf dem Reichstage sein Anwald war, ferner ein Edelmann und der Bruder Luthers, Jacob Luther. Vorauf ritt in seinem Ornat der kaiserliche Herold Kaspar Sturm mit des Adlers Wappen, und sein Knecht. Die Reise Luthers glich einem Triumphzuge, obwohl er unter dem Banne war. Zu Erfurt gingen Rector und Professoren der Universität ihm zwei Stunden weit entgegen, und begleiteten den Wagen, von vielem Volk umringt, in die Stadt. Auf vieles Zureden hielt Luther daselbst eine Predigt, was er auch noch an andern Orten that. Zu Eisenach erkrankte er, ward aber auf eine Aderlässe und auf ein edel Wässerlein, das ihm der Arzt gegeben, wieder besser. „Wo er in eine Stadt einzog," erzählt ein Zeitgenosse, Fr. Myconius *), „lief das Volk entgegen für die Stadt und wollte den Wundermann sehen, der so kühn wäre, und sich wider den Papst und alle Welt, die ihn, wider Christum, für einen Gott gehalten, legen dürft'. Etliche trösteten ihn unterwegen sehr übel, daß, weil so viel Cardinál' und Bischöff' zu Worms am Reichstag wären, würd' man ihn allda flugs zu Pulver verbrennen, wie dem Hussen zu Costnitz geschehen, aber denen antwort' Luther: Und wenn sie gleich ein Feuer machten, das zwischen Wittenberg und Worms bis an Himmel reicht, so wollt' ich doch im Namen des Herrn erscheinen — und dem Behemoth in sein Maul zwischen seine großen Zähne treten, und Christum bekennen und denselbigen walten lassen." Wie Hussens Freunde einst bemüht gewesen, ihn von seinem Vorhaben abzuhalten, so auch jetzt die Freunde Luthers. Zu Oppenheim kam ihm M. Bucer entgegen, der damals in Diensten des Ritters Franz von Sickingen stand, und bot ihm dessen Schloß, die Ebernburg, zum sichern Wohnsitz an. Hier, meinte er, könne er mit Kaiser Karls Beichtvater, dem Franciscanermönche Glapio, der zur Disputation mit ihm beauftragt sei, sich des Weiteren bereden, ohne daß er nöthig hätte, nach Worms selbst zu gehen. Luther aber antwortete: „ich will fortziehen; hat des Kaisers Beichtvater mit mir etwas zu reden, so kann er solches zu Worms wohl thun." Auch Spalatin, der Hofprediger des Kurfürsten und der bestän-

*) In der Walchischen Ausgabe von Luthers Werken Bd. XV. u. bei Marheinecke I. S. 255.

dige Vertraute Luthers, ließ ihm durch einen Eilboten berichten er möchte doch ja nicht gleich nach Worms kommen. Da gab Luther die ewig denkwürdige Antwort: „Und wenn so viele Teufel zu Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, so wollt' ich doch hinein." Offenbar ist dieß der Moment in Luthers Leben, wo er am höchsten erscheint, auf dem Culminationspuncte männlicher Kraft und Entschlossenheit, fern von aller Schwärmerei, von allem Uebermuthe, erhaben über alle Rücksichten menschlicher Schwäche. Ein Held steht er da in der Hand Gottes, stehend allein auf der Kraft des Glaubens, die in den Schwachen mächtig ist. Er selbst konnte in der Folge diese Kühnheit nicht mehr begreifen, sie erschien ihm als ein Wunder, als ein von oben durch Gottes Gnade gewirktes Werk. „Ich war unerschrocken (so äußerte er sich später über seine ihm selbst unbegreifliche Stimmung), und fürchtete mich vor nichts. Gott kann einen wohl so toll machen; ich weiß nicht, ob ich jetzt auch so freudig wäre." Und Mathesius, sein frommer Biograph, setzt hinzu: „Also wächst das Herz im Leibe und giebt Kraft und Muth beides Predigern und Kriegsleuten." Den 16. April 1521, des Morgens um 10 Uhr, kam Luther mit seinem Gefolge in Worms an; viele Adelige waren ihm entgegen gegangen, über 2000 Menschen begleiteten ihn in sein Quartier. Hören wir ihn selbst seine Ankunft beschreiben: „Also fuhr ich auf offenem Wägelein in „meiner Kutten zu Worms ein. Da kamen alle Leute auf die „Gassen und wollten den Mönch Doctor Martinum sehen, und fuhr also in Herzog Friedrichs Herberge, und war auch Herzog Friedrich bange dabei, daß ich gen Worms kam" *).

Gleich am folgenden Morgen ward er von dem Reichserbmarschall Ulrich von Pappenheim vor den versammelten Reichstag citirt. Pappenheim selbst holte ihn Nachmittags 4 Uhr ab, und ging nebst des Kaisers Herold vor ihm her. Durch ein großes Gedränge von Menschen mußten sie sich durcharbeiten. An der Thür des Saales stand der graue Krieger Georg Freundsberg. Dieser klopfte ihm auf die Schulter und sprach: „Münchlein, Münchlein! du gehest jetzt einen Gang, einen solchen Stand zu thun,

*) Luthers Werke von Walch. Bd. XV.

vergleichen ich und mancher Oberste auch in der allerernstesten Schlachtordnung nicht gethan haben. Bist du auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sei getrost, Gott wird dich nicht verlassen.“ Also trat Luther in den Saal unter die versammelten Herrn des Reichstages. Nächst dem Kaiser saßen auf demselben sein Bruder, der Erzherzog Ferdinand, 6 Kurfürsten, 28 Herzöge, 30 Prälaten, viele Land- und Markgrafen, Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, Abgeordnete von Städten, und Gesandte fast aus allen Reichen Europa's, gegen 200 erlauchte Personen, dabei die beiden päpstlichen Legaten, Marino Carraccioli und Hieronymus Aleander. Mehrere tausend Menschen waren auf den Gängen, den benachbarten Straßen und dicht an den Fenstern versammelt. Auf einem Tische mitten im Saale lagen Luthers Bücher. Der kurtrierische Official Johann von Eck (nicht zu verwechseln mit dem Eck von Ingolstadt) fragte ihn, ob er die Bücher für die seinigen erkenne, was er bejahte. Ob er sie widerrufe? Darüber bat er sich Bedenkzeit aus. Des andern Tages wurde er wieder um 4 Uhr auf den Reichstag abgeholt, aber erst um 6 Uhr vorgelassen, nachdem er bis dahin unter dem dicht versammelten Volke gewartet. Jetzt ward ihm zu reden gestattet, und Luther nahm das Wort. Mit aller Bescheidenheit entschuldigte er sich, wenn er in seiner Rede hie und da die Form verletzen und nicht jedem den rechten Titel geben sollte, der ihm gebühre, „als der er nicht an Höfen, sondern im Kloster erzogen sei, und deßhalb nicht gewohnt, vor großen Herrn zu reden.“ Dann vertheidigte er sich seiner Bücher halben, und zeigte, wie er keines derselben seinem wesentlichen Inhalte nach widerrufen könne, obwohl er gestand, daß er hie und da in der Form möge heftiger gewesen sein, als es sich für seinen Stand gezieme. „Doch, (so fuhr er „fort) weil ich ein Mensch bin, und nicht Gott, kann ich meinen „Büchlein anders nicht helfen, noch sie vertheidigen, denn mein Herr „und Heiland seiner Lehre gethan hat, welcher, da er, für dem „Hohenpriester Hannas um seine Lehre gefraget, von des Hohen„priesters Knecht einen Backenstreich empfangen hatte, sprach er: „hab' ich übel geredt, so beweise es, daß es böse sei. Hat nun „der Herr, welcher wußte, daß er nicht konnte irren, sich nicht ge-

„wegert, Zeugniß wider seine Lehre zu hören, auch von einem „geringen, schnöden Knecht, wie viel mehr ich, der Erd' und Asche „ist und leichtlich irren kann, soll begehren und warten, ob je„mand Zeugniß wider meine Lehre geben wolle: darum bitt' ich „durch die Barmherzigkeit Gottes, Ew. K. Maj. Kur- und „Fürstliche Gnaden, oder wer es thun kann, er sei hohes oder „niedriges Standes, wolle Zeugniß geben, mich mit prophetischen „und apostolischen Schriften überweisen, daß ich geirret habe; so „ich deß überzeugt wird, will ich ganz willig und bereit sein, „allen Irrthum zu widerrufen, und der erste sein, der meine Büch„lein ins Feuer werfen will."

Solches und noch viel anderes sprach Luther erst deutsch, und wiederholte es auf des Kaisers Verlangen lateinisch. Aber auch damit waren die Gegner nicht zufrieden. Der kurfürstliche Official von Eck verlangte vielmehr von ihm eine kurze, runde und richtige Antwort, ob er widerrufen wolle, oder nicht. Da sprach Luther: „weil denn kaiserliche Majestät, kur- und fürst„liche Gnaden eine schlechte, einfältige, richtige Antwort begehren, „so will ich die geben, die weder Hörner, noch Zähne haben soll, „nämlich also: es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen „Schrift oder mit öffentlichen klaren und hellen Gründen und Ursachen „überwunden und überwiesen werde (denn ich glaube weder dem „Papst, noch den Concilien allein nicht, weil es am Tage und „offenbar ist, daß sie oft geirrt haben und ihnen selbst wider„sprechend gewesen sind), und ich also mit Sprüchen, so von mir „angezogen und angeführt sind, überzeuget, und mein Gewissen „in Gottes Wort gefangen ist, so kann und will ich nichts wi„derrufen, weil weder sicher, noch gerathen ist, etwas wider das „Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht an„ders. Gott helfe mir. Amen."

Als er dieses geredet, entließ man ihn und gab ihm zwei Männer zur Bedeckung mit. Einige Edelleute, welche glaubten, daß man ihn gefangen fortführe, erhoben sich dagegen mit Nachdruck, gaben sich aber zufrieden, als sie vernahmen, daß er nur begleitet werde. Die Rede Luthers hatte einen gewaltigen Eindruck auf die Gemüther gemacht, und mehrere der Fürsten und Grafen besuchten ihn auf seiner Herberge. Herzog Erich von

Braunſchweig ſchickte ihm durch einen Edelknaben eine Kanne mit Eimbeckerbier. Da Luther ſah, daß er ſich nichts Böſes zu verſehen hätte, trank er und ſprach: „Wie heute Herzog Erich mein gedacht hat, alſo gedenke ſeiner unſer Herr Jeſus Chriſtus in ſeinem letzten Kampfe!“ Dieſer Worte gedachte nachmals Erich wieder auf ſeinem Todbette, und begehrte allda von einem an ſeinem Bette ſtehenden Edelknaben, Franz von Kramm, mit evangeliſchem Troſte erquickt zu werden. Auch der noch junge Landgraf Philipp von Heſſen, nachmals einer der thätigſten Beförderer der Reformation, beſuchte ihn, und ſchüttelte ihm beim Weggehen die Hand mit den Worten: „Habt ihr Recht, Herr Doctor! ſo helf' euch Gott!“ Was aber für Luthern beſonders wichtig war, war das, daß nun ſein eigner Landesfürſt, Kurfürſt Friedrich der Weiſe, entſchieden für ihn gewonnen wurde, und gleichſam wie durch Luthers Rede geſtählt und gewappnet, von nun an kräftiger ſich ſeiner Sache annahm. Noch denſelben Abend ſchickte der Kurfürſt, ehe er zum Nachteſſen ging, in Luthers Herberge zu Spalatin, und ließ dieſen in ſein Kabinet kommen, und ſprach: „Wohl hat der Pater, Doctor Martinus, geredt vor dem Herrn Kaiſer und allen Fürſten und Ständen des Reichs, er iſt mir nur viel zu kühne.“

Noch wurden indeſſen Verſuche gemacht, Luthern zum Widerruf zu bewegen, und mehrere Privatconferenzen mit ihm gehalten *), deren Endergebniß war, daß Luther auf den Rath Gamaliels ſich berief: „Iſt das Werk aus Menſchen, ſo wird es bald untergehen, iſt es aber aus Gott, ſo werdet ihr es nicht dämpfen.“

Nachdem nun Luther ſich 14 Tage zu Worms aufgehalten, ward ihm ſein Abſchied gegeben. Unterwegs ſollte er das Predigen laſſen; doch Luther erklärte, das Wort Gottes ſei ungebunden, und predigte, trotz des Verbots, zu Hirſchfeld und Eiſenach. Als er nun von hier aus ſeitwärts lenkte, um einige ſeiner Verwandten und Freunde in Möra bei Salzungen zu beſuchen, wurde er plötzlich in einem Hohlwege von Reitern ange-

*) Vgl. darüber Marheinecke I. 268. 69; Menzel I. S. 96. 97; Raumer, neuere Geſchichte der Deutſchen I. S. 262. 63.

fallen, aus dem Wagen gehoben, und während man seine Begleiter ruhig ihres Weges fortziehen ließ, auf ein Pferd gesetzt, etliche Stunden im Walde herumgetummelt, und endlich Nachts um 11 Uhr auf das Schloß Wartburg bei Eisenach gebracht, wo ehemals die alten Landgrafen von Thüringen ihren Sitz hatten. Bald zeigte es sich, daß diese plötzliche Gefangennehmung, die höchst wahrscheinlich von Seiten des Kurfürsten war veranstaltet worden, ihm zu seinem eigenen Heil und seiner persönlichen Sicherheit gereichen sollte; denn obwohl man Luthern mit freiem Geleit aus Worms entlassen hatte, so erfolgte nun doch unterm 26. Mai die Achtserklärung gegen ihn, welche besonders durch den päpstlichen Legaten Aleander war betrieben worden. So wurde also Luther, dem Reichsbeschluß zufolge, als ein Ketzer und Schismatiker in des Reiches Acht und Aberacht erklärt, seine Bücher verboten, und eben so allen mit der Reichsacht gedroht, „die ihn hausen, hofen, ätzen oder tränken, oder ihm mit Worten und Werken, heimlich oder öffentlich, Beistand oder Vorschub beweisen würden.“ Auch auf die Verwandten Luthers sollte dieselbe Strafe sich erstrecken, wenn sie nicht sich auswiesen, daß sie den unrechten Weg verlassen und die päpstliche Absolution erlangt hätten. In dieselbe Strafe sollte endlich auch jeder verfallen, der Luthers Schriften lesen, verkaufen, abschreiben, drucken würde; dagegen wird jedermann aufgefordert, diese Schriften zu verbrennen und zu vertilgen. Eine furchtbare Schilderung wird in dem Decrete von Luthers Person gemacht. Er sei ein Mensch, der ein freies, eigenwilliges Leben lehre, das von allen Gesetzen ausgeschlossen und ganz viehisch sei; ein Mensch, der alle Gesetze verdamme und verrücke; ja, er sei nicht ein Mensch, sondern der böse Geist selbst in Gestalt eines Menschen, in die Mönchskutte eines Augustiners verkleidet u. dergl. m.

Als Luther auf der Wartburg angelangt war, lagen weltliche Kleider für ihn bereit, die er anziehen mußte. Auch ließ er sich nach Art der Weltlichen Haare und Bart wachsen, und führte in der Umgegend den Namen Junker Jörg. Hie und da unterzog er sich, um seinem Junkerstande Ehre zu machen, weltlichen Beschäftigungen. So erzählt er unter anderm, wie er auf der Jagd gewesen, aber mitten unter den Netzen und Hunden

theologiſche Gedanken gehabt habe, indem er die armen Thiere mit den armen Seelen verglich, denen der Teufel mit ſeinen Jägern und Hunden nachſtelle, während es dem frommen Jäger Chriſto ſo ſchwer werde, eine Seele für ſich zu erhaſchen*).

Luthers Leben auf der Wartburg bildet gewiſſermaßen eine romantiſche Epiſode in der Geſchichte der deutſchen Reformation. Des Volkes Erinnerungen hängen daran, und vielfach haben Geſang und Sage dahin gewirkt, dieſe Erinnerungen feſtzuhalten und ihren Gegenſtand auszuſchmücken. Wer kennt nicht die Geſchichte von dem Tintenfaſſe, das Luther während ſeiner Bibelüberſetzung dem Teufel ſoll ins Angeſicht geſchleudert haben, der ihn an der Wand mit boshaftem Spuke neckte, und welcher Wanderer durchs nördliche Deutſchland rühmt ſich nicht, den Fleck geſehen zu haben, den eine geſchäftige Hand von Zeit zu Zeit wieder auffriſche, zu Ehren des großen Namens?

Die Proteſtanten haben ihre Legende, wie die Katholiken, nur hängt ſie bei ihnen weniger mit dem religiöſen Glauben zuſammen, ſondern hält ſich reiner auf dem Gebiete des harmloſen Volkswitzes, und die Kirche trägt weniger dazu bei, dieſen Glauben zu unterhalten. Wenn indeſſen den meiſten Volksſagen und dem Volksglauben überhaupt etwas Reelles, Tieferes zum Grunde liegt, ſo dürfen wir uns auch nicht verwundern, wie gerade Luthers Aufenthalt auf der Wartburg zu abenteuerlichen, ſchauerlichen Sagen Anlaß gegeben hat. Es tritt hier ein bedeutſamer Wendepunct ein in dem Leben Luthers, wie in der Geſchichte der Reformation überhaupt. Bisher ſchreitet der Held unſers Drama's, wenn ich den profanen Vergleich wagen darf, ungehemmt vorwärts, getragen wie von einer fremden, höhern Macht. Wie die Nebel vor der Sonne, ſo fliehen die böſen Geiſter, gebannt durch ſein Machtwort, an den Ort der Finſterniß. Es verſtummt der Läſterer Mund vor dem reinen Worte der Wahrheit, und ohnmächtig prallt der Bannſtrahl ab an dem dreifachen Erz, das die kühne Bruſt des Helden wappnet. Keck

*) Vgl. Brief 325 bei de Wette II. Ueberhaupt ſind die Briefe von der Wartburg, welche bald aus Pathmos, bald aus der Wüſte, bald aus dem Reiche der Luft und der Vögel datirt ſind, äußerſt intereſſant.

wagt er es sogar, dem Fürsten der Finsterniß Trotz zu bieten mit seinen Schaaren; denn jene Rede, daß, wenn so viele Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern — sie war in Luthers Munde nicht eine gemeine Redensart, nicht eine rhetorische Figur; sie hatte volle Bedeutung bei ihm, der an die Wesenheit des Teufels und seiner Genossen glaubte, so gut wie an die Existenz seiner eigenen Person. Und der Teufel hatte sich gebeugt vor dem Mächtigen. Der Stärkere war gekommen und hatte den Starken gebunden, er hatte den Fuß gesetzt auf des Drachen Haupt. Mußte er nicht bald selbst sich vorkommen als ein außerordentliches Rüstzeug des Herrn, als ein Wesen höherer Art, dem die Geister gehorchen, als ein Heros, ein Heiliger, der den Himmel verdient hat durch seines Glaubens Stärke, durch seines Muthes Größe? — Daß dieser vermessene Gedanke in Luthers Seele je zur Reife gelangt, davon bezeugt die Geschichte das laute Gegentheil, und wenn es wahr ist, daß der der Größte ist, der sein eigen Herz bezwingt, so feiert Luther eben jetzt noch den größten Triumph in der Demuth, womit er bis an sein Ende sein Werk betrachtete. Nein, nie hat sich Luther angemaßt, sich den Namen und die Würde auch nur eines Propheten (im eminenten Sinne des Wortes), geschweige denn eines Heiligen beizulegen. Er blieb in seiner eigenen Meinung von sich fortwährend das unwürdige Werkzeug, dessen Gott sich bedient hatte; das unreine Gefäß der Ehre, in das der Himmel die Fülle seiner Gnade unverdienter Weise ausgegossen. Aber eben eine solche Gesinnung konnte nur im Kampfe sich stählen. In der Wüste war es, da der Versucher einst zum Herrn trat, aber über ihn hatte er keine Gewalt. Sollte der Knecht es besser haben, als der Meister? Ja, sollen wir verlangen, daß ihm, dem sündigen Menschenkinde, der Sieg eben so vollkommen habe gelingen müssen, wie dem Anfänger und Vollender des Glaubens selbst? Soll es uns wundern, wenn die Anfechtung um so größer ward, je tiefer er sich selbst unter seinen Meister stellte? Und wahrlich, nicht in dem eigenen Fleisch und Blut allein hatte diese Anfechtung ihren Grund; auch außer ihm waren der Versuchungen, der Prüfungen, der Gefahren viele. Der Würfel war geworfen, das Feuer war angezündet, die Flamme griff um

ſich, wer wollte ihr wehren? Rings umher erhoben ſich Freunde der neuen Lehre, und vielen mag ſie auch nur darum willkommen ſein, weil ſie eine neue iſt, oder vielmehr eine neue ſcheint. Welche traurige Wendung konnte die ganze Sache nehmen! Im Geiſte war das Werk begonnen; aber wer bürgte dafür, daß es nicht im Fleiſche endete? Konnte die kühne Sprache, vor Kaiſer und Reich geführt, nicht Anklang finden in den Herzen derer, die nur aus Hang zur Ungebundenheit eine neue Ordnung der Dinge wünſchten? konnte die Lehre, daß der Chriſt ein Herr ſei über alles*), nicht mißverſtanden und mißbraucht werden? konnte, mit einem Worte, nicht der Reformation, die Luther bezweckt, die Revolution auf dem Fuße folgen? konnte ſie nicht, wenn ſie herrſchend war, das Edle der erſtern im Keime erſticken, und Unheil antichten ſtatt des beabſichtigten Heils? Und wenn das beſſere Princip unterlag, mußte dann nicht eine um ſo furchtbarere Reaction eintreten? mußte dann nicht das Reich der Finſterniß mit doppeltem Jubel triumphiren? und war dann nicht auf Jahrhunderte wieder jeder, auch der wohlgemeinteſten Verbeſſerung der Riegel vorgeſchoben?

Solches und Aehnliches mochte wohl in Luthers Gemüth vorgehen, und wenn er ſich's nicht mit dieſen Worten dachte, ſo dachte er's auf ſeine Weiſe, kräftig, lebendig, nicht in Abſtractionen, nein! in kühnen, rieſenhaften Bildern, die ſich vor ſeine abgearbeitete Seele drängten, die in der Geſtalt leibhafter Teufel mit aufgehobnem Finger ihm drohten, und ihre Zähne gegen ihn fletſchten? Was Wunder, wenn er dann in ſchauerlicher, wilder Einſamkeit, ſeinen düſtern Gedanken überlaſſen, krank und müd' am Leibe, kämpfend im Innerſten der Seele, wirklich mit den Mächten der Finſterniß zu ringen glaubte, und wenn bei ihm, der nicht, wie wir, gewohnt war, das äußere Leben und das innere als geſonderte Dinge zu betrachten, ſondern dem eins ein Spiegel des andern war, ſich wirklich der Gedanke feſtſetzte, daß ihn der Teufel mit unheimlichem Spuke necke, während er gerade mit dem Heiligſten ſich beſchäftigte, nämlich damit, durch die Ue-

*) Vergl. die Schrift von der Freiheit eines Chriſtenmenſchen. Wittenb. 1520.

bersetzung der Bibel die Waffen zu bereiten, mit denen er das Reich des Bösen mit dem sichersten Erfolge zu bekämpfen hoffte?

Die Uebersetzung der Bibel in die Muttersprache, das sollte gleichsam der Schlußstein des Reformationswerkes sein, in wie fern dasselbe von Luthers Person abhing. War einmal die Bibel dem Volke gegeben, war der Grundstein des neuen Gebäudes gelegt, der alte, sichere Grundstein, den niemand verrücken sollte, dann mochten andere Baumeister kommen, das Werk zu vollenden, Luthers Aufgabe war gelöst. Wir können daher den Aufenthalt Luthers auf der Wartburg zugleich als den Zeitpunct bezeichnen, von dem an seine Persönlichkeit zurücktritt hinter die weitere Geschichte der Reformation. Von nun an ist das Werk nicht mehr in seiner Hand, es ist Eigenthum seiner Zeit, seines Volkes, und der Zeitgeist, dem er selbst nicht wehren kann, bemächtigt sich desselben in verschiedener Gestalt, in böser, wie in guter. Nicht als ob Luther nicht noch fortwährend auf edle Weise bemüht gewesen wäre, auf diesen Zeitgeist einzuwirken, nicht als ob nicht fortwährend sein Einfluß ein großer, ja vielleicht eben nur hie und da ein zu großer gewesen; aber er tritt jetzt offenbar in die Reihe der Uebrigen zurück, die mit gleicher Begeisterung und oft mit größerer Besonnenheit und Umsicht, als er, am neuen Baue arbeiten. Wenn es ein Gesetz der Geschichte ist, daß jede Persönlichkeit ihr Maß in sich trägt, über das hinauszustreben ihr nicht vergönnt ist, so hat die Persönlichkeit Luthers auf dem Reichstage zu Worms ihren Höhepunct erreicht, und hätte es der Vorsehung gefallen, ihn mit der Entfernung auf die Wartburg auf immer den Blicken der Welt zu entziehen, so wäre sein Ende einer Apotheose ähnlich gewesen. Aber die Geschichte ist eben kein Schauspiel, und nicht was Effect macht für den müßigen Beschauer, sondern was einem jeden frommt in seiner Lage, in die ihn Gott gesetzt hat, das wird auch durchgeführt in Lieb' und Leid, in Poesie und Prosa, mit allen Licht- und Schattenseiten, wie die höhere Weisheit es für gut findet. Und so werden wir uns denn auch jetzt bald gewöhnen müssen, in Luthern nicht mehr durchgängig den außerordentlichen Mann Gottes zu erblicken, sondern auch seine Schattenseiten hervortreten zu sehen, und auch

Störendes uns begegnen zu lassen auf der weiter zu verfolgenden Bahn seines Lebens und Wirkens. Doch ehe dieß geschieht, sehen wir ihn noch einmal auftreten mit aller Gewalt eines wahren Propheten gegen die falschen Propheten, die unter der Zeit eingedrungen waren in das Heiligthum Gottes. Wie der Geist eines Abgeschiedenen aus dem Grabe, so kehrt er noch einmal von der Wartburg zurück nach Wittenberg, und dämpfet die Flamme des Aufruhrs mit gewaltiger Rede und heiligem Ernste.

Doch für jetzt wollen wir noch nicht weder mit der Schattenseite der Reformationsgeschichte überhaupt, noch mit der des großen Reformators näher bekannt werden. Lassen Sie uns vielmehr noch alle die Strahlen, die von verschiedenen Seiten auf uns eindringen, in *einen* Brennpunct sammeln, und an diesem *neuen* Lichte uns recht erbauen, ehe wir den Blick hinwenden auf die unerfreulichern Parthien des Gemäldes.

Ich sagte vorhin, Luther habe mit der Bibelübersetzung den Schlußstein zu seinem persönlichen Werke, und den Grundstein zum weitern Werke der Reformation gelegt. Bei dieser großen That des Glaubens und der Wissenschaft müssen wir vorerst noch einige Augenblicke verweilen.

Man darf die Bibel nach Doctor Martin Luther, wie sie jetzt in jeder Bauernhütte als ein nothwendiges Gut des Lebens zu finden ist, nur flüchtig ansehen, um sich zu überzeugen, daß ein solches Werk nicht in so kurzer Zeit, wie der Aufenthalt Luthers auf der Wartburg, hat geschaffen werden können. Wenn es auch ansprechend ist für die Phantasie, sich Luthern in seiner Einöde auf ähnliche Weise mit der Bibel beschäftigt zu denken, wie einen Johannes auf Pathmos mit der Apokalypse, so finden wir doch in der historischen Wirklichkeit die Sache etwas modificirt. Nur das neue Testament und die 5 Bücher Mosis übersetzte Luther auf der Wartburg, und auch dieß mehr dem ersten Entwurfe nach, die übrigen Bücher des alten Testaments erschienen später, und erst 1534 war die ganze Bibelübersetzung vollendet. Allein dieß hindert uns nicht, hier gleich das Ganze ins Auge zu fassen, und nach dem Standpuncte der Zeit zu würdigen.

Wer die Schwierigkeiten kennt, welche bei einer Ueberſetzung des alten und neuen Teſtaments noch heut zu Tage dem gelehrteſten Sprachforſcher begegnen, der wird es nicht nur begreiflich finden, daß der Ueberarbeitungen mehrere ſtatt finden mußten, bis das Werk in der Vollendung daſtehen konnte, wie wir's jetzt haben, ſondern er wird erſtaunen, daß es in der That dieſe Vollendung erreichte. Ich meine damit nicht, als ob die Ueberſetzung Luthers eine nach allen Seiten hin vollendete zu nennen wäre. Jeder Unbefangene kennt ihre Mängel, und nur einer unverſtändigen Phantaſterei kann es einfallen wollen, ſelbſt die Irrthümer dieſer Ueberſetzung mit der Annahme einer göttlichen Eingebung beſchönigen zu wollen. Aber trotz der vielen Ueberſetzungsfehler im Einzelnen, welche die Wiſſenſchaft unſerer Tage bei den fortgeſchrittenen Hülfsmitteln leicht verbeſſern kann, iſt dennoch über das Ganze eine ſolche Weihe des Geiſtes verbreitet, eine ſolche Kraft und Salbung der Sprache, eine ſolche innere Harmonie ausgegoſſen, daß man wohl ſieht, wie nur ein mit dem Geiſte der chriſtlichen Frömmigkeit erfülltes Gemüth im Stande ſein konnte, das Wort des Lebens auch in dieſer lebendigen Friſche aufzufaſſen und wieder zu geben. Selbſt als ein rein menſchliches Werk betrachtet, welche große Sprachkenntniß ſpricht ſich nicht ſchon darin aus, welcher feine Tact in der Wahl der Ausdrücke, welche Rundung des Styls, welche Natur! welche Einfachheit, welche ächte Genialität! Den hohen Werth, welcher der Lutheriſchen Bibelüberſetzung nur ſchon in ſprachlicher Hinſicht zukommt, haben Männer vom Fache längſt anerkannt. Allein, wenn es eben die Art aller hohen Geiſteswerke iſt, daß man ihnen die Schwierigkeiten nicht anmerkt, unter denen ſie in die Erſcheinung treten, ſo iſt dieß auch hier der Fall. Wie ein gelungenes Gedicht, in welchem die Verſe leicht hin zu fließen ſcheinen, als ob ſie ſich von ſelbſt ergäben, dem Dichter weit mehr Nachdenken verurſacht hat, als wir es uns beim Anhören vorſtellen, ſo möchten auch manche, welche die Lutheriſche Bibel leſen, nicht glauben, wie viel Zeit und Mühe auf das Einzelnſte verwandt worden. Deßhalb wird es wohl gut ſein, hier einige Beiſpiele anzuführen. Luther ſelbſt ſpricht ſich darüber alſo aus in ſpätern Briefen an ſeine

Freunde. „Wir arbeiten jetzt (so schreibt er 1523 an Wenceslaus Link) *) an den Propheten, sie zu verdeutschen. Ach, Gott! wie ein groß und verdrießlich Werk ist es, die hebräischen Schreiber zu zwingen, deutsch zu reden! Wie sträuben sie sich und wollen ihre hebräische Art gar nicht verlassen, und dem groben Deutschen nachfolgen; gleich als ob eine Nachtigal sollte ihre liebliche Melodei verlassen, und dem Kukuk nachsingen." Und an einem andern Orte sagte er über dieselben Schwierigkeiten: „Ich habe mich deß beflissen, daß ich's rein und klar deutsch geben möchte, und ist uns wohl oft begegnet, daß wir 14 Tag, 3 — 4 Wochen haben ein einziges Wort gesucht und gefragt, haben's dennoch zuweilen nicht funden. Im Hiob arbeiteten wir also, M. Philipp, Aurogallus und ich, daß wir in 4 Tagen zuweilen kaum 3 Zeilen konnten fertigen. Lieber, nun es verdeutscht und bereit ist, kann's ein jeder lesen und meistern: läuft einer jetzt mit den Augen durch 3, 4 Blätter, und stößt nicht einmal an, wird aber nicht gewahr, wie viel Waken und Klötze da gelegen sind, da es jetzt überhin geht, wie über ein gehoffelt Bret, da wir haben müssen schwitzen und uns ängsten. Es ist gut pflügen, wenn der Acker gereinigt ist".

Auch darin bewies Luther einen wunderbaren Tact als Uebersetzer, daß er die rechte Mitte zu halten wußte zwischen einer von dem Original sich allzusehr entfernenden Freiheit und einer pedantischen, dem Geiste der Muttersprache zuwiderlaufenden Aengstlichkeit. Er wollte eine Uebersetzung geben für das deutsche Volk, und so führte er denn auch z. B. in Maßen, Münzen und Gewichten deutsche Benennungen ein, wie Groschen, Scheffel u. s. w., übersetzte den Proconsul in einen Landpfleger u. dgl. m. Eben so schaltet er bisweilen das Wörtchen „lieber" ein, wenn er glaubt, daß die Anrede dadurch einen milden Klang erhalte, und anderes der Art mehr.

Auch hiervon nur ein Beispiel. Bei dem Gruße des Engels an Maria bemerkt er, daß er wörtlich laute: Maria voll Gnaden; allein „wo redt der deutsche Mann so? Er denkt an

*) Vgl. über diesen ganzen Abschnitt J. G. Müllers Reliquien. III. 291. ff. und mehrere hierauf bezügliche Briefe Luthers im 2. Band der de Wetteschen Sammlung.

ein Faß voll Bier oder einen Beutel voll Geldes. Darum hab' ich's verdeutscht: du Holdselige! und hätte ich das beste Deutsch sollen nehmen, so hätte ich das also verdeutschen müssen: Gott grüße dich, du liebe Maria; denn so viel will der Engel sagen, und so würde er geredt haben, wenn er sie hätte wollen deutsch grüßen. Wer deutsch kann, der weiß wohl, welch ein herzlich fein Wort das ist, du liebe Maria! Der liebe Gott, der liebe Kaiser, der liebe Mann! Ich weiß nicht, ob man das Wort Liebe auch so herzlich und genugsam in lateinischen oder andern Sprachen reden möge, das also dringe und klinge ins Herz durch alle Sinnen, wie es thut in unser Sprache."

Welche unsägliche Mühe sich Luther gab, des deutschen Sprachschatzes sich vollkommen zu bemeistern, davon geben uns ebenfalls seine eigenen Briefe und die Berichte der Zeitgenossen interessante Beispiele. Um die Edelsteine, welche in der Offenbarung Joh. (Cap. 21.) vorkommen, richtig bezeichnen und sich selber eine richtige Vorstellung von dem machen zu können, was er niederschrieb, ließ er sich durch den vertrauten Spalatin eine Auswahl solcher Kleinodien aus dem kurfürstlichen Cabinete vorlegen. Eben so erkundigte er sich genau und umständlich über die Benennung gewisser Thiere, Raubvögel und Gewürme, die in der Bibel vorkommen. Oft mischte er sich auf dem Markt unter die gemeinen Leute, um ihnen ihre Redensarten gleichsam am Munde abzusehen, und beauftragte seine Freunde, ihm einen Vorrath guter volksmäßiger Ausdrücke an die Hand zu geben; denn die „Schloß- und Hofwörter" könne er nicht gebrauchen. Einst ließ er sich (nach der Erzählung des Mathesius) von einem Fleischer einen Schöps abstechen und sich von ihm die ganze Anatomie desselben erklären, damit er die richtigen Ausdrücke habe bei der Uebersetzung derjenigen Stellen in der Bibel, welche von dem levitischen Opferdienste, den Eingeweiden der Thiere u. s. w. handeln.

Solche Mühe gab sich also Luther, um das werthe Bibelbuch in das Herz des deutschen Volkes zu verpflanzen, und es, nach seinem eigenen Ausdrucke, nicht nur zu einem Lesebuch, sondern zu einem Lebensbuch und Lebenswort zu machen. Er wollte damit keineswegs ein für alle Zeiten abgeschlossenes Werk

geben; denn bis an sein Ende war er im Vereine mit den übrigen Wittenberger Theologen mit Verbesserungen beschäftigt. Nicht wollte er durch eine deutsche Uebersetzung den Theologen ein Ruhekissen der Trägheit unterschieben, daß er dadurch das Studium der Grundsprachen überflüssig gemacht hätte, im Gegentheil, es sollte dadurch angeregt werden, und hätte man immer in seinem Sinne fortgefahren, an der Uebersetzung zu bessern, so wäre sein Zweck am vollständigsten erreicht worden; denn das wünschte er, daß jede Stadt ihren eigenen Bibelübersetzer habe, damit sie in aller Zungen, Händen, Augen, Ohren und Herzen wäre *). Aber es scheint, als ob nicht alle Zeiten solchen frommen Unternehmungen gleich günstig seien. Wie die geistliche Liederdichtung die fruchtbarste war in der Zeit des Kampfes und der religiösen Begeisterung, so kann auch das Wort des Lebens nur mit Segen übersetzt werden, wo es im Herzen erfahren, im Leben erprobt wird, und wie das Original ein Werk des Geistes ist von oben, so muß auch eine Uebersetzung aus Anregung desselben Geistes geschehen; denn wo dieß nicht ist, da möchte man wohl mit Klopstock singen **):

Heiliger Luther, bitte für die Armen,
Denen Geistes Beruf nicht scholl, und die doch
Nachdolmetschen, daß sie zur Selbsterkenntniß
Endlich genesen!

Vieles ist in unsrer Zeit geschehen für Bibelverbreitung. Möchte die Zeit kommen, wo nach den trefflichen Vorarbeiten, die wir schon dazu haben, das unsterbliche Werk Luthers aus seinem Geiste, dem Geiste volksgemäßer und gesunder Frömmigkeit erneuert, und eine aus dem Grunde revidirte Bibelübersetzung dem kirchlichen Volke zum Andenken geschenkt würde an die Früchte einer ewig in ihren Wirkungen fortlebenden Reformation.

*) Vgl. Brief 354. an Joh. Lange, bei de Wette II.
**) Die deutsche Bibel. (Oden. 2. Band.)

Zwölfte Vorlesung.

Fortgesetzte Betrachtung über Luthers Bibelübersetzung. Seine Ideen von der Bibel überhaupt. Melanchthons Loci communes. — Anfänge der Schweizerreformation. Ulrich Zwingli. Thomas Wyttenbach. Leo Judä. Zwingli in Glarus und Einsiedeln. Theobald von Geroldseck. Zwingli in Zürich. Sein ursprüngliches Verhältniß zu Luthern.

Es ist schon öfter bemerkt worden, wie das reformatorische Wirken eben auch darin von dem revolutionären unterschieden ist, daß, während das letztere nur umstürzt und niederreißt, das erstere eben so bemüht ist, aufzubauen und zu erhalten.

Davon hat uns Luther in der vorigen Stunde ein sprechendes Beispiel gegeben. Mitten in dem Kampfe gegen die Mißbräuche, die er schonungslos bestritt, bereitete er ein positives Arzneimittel gegen die Krankheiten seiner und aller Zeiten in der Bibelübersetzung. Wohl hatte er nach seinem Ausdrucke „Dornen und Hecken ausgereutet"; aber an die Stelle derselben pflanzte er den Baum des Lebens, unter dessen Schatten die künftigen Geschlechter in Frieden wohnen, und an dessen Früchten der Wandrer sich erquicken sollte. Wohl hatte er „die Pfützen ausgetrocknet", aber wie einst Moses, so ließ auch er einen Quell entspringen aus dem Felsen, die Durstigen zu laben und zu tränken.

Es kann in der That nicht genug erwogen werden, was Luther in seiner Bibelübersetzung den Völkern deutscher Zunge geschenkt hat. Nicht als ob er der einzige oder auch nur der erste gewesen, der die Bibel ins Deutsche übersetzt hätte; denn schon vor ihm waren deutsche Uebersetzungen vorhanden, und bald nach

ihm veranſtalteten ſeine Gegner ein Aehnliches. Aber wenn es nur mit dem Uebertragen der Wörter ſchon gethan wäre! Den Geiſt der Bibel hat keiner ſo verdeutſcht, wie Luther, und deßhalb iſt es auch nicht ſowohl der Buchſtabe ſeiner Ueberſetzung, wodurch er ſich verdient gemacht (denn hierin könnte er am eheſten irren), ſondern die lebendige Art iſt es, womit er die Bibel erfaßte. Wie die frommen Maler der damaligen Zeit die Gegenſtände der heiligen Geſchichte oft im Coſtüme ihres Jahrhunderts darſtellten, und etwa ihr eigenes Bild hineinzeichneten, mit gefalteten Händen vor dem Erlöſer kniend, ſo gab uns Luther in ſeiner Bibelüberſetzung ein mit lebendigen Farben eigener Erfahrung auf den Boden der Zeit aufgetragenes Gemälde, und zeichnete mitten hinein ſein eigenes Bild, ſeine eigene Phyſiognomie. Ja, Luther lebte ſo ganz in und mit der Bibel, war ſo in ihre Denk- und Vorſtellungsweiſe verflochten, daß er ſie gleichſam perſönlich in ſich wiederholte, und dadurch nicht nur ſeinem eigenen Charakter, ſondern dem ganzen Volks- und Sprachcharakter ein bibliſches Gepräge aufdrückte. Es iſt daher nicht nur die ins Deutſche überſetzte, es iſt die deutſche, es iſt die Lutheriſche Bibel, die er uns gegeben hat, ein Denkmal ſeines Geiſtes, ſeines Volkes, ſeines Zeitalters, eine Bibel des 16. Jahrhunderts, und doch in ihr (ſo weit es möglich war) die rechte, chriſtliche Bibel, das ewige reine Gotteswort. Eben dieſes Zuſammentreffen des Allgemeinen und Individuellen, das Ineinanderübergehen des Chriſtlichen und Volksthümlichen, das geiſtige Band, das ſich hier zwiſchen der Welt des Morgen- und Abendlandes ſchlingt, iſt das Bedeutſame, Großartige, Lebenskräftige an dem Werke, über dem man die einzelnen Fehler und Unbequemlichkeiten gern vergißt.

Wir haben aber eben deßhalb unſrer Aufgabe noch nicht genug gethan, wenn wir in der vorigen Stunde nur geſehen haben, wie Luther die Bibel im Einzelnen überſetzte; ſondern wir müſſen noch ſehen, wie er dieß heilige Buch überhaupt, das ihm Quelle und Wurzel des Lebens war, anſah und beurtheilte. Wir müſſen, wollen wir anders ſein Werk begreifen, uns in die Sphäre ſeines lebendigen Bibelglaubens hineinverſetzen, und mit ihm den Segen fühlen, den er an ihm erfuhr.

Lassen Sie uns demnach heute, ohne weitere Berücksichtigung des Chronologischen, die verschiedenen Aeußerungen Luthers über die Bibel, wie wir in seinen Schriften zerstreut finden *), in wenigen Beispielen zusammenstellen, wodurch wir dann zugleich einen schicklichen Ruhepunct in der Geschichte der deutschen Reformation gewinnen, um uns von da nach der Schweiz zu wenden, und das Gleichzeitige nachzuholen.

Luther betrachtete die Bibel mit Recht nicht als ein einförmiges, theologisches System, sondern als eine reiche Fundgrube göttlicher und menschlicher Weisheit, als eine lebendige Sammlung von Büchern aus verschiedenen Zeiten, von verschiedenen Verfassern, von verschiedenem Style, aber alle durchdrungen von demselben Geiste. Die Bibel, sagte er wo, sei ein weiter Wald, darin viel und allerlei Bäume ständen, davon man könnte mancherlei Obst und Früchte abbrechen, und es sei kein Baum in diesem Walde, daran er nicht geklopft und ein paar Aepfel oder Birnen davon gebrochen oder abgeschüttelt hätte. In der wunderbaren Erhaltung dieses Buches sieht er ein deutliches Walten der Vorsehung, und obwohl er menschliche Bücher darum nicht verachtet, so bleibt ihm darum doch die Bibel das Buch der Bücher. In ihrem innern, durch und durch religiösen Gehalte, nicht in äußern Merkmalen sieht er vorzüglich die Probe ihrer Göttlichkeit. „Homerus, Virgilius und dergleichen große, feine und nützliche Bücher sind alle Bücher, aber nichts gegen die Bibel; denn der Heiden Bücher lehren nichts von Glauben, Hoffnung und Liebe. Sie sehen nur das Gegenwärtige an, das man fühlen und mit der Vernunft fassen und begreifen kann. Aber Gott vertrauen und auf den Herrn hoffen, davon ist nichts darinnen. Solches sollten wir allein aus dem Psalter und dem Hiob sehen, wie dieselben beiden Bücher vom Glauben, Hoffnung, Geduld und Gebet handeln. In Summa, die heilige Schrift ist das höchste und beste Buch Gottes, voll Trostes in aller Anfechtung; denn es lehret von Glauben, Hoffnung und Liebe viel anders, denn die (bloße) Vernunft sehen, fühlen,

*) Vgl. besonders die Tischreden, die Briefe, und J. G. Müllers Reliquien.

begreifen und erfahren kann, und wenn's übel gehet, so lehret sie, wie diese Tugenden herfürleuchten sollen, und lehret, daß ein anders und ewiges Leben über dieß arme, elende Leben sei". Das höchste Ziel der Bibelforschung ist ihm Wachsthum in der Erkenntniß Jesu Christi. Zu ihm, dem lebendigen Gottessohne, weist die ganze Schrift hin, und in seinem Geiste muß sie verstanden werden. Nie kann man ihre Tiefe vollkommen erschöpfen, nie auslernen in ihr. „Wir kommen nicht über das ABC hinaus. Wir sind und bleiben Bettler."

Was die Auslegungsgesetze Luthers betrifft, so waren diese eben so weit entfernt von Schwärmerei, die ohne Hülfe menschlicher Kunst und Wissenschaft bloß nach vermeintlichen Eingebungen des Geistes erklären will, als von jener prosaischen Nüchternheit, die vor lauter gelehrter Silbenstecherei nicht in den Geist der Schrift zu dringen weiß. Ueberall dringt er auf die so nothwendige Kenntniß der Grundsprachen, und sieht in ihnen sogar ein Werkzeug des göttlichen Geistes. „So lieb uns das Evangelium ist, sagt er, so hart lasset uns über den Sprachen halten." „Wo die Sprachen sind, da geht es frisch und stark und wird die Schrift durchtrieben, und findet sich der Glaube immer neu durch andere und aber andere Worte und Werke". So sehr er aber auf dieser nützlichen Wissenschaft hielt, so wenig glaubte er, daß bloße grammatische Sprachkenntniß allein den Bibelerklärer ausmache, wenn ihm die Weihe des christlichen Geistes abgeht. An einem Orte wundert er sich sehr über die jungen Hebraisten seiner Zeit. Er habe von ihrer Arbeit viel erwartet, aber es gehe ihm wie dem König Salomo, der auf Köstliches aus Indien gewartet und dafür Affen und Pfauen erhalten habe. „Der Geist Gottes selbst muß daher der Meister und Präceptor sein, der uns lehret." Schon in menschlichen Dingen wird Gleichartiges nur von Gleichartigem erkannt. „Wer die Hirtengedichte Virgils recht verstehen will, sagt er an einem Orte, der muß wenigstens 5 Jahre Hirte gewesen, wer sein Gedicht vom Feldbau verstehen will, muß wenigstens sich 5 Jahre mit dem Feldbau beschäftigt haben, und niemand wird Cicero's Briefe recht begreifen, denn der 20 Jahr in einem feinen Regiment gestanden. Also kann auch niemand die heil. Schrift recht verstehen, der nicht 100 Jahre mit den

Propheten, mit Johannes dem Täufer, mit Christo und den Aposteln die Kirche regiert hat.“ „Zum Dolmetschen der heil. Schrift, sagt er anderswo, gehört ein recht fromm, freudig, fleißig, furchtsam, christlich gelehrt, erfahren, geübt Herz.“

Wohl wußte Luther, daß manche, die sich weise dünken, an der schlichten Form des Buches und der kindlichen Vorstellungsweise desselben Anstoß nehmen dürften. Für diese Ueberklugen bemerkt er: Ich bitte und ermahne treulich einen jeglichen frommen Christen, daß er sich nicht ärgere, noch stoße an den einfältigen Reden und Geschichten, so in der Bibel stehen, und zweifle nicht daran; wie schlecht und albern es immer sich ansehen läßt, so sind's doch eitel Wort, Werk, Geschichte und Gerichte der hohen göttlichen Majestät, Macht und Weisheit.“ — „In diesem Buch findest du die Windeln und Krippen, darinnen Christus liegt, dahin auch der Engel die Hirten weiset. Es sind wohl schlechte und geringe Windeln, aber theuer ist der Schatz Christus, so darinnen liegt.“

Indem Luther mit diesem reinen Kindessinne das Göttliche umfaßte, mußte ihm natürlich das Streben derer als eitel erscheinen, die mit ihrem menschlichen Verstande die überschwängliche Fülle göttlicher Weisheit ausmessen und erklären zu können glaubten; daher seine häufigen Warnungen vor dem einseitigen Gebrauche der Vernunft *) in Glaubenssachen und namentlich beim Erklären der Schrift. Mit dieser supranaturalistischen Ansicht Luthers von der Bibel vertrug sich aber doch auch wieder gar schön eine rein menschliche und natürliche Betrachtungsweise derselben. Er war weit entfernt, dieses heilige Buch so weit dem Gesichtskreise der Menschen zu entrücken, daß er dasselbe nur angestaunt und bewundert wissen wollte, ohne es in seinen einzelnen Theilen nach bester Einsicht zu prüfen und zu würdigen, und jedes an seinen Ort zu stellen.

So sehr er in der ganzen Bibel Gottes Wort und den lebendigen Odem des heiligen Geistes findet, so wenig scheuet er sich, die menschliche Eigenthümlichkeit der Schriftsteller

*) Daß bei Luther oft Vernunft heißt, was wir richtiger Verstand nennen, darf zu Verhütung von falschen Consequenzen nie vergessen werden.

anzuerkennen, und auf die Zeiten Rücksicht zu nehmen, in denen und für die sie zunächst geschrieben haben. Nicht jedes Buch der Schrift ist ihm gleich lieb und wichtig; sondern unverholen äußert er seine Vorliebe für die einen und sogar seine Zweifel und Bedenklichkeiten gegen die andern. Im alten Testament geht ihm der Psalter über alles, und in der That sieht man der deutschen Psalmenübersetzung Luthers überall die Gluth des Kampfes an, in der er selbst stand. Die Feinde, gegen welche David fleht, sind ihm die Feinde des Reiches Gottes, mit denen er noch zu kämpfen hat; die feste Burg, auf die er hofft, ist dieselbe, auf welche Israel seinen Glauben gebaut. Alles ist ihm Weissagung, alles Gegenwart, alles messianisch, alles im Zusammenhange mit dem großen Gange der Weltgeschichte! Hören wir ihn selbst über die Psalmen: „Wo findet man feiner Wort von Freuden, denn die Lob- und Dankpsalmen haben? Da siehest du allen Heiligen ins Herz! wie in schöne, lustige Gärten, ja, wie in den Himmel, wie feine, herzliche, lustige Blumen drin aufgehen von allerlei schönen, fröhlichen Gedanken gegen Gott und seine Wohlthat. Wiederum, wo findest du tiefere, kläglichere, jämmerlichere Worte von Traurigkeit, denn die Klagpsalmen haben! Da siehest du abermal allen Heiligen ins Herz, wie in den Tod, ja, wie in die Hölle. Wie finster und dunkel ist es da von allerlei betrübtem Anblick des Zornes Gottes! — Ich halte aber, daß kein feiner Exempelbuch oder Legende der Heiligen auf Erden kommen sei oder kommen möge, denn der Psalter ist. Denn hier finden wir nicht allein, was einer oder zween Heilige gethan haben, sondern was das Haupt selbst aller Heiligen gethan hat und noch alle Heiligen thuen. Wie sie gegen Gott, gegen Freunde und Feinde sich stellen, wie sie sich in aller Gefahr u. Leiden halten und schicken. Ueber das, daß allerlei göttliche, heilsame Lehren und Gebote drin stehen. Daher kommt's auch, daß der Psalter aller Heiligen Büchlein ist, und ein jeglicher, in waserlei Sachen er ist, Psalmen und Wort darin findet, die sich auf seine Sachen reimen, und ihm eben so sind, als wären sie allein um seinetwillen also gesetzt, daß er sie auch selbst nicht besser setzen, noch finden kann, noch wünschen mag."

Im neuen Testament stehen die pauliniſchen Briefe, beſonders der an die Römer, und das Evangelium Johannis dem Luther am höchſten; nächſt dieſen der 1. Brief Petri. Die ſoll man am meiſten treiben und ſich zu eigen machen, wie das tägliche Brod. Johannes ſchreibt mehr von der Predigt (Lehre) Chriſti, die drei andern mehr von den Werken, von den Wundern. „Daher iſt das Evangelium Johannis den drei übrigen weit, weit vorzuziehen, und das einzige, zarte, rechte Hauptevangelium.“ Ueberhaupt legte Luther auf die Wundererzählungen in der Bibel nicht den Werth, den ſpätere Theologen darauf gelegt haben. Obwohl er die Wunder redlich glaubte, ſo hielt er ſie doch nicht für die Hauptſache, ſondern höher galt ihm die perſönliche Erſcheinung Chriſti, ſeine Lehre und das innere Leben. Die äußern Wunder ſind die Aepfel und Nüſſe, welche Gott der kindlichen Welt zum Spielen hingegeben; wir bedürfen ihrer nicht mehr. Wir ſollen durch die äußern Wunder uns vielmehr hinleiten laſſen in die viel größern täglichen Wunder der innern Welt, in die Wunder des Glaubens und der Liebe. — Sehr ungünſtig urtheilte bekanntlich Luther über den Brief Jacobi, den er „eine ſtroherne Epiſtel“ nannte, „die keine evangeliſche Art an ſich habe“, und den er für keine ächte, apoſtoliſche Schrift wollte gelten laſſen. Daß er in dieſem Urtheile offenbar zu weit gegangen, wird jeder eingeſtehen, der mit unbefangenem Sinne den Brief Jacobi betrachtet, welcher an praktiſchen, chriſtlichen Wahrheiten ſo reich iſt. Allein ſei es auch, daß Luther ſich in dieſem Puncte getäuſcht habe, ſo mußte dieß doch als ein Beiſpiel angeführt werden, wie das, was man bibliſche Kritik zu nennen pflegt, auch ſchon von den Reformatoren geübt wurde, und wie mit der tiefſten Verehrung vor dem Ganzen der Bibel die freiern Urtheile über einzelne Beſtandtheile derſelben und ihr Verhältniß zum Ganzen gar wohl beſtehen können. Denn das wußte Luther ſo gut, als wir es wiſſen ſollen, daß die Sammlung unſrer heiligen Schriften allmählig entſtanden, und von der Kirche der erſten Jahrhunderte angeordnet worden iſt, und daß es ſomit der geſchichtlichen Forſchung überlaſſen bleiben muß, über den äußern Umfang dieſer Sammlung immer mehr ins Klare zu kommen. War man doch ſchon in den erſten Jahrhunderten

uneins über die Aufnahme gewiſſer Bücher in den Kanon. Warum ſollte man alſo verhehlen, was ſich nicht verhehlen läßt? Von ſolchem Vertuſchen der Zweifel um frommer Zwecke willen war Luther überhaupt kein Freund. Er wollte, daß ſie durchgeſprochen und erörtert würden, und dieſes freie Recht der Forſchung und Prüfung iſt und bleibt das ungeſchmälerte Erbtheil der proteſtantiſchen Kirche, gegenüber der in poſitiven Satzungen erſtarrten katholiſchen. Wer hier das Recht der Forſchung beſchränken will, der hat es mit Luthern zu thun, und mit den Rechten der proteſtantiſchen Theologie. — Eben ſo wenig, wie mit dem Briefe Jacobi, konnte ſich Luther mit der Offenbarung Johannis befreunden, die er nicht für ein Werk des Evangeliſten und Apoſtels hielt. Es dürfte um ſo willkommener ſein, ſeine Anſichten darüber zu erfahren, je mehr dieſes Buch auch zu unſern Zeiten wieder mit verſchiedenen Augen angeſehen zu werden pflegt, ohne daß wir jedoch auch hier an ſeine Anſicht uns irgendwie gebunden glaubten. Er ſagt: „Mir mangelt an dieſem Buche nicht einerlei, daß ich's weder apoſtoliſch, noch prophetiſch halte. Aufs erſte und allermeiſt, daß die Apoſtel nicht mit Geſichten umgehn, ſondern mit klaren und dürren Worten weiſſagen, wie Petrus, Paulus, Chriſtus im Evangelio auch thun; denn es auch dem apoſtoliſchen Amt gebüret, klärlich und ohne Bild und Geſicht von Chriſto und ſeinem Thun zu reden. Auch iſt ſo kein Prophet im alten Teſtament, geſchweig' im neuen, der ſo gar durch und durch mit Geſichten handelt, daß ich's faſt gleich bei mir achte dem 4. Buch Esra *), und allerdings nicht ſpüren kann, daß es von dem heiligen Geiſt geſtellet ſei. — Es haben auch viel der Väter dieß Buch vor Zeiten verworfen. Endlich halte davon jedermann, was ihm ſein Geiſt giebt. Mein Geiſt kann ſich in das Buch nicht ſchicken, und iſt mir die Urſach' genug, daß ich ſein nicht hochachte, daß Chriſtus weder darin gelehrt, noch erkannt wird, welches doch zu thun vor allen Dingen ein Apoſtel ſchuldig iſt..... Um ſolcher ungewiſſen Auslegungen und verborgenen Verſtandes willen haben wir es bisher auch laſſen liegen, womit doch niemand ge-

*) Einem apokryphiſchen Buche.

wehrt ſein ſoll, daß er's halte für St. Johannis des Apoſtels, oder wie er will."

Wir ſehen alſo, daß Luther bei ſeiner hohen, unbegrenzten Bibelverehrung, in der es ihm wohl kein Bibelgläubiger unſrer Zeit zuvorthun möchte, dennoch keinen Anſtand trug, einzelne Bäume in dem großen Walde unbezeichnet zu laſſen, indem er ſich begnügte, daß noch genug der Früchte daſeien, an denen ſich ſein Herz erlaben, ſein Geiſt ſtärken könne. Und das iſt ja gerade die rechte Art des Glaubens, die nicht für alles Brief und Siegel haben will, die nicht von der Aechtheit dieſes oder jenes einzelnen Buchſtabens das Heil der Seelen abhängig macht, ſondern die ſich genügen läßt an der ohnehin ſo reichen Fülle göttlicher Offenbarung. Wo ſolcher Glaube iſt, ſolcher Sinn für das Göttliche, wo und wie es ſich immer offenbare, da iſt auch keine Gefahr, daß die Forſchung zum Unglauben führe; da kann die Wahrheit nur durch ſie gewinnen, nie verlieren.

Luther hielt, wie immer der chriſtliche Glaube es gehalten hat, die Bibel für ein Werk des göttlichen Geiſtes. Aber nicht ängſtlich wollte er dieſen Geiſt einfangen in den Buchſtaben, und obwohl er im Gegenſatze gegen die Schwärmer das geſchriebene Wort Gottes über alles ſtellte, ſo nahm er doch auch wieder an, daß der Geiſt Gottes blaſe, wo er wolle, und dieſem Glauben gemäß hielt er auch die ſchönen Kirchenlieder, an denen er ſich erbaute, für Eingebungen des heiligen Geiſtes, da ſie aus ähnlichem Antriebe entſtanden, wie die frommen Geſänge der Propheten und Pſalmen. Dieſe großartige Inſpirationslehre Luthers, die einem gläubigen Gemüthe ſich wie von ſelbſt empfiehlt, wurde in der Folge von den proteſtantiſchen Theologen zu einer eiſernen Verſtandesformel, zu einer peinlichen, juriſtiſchen Gewiſſensfeſſel verengert, in welche Geiſt und Gemüth der Chriſtenheit eingeſchraubt werden ſollten, zum Nachtheil des friſchen religiöſen Lebens, und wodurch der rechte Sinn und Geſchmack für die Bibel mehr und mehr verloren ging. Allerdings hat — wenn man ſtreng ſein will — Luther ſelbſt dieſer ängſtlichen Buchſtäblichkeit einigermaßen den Weg gezeigt in dem bedauernswerthen Sacramentſtreite; doch davon, als von der Schattenſeite ſeines Weſens, wird erſt ſpäter die Rede ſein.

Wenn nun ſo die Bibel die Grundlage der proteſtantiſchen Theologie bildete, wie ſie durch Luthers Hand vorzüglich war gelegt worden, ſo ſehen wir bereits im Jahre 1521, alſo noch während Luther auf der Wartburg ſaß, aus der Hand Melanchthons ein der Bibelüberſetzung entſprechendes Werk hervorgehen, nämlich eine ſyſtematiſche Zuſammenſtellung der Glaubenslehren auf dem Grunde der Schrift, welche als die erſte proteſtantiſche Dogmatik zu betrachten iſt *). Die Bibel iſt, wie wir wiſſen, kein zuſammenhängendes Syſtem. Es muß aus ihr erſt eins gezogen werden dadurch, daß man die leitenden Ideen herausfindet, an ſie das Verwandte anreiht, und alles zu einem Ganzen verknüpft. Dieſes verſuchte nun aber Melanchthon in ſeinem lateiniſch geſchriebenen Werke, und fügte damit auf den von Luthern gelegten Grundſtein der Bibel den erſten Stein zum fernern Gebäude hinzu. Melanchthon war auch zu einer ſolchen rein gelehrten und ſpeculativen Arbeit mehr geeignet, als Luther, da ſein Geiſt mehr ſyſtematiſch und contemplativ war, als der ſeines praktiſch geſtimmten Freundes.

Wir kehren jetzt zur äußern Geſchichte zurück, indem wir uns von den Höhen der Wartburg dem ſchweizeriſchen Vaterlande zuwenden, um zu ſehen, was hier gleichzeitig vorgegangen im Werke der Reformation.

Obwohl auch hier mehrere Männer ſich thätig bewieſen in Verbreitung einer reinern Lehre, ſo wird doch mit Recht, wenn ein Name vor den übrigen genannt werden ſoll, die Reformation der deutſchen Schweiz hauptſächlich zurückgeführt auf U. Zwingli. Mit ſeiner Perſon laſſen Sie uns daher vorläufig nähere Bekanntſchaft machen **).

*) Loci communes.

**) Vgl. außer der Schrift des Myconius und andern ältern Werken vorzüglich F. Rüſcheler, M. Ulr. Zwingli, Zürich 776. — I. C. Hess, vie d'Ulrich Zwingli, Réformateur de la Suisse. Paris et Genève 810. — Schuler, Huldr. Zwingli, Geſchichte ſeiner Bildung zum Reformator des Vaterlandes. Zürich 818. Urſprung, Gang und Folgen der durch U. Zwingli in Zürich bewirkten Glaubensverbeſſerung und Kirchenreform. Zürich 819, 4. — Tichler, J., de indole sacrorum emendationis a Zwinglio institutae rite dijudicando. Traj. ad Rhen. 827. — J. J. Hottingers helvet. Kirchengeſchichte von Wirz, 4. Theiles 1. Abſchnitt, und J. J. Hottingers (des jüngern) Geſchichte der Eidgenoſſen während der Zeiten der Kirchentrennung, als Fortſ. von Joh. v. Müller. VI. Zürich 825.

Ulrich (Huldreich) Zwingli war der dritte von den sieben Söhnen des Ammanns der Gemeinde Wildhaus in Toggenburg. Er wurde geboren den 1. Januar 1484 (ist also nur um wenige Monate jünger als Luther.). Seine Mutter hieß Margaretha Meilin, und war eine Anverwandte des Abtes zu Fischingen, Johann Meilin, der sich seines jungen Vetters mit besonderer Gunst annahm und ihn wie sein eigenes Kind liebte. Auch seines Vaters Bruder war ein Geistlicher, Pfarrer und Decan zu Wesen, und dieser machte sich vorzüglich um die Erziehung des talentvollen Knaben verdient. Da er seine außerordentlichen Anlagen gewahr wurde, bestand er darauf, daß sein Neffe den geistlichen Stand ergreifen sollte, und so wurde Zwingli in einem Alter von noch nicht 10 Jahren nach Basel geschickt, welches damals durch seine Schulen berühmt war. Zwingli besuchte hier die Schule von Georg Binzli; dieser treue Lehrer bemerkte jedoch bald, wie sein bloß auf Elementarschüler berechneter Unterricht dem schnell sich entwickelnden Knaben nicht genügen könne, und rieth ihm selber, eine höhere Lehranstalt zu besuchen. Demnach wandte sich Zwingli nach Bern, wo er unter Anleitung des berühmten Heinrich Wölflin (Lupulus) die alten Classiker näher kennen lernte. Frühe entwickelte sich in Zwingli sein dichterisches und noch mehr sein musikalisches Talent. Durch letzteres wußte er sich sehr beliebt zu machen, und die Dominicaner, welche damals in Bern großen Einfluß hatten, wollten Zwingli bereden, in ihren Orden zu treten. Allein Vater und Oheim, welche dem Treiben der Bettelmönche nicht geneigt waren, hielten den Jüngling von einem Schritte ab, den er nachher eben so gut würde bereut haben, als Luther den seinigen. Theils um das gefährliche Verhältniß mit den ihm nachstellenden Mönchen aufzuheben, theils ihm noch mehr Gelegenheit zur Vervollkommnung seiner Studien zu verschaffen, sandten ihn seine Verwandten nach Wien, um dort die Philosophie zu studiren. So nannte man damals die Schulweisheit der Kirche. Zwingli, der seinen Geist bereits an den Mustern der Alten geweckt und seinen Geschmack nach ihnen gebildet hatte, konnte sich in das scholastische Labyrinth nur mit Mühe hineingewöhnen; doch, trotz dieser Abneigung, machte er sich mit den Sy-

stemen gründlich bekannt, in der Absicht, sie nachher um so nachdrücklicher bekämpfen zu können. In Wien schloß er Bekanntschaft mit Vadian, der nachmals als Reformator in St. Gallen auftrat, und mit dem er fortwährend in freundschaftlicher Verbindung blieb. Nach zweijährigem Aufenthalt in Wien kehrte er auf kurze Zeit in sein väterliches Haus zurück, ging aber bald darauf, von Lernbegierde getrieben, zum zweiten Male nach Basel, wo er die Schullehrerstelle zu St. Martin erhielt. Daneben blieb ihm Zeit und Gelegenheit, den weitern Studien obzuliegen. Er vervollkommnete sich in den Sprachen, trieb die Philosophie fort und wandte seine Mußestunden am liebsten auf die Tonkunst, in der er es so weit brachte, daß er fast alle Instrumente spielen konnte *). In dieser Neigung zur Musik stimmt er vollkommen mit Luthern überein, der nächst der Theologie nichts Höheres kannte, als die Musica. Auch Zwingli vernachlässigte darüber die Theologie nicht, und zu einem gediegenen Studium derselben zeigte sich in Basel die schönste Gelegenheit.

Thomas Wyttenbach, von Biel gebürtig, lehrte hier diese heilige Wissenschaft. Er war einer von den Männern, die zuerst in der Schweiz dem reinern Evangelium Bahn machten. Er führte die Theologie auf ein gründliches Bibelstudium zurück, und erklärte sich, noch ehe Luthers Name bekannt geworden, gegen viele Mißbräuche der Kirche **). Zu den Füßen dieses Lehrers traf Zwingli mit einem jungen Manne zusammen, der von nun an sein vertrautester Freund wurde, und für ihn in der Folge das war, was Melanchthon für Luthern, nämlich Leo

*) Vgl. den Abschnitt aus Bernhard Weiß, Gesch. der Reformat. zu Zürich in Füßlin's Beiträgen IV. 35. und bei J. G. Müller, Reliq. IV. 123. „Er war ein gelehrter Mann in der griechischen, hebräischen „und lateinischen Sprach, und redete trefflich gut, wohlvergriffen und „wohlgesetzt teutsch, und war in diesen vier Sprachen wohl berichtet. „Ich hab' auch nie von keinem gehört, der in der Kunst-Music, das ist „im Gesang und in allen Instrumenten der Music, als Lauten, Harfen, Geigen, Abdgli, Pfeiffen, Schwäglen (so gut als ein Eidgenoß), „dem Trummscheit, Hakbret, Zinken und Waldhorn so erfahren gewesen; „was man dergleichen erdacht, konnte er es so schnell, alsbald er es „zu Handen nahm."

**) Vgl. über ihn: Kuhn, die Reformatoren Berns. S. 47.

Judä von Rapperswyl *). Beide Jünglinge hörten mit Eifer die Vorträge ihres Lehrers, und erhielten gemeinsam mit einander im Jahre 1512 die Magisterwürde. Doch bald nachher trennten sich ihre Wege. Leo kam nach St. Pilt im Elsaß als Pfarrer, Zwingli nach Glarus, nachdem er erst in Constanz die Priesterweihe empfangen hatte.

In Glarus, wo ihn das Vertrauen der Gemeinde zum Pfarrer berufen hatte, setzte Zwingli das Bibelstudium mit unermüdlichem Fleiße fort, vernachlässigte aber dabei auch nicht die Schriften der Alten, die seinem verständigen Geiste eine kräftige Nahrung darboten. Von dem Fleiße der damaligen Gelehrten kann man sich einen Begriff machen, wenn man vernimmt, wie Zwingli mehrere lateinische und griechische Autoren (z. B. den Valerius Maximus) fast wörtlich auswendig lernte, und eben so das neue Testament. Um sich in das letztere recht hineinzuarbeiten, schrieb er die paulinischen Briefe mit eigener Hand ab, und bemerkte am Rande die besten Glossen der Kirchenväter und des Erasmus. Und das alles that Zwingli während der Führung eines Amtes, das er sich darum keineswegs leicht machte. Schon jetzt, kann man sagen, trat Zwingli als Reformator auf. Hauptsächlich richtete er jetzt schon seinen Eifer gegen das sittliche Verderben, gegen die im Volke herrschenden Laster und Mißbräuche, womit er sich viele Gegner erweckte. Besonders griff er die Jahrgelder an, welche freie Schweizer von fremden Fürsten zogen, und die Truppenwerbungen für auswärtige Mächte. Die vaterländischen Tugenden zog er mit Recht in den Kreis des Christlichen, und war in so fern allerdings auch politischer Prediger, was ein jeder sein muß, der auf die Mitwelt wirken will, zumal in einem Freistaate und in außerordentlichen Zeiten. Daher sagt Joh. v. Müller **) wohl mit Recht von ihm: „Zwingli

*) Er war geboren 1482, der uneheliche Sohn eines elsassischen Priesters, der ihn unter Crato zu Schlettstadt studiren ließ. 1505 kam er nach Basel. Er wird genannt „ein frundseliger, gütiger, milder und „insonders zur Barmherzigkeit geneigter Mann." Auch er liebte die Musik. „Er konnte das Hakbret schlagen und die Laute ein wenig. „Er hatte eine herrliche Stimm' zu dem Discant, den er so hell sang, „daß ihm's keiner vorthat." Vgl. J. G. Müller a. a. O. S. 126. nach den Miscell. Figur. III. und Wirz S. 108.

**) Allg. Geschichte III. S. 13.

„hatte eine patriotiſche, republicaniſche Seele, die er nicht weni„ger in bürgerlichen, als in religiöſen Arbeiten zeigte; denn er „begnügte ſich nicht, ſeine Kirche auf den Weg der Wahrheit zu „leiten, wenn er nicht auch dem Vaterlande alle für die Frei„heit erforderlichen Sitten und Grundſätze gäbe. Für bürger„liche Ordnung, häusliche Tugend, für jene unſchuldige Politik „eines ewigen Friedens war er ſo eifrig, als in den Controver„ſen. Seine Reden machten das lebhafte Gefühl der Nothwen„digkeit einer Reform eindringend.“

Ein ſolcher Mann war einerſeits ganz geeignet zu der Stelle eines Feldpredigers, die ihm in den italieniſchen Kriegen unter den Glarner Truppen angewieſen wurde in den Jahren 1512 u. 15, andererſeits aber war es eben die Verwaltung dieſer Stelle, die ihm mehr und mehr die Nachtheile des fremden Kriegsdienſtes zum Bewußtſein brachte, und die ihm Gelegenheit gab, das wachſende Verderben ſeiner Landsleute in verſchiedener Hinſicht kennen zu lernen.

Bald nach ſeiner Rückkehr aus den mailändiſchen Feldzügen, die ihm eine gute Schule waren, nämlich im Jahre 1517, demſelben Jahre, wo die deutſche Reformation beginnt, wurde Zwingli durch den Adminiſtrator des fürſtlichen Stiftes Einſiedeln, Baron Theobald (Diebold) von Geroldseck, nach dieſem berühmten Wallfahrtsorte berufen, um daſelbſt die Stelle des Ortspfarrers einzunehmen. Auch dieß war eine Schule für Zwingli. Oeffnete ſich ihm doch auch hier ſchon ein weites Feld zur Bekämpfung des Aberglaubens, der gerade in der Geſchichte und den Einrichtungen dieſes Ortes reiche Nahrung fand.

In dieſer einſamen, rings von Bergen umſchloſſenen Gegend hatte ſich ſchon im 9. Jahrhundert der heil. Meinrad aus dem Hauſe Hohenzollern angeſiedelt, von dem die Legende viel Wunderbares erzählt. Nach ſeiner gewaltſamen Ermordung durch Räuber ſtand die Zelle des Heiligen eine Zeitlang verödet, bis gegen Ende des 10. Jahrhunderts ſich daſelbſt ein Kloſter erhob durch die Bemühungen des Dompropſtes von Straßburg, Eberhard. Die wunderbare Einweihung dieſes Kloſters, wie die Sage ſie berichtet, trug viel zu deſſen Berühmtheit bei. Als nämlich der heil. Konrad, Biſchof von Conſtanz, die Weihe

vollziehen wollte, hörte man den Abend vor der Feierlichkeit im Innern der Capelle einen Gesang von unsichtbaren Stimmen, und als folgenden Tages die Ceremonie beginnen sollte, ließ sich dreimal hinter einander die Stimme vernehmen: halt' an, sie ist von Gott geweiht! Die Wahrheit dieser Begebenheit ward durch eine päpstliche Bulle (von Leo VIII.) beurkundet, jede fernere Einweihung durch Menschenhand verboten, und ein eigenes Fest angeordnet, das Fest der Engelweihe, welches sich stets eines starken Besuches aus der ganzen Umgegend und selbst aus der Ferne zu erfreuen hatte. Das Kloster erhielt bald reiche Schenkungen, und besonders wurden viele Adelige aus Deutschland und der Schweiz in dasselbe aufgenommen. Als aber die Schenkungen in der Folge aufhörten, kam dem Stifte nichts Besseres zu statten, als die hochgepriesene wunderthätige Kraft des dort aufgestellten Marienbildes, welches die heilige Hildegard, Aebtissin des Frauenmünsters in Zürich, dem frommen Meinrad geschenkt haben sollte. Dieß und der vollkommene Ablaß, welchen mehrere päpstliche Bullen zu den Gerechtsamen des Stiftes hinzufügten, zog besonders seit dem 14. Jahrhundert eine reiche Schaar von Wallfahrern aus allen Ständen herbei, welche bald größere, bald geringere Geschenke und Gebühren zurückließen. Hätte nun Zwingli den Eingebungen des Eigennutzes gefolgt, er würde wenigstens zu den Thorheiten der Menge geschwiegen und sich damit getröstet haben, daß sie seinen Einkünften ersprießlich seien. Allein von dieser niedern Denkart war er eben so weit entfernt, als sein Vorgesetzter, der edle Diebold von Geroldseck *). Obwohl beide größtentheils auf die Altargeschenke der Wallfahrer angewiesen waren, und also bei Verminderung des Aberglaubens auch eine Schmälerung ihres Einkommens voraussehen konnten, so verbanden sie sich dennoch als rechtschaffene Männer zur Bekämpfung der Mißbräuche. An dem vorhin genannten Feste der Engelweihe bekannte Zwingli freimüthig in einer Predigt, daß die Vergebung der Sünden nicht bei der Jungfrau Maria, sondern allein bei Christo zu

*) Auch der eigentliche Abt, Conrad von Rechberg, für welchen Diebold die Geschäfte verwaltete, war ein frommer und helldenkender Mann.

ſuchen. Eben ſo ſetzte er den Werth des Ablaſſes, der Wallfahrten, Gelübde und Kloſtergeſchenke herunter, und erhob dagegen die Anbetung Gottes im Geiſte und in der Wahrheit. Gott ſei (ſo lehrte er an eben dem Wallfahrtsorte, der Tauſende aus der Ferne herbeigelockt hatte), Gott ſei den Menſchen allenthalben nahe, und erhöre das Gebet der Gläubigen anderswo ſo gut, als in Maria Einſiedeln. Auch gegen die Seelenmeſſen erklärte er ſich gelegentlich und die Verdienſtlichkeit des Mönchslebens. In allem dieſen wurde er von ſeinem Abte redlich unterſtützt. Dieſer hatte bereits ſchon früher, um dem Aberglauben zu wehren, die prahleriſche Inſchrift über dem Eingange der Abtei auslöſchen laſſen, auf welcher vollkommener Ablaß für alle Sünden verheißen war. Eben ſo führte er in dem unter ſeiner Aufſicht ſtehenden Frauenkloſter Fahr das Bibelleſen ein ſtatt des Mettengeſanges, und ſuchte unter den von ihm beaufſichtigten Mönchen immer mehr einen frommen, wiſſenſchaftlichen Geiſt zu wecken. Es bildete ſich demnach unter der Leitung dieſes verdienſtvollen Abtes allmählig ein Verein wiſſenſchaftliebender, freiſinniger Männer, ſo daß Einſiedeln als ein Heerd des reformatoriſchen Geiſtes in der Schweiz angeſehen werden muß. Zu dieſem literariſchen Vereine gehörten Franz Zingg (Kaplan), M. Joh. Oechsli, und Leo Judä. Letztern haben wir von Zwingli in Baſel ſich trennen ſehen. Unter der Zeit war er aber wieder aus dem Elſaß nach Baſel zurückgekehrt, und hatte dort das Diaconat bei St. Theodor angenommen. In Einſiedeln trafen beide Freunde wieder zuſammen. Aber auch mit andern Gelehrten in der Nähe und Ferne unterhielt Zwingli einen freundſchaftlichen Briefwechſel von Einſiedeln aus, mit Erasmus, Glareanus, Hedio, Capito u. a. Beſonders aber trat er in ein genaues freundſchaftliches Verhältniß zu Oswald Geißhäuſer (Myconius) von Luzern, welcher damals in Zürich die alten Sprachen lehrte, und ſpäter der Nachfolger Oekolampads wurde in dem Antiſtitium zu Baſel. Dieſer äußerſt thätige und feurige Mann ſuchte Zwingli in ſeine Nähe zu ziehen, und als daher gegen Ende des Jahres 1518 die Leutprieſterſtelle am großen Münſter in Zürich erledigt war, brachte es Myconius durch ſeinen Einfluß dahin, daß Zwingli mit gro-

ßer Stimmenmehrheit an die Stelle gewählt ward (Den 10. Dec. 1518.). Zwar durfte sich Zwingli nicht eine allgemeine willkommene Aufnahme versprechen. Wenn auch die größere Partei für ihn war, so war doch auch die Gegenpartei nicht ganz unbedeutend. Seine Feinde waren geschäftig gewesen, Verläumdungen über seinen Charakter auszustreuen, und besonders ward ihm sein heiterer, lebensfroher Sinn und seine Musikliebhaberei von denen hoch angerechnet, welche das Wesen der Frömmigkeit in düstere Kopfhängerei setzten *). Auch seine freisinnigen Grundsätze waren vielen bekannt und anstößig; die Finsterlinge fürchteten das Ende ihres Reiches, wenn Zwingli's Lehre die Oberhand gewänne, und versuchten daher alles, ihm seine Stelle schwer und verdrießlich zu machen.

Mit dem Jahre 1519 trat Zwingli sein Lehramt in Zürich an, unterstützt von dem größern Theile der Bürgerschaft, an deren Spitze der freisinnige Bürgermeister Röust. Er begann gleich damit, die seit Karl dem Großen allgemein eingeführte Predigtweise nach vorgeschriebenen Bibelabschnitten (Perikopen) zu verlassen, und dagegen die Bibel in zusammenhängenden Vorträgen durchzuerklären, wo er mit dem Evang. Matthäi den Anfang machte, dann zu der Apostelgeschichte, den pauliniſchen und den übrigen Briefen überging, und so einen ganzen Cyclus von Predigten über das neue Testament in den vier ersten Jahren seiner Amtsführung vollendete. Es ist diese Veränderung nicht unwichtig in der Geschichte der Reformation. Auch hier schloß sich das Reformationszeitalter wieder an an die frühern Zeiten des Christenthums. Fragen wir nämlich, was war Predigt in der urchristlichen Zeit, so antwortet uns die Geschichte, es war zunächst Verkündung des göttlichen Wortes, frohe Botschaft aus dem Munde der Apostel und ihrer Schüler an das menschliche Geschlecht. Sobald aber einmal diese Botschaft verkündet war, sobald sich auf den Grund derselben eine Gemeinde gesammelt hatte, so konnte Predigt nichts anders mehr sein, als weitere Erklärung und Auslegung des geoffenbarten

*) Ueber diese auch in neuern Zeiten wieder aufgewärmten Beschuldigungen siehe besonders die oben angeführte Schrift von Schuler.

und in Schrift niedergelegten göttlichen Wortes. Solche Vorträge, in welchen das Schriftwort im Zusammenhange erklärt und angewandt wurde, hießen Homilien, und wurden mit Nutzen und Erbauung gehört. Je mehr sich dann die spätere Kirchenlehre und der Kirchengebrauch von der biblischen Einfachheit entfernten, desto mehr kam die Schönrednerei auf; statt Bibelerklärung wurde die Predigt künstlicher Vortrag, und desto weniger Zusammenhang war zwischen der Predigt und dem Texte zu finden. Die in der Folge von der Kirche bezeichneten Abschnitte von Evangelien und Episteln waren auch nicht geeignet, in ein gründliches und vielseitiges Bibelstudium hineinzuleiten. Indem Jahr aus Jahr ein an Sonn- und Festtagen über dieselben Abschnitte gepredigt wurde, setzte sich bei den einen der Prediger ein gewohnheitsmäßiger Schlendrian fest, und die andern suchten, der Abwechslung zu lieb, den Text auf alle Weise zu wenden und zu drehen, oder ihn gänzlich zu umgehen, wie denn auch wirklich einige die Bibel bei Seite legten, und über Aristoteles und anderer Bücher und am Ende (wie Luther wo sagt) „von den blauen Enten" predigten.

So sehr indessen Luther alles wieder auf die Bibel zurückführte, und diese mitten ins kirchliche Leben hineinstellte, als den ewigen Leuchter auf den Altar Gottes, so wenig getraute er sich von der Uebung der Kirche rücksichtlich der Perikopen abzuweichen, so daß die schweizerischen Reformatoren ihm hierin den Vorsprung abgewannen, daß sie durch ihre freiere Textwahl und Predigtweise eine vielseitigere und fruchtbarere Benutzung der Bibel möglich machten, und das christliche Volk noch tiefer in deren Verständniß einführten; denn nicht nur Zwingli führte diese homiletische Methode in Zürich ein, sondern auch Oekolampad beobachtete dieselbe in Basel, Capito in Straßburg u. s. w.

Ueberhaupt aber zeigte sich darin bald ein charakteristisches Merkmal des protestantischen Geistes, daß die Andacht des Volkes von den sinnlichen Ceremonien weggelenkt wurde auf das Wort, auf die Predigt. Dieses wurde der Mittelpunct des Gottesdienstes, zu dem das Uebrige in ein untergeordnetes Ver-

hältniß trat; daher auch mehr und öfter gepredigt wurde, als früher. Die Einrichtung von Wochenpredigten half namentlich mehr, als man glauben sollte, dem reformatorischen Geiste auf, und auch in dieser Hinsicht zeigte sich Zwingli thätig. Während er in den sonntäglichen Vorträgen das neue Testament erklärte, legte er in den Wochenpredigten, die auch an den Markttagen von dem heilsbegierigen Landvolke zahlreich besucht wurden, die Psalmen aus. Auf diese Predigten bereitete er sich sorgfältig vor, und ging gewissenhaft auf den Grundtext zurück. Besonders legte er sich mit neuem Eifer auf das Studium des Hebräischen, worin ihm Johann Böschenstein, ein Schüler Reuchlins, der von Wittenberg nach Zürich gekommen, behülflich war. Dieses Ineinandergreifen des wissenschaftlichen und praktischen Sinnes ist es aber eben, was uns so wohl thut in dem Leben und der Wirksamkeit der Reformatoren. Sie sind gleich weit entfernt von gelehrter Vornehmthuerei, die sich um das praktische Leben des christlichen Volkes weiter nicht kümmern zu müssen glaubt, als von jener unglücklichen Empirie, die, in frommen Redensarten und unbestimmten Gefühlen sich ergehend, dem Volke zu genügen, oder auch, wieder in moralischen Gemeinplätzen sich erschöpfend, tiefere wissenschaftliche Begründung des Gesagten entbehren zu können meint.

Zwingli's Vorträge zeichnen sich besonders durch eine gewisse männliche Gediegenheit aus, die bei allem Aufschwunge des frommen Gefühls doch auch immer wieder fest aufzutreten weiß auf dem irdischen Boden der durch Zeit und Umstände gegebenen Verhältnisse, und sich nie in das Neblichte und Schwebelichte verliert *). Würde Zwingli heute wieder unter uns auftreten, so dürften vielleicht gewisse Leute seine Predigten zu wenig evangelisch finden wollen und ihnen vorwerfen, daß sie zu viele Moral oder gar Politik enthalten, und daß sie, gegen Luther gehalten, weniger mystische Tiefe hätten. Aber man vergesse doch eben nie, daß das christliche Leben nicht an eine

*) „Er war, sagt Bullinger, dem fremden angenommenen Geklöpper der canzleiischen Verwirrung und Pracht der unnützen Worte ungünstig.“ Bei Rüscheler S. 117.

Form gebunden ist, und wenn wir schon früherhin Luthern mit dem Apostel Paulus und Melanchthon mit Johannes verglichen haben, so möchte uns die Wirksamkeit Zwingli's am ehesten an die des redlichen Jacobus, oder auch wohl bisweilen an die des ernsten, feurigen Petrus erinnern, wenn gleich auch ihm die paulinische Klarheit so wenig fremd war, als das Johanneische Liebesfeuer. Sollen wir von den Früchten auf den Baum schließen, so muß die Predigtweise Zwingli's eine in ihrer Art treffliche gewesen sein; denn Menschen aller Stände, Gebildete und Ungebildete, fanden sich durch sie erbaut. Manche denkende Leute, die durch die geistlosen Salbadereien der Mönche aus den Kirchen waren vertrieben worden, fanden sich jetzt wieder ein, und stärkten ihren Glauben an dem ihnen durch einen verständigen Vortrag klar gemachten Gotteswort. Und so war es denn auch hier die Bibel und der Unterricht aus ihr, welche dem Reformationswerke zur Grundlage dienten. Nur mit dem Unterschiede, daß in Deutschland erst ein entscheidender Kampf vorausging, in welchem Luthers Persönlichkeit mächtig hervorragte, während in der Schweiz die Reformation sich allmähliger und vielseitiger vorbereiten konnte, so daß der Kampf, der auch hier ausbrach, nicht sowohl ein Kampf des Einzelnen war gegen eine sich entgegen thürmende Macht, als vielmehr ein Kampf der schon vorgebildeten Parteien, in welchem zwar immerhin Einzelne, wie Zwingli und Oekolampad, sich hervorthun, aber doch weniger die Aufmerksamkeit auf ihre Person allein hinziehen, wie dieß bei Luthern der Fall ist. Dieß wird sich uns zeigen in dem ganzen folgenden Verlaufe der Reformationsgeschichte. In der Schweiz nimmt der Kampf eine republicanische Gestalt an, in Deutschland mehr oder weniger eine monarchische. Luther beherrscht die deutsche Reformation weit eigenthümlicher mit seinem Geiste, und wirkt weit bestimmender auf dieselbe ein, als dieß bei Zwingli der Fall ist, im Verhältniß zur schweizerischen Reformation. Nach Luther hätte kein zweiter aufkommen mögen, und auch die, welche neben ihm wirkten, wie Melanchthon, Carlstadt, Bugenhagen, Justus Jonas, Amsdorf, treten zu ihm unwillkürlich und ungesucht in ein untergeordnetes Verhältniß, etwa wie die Minister zu ihrem Fürsten. Zwingli hin-

gegen hat einen Calvin hinter sich, der ihm sogar bei vielen den Rang streitig macht, und eine Menge von Männern neben sich, einen Oekolampad, Bertold Haller, Osw. Myconius, Sxb. Hofmeister, Vadian, die nicht in dem Grade von ihm abstechen, wie die übrigen deutschen Reformatoren (etwa Melanchthon ausgenommen) von Luthern.

So wenig sich aber die schweizerische Reformation mit der Bestimmtheit auf eine Person zurückführen läßt, wie die deutsche auf Luthern, so wenig läßt sie sich auf eine Thatsache zurückführen, die mit eben der Bestimmtheit den Ausschlag gegeben hätte, wie der Tezelsche Ablaßkram in Wittenberg. Wohl war es auch in der Schweiz dieser Ablaßkram, der, wie die nächste Stunde uns zeigen wird, einem Bullinger und Zwingli zu ernsten Rügen Anlaß gab, indem Bernhardin Samson mit eben der Unverschämtheit, wie Tezel, das schändliche Gewerbe trieb. Aber immerhin spielt die Ablaßstreitigkeit in der Schweiz nur eine untergeordnete Rolle in dem Ganzen. Es kommen eben so viele Mißbräuche anderer Art gleichzeitig zur Sprache, und es wird auch hier von mehrern und verschiedenen Seiten her auf einen Punct hingewirkt, während in Deutschland von einem Puncte aus sich das Uebrige nach und nach in einer gewissen systematischen Folge entwickelt.

Unabhängig von Luthern hatte Zwingli sein Werk begonnen, und unabhängig von ihm sollte es sich erhalten. Zwar wurden Luthers Schriften bald in der Schweiz bekannt, da viele derselben in Basel gedruckt wurden. Zwingli selbst sah die Erstlinge derselben bald nach seiner Anstellung in Zürich, im Jahr 1519.

Allein absichtlich las er sie jetzt noch nicht genauer, sondern begnügte sich, nach einer flüchtig von ihnen genommenen Kenntniß, sie von der Kanzel herab dem Volke zu empfehlen. Er wollte lieber erst selbstständig sich seine Ansicht ausbilden durch das Studium der Bibel und der Kirchenväter. Demungeachtet konnte er in der Folge dem Vorwurfe nicht entgehen, er sei ein Anhänger Luthers. Bei diesem Anlaß spricht er sich über sein Verhältniß zu dem deutschen Reformator und dessen Schriften also aus: „Ich habe, ehe noch ein Mensch in un-

serer Gegend etwas von Luthers Namen gewußt hat, angefangen das Evangelium Christi zu predigen im Jahr 1516. Wer schalt mich damals lutherisch?... Luthers Name ist mir noch zwei Jahre unbekannt gewesen, nachdem ich mich allein an die Bibel gehalten habe. Aber es ist, wie gesagt, nur ihre Schlauheit, daß die Päpstler mich und andere mit solchem Namen beladen. Sprechen sie, du mußt wohl lutherisch sein, du predigest ja, wie Luther schreibt, so ist meine Antwort: ich predige ja auch, wie Paulus schreibt, warum nennst du mich nicht vielmehr einen Pauliſten? Ja, ich predige das Wort Christi, warum nennst du mich nicht vielmehr einen Christen?... Meines Erachtens ist Luther ein trefflicher Streiter Gottes, der da mit so großem Ernste die Schrift durchforscht, als seit tausend Jahren irgend einer auf Erden gewesen ist. Mit dem männlichen, unbewegten Gemüthe, womit er den Papst von Rom angegriffen hat, ist ihm keiner nie gleich worden, so lange das Papstthum gewähret hat, alle andern ungescholten. Wessen aber ist solche That? Gottes oder Luthers? Frage den Luther selbst, gewiß sagt er dir Gottes. Warum schreibst du denn anderer Menschen Lehre dem Luther zu, da er sie selbst Gott zuschreibt, und nichts Neues hervorbringt, sondern was in dem ewigen, unveränderlichen Worte Gottes enthalten ist? —. Fromme Christen! gebet nicht zu, daß der ehrliche Name Christi verwandelt werde in den Namen Luthers; denn Luther ist für uns nicht gestorben, sondern er lehrt uns den erkennen, von dem wir allein alles Heil haben. — Predigt Luther Christum, so thut er's grade wie ich; wiewohl, Gott sei Dank! durch ihn eine unzählbare Menge mehr, als durch mich und andere, denen Gott ihr Maß größer oder kleiner macht, zu Gott geführt wird. — Ich will keinen Namen tragen, als meines Hauptmannes Jesu Christi, dessen Streiter ich bin.... Es kann kein Mensch sein, der Luthern höher achtet, als ich. Dennoch bezeuge ich vor Gott und allen Menschen, daß ich all mein Tage nie einen Buchstaben an ihn geschrieben habe, noch er an mich, noch verschafft, daß geschrieben werde. Ich habe es unterlassen, nicht daß ich jemand deßwegen gefürchtet, sondern weil ich damit allen Menschen habe zeigen wollen, wie gleichförmig der Geist

Gottes sei, da wir so weit von einander entfernt und doch einmüthig sind, aber ohne alle Verabredung; wiewohl ich ihm nicht zuzuzählen bin; denn jeder thut, so viel ihm Gott weiset*).

*) Siehe Wirz a. a. O. IV. 1. (I. 1.) S. 181., und Rüscheler S. 157., nach der 1523 gedruckten Schrift „Uslegen und Grund der Schlußreden oder Artikel", in Zwingli's Werken von Schuler und Schultheß (deutsche Schriften 1. Theil) dem 1. Band. S. 253. ff.

Druckfehler im ersten Theil*).

S. 2. Z. 12. u. 13. v. u. tilge das n bei „äußeren" u. „veränderten."
„ 14. „ 6. v. u. zwischen „immerfort" und „in Berührung" lies: „mit dieser."
„ 20. „ 9. v. o. statt unwichtig l. unrichtig.
„ 30. „ 15. v. u. statt ein l. eine.
„ 31. „ 18. v. o. statt Theodor l. Theodos.
„ 32. „ 14. v. o. statt von l. vor.
„ 34. „ 1. v. o. statt mehrmals l. nachmals.
„ 99. „ 11. v. u. statt 12. u. 13. l. 13. u. 14.
„ 102. „ 15. v. o. hinter „Verhältniß" l. „der Feiertage."
„ 116. „ 3. v. u. in der Note statt Grassar l. Grasser.
„ 131. „ 3. v. u. in der Note statt überhaupt l. übersetzt.
„ 159. „ 1. v. o. statt Coans l. Loans.
„ 165. „ 17. v. o. statt unendliche l. unedle.
„ „ „ 6. v. u. statt Erzbischof Cambray l. Erzbisch. von C.
„ 168. „ 9. v. o. statt augenblicklicher l. augenblickliche.
„ 170. „ 5. v. u. statt streicht l. streift.
„ 176. „ 10. v. o. statt weniger l. Weniger.
„ 201. „ 15. v. u. statt 13. Oct. l. 31. Oct.
„ 211. „ 16. v. o. statt aller l. vor aller.
„ 216. „ 13. v. o. statt Knab l. ein Knab.
„ 244. „ 11. v. u. statt alle l. alte.
„ 254. „ 1. v. u. in der Note statt Figur l. Tigur.

*) Kleinere Fehler wolle der Leser selbst verbessern, und, wie die angezeigten, mit der Entfernung des Druckortes entschuldigen.

Vorlesungen

über

Wesen und Geschichte

der

Reformation.

Von

Dr. K. R. Hagenbach,
Professor in Basel.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Weidmann'sche Buchhandlung
1834.

Inhalt.

Seite

Dreizehnte Vorlesung. Allgemeiner Blick auf die politische und kirchliche Lage der Schweiz. Cardinal Schinner. Bernhardin Samson. Zürichs Entgegenkommen im Reformationswerke. Bern. Johann Haller. Religiöser Zustand der Stadt Bern. Der Ketzerische Handel. Der Schädel der heiligen Anna. Franz Kolb. Berthold Haller und Seb. Meier. Nikl. Manuel. Basel. Politischer Zustand. Der Bischof Christoph von Utenheim. Die ersten Reformatoren: W. Capito, Wilh. Röublin, Wolfg. Wyßenburger. 1

Vierzehnte Vorlesung. Weitere Verbreitung der Reformation in Deutschland. Karlstadt und die Zwickauer Propheten. Wittenberger Unruhen. Luther verläßt die Wartburg. Sein Zusammentreffen mit zwei Schweizerjünglingen in Jena. Sein Benehmen gegen die Schwärmer. Sein Streit mit Heinrich VIII. Hadrian VI. Reichstag zu Nürnberg. Clemens VII. Die Reformation beginnt Sache der Diplomatie zu werden. Luthers Stellung zu ihr. 27

Funfzehnte Vorlesung. Johann Oekolampad. Ueber Erasmus Verhältniß zur Reformation und zu Luthern. Ulrich von Hutten und sein Streit mit Erasmus. Fortsetzung der schweizerischen Reformationsgeschichte. Begebenheiten in Zürich. Das erste Religionsgespräch und dessen Folgen. Die Bilderstürmer. Die zweite Disputation. Conrad Schmidt, Comthur v. Küßnacht. 52

Sechszehnte Vorlesung. Weitere Reformation in Zürich. Zürichs Verdienste um die Reformation. Bern. (Clara May. Valerius Anshelm und seine Frau. Das Kloster Königsfelden. Joh. Heim und Seb. Meyer verwiesen.) Basel. (Wilhelm Farel und seine Disputation. Stephan Stör. Einige Fortschritte zur Reformation.) Mühlhausen. Biel. Solothurn. Freiburg. Schaffhausen. (Seb. Hofmeister. Erasmus Ritter.) St. Gallen. (Vadianus, Keßler u. a.) Appenzell. Glarus. Graubünden. Wallis. Luzern. Die Urkantone und ihr Verhältniß zum Katholicismus. Vergleichung der deutschen und schweizerischen Reformation. Einzelne Excesse der letztern. (Thomas Plater u. das Heiligenbild.) 79

Siebenzehnte Vorlesung. Der Sacramentstreit. Bedeutung des heiligen Abendmahls. Parallele zwischen Luther und Zwingli. Was brachte Luthern zu seiner Hartnäckigkeit? Oekolampads Antheil am Streite. Erasmus. Thomas Münzer und der Bauernkrieg in Deutschland. Melanchthons und Luthers Ansichten hierüber. 101

Seite

Achtzehnte Vorlesung. Allgemeine Gedanken über Revolution und Reformation und die Stellung der letztern zur erstern. Das politische System der Reformatoren und das heutige Verhältniß von Staat und Kirche. Aufstand der Baselschen Landleute 1526. Die Wiedertäufer in der Schweiz. Das Benehmen der Regierungen gegen sie. Ein Wort über Cultusfreiheit. 125

Neunzehnte Vorlesung. Blicke in das häusliche Leben der Reformatoren. Die Verehelichung Melanchthons, Zwingli's, Luthers und Oekolampads. Luther als Mensch. Anekdoten. Weitere Schicksale der deutschen Reformation. Kirchenvisitation und Katechismen. Erster Reichstag zu Speier 1526. Politische Händel. Die Deutschen in Rom. Das Pactische Bündniß. Der Türkenkrieg. Zweiter Reichstag zu Speier 1529. Die Protestanten (woher ihr Name?). Trennung zwischen den Lutheranern u. Reformirten. Landgraf Philipp von Hessen. . 152

Zwanzigste Vorlesung. Weitere Verbreitung der Reformation im übrigen Europa, u. Hindernisse derselben. — Schweiz: Die Badensche Disputation. Oekolampad und sein weiteres Wirken in Basel. Unruhige Vorgänge daselbst. Die Berner Disputation u. Vollendung der Reformation in Bern. Reactionsversuche. Die Haslithaler. Endlicher Sieg der Reformation in Basel. Grenze zwischen Reformation u. Revolution. 177

Einundzwanzigste Vorlesung. Fortsetzung der Basler Reformationsgeschichte. Die Universität. Erasmus. Andere Gelehrte. Thomas Plater. Kirchliche Einrichtungen. Reformationsordnung. Der Bann und dessen Bedeutung. St. Gallen und Schaffhausen. Die übrige Schweiz. Feindliche Stellung der Parteien. Separatbündnisse. Der erste Kappeler Krieg. Zwingli's Ansichten, verschieden von denen Luthers, über den Gebrauch der Gewalt. Das Marburger Gespräch. Der Reichstag von Augsburg. Die Confessionen. 201

Zweiundzwanzigste Vorlesung. Die protestantische Lehre, der protestantische Cultus und die Kirchenverfassung. . . . 225

Dreiundzwanzigste Vorlesung. Kriegerischer Wendepunct der Reformationsgeschichte. Der Religionskrieg in der Schweiz. Schlacht bei Kappel. Zwingli's und Oekolampads Tod. Weitere Schicksale der deutschen Reformation. Luthers Tod. Johann Calvin u. die Reformation der französischen Schweiz. 250

Vierundzwanzigste Vorlesung. Der Calvinismus in seinem Verhältniß zum ältern Protestantismus von Luther und Zwingli. Servets Tod. Weitere Ausbreitung der Reformation in Europa. Rückwirkung auf den Katholicismus. Tridentinum und Jesuiten. Charakter der Reformation und ihr Einfluß auf die verschiedenen Gebiete des Lebens. Schluß. . 275

Dreizehnte Vorlesung.

Allgemeiner Blick auf die politische und kirchliche Lage der Schweiz. Cardinal Schinner. Bernhardin Samson. Züriche Entgegenkommen im Reformationswerke. Bern. Johann Haller. Religiöser Zustand der Stadt Bern. Der Jetzerische Handel. Der Schädel der heiligen Anna. Franz Kolb. Berthold Haller und Seb. Meier. Nikl. Manuel. Basel. Politischer Zustand. Der Bischof Christoph von Utenheim. Die ersten Reformatoren: W. Capito, Wilh. Röublin, Wolfg. Wyßenburger.

Wenn ich schon in der vorigen Stunde auf den verschiedenen Charakter der deutschen und der schweizerischen Reformation aufmerksam gemacht habe, so dürfte uns heute, da wir uns mit den Anfängen der schweizerischen Reformationsgeschichte zu beschäftigen haben, dieser Unterschied in verschiedenen Beziehungen klar werden.

Ich zeigte schon das letzte Mal, wie das Uebergewicht der einzelnen Persönlichkeit in der Schweiz nicht so bedeutend ist, als in Deutschland, und so werden wir denn auch wirklich außer Zwingli noch andere Männer kennen lernen, die gleichzeitig mit ihm in andern Kantonen gewirkt haben, ohne zu ihm in jenem Verhältnisse der Unterordnung zu stehen, wie die deutschen Reformatoren zu Luther. Ich habe ferner darauf aufmerksam gemacht, wie nicht das ganze Drama sich aus einer einzelnen That entwickelt, wie dieß in Deutschland der Fall war, sondern wie hier der Ablaßkram nur eine von den übrigen mitwirkenden Ursachen ist, nicht aber die vorzugsweis bestimmende, oder auch nicht einmal die absolut erste Ursache der Zeit nach.

Deßhalb aber ist es auch schwieriger, ein bestimmtes Jahr als das Anfangsjahr in der schweizerischen Reformationsgeschichte zu bezeichnen, während wir in Deutschland das Jahr 1517 und ja sogar den Tag haben, den 31. October.

Indeſſen wird gewöhnlich das Jahr, mit welchem Zwingli's öffentliche Wirkſamkeit in Zürich beginnt, das Jahr 1519, als das 1. Jahr der ſchweizeriſchen Reformation bezeichnet, und wirklich haben auch die meiſten Schweizerkantone dieſes zur Norm angenommen bei der Wiederholung der hundertjährigen Feier.

Ohne uns jedoch ſtreng an dieſes Jahr zu binden, werden wir zu zeigen haben, wie ſich's in der Schweiz allmählig zur Reformation angelaſſen, bis zum Anfange des Jahres 1522, dem Zeitpuncte, wo wir Luthern auf der Wartburg verlaſſen haben.

Sie dürfen, wie ſchon bemerkt, hier kein Bild erwarten, das aus einem Guſſe iſt, keine plaſtiſche Darſtellung, wie ein größeres Kunſtgeſchick, als das meinige, von der deutſchen Reformation ſie allerdings zu geben vermöchte, da alles zuſammenhängt mit Luthers Perſon und ſeiner Geſchichte; ſondern es iſt eine Moſaikarbeit, der ſich auch der beſte Erzähler wird unterziehen müſſen, wenn er die einzelnen Begebenheiten, die er in den zerſtreuten Gegenden des Vaterlandes findet, ſo gut wie möglich in ein Gemälde zuſammenzuſtellen verſucht.

Um ſo nothwendiger wird es aber ſein, den Grund des Gemäldes noch einmal etwas ſchärfer ins Auge zu faſſen, nämlich die politiſch-kirchliche Lage der Eidgenoſſenſchaft zu Anfang des 16. Jahrhunderts.

Sie erinnern ſich aus der allgemeinen politiſchen Ueberſicht, die ich in einer frühern Stunde*) gegeben habe, daß ſchon in den burgundiſchen Kriegen die Schweiz gegen eine größere politiſche Bedeutſamkeit, die ihr jetzt allerdings im europäiſchen Staatenſyſteme zu Theil ward, ihre frühere Unabhängigkeit eingebüßt hatte. Wir finden von dieſer Zeit an die Eidgenoſſen in fremder Herren Dienſt, bald des Papſtes, bald einzelner italieniſchen Großen, beſonders der Herzoge von Mailand, bald wieder Frankreichs; mit letzterem beſonders ſeit der Schlacht von Marignano (1516), nach welcher Franz I. einen ewigen Frieden mit den Schweizern zu ſchließen unternommen hatte. Nicht ſelten hatte

*) Siehe Vorleſ. 9.

ſich der Fall ereignet, daß Brüder gegen Brüder im Felde ſtanden um ſchnöden Lohnes willen, und ehe noch die kirchliche Trennung eintrat, war die Einheit des Schweizerſinnes bereits gebrochen durch die politiſchen Factionen, und die leidenſchaftliche Stimmung der Kantone gegen einander fand ſich von ſelbſt ſchon traurig genug eingeleitet. Nur wenige wahrhaft patriotiſche Männer waren es, die ſich über den Parteien zu halten, und die ſchweizeriſche Unabhängigkeit gegen jede Seite hin zu vertheidigen den Muth hatten. Eben die waren auch die Freunde der kirchlichen Reformation, an ihrer Spitze Zwingli ſelbſt. Hören wir darüber, ähnlich der eines Niklaus v. der Flüe, ſeine eigene warnende Stimme*):

„Unſere Vorderen haben aus keiner andern denn göttlicher „Kraft ihre Feinde geſchlagen und die Freiheit erkämpft. Um „dieſe nur ſtritten ſie; nie ſchlugen ſie um Lohn Chriſtenleute „todt. Aber der Teufel hat uns zu unſrer Zeit die fremden „Herrn aufgerichtet, daß ſie zu uns ſprechen: ihr ſtarken Helden „ſeid thöricht, in euren rauhen Bergen zu bleiben; dienet uns, „ihr ſollt großes Gut dafür empfangen. Was haben wir em„pfangen? Nur bei Menſchengedenken größern Schaden zu Nea„pel, Novarra, Mailand in dieſer Herrn Dienſt, als vorher ſo „lange eine Eidgenoſſenſchaft beſtanden hat. Auch ſind wir in „eigenem Krieg immer ſieghaft geweſen, in fremdem oft ſieglos. „Sodann ſoll jeder, der in ſolche leichtſinnige Fehde zieht, vor„her doch ſein eigen Heil bedenken. Was würdeſt du von dem „Fremden ſagen, der in dein Land gewaltſam einbräche, deine „Güter zerſtörte, dein Vieh hinwegtriebe, deine Söhne, die dich „beſchirmten, erſchlüge, deine Töchter ſchundete, deine flehende „Hausfrau mit Füßen ſtieße, und zuletzt noch dir Haus und „Hof verbrennte? Du würdeſt meinen, wo ſich der Himmel „nicht öffnete und Feuer ſpeite, das Erdreich ſich nicht zerriſſe „und ſolchen Böswicht verſchlänge, es wäre kein Gott. Wenn

*) Bei Hottinger (Fortſ. von J. v. Müller VI. S. 1.) nach einem freien Auszug aus Zwingli's Schrift: „eine göttliche Vermahnung an die ehrſamen, weiſen, ehrenveſten, älteſten Eidgenoſſen zu Schwyz, daß ſie ſich vor fremden Herrn hüten und entladen," abgedruckt in Zwingli's Werken von Schuler u. Schultheß, deutſche Schriften, 3. Theil, S. 287., im Auszuge bei Ufteri und Vögelin, II. 487.

„aber du Andern dergleichen thuſt, ſo meinſt du, es ſei Kriegs-
„recht. Oft wird dann dieſes ſchnöde Reislaufen mit den Worten
„entſchuldigt: Wir bedürfen reicher Herrn, wir ſind ein armes
„Volk und haben ein rauhes Land. Wie kommt es, daß daſ-
„ſelbe Hunderte von Jahren lang fruchtbar genug geweſen iſt,
„unſere Vorfahren zu nähren, für uns aber nicht mehr? Da-
„her, weil niemand mehr mit Arbeit ſich nähren will, wie die
„Vorfahren, weil wir glänzender, bequemer leben wollen *). Der Neid
„und Eigennutz ſind bei uns eingeriſſen; das haben die fremden
„Herrn wohl bemerkt. Sie haben die Begierden noch ferner
„ausgeſäet **), und die Zwietracht iſt daraus gefolget. Ginge ihr
„Rathſchlag ganz für ſich, ſo wäre die Eidgenoſſenſchaft ſchon
„zerſtört. Ja, ſie wachen, und wenn ſie euch ſchaden können,
„ſo werden ſie es nicht ſparen. Darum zwingt mich Liebe,
„euch zu warnen, weil es noch Zeit iſt, ſonſt werden ſie, die
„mit Eiſen und Hellbarden euch nicht beſiegen können, mit wei-
„chem Gold euch überwinden.“

---

*) „Iſt war, ſo man ſich nit vergnügen will zimmlicher narung und bekleidung, muß es etwannher kummen. Wenn aber dheiner (keiner) ſich ryter ſtrackte, denn er Decke hat, dörft es der Worten nit.“ Wie paſſend auch auf unſere Zeit, und auf die Gründe, womit man Revolutionen entſchuldigt.

**) Beſonders beklagt der Redner auch die gewichene Einfalt, Scham und Zucht: „dann die unſeren nie heim kummen ſind us frömden Kriegen, ſy habend mit jnen etwas nüwes bracht an Kleidung jr ſelbs u. jrer wybren, an ſpys, an trank unmaß, nüw ſchwür (neue Flüche und Schwüre), und was ſie ſündlichs ſehend, lernend ſy gern: alſo daß ze beſorgen iſt, laſſe man nit von frömden Herrn, man werde damit noch ſchädlichere Laſter mit der Zeit erlernen. Es wird ouch alle Frowenzucht deß ſchwächer und unfrömmer.“ Damit paßt ganz das Sittengemälde, welches Glutz-Blozheim (Fortſ. v. Joh. v. Müller, S. 504.) nach gleichzeitigen Schriftſtellern entwirft: „Die Sucht, fremde Gebräuche nachzuäffen und zu glänzen, war in Wohnungen, Speiſen und Kleidern am ſichtbarſten. Die Häuſer wurden geräumiger, die Scheiben größer und mit mehr Klappen verſehen; zum Getäfel, zu Tiſchen, Stühlen, Betten und Schränken wählte man ſchöneres Holz, und zierte es mit Schnitzwerk. Die Gerichte in größerer Zahl mußten mehr abwechſeln; es genügte nicht, daß ſie den Gaumen reizten, Seltenheit ſollte ſie auszeichnen; verſchiedenartiges Gewürze ward in Menge, überall Zucker angewendet. Den Durſt mit einheimiſchem Weine zu löſchen gereichte zur Schande, er mußte in Menge genoſſen werden, fremd und zuſammengeſetzt ſein. Am verderblichſten wirkte der unaufhörliche Kleiderwechſel. Selten ſah man die ehemals faſt einzig gebräuchlichen Stoffe, graues Tuch und Zwillich; Seide wurde gemein, in Küche und Stall, und auch von Bauern getragen. Jedermann ſtrebte nach feinen

Mit dieser politischen Lage hing die kirchliche mehr oder weniger zusammen. Auch hier bemerken wir in den ältern Zeiten eine größere Unabhängigkeit der Schweiz von der geistlichen Gewalt und vom römischen Stuhle. Was nämlich die Stellung der geistlichen Gewalt zur weltlichen betrifft, so hatten schon nach der Mitte des 14. Jahrhunderts (1370) die Waldstädter mit Zürich einen Bund gemacht gegen die Bedrückungen eines dortigen Propstes zunächst, dann aber auch gegen die Anmaßungen der Clerisei überhaupt. Die Grundsätze dieses Bundes waren niedergelegt in dem sogenannten Pfaffenbrief, der auch auf dem Stanzer Verkommniß (1481) erneuert und bestätigt ward. Die geistlichen Verhältnisse aber waren also geordnet: Die ganze Schweiz zerfiel in 6 Bisthümer, Lausanne, Sitten, Como, Basel, Chur und Constanz. Das letztere war das größte und bedeutendste. Es umfaßte die ganze östliche Schweiz bis an die Aar, mit Ausnahme der Bünde, die unter dem Bisthum von Chur standen. Diese Bisthümer selbst standen nun früher mit deutschen, französischen und italienischen Erzbisthümern im Metropolitanverbande. So Chur und Constanz mit dem Erzbisthum Mainz, Basel und Lausanne mit Besançon, Como und Sitten mit Mailand. Allein, wie wir früher schon gesehen haben, ging die päpstliche Politik darauf aus, die Bisthümer aus dem Verbande mit ihren Erzbisthümern zu lösen *) und sie unmittelbar an Rom zu knüpfen, wozu sie sich besonders der Nuntiaturen bediente. Dieses Institut der Nuntia-

---

Tüchern, Sammet, köstlichem Pelzwerk, Stickereien von Silber u. Gold, und nach Edelsteinen, seinen Reichthum damit kund zu thun. Die Männer zierten ihre Hüften mit prächtig gearbeiteten Dolchen und Degen, die Spitzen der Schuhe mit goldnen und silbernen Schnäbeln, oft auch die Zehen mit Ringen; ihre Röcke und Mäntel bekamen viele Falten, die Beinkleider immer mehr Farben und zahllose Bänder. Die langen, mit Schleppen versehenen Röcke der Frauen wurden plötzlich so kurz, daß man der Verletzung des Anstandes durch Verbote zuvorkommen mußte; dann traten Falten an die Stelle der Schleppen; man schmückte sich mit der zartesten lombardischen Arbeit. Zur Zeit des ewigen Friedens mit Frankreich war spanische Kleidung allgemein."

*) Ob es jetzt an der Zeit sei, das alte Verhältniß ohne Weiteres wieder herzustellen, oder was an die Stelle zu setzen, ist eine andere Frage. Möchten nur auch hier die kirchlichen Reformen, ungetrübt vom politischen Parteigeiste und ohne Verletzung anerkannter Rechte, vor sich gehen!

turen hat nun besonders einen großen Einfluß geübt auf die politische und kirchliche Lage der Schweiz. Die päpstlichen Legaten, deren oft mehrere zugleich in der Schweiz waren, spielen auch in der Reformationsgeschichte eine bedeutende Rolle. Sie waren es, welche, ganz im Widerspruche mit dem friedlichen Hirtenamte eines Dieners Christi, die kriegerischen Werbungen betrieben für den römischen Stuhl, wetteifernd mit den Gesandten des mächtigen Frankreichs; sie, in deren Hände das Ablaßwesen gelegt war, sie, welche die aufkommenden Ketzereien in der Geburt ersticken sollten. Wenn die Legaten Ennius, Pucci, Wilhelm de Falconibus sich meist nur vorübergehender Aufträge entledigen, so finden wir dagegen an dem Cardinalbischof von Sitten, Matthias Schinner, schon bereits einen für die päpstlichen Zwecke fortwährend thätigen Landesbischof, und somit gewissermaßen einen ständigen Nuntius *), durch welchen am sichersten auf die Stimmung des Volkes gewirkt werden konnte.

Schinner war in der That ein Mann von ungewöhnlichen Talenten. Aus Wallis gebürtig, der Sohn armer Eltern, hatte er sich früh dem geistlichen Stande gewidmet, und durch seine Gelehrsamkeit den Blick des damaligen Bischofs von Sitten, Jost von Silenan, auf sich gezogen, dessen Nachfolger er auch wurde. Der kriegerische Papst Julius II., der ihn zu seinen Werbungen nöthig hatte, machte ihn zu seinem Legaten in der Schweiz, und beschenkte ihn mit dem rothen Cardinalshute, was zu witzigen Bemerkungen Anlaß gab über die blutigen Geschäfte der geistlichen Herrn **); denn er war es, der die Schweizer in die Felder von Novarra und Marignano gelockt hatte, und der überhaupt die Werbungen aufs schamloseste betrieb.

---

*) Eigentlich ständige Nuntiaturen finden wir freilich erst später, seit Paul V. 1579, siehe Snells pragmatische Erzählung der neuern kirchlichen Veränderungen so wie der progressiven Usurpationen der römischen Kirche in der katholischen Schweiz. Sursee 833. S. 11.

**) „Sie tragen (sagt Zwingli) billig rothe Hüte und Mäntel; denn so man sie schüttelt, so fallen wohl Dukaten und Kronen heraus. Wenn man sie aber recht auswindet, so rinnet deines Sohnes, Vaters, Bruders, Freundes Blut heraus.“ Aus Bullingers Chronik bei Schultheß und Schuler (Zwingli's deutsche Schriften 3. Theil, S. 350. Vergl. Rüscheler a. a. O. S. 37.).

Bei dem allen gehörte Schinner, seiner wissenschaftlichen Bildung zufolge, zu jener liberalen Partei in der Kirche, wie sie an einem Erasmus ihren Repräsentanten fand. Er mochte daher auch im Anfange den wissenschaftlichen, helldenkenden Zwingli sehr wohl leiden, und überhäufte ihn sogar mit vielen Gunstbezeigungen. Auf seinen Beistand im Reformationswerke hatte auch Zwingli früher gehofft, aber er täuschte sich sowohl in ihm, als in dem ähnlich gesinnten Bischofe von Constanz, Hugo v. Landenberg. An beide hatte sich Zwingli bereits von Einsiedeln aus gewandt und sie aufgefordert, mit ihrem Ansehen den überhandnehmenden Mißbräuchen zu steuern. Aber von beiden hatte er nur Versprechen erhalten, ohne daß sie in der Erfüllung größern Ernst gezeigt hätten, als die deutschen Bischöfe in der Sache Luthers.

So standen die Sachen, als im August des Jahres 1518 der Franciscanermönch Bernhardin Samson als apostolischer Generalcommissar und Ablaßkrämer über den Gotthard in die Schweiz kam. Mit derselben Unverschämtheit, wie Tezel, pries auch er den päpstlichen Ablaß an, und verkaufte ihn um Geld. Zwingli war noch in Einsiedeln, als Samson in den kleinen Kantonen sein Wesen trieb, und schon damals warnte er in Predigten, und verdarb ihm den Handel in Schwyz. Schon bessere Geschäfte machte Samson in Zug. Empörend war es hier unter anderm, mit welcher Härte er in Zug die Armen von sich wies, die sich zu der vermeintlichen Quelle des Trostes hinzudrängten. „Lieben Leute, sprachen seine Gesellen, drängt euch nicht so heftig, laßt erst die vor, welche Geld haben, denen, die nichts haben, wird man nachher auch noch Bescheid geben.“ Von Zug aus nahm er seinen Weg über Luzern und den Kanton Unterwalden und das Oberland nach Bern. Hier wollte man ihm erst den Eingang in die Stadt wehren, allein von Burgdorf aus wußte er sich durch seine Freunde bei dem Rathe der Stadt zu verwenden, so daß ihm gestattet ward, in dem Vincenz-Münster unter feierlichem Gepränge seine Waare feilzubieten. Auch er bot, wie Tezel, nicht nur für vergangene, sondern auch für künftige Sünden vollen Ablaß an. Die Ablaßzettel für die Reichen waren auf Pergament, und wurden für eine Krone und darüber

das Stück verkauft, die für die Armen auf Papier, und kosteten zwei Batzen*). Einen merkwürdigen Handel machte hier der Ritter „klein Jacob vom Stein.“ Dieser kaufte für sich und sein 500 Mann starkes Fähnlein von Reisläufern, so wie für die Einwohner seiner ganzen Herrschaft Belp, und für alle seine Voreltern einen vollkommenen Ablaß um einen Apfelschimmel**). Am letzten Tage seiner Anwesenheit in Bern ließ Samson noch einmal die Gemeinde durch Glockenschall in den Münster berufen, und verkündete ihr von den Stufen des Hochaltars herunter durch seinen Dolmetscher, Heinrich Wölflin, daß alle Seelen derer, die zu kurzem Gebet niederknien würden, rein sein sollten wie unmittelbar nach der Taufe, und da alles Volk zum Gebet niedersank, sprach er endlich auch alle Seelen der verstorbenen Berner, wo und wie sie immer verschieden sein möchten, von den Qualen der Hölle und des Fegfeuers los.

Während der Pöbel und selbst auch einige Gebildete (unter ihnen der genannte Wölflin) sich solches Spiel gefallen ließen, ärgerten sich die besser und heller Denkenden mit Recht über den Frevel. So der Venner Wyler, welcher unwillig in die Worte ausbrach: „Wenn die Päpste solche Macht haben, so sind sie die größten Bösewichter, daß sie die Seelen so lange im Fegefeuer schmachten lassen.“

Von Bern aus nahm Samson seinen Weg durch den Aargau über Baden nach Zürich. Als er in Baden die Frechheit so weit trieb, daß er auf offenem Kirchhof behauptete, er sähe die Seelen, wie sie aus dem Fegfeuer gen Himmel flögen ***), versuchte es ein Spaßmacher, ihn zu parodiren, indem er von dem Kirchthurme herunter ein Federkissen ausschüttelte und dieselben Worte sprach: seht, wie sie fliegen! Darüber entstand ein allgemeines Gelächter, Samson ergrimmte, und nur die Behaup-

*) Nach Anshelm V. 334.

**) „um einen kuttgrowen (quittengrauen) Hengst“ Anshelm V. 335.

***) Machen es die jetzigen Samsone besser, welche dem bethörten Volke den politischen Himmel voller Geigen malen? wenn sie von Früchten der Aufklärung träumen, die, außer ihnen, niemand sieht? „Flausen, Flausen!“ möchte man da auch rufen, und ein Deckbett über sie ausschütten.

tung, daß jener Mensch bisweilen nicht recht im Kopfe sei, rettete ihn vor Mißhandlung. Mit Schimpf und Schande zog Samson aus Baden ab. Aber in Bremgarten ging es ihm nicht besser. Schon in Lenzburg war ihm der Eingang von dem Pfarrer von Staufberg verweigert worden; ja, der Bischof von Constanz selbst hatte durch seinen Generalvicar, Joh. von Faber, es den Geistlichen seiner Diöces verboten, sich mit Samson einzulassen, weil er es versäumt hatte, die bischöfliche Erlaubniß zu seinem Gewerbe nachzusuchen. Standhaft widersetzte sich ihm daher auch der Decan von Bremgarten, der greise Bullinger, der Vater des Geschichtschreibers. Weder durch die Drohungen, noch durch die gemeinen Beschimpfungen des Mönches, noch durch den Bann, den er gegen ihn aussprach, ließ dieser sich einschüchtern; sondern er nahm den Weg nach Zürich, ehe Samson dahin gelangte, und brachte seine Beschwerden bei der daselbst versammelten Tagsatzung an. Diese beschloß, dem Ablaßkrämer den Eintritt in die Stadt zu verweigern. Samson verschaffte sich denselben zwar dennoch, indem er vorgab, er habe im Namen seines Herrn der Tagsatzung etwas zu eröffnen. Der Verkauf seiner Waare aber ward ihm verboten, und unverrichteter Sache mußte er abziehen und über die Alpen zurückkehren. Daß Zwingli's Predigten viel zu einer solchen entschiedenen Stimmung beigetragen, läßt sich denken, und selbst der Generalvicar von Constanz, Faber, sein nachmaliger Gegner, bezeugte ihm sein lebhaftes Wohlgefallen darüber. Auch der Papst sah sich genöthigt, einlenkende Schritte gegen die Eidgenossen zu thun, und obwohl er bestätigte, daß Samson in seinem Auftrage gehandelt, so versprach er doch, zu untersuchen, ob er seine Vollmacht nicht überschritten habe, und ihn zu bestrafen, wenn dieses der Fall sei.

Wie schon bemerkt, waren die unmittelbaren Folgen des Samsonischen Ablaßkrames nicht dieselben, wie die des Tezelschen in Deutschland. Wir haben es hier nur mit einer mitwirkenden, nicht mit einer primären Ursache zu thun, und verschieden ist der Anfang, den die Reformation in den verschiedenen Städten und Orten nimmt. Betrachten wir diese Reformationsanfänge etwas genauer im Einzelnen.

In Zürich hatte sich schon in frühern Zeiten neben dem

finstern Mönchsgeiste hie und da eine freiere Richtung aufgethan. Wenn, wie früher gezeigt worden, auch unsicher ist, wie viel Arnold von Brescia durch seinen Aufenthalt in Zürich auf die reformatorische Gesinnung der Bewohner gewirkt habe, so hatte dagegen um die Mitte des 15. Jahrhunderts Felix Hämmerlin (Malleolus) gegen die Unwissenheit der Mönche gekämpft, und sich damit lebenslängliche Gefangenschaft in einem Kloster zugezogen. Längere Zeit verstummte dann wieder der Mund der Rüge, bis mit dem Anfange des 16. Jahrhunderts die Sehnsucht nach dem reinern Lichte mehr und mehr überhand nahm. Welche Aufnahme Zwingli gefunden, welchen Weg er einschlug bei seinen Predigten, ist schon erwähnt. Mitten in seiner Wirksamkeit aber auferlegte der Himmel ihm und seinen Freunden eine schwere Prüfung, indem er im Jahre 1519 durch die Pest heimgesucht wurde, welche in wenig Monaten 2500 Menschen in Zürich hinraffte. Schon verbreitete sich das Gerücht von Zwingli's Tode durch Deutschland und die Schweiz, als er wieder genas, wiewohl langsam und nicht ohne Nachwehen für seine amtliche Thätigkeit; denn noch am Ende Novembers klagte er seinem Freunde Myconius, daß sein Gedächtniß durch die Pest so sehr gelitten habe, daß er oft den Zusammenhang seiner Predigten verliere und die Mattigkeit noch in allen seinen Gliedern fühle. Kaum aber hatte er sich besser erholt*), so begannen für ihn neue Kämpfe. Denn, je mehr er von der einen Seite an Einfluß gewann, desto thätiger zeigten sich von der andern die Gegner. Die Chorherren, die gern bei ihren alten Uebungen geblieben wären, sahen die Wochenpredigten Zwingli's und den Zulauf, den er hatte, ungern. Sie setzten eine Schrift auf, worin sie Zwingli eine Menge Vorwürfe machten, unter andern folgende, daß er die zur Ehre Gottes und der Heiligen veranstalteten Kirchengebräuche unterdrücke, indem er auf das Absingen der Horen zu wenig Werth lege, um dessen willen doch die Pfründen gestiftet seien, daß er den Nutzen des Stiftes zu we-

*) Während der Krankheit und nach der Genesung dichtete er geistliche Lieder. Siehe Wirz a. a. O. S. 120. u. die Ausgabe seiner Werke von Schuler u. Schultheß, deutsche Schriften 3. Theil, S. 269. ff. und musikalischer Anhang S. 523.

nig wahrnehme, indem er in Eintreibung der Zehnten nicht eifrig genug sei; daß er die Spendung der heiligen Sacramente nicht hoch genug achte, indem er behauptet habe, fünf Priester seien dazu hinreichend. Ueberhaupt halte er es mehr mit den Laien, deren Gunst er suche, als mit der Priesterschaft, die er in den Augen der Weltlichen verächtlich mache. Eben so mache er die Klosterleute verächtlich, indem er sie als unwissende Leute darstelle, und denke gering von den Heiligen, den Feiertagen, der Messe und dem Papst. Auch seinen persönlichen Charakter griffen sie an. Sie beschuldigten ihn, die Geheimnisse der Beichte verletzt und das auf der Kanzel öffentlich gemacht zu haben, was ihm im Beichtstuhle sei anvertraut worden u. a. m. Allein alle diese und andere Winkelzüge seiner Feinde hinderten nicht, daß nicht schon im Jahre 1520 der Rath von Zürich ein Mandat erließ, daß alle Pfarrer gleichförmig über das neue Testament predigen und ihre Lehre einzig aus der Bibel beweisen, die Neuerungen und menschlichen Erfindungen aber weglassen sollten.

So weit hatte es Luther in der kurzen Zeit nicht gebracht, wie Zwingli. Ueberhaupt unterscheidet sich auch darin die schweizerische Reformation bedeutend von der deutschen, daß von Anfang an die schweizerischen Reformatoren mehr von ihren Landesregierungen unterstützt wurden, und in Uebereinstimmung mit ihnen handelten, als in den deutschen Landen, ein Umstand, der freilich auch dazu beitrug, noch mehr die Ansicht auszuprägen, daß die Religion Staatssache, die Regierung der oberste Landesbischof und die Geistlichen ihre Diener seien; eine Ansicht, deren Richtigkeit zu prüfen, sich später noch Gelegenheit darbieten wird.

Doch mit diesem Mandate war noch nicht alles gewonnen. Die geistlichen Behörden wollten diese Befugniß der Züricher Regierung nicht anerkennen, und von dieser Zeit an finden wir, daß der Bischof von Constanz sowohl, als sein Vicar, Faber, die sich früher dem Zwingli günstig gezeigt hatten, in Verbindung mit andern Unzufriedenen als Gegner des Reformationswerkes auftreten. Den Verlauf und die Folgen dieses Kampfes werden wir, im Zusammenhange mit andern Begebenheiten, später erzählen.

. . . Auch in Bern und der Umgegend finden wir bereits um diese Zeit die ersten Spuren der Reformation*).

Johann Haller, aus Wyl im Thurgau gebürtig, erst Pfarrhelfer in Schwyz, dann Propst im Kloster Interlaken, eiferte gegen das Sittenverderben der Mönche, und setzte, nachdem er das Kloster verlassen, auch als Prediger zu Zweisimmen, Thun und Scherzlingen, seine Strafpredigten gegen die Irrthümer der päpstlichen Lehre fort. Der Bischof von Lausanne, Sebastian von Montfaucon, glaubte den Mund des lästigen Sittenrichters am besten zum Schweigen zu bringen, wenn er ihm die einträgliche Propstei von Amsoldingen zuwiese, im J. 1520. Allein Haller wurde dadurch nicht bekehrt, sondern zum Aerger des Bischofs und des Bernischen Stiftscapitels fuhr er in demselben Geiste zu lehren fort, und that sogar einen Schritt, der ihm große Mißbeliebigkeiten zuzog. Er brach, da seine Schwestern, die ihm bisher die Haushaltung geführt, eine nach der andern verehelicht wurden, am Ende selber den Cölibat, und verheirathete sich mit einer Züricher Bürgerin. Er war der erste Geistliche, der nach langer Zeit wieder in die Ehe trat. Die Hochzeit wurde in des Bürgermeisters Röust Hause gefeiert. Als ihm aus dieser Ehe sein erster Sohn geboren wurde, da brach ein alter Priester, Simon Lüthard, der auch der Taufzeugen einer war, mit einer allerdings zu weit getriebenen Parodie in die Worte Simeons aus: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren" (Ein kleiner Schritt nur vom Erhabenen zum Lächerlichen!). Auch Georg Brunner von Landsberg war thätig für Sittenverbesserung auf der Landschaft. Was hingegen die Stadt Bern betrifft, so hatte sich über ihr die trübe Wolke des Aberglaubens in wahrhaft schauerlicher Gestalt gelagert, wenn wir an die Auftritte denken, welche der berüchtigte Ketzerische Handel veranlaßte, und wenn auch einzelne der ade-

*) Ueber die Berner Reformation vgl. Kuhn, G. J., die Reformatoren Berns im 16. Jahrhundert, nach dem Bernerschen Mausoleum umgearbeitet. Bern 828; Fischer, S., Geschichte der Reformation in Bern. Bern 827. (Stierlin,) kurze Geschichte der Kirchenverbesserung zu Bern. Bern 827. — und mehrere auf das Reformationsjubiläum hin erschienene Schriften. Hauptquelle für die frühere Zeit ist Anshelms Chronik (Ausg. von Stierlin u. Wyß), 6 Bde. Bern 833.

ligen Familien, wie die der Mai, der Wattenwyle, der Manuel und Stürler, dem aufkommenden Lichte ſich günſtig zeigten, ſo war doch, wie Samſons Geſchichte uns ſo eben vorhin gezeigt hat, noch ein großer Theil des Adels und der Gebildeten in denſelben Vorurtheilen befangen, die in den Herzen des Volkes Wurzel geſchlagen hatten.

Mit dem Jetzeriſchen Handel aber hat es folgende Bewandtniß *). Die beiden Orden der Franciscaner und Dominicaner (Barfüßer und Predigermönche) lagen ſchon lange mit einander in einem Streite, der ſich hauptſächlich darauf bezog, ob die Jungfrau Maria ohne Erbſünde geboren ſei, oder nicht. Die Franciscaner behaupteten das erſtere, die Dominicaner das letztere. So unbedeutend der Streit an ſich ſcheinen mag, ſo erhielt er durch die gegenſeitige Eiferſucht der Orden fortwährende Nahrung. Die Dominicaner ſtanden nun, wie wir aus Zwingli's Jugendgeſchichte wiſſen, zu Bern in großem Anſehen. Um aber daſſelbe wo möglich noch zu vergrößern, und ihre Nebenbuhler, die Franciscaner, zu verdunkeln, erſannen ſie ein ſchändliches Bubenſtück, das in der Geſchichte mönchiſcher Verderbniß ſeines Gleichen ſucht. Sie ſuchten einen einfältigen Menſchen, der als Noviz in ihrem Kloſter wohnte, einen Schneider von Zurzach, Namens Jetzer, zu einem Zeugen für die Wahrheit ihrer Sache zu gewinnen. Der Propſt und einige Ordensbrüder fingen damit an, Spuk vor ſeinem Zimmer zu treiben. Sie erſchienen ihm als Geiſter vermummt, und gaben ihm Offenbarungen der heiligen Jungfrau vor, in welchen ſie die Dominicaner als die wahren Anhänger der Gottesmutter, die Franciscaner aber als ihre gefährlichſten Gegner bezeichnet haben ſollte. Keck gemacht durch den guten Erfolg ihres Betruges, ließen ſie nun dem einfältigen Menſchen nach einander die heilige Barbara, die heilige Maria und die Engel erſcheinen, und ihm Briefe vom Himmel

*) Weitläufig, aber höchſt originell, wie es ſich von einem Augenzeugen erwarten läßt, findet ſich derſelbe beſchrieben in der Anshelmiſchen Chronik, dem 3. u. 4. Bande. Wir geben ihn hier im Auszuge, großentheils nach Stierlins Reformationsbüchlein. Andere hierauf bezügliche Actenſtücke findet man angegeben in Hallers Bibliothek der Schweizergeſchichte. Th. III. S. 17—32.

einhändigen. Endlich brannten ſie ihm mit einem feurigen Eiſen ein Zeichen in die rechte Hand, welches ein Zeichen vom Himmel ſein, und die Mittheilung eines der Wundenmale Chriſti bedeuten ſollte. Jetzer ſchrie zwar furchtbar auf bei dieſer Operation, fand ſich aber doch in ſeiner frommen Eitelkeit nicht wenig geſchmeichelt, hinfort als ein Bevorrechteter der heiligen Jungfrau zu gelten. Er ließ ſich die Wunde geduldig verbinden, die mit einer Salbe beſtrichen ward, damit ſie nicht zuheilte, und erzählte allen, die ihn beſuchten, von den Viſionen, deren er gewürdigt worden. Laut rühmten ſolches auch die Mönche vor allem Volk. Faſt wäre jedoch der Betrug an den Tag gekommen, als einſt der bethörte Jetzer einen der Mönche in ſeiner Vermummung erkannte, den Fliehenden beim Gewand erwiſchte und ihn feſthielt. Dieſer wußte ſich aber mit bewundernswürdiger Schlauheit zu retten: er habe nur dießmal Jetzern auf die Probe ſtellen wollen, um zu ſehen, ob er die Geiſter zu prüfen und eine unächte Erſcheinung von einer ächten zu unterſcheiden verſtehe. Der gute Tropf ließ ſich beſchwichtigen und gab ſich, ermuntert durch das Lob, das ſeiner Scharfſichtigkeit in der Geiſterkunde gemacht wurde, aufs neue her zum frechen Gaukelſpiel. Nachdem man ihm einen Schlaftrunk beigebracht, brannte man ihm vier neue Wunden, die eine in die linke Hand, zwei in die Füße, und eine in die rechte Seite, und erhielt dieſelben fleißig durch Salben. Nun ſchrien die Mönche überall aus, wie Jetzer die Wunden des Heilandes an ſeinem ſterblichen Leibe trage. Dieß zog eine Menge wunderſüchtiger Beſucher nach dem Kloſter und brachte die Dominicaner, den Franciscanern gegenüber, in hohes Anſehen bei dem Volke. Jetzer gerieth bei ſolchen Beſuchen in Convulſionen, und geberdete ſich ſo, daß er allgemeines Entſetzen erregte. Und dieſes wilde, ekelhafte Toben ſollte, man denke ſich! das Leiden Chriſti in Gethſemane vorſtellen. An allem dieſen ſchändlichen, die Religion in den Augen jedes Vernünftigen entehrenden Unweſen hatten die herrſchſüchtigen Mönche noch nicht genug. Plötzlich verbreitete ſich das Gerücht in der Stadt, wie das Marienbild in der Dominicanerkirche blutige Thränen weine. Das Volk lief haufenweiſe in die Kirche. Die Leichtgläubigen, ſelbſt

Gelehrte unter ihnen, wie H. Wölflin*), entsetzten sich über das Wunder, und redeten schon von den schweren Gerichten Gottes, die über die Stadt einbrechen würden; die Klügern aber konnten nach allem dem, was bisher schon vorgegangen war, sich nicht enthalten, Betrug zu ahnen. Daß die Franciscaner von ihrer Seite auch thätig waren, das Spiel der Dominicaner für Betrug auszugeben, läßt sich denken, wenn sie gleich vielleicht Aehnliches in ähnlichen Fällen gegen ihre Gegner sich erlaubt haben würden. Während so die Stimmung des anwesenden Volkes getheilt war, sprang der Caplan Täschenmacher auf die Stufen des Altars, betastete das Bild, und rief durch die ganze Kirche: Es ist ja nur rothe Farbe, es ist eitel Betrug! Die Zweifler freuten sich der Entdeckung, die Betrüger aber und die, welche nun einmal betrogen sein wollten (und deren giebt es immer viele, zum Vortheil der Betrüger!), erhoben ein lautes Geschrei über den Frevel des Caplans. Die zwiespältige Meinung über das Ereigniß verursachte einen allgemeinen Rumor in der Bürgerschaft, und der Rath sah sich genöthigt, die Sache in ernsthafte Untersuchung zu ziehen. Jetzt suchten die Dominicaner sich ihres lästigen Werkzeuges zu entledigen, ehe dasselbe gegen sie gebraucht werden konnte. Sie suchten den armseligen Jetzer durch Gift aus dem Wege zu räumen. Dieser merkte indessen, als sie ihm die Suppe vorsetzten, ihre Absicht**). Er gab sie einigen jungen Wölfen, die im Kloster unterhalten wurden, und die sogleich todt niederfielen. Allein auch hier wußten ihn die Mönche wieder zu beschwatzen, und fast sollte man glauben, daß der einfältige Mensch nicht bloßes Spielzeug, sondern ein Mitschuldiger gewesen, wenn nicht der Ausgang der Geschichte hierin zu seinen Gunsten spräche. Man denke sich die Frechheit der Mönche! Schon halb verrathen, fingen sie das alte Spiel wieder von vorn an. Die nächtlichen Erscheinungen kamen wieder. Der Schaffner des Klosters, als heilige

*) Wie oft sehen die Gelehrten in den einfachsten Verhältnissen des Lebens den Wald vor Bäumen nicht! Auch ein Maler ließ sich bethören, den man als Kunstexperten von Freiburg her berufen hatte.

**) Ein anderes Mal bedienten sie sich einer vergifteten Hostie zu ähnlichem Zwecke.

Nun war endlich der Tag des Gerichts und
gekommen für die heuchlerischen Bösewichter. Zwe
der Bischof von Lausanne, den die Regierung be
nicht so viel aus der Sache machen, und Jetzer, den
einen furchtbaren Eid abgenommen, weigerte sich,
kennen. Als aber ernstlicher in ihn gedrungen wu
er so viel, daß man an dem Betruge nicht mehr zwe
Jetzt wurde die Sache bei dem Papste anhängig g
welchem die Dominicaner schon über ihre Wunde
hatten. Der Papst schickte seinen Legaten, Achilles
der in Verbindung mit den Bischöfen von Lausanne
ein geistliches Gericht anstellte, welches alles bis auf
Umstände untersuchen mußte. Der Prior und die dr
digen Dominicaner (Uelschli, Bolshorst und Steineck
zu schimpflicher Todesstrafe verurtheilt. Den 24. S
wurden sie auf einem Gerüste an der Kreuzgasse vor
des ganzen Volkes ihrer priesterlichen Kleidung beraub
dem geistlichen Stande verstoßen, und den 31. darauf
Schwellenmättelein verbrannt. Jetzer ward bloß zu
Ausstellung und Verweisung aus der Eidgenossenschaft ver

Daß diese Geschichte, die sich nur zehn Jahre vor
formation zutrug, mit hatte beitragen müssen, den Verd
Verständigen gegen das Treiben mönchischer Finsterniß

machen, läßt ſich denken. Und dennoch ließen die Berner ſich neuerdings nicht bloß durch den Ablaß eines Samſon bethören, ſondern faſt um dieſelbe Zeit, als dieſer nach der Schweiz kam, ereignete ſich noch eine Betrugsgeſchichte mit dem Schädel der heiligen Anna*). Eine nicht geringe Anzahl andächtiger Perſonen zu Bern hatte ſich nämlich vereinigt, dieſer Heiligen einen Altar zu errichten, wozu nach dem Glauben der Zeit nöthig war, daß irgend eine heilige Partikel (ein Theil ihres Körpers) unter dem Altar vergraben wurde. Nun befand ſich der heilige Leib der Anna in einem Kloſter zu Lyon. Der Ritter Albrecht vom Stein**) ward demnach an den König von Frankreich geſandt, um von ihm die Gunſt auszuwirken, einen Theil dieſes Körpers nach Bern bringen zu dürfen. Albrecht aber, um die feierliche Audienz und den möglichen Fall einer abſchlägigen Antwort ſich zu erſparen, beſtach den Küſter, daß er ihm gegen große Belohnung die göttliche Reliquie der Heiligen verſchaffe. Der Küſter fand ſich geneigt, und händigte dem Ritter einen Knochen ein, der ſorgfältig in ein ſeidenes Tuch gewickelt war und für den Schädel der heiligen Anna galt. Der Ritter, erfreut, auf ſo leichtem Wege zu ſeinem Ziele gelangt zu ſein, trat die Heimreiſe an. In Lauſanne empfing er die Beglückwünſchungen und den Segen des hochwürdigen Biſchofs, und angelangt am obern Thore ſeiner Vaterſtadt, ward er von der ganzen Geiſtlichkeit, dem Rath und einem großen Theile der Bürgerſchaft empfangen, und in feierlichem Zuge bis zur Dominicanerkirche begleitet. Unter großen Ceremonien ward der Schädel dem Altare einverleibt, und der Biſchof von Lauſanne verlieh dem neuen Heiligthum einen Ablaß. Allein wie beſchämt waren Alle, als bald darauf ein Brief von dem Abte jenes Kloſters zu Lyon anlangte, der eine bündige Verſicherung enthielt, daß ſich der Leib der Heiligen unverſehrt an ſeinem alten Orte befinde, und daß der Küſter einen gewöhnlichen Knochen aus dem Beinhauſe geſtohlen, und dieſen für den Schädel der heiligen Anna verkauft habe, worüber er bereits ſei zur Strafe

*) Vgl. Anshelm, Bd. V. S. 337.
**) Vgl. über ihn Hottinger (Fortſ. von Joh. v. Müller) VI. S. 26. ff.

gezogen worden. Es läßt ſich nach dem bisher Erzählten denken, wie viele Arbeit die Berner Reformatoren fanden! Ihre volle Wirkſamkeit können wir erſt ſpäter würdigen. Hier nur einiges über den Anfang. Franz Kolb, gebürtig aus Lörrach, hatte in Baſel ſtudirt, und war ſchon ſeit 1512 Prediger in Bern. Aehnlich wie Zwingli in Zürich, ſo trat er auch in Bern als politiſcher Reformator auf, indem er gegen das Reislaufen predigte. Später aber, als er mit Berthold Haller u. Seb. Meyer in Verbindung trat, wirkte er auch zugleich als Glaubensreiniger. Berthold Haller*), der hauptſächlichſte Reformator Berns (nicht zu verwechſeln mit dem früher gemeinten Joh. Haller), iſt geboren 1492 zu Rothweil in Schwaben. Er hatte neben Melanchthon in Pforzheim und dann auf mehrern Hochſchulen, zuletzt in Cöln ſtudirt. Nachdem er in Baſel einige Zeit lang eine Schullehrerſtelle bekleidet hatte, kam er 1518 als Lehrer nach Bern, wo ihm bald darauf eine Chorherrnſtelle, und 1521 das Amt eines Leutprieſters am Münſter übertragen wurde. Ein anſehnliches Aeußere, Geſchicklichkeit, Fleiß, große Beredſamkeit und ungezwungene Freundlichkeit gegen jedermann machten ihn allgemein beliebt. Seine Feinde aber ſchalten ihn einen dickbäuchigen Ketzer. Mit ihm gemeinſam wirkte zu Verbreitung geläuterter Religionsbegriffe Sebaſtian Meyer aus Neuburg am Rhein. Geboren 1465, war er 27 Jahr älter als Haller, ſteht aber dem jüngern Manne fortwährend als Freund zur Seite, und theilt mit ihm Lieb und Leid des Kampfes. Er hatte zu Baſel und auf mehrern berühmten Univerſitäten ſtudirt, und war dann in den Franciscanerorden getreten. Ungefähr ſeit 1511 lehrte er zu Bern die Theologie. Schon früh ging er in ſeinen Vorträgen auf die Bibel zurück; er erklärte ſeinen Ordensbrüdern die pauliniſchen Briefe, und dem Volke predigte er ſtatt der Legenden auf eine fruchtbare und eindringliche Weiſe über das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß.

Haller und Meyer kamen aber durch ihre freiſinnigen Vorträge bald in den Geruch der Irrlehre, und um dieſelbe Zeit,

*) Eine beſondere Monographie von ihm hat Kirchhofer geſchrieben: Bertold Haller oder die Reformation von Bern. Zürich 828.

als der Bischof von Constanz gegen Zwingli die ersten Schritte that, leitete der Bischof von Lausanne, Sebastian von Montfaucon, ähnliche ein gegen die Berner Reformatoren. Im Jahre 1522 wurden sie beim Rathe als Ketzer verklagt und ihre Auslieferung verlangt.

Während Kolb, Haller und Meyer durch den Ernst der Predigt wirkten, suchte der Dichter und Maler Niklaus Manuel, dessen satyrische Richtung in der Kunst schon früher erwähnt wurde *), auf dem Wege des lachenden Spottes der Wahrheit Bahn zu machen. Schon früher hatte er den Ketzerischen Handel auf eine mehr ernste, als komische Weise besungen **). Nun aber ließ er an der Herrnfastnacht 1522 an der Kreuzgasse durch die Schüler eine von ihm gedichtete Komödie aufführen, der Todtenfresser betitelt (weil die Geistlichkeit durch die Seelenmessen von den Todten sich nährte.). Schon die Namen der Personen zeigen die Richtung des Gedichtes. Es erscheinen der Papst Entchristilo (Antichrist), der Cardinal Anshelm Hochmuth, der Bischof Chrysostomus Wolfsmagen, der Propst Friedrich Geizsack, der Decan Sebastian Schinddebauern, der Abt Nimmergnug, der Schaffner Ohneboden u. s. w. ***). In demselben Jahre dichtete er gegen den Ablaß das sogenannte Bohnenlied †), das auf allen Gassen gesungen wurde, und das noch jetzt bei uns als Sprichwort dient.

---

*) Siehe Vorles. 7.

**) Ein schon bewertes Lied von der reinen, unbefleckten Empfengknuß Marie, und darbey die war Historj von den vier ketzern prediger Ordens, der Observantz zu Bern in Eydgenossen verbrennt u. s. w., siehe Hallers Bibl. III. S. 24. u. Kuhn a. a. O. S. 279. Das Lied „athmet indessen noch viel römisch katholischen Geist." Selbst gesehen habe ich es nicht.

***) Vgl. Kuhn a. a. O. S. 285. ff. u. Wirz (Bearb. von Hottinger) IV. 1. S. 383 ff., wo Beispiele gegeben sind. Die Verse sind übrigens nicht sehr fließend.

†) Wenigstens wird ihm dasselbe von mehrern zugeschrieben. Vgl. Wirz a. a. O. u. A. Doch sagt Anshelm nur, das Fastnachtspiel über den Ablaß sei „mit dem Bohnenliede durch alle Gassen getragen worden" (V. S. 337.), ohne zu bestimmen; ob letzteres auch ihm angehöre. Haller III. S. 71. giebt es als ein Werk Manuels an, ohne es je selbst gesehen zu haben. Er sagt nur: „es muß heftig sein, denn noch jetzt ist das Sprichwort zu Bern (aber auch anderwärts), wenn

Wir wenden uns nach Basel. Die Stadt Basel, nach dem Erdbeben 1356 wieder aus den Trümmern erstanden, hatte sich während der zweiten Hälfte des 14., und besonders während des 15. Jahrhunderts, in den Rang der bedeutenden deutschen Reichsstädte erhoben. Das in ihr gehaltene große Concil, die bald darauf vom Papst Pius II. gestiftete Universität, die Vereinigung der größten Gelehrten, der Aufenthalt des Erasmus, die trefflichen Druckereien trugen, wie schon früher erwähnt, vieles dazu bei, den Ruhm unserer Vaterstadt zu erhöhen. Nun sollte sie aber auch nicht zurückbleiben in dem Kampfe um Wahrheit und Licht, um evangelische Freiheit!

Basel war seit 1501 dem Bunde der Eidgenossen beigetreten. Im Innern seiner Verfassung waren bedeutende Veränderungen vorgegangen, indem die bürgerlichen Gewerbszünfte sich zu dem Adel der hohen Stube in eine unabhängigere Stellung gesetzt, und ihm gegenüber bedeutende Gerechtsame erlangt hatten, in Beziehung auf die Wahl der Rathsherrn und der Bürgermeister *).

Das Zusammentreffen dieser politischen Umgestaltung mit der kirchlichen Reformation ist eine eigenthümliche Erscheinung in unsrer Baseler Geschichte. Auf der einen Seite war es gut, daß die politische Veränderung, wenigstens der Hauptsache nach, der kirchlichen vorangegangen, denn sonst würden sich leicht die Elemente der Reformation und der Revolution noch mehr vermischt und ein weniger erfreuliches Resultat gebracht haben, als wir es in der Geschichte vorfinden. So aber war die politische Reform zwar nicht ohne Kampf, aber auf gesetzlichem Wege vor sich gegangen, und die kirchliche Reformation konnte nun mit ihren eigenthümlichen Ansprüchen um so reiner heraus-

---

man etwas Uebertriebenes abbilden will, es ist über das Bohnenlied aus; so wie man von der Jetzergeschichte her einen unablässig plagen mit dem Worte jetzern ausdrückt." Die Redensart vom Bohnenlied, die auch im Schwabenlande üblich ist, leitet indessen Jac. Grimm schon aus frühern Zeiten her, und bringt sie mit einem Gedichte Walthers von der Vogelweide in Verbindung. Vergl. dess. Recens. der Lachmannischen Ausgabe des Dichters in der krit. Bibl. für das Schulwesen 1828. Nr. 5. u. die Ausg. von Simmrock u. Wackernagel. S. 51. u. 196. Diese Nachweisung verdanke ich meinem Freunde, Herrn Dr. Wackernagel.

*) Vgl. Ochs, Geschichte von Basel, d. 4. u. 5. Bd.

treten. Von der andern Seite ist aber auch nicht zu verkennen, daß die politischen Vorgänge noch eine fühlbare Nachwirkung auf die Begebenheiten der Reformation äußerten, und daß Stürme von daher mehr, als es an irgend einem andern Orte der Fall war, drohten, die aufkeimende Blüthe des evangelischen Glaubens zu gefährden.

Der Adel, wenn gleich beschränkt, doch immer noch mächtig in der Regierung, suchte nun auch im Kirchlichen sein Heil im Festhalten des Bestehenden; das gemeinere Volk hoffte, wie gewöhnlich, beim Umsturz der Verhältnisse zu gewinnen, und nur der bessere Theil der Bürgerschaft, der aber zum Glück den Kern der Stadt bildete, war es, welcher durch kräftiges Auftreten auf der einen Seite die zögernde Regierung zu handeln bestimmte, und auf der andern den Sturm der Menge beschwor. An der Spitze dieser Bürgerschaft erblicken wir als deren Repräsentanten in der Regierung den Bürgermeister Adelberg Meyer, während sein College Heinrich Meltinger (von der hohen Stube) die Gegenpartei begünstigte.

In kirchlicher Hinsicht blieb Basel fortwährend als Sitz des Bischofs ausgezeichnet, wiewohl das Verhältniß der Bürgerschaft zu ihm sich durch den Beitritt zum eidgenössischen Bunde bedeutend verändert hatte, zum Nachtheil des Bischofs. Eben so hatten die eingetretenen politischen Veränderungen, als den Adel überhaupt beschränkend, seine Billigung nicht erhalten können.

Als Mensch übrigens und als Christ war Christoph von Utenheim ein Mann von milder, freier Gesinnung, von aufrichtiger Frömmigkeit und unbescholtenen Sitten. Ein Freund des Erasmus, war auch er den Wissenschaften hold, schnellen Neuerungen aber nicht geneigt. Er war übrigens schon hoch betagt, als die Reformation begann, und fast mehr ging er ihr aus dem Wege, als daß er mit Gewalt sie zu hemmen gesucht hätte. Sein Wahlspruch: meine Hoffnung ist das Kreuz Christi, ich suche die Gnade und nicht die Werke*), deutet wenigstens auf eine Verwandtschaft seiner

*) Spes mea crux Christi; gratiam, non opera quaero, auf einer von ihm herrührenden gemalten Glasscheibe angebracht, die sich jetzt in der Wohnung des Herrn Antistes befindet.

Glaubensansicht mit der der Reformatoren. Ihm ähnlich gesinnt war sein Coadjutor Nicolaus von Dießbach, und einige der besser gesinnten Mitglieder des Domkapitels.

Weniger unmittelbar, als man auf den ersten Augenblick erwarten sollte, war die Universität in reformatorischer Hinsicht thätig. Als eine Stiftung des päpstlichen Stuhles mußte sie in ihrer Gründung selbst eine Aufforderung sehen, die Rechte ihres Oberherrn zu verwahren, wiewohl, die Sache höher gefaßt, die Wissenschaft sich nie dazu hergeben sollte, fremdartige Interessen zu vertheidigen. Es war daher immerhin ein ohnmächtiger Versuch, wenn der damalige Rector Romanus Wonnecker, Professor der Medicin, sich dazu anheischig machte, in öffentlicher Disputation das ganze Lutherthum zu Schanden zu disputiren *).

Demungeachtet wirkte die Basler Universität mittelbar nicht sowohl zur Ausbreitung der Reformation in Basel selbst, als auswärts und in der übrigen Schweiz. Wie anregend die freisinnigen Vorträge eines Thomas Wittenbach auf Zwingli und Leo Judä gewirkt haben, hat uns die vorige Stunde gelehrt. Eben so verbreitete der gelehrte Glarner, Heinrich Loroti (Glareanus), von seinem philosophischen Lehrstuhle her eine hellere Erkenntniß, wenn er gleich selbst, so wie sein Freund Erasmus, in dem Verbande mit der römischen Kirche blieb **).

Was Erasmus selbst betrifft, so nimmt dieser zur Basler Reformation eine ähnliche Stellung ein, wie die Universität. Nicht nur hinderten ihn mehrere Abwesenheiten von Basel, auf unsere Vaterstadt eine fortdauernde Wirksamkeit zu äußern, sondern seiner ganzen Persönlichkeit nach mochte er sich zu populärem Streben wenig aufgelegt finden. Immerhin aber mußte er wider seinen Willen zur Verbreitung des Lichtes bei uns und anderswo mitwirken. Indem wir uns vorbehalten, über die Stellung dieses Mannes zur Reformation überhaupt später ein

*) Er beschwerte sich besonders über die tempestuosam dicacitatem Lutheri.

**) Sein Charakter scheint nicht vortheilhaft gewesen zu sein. Nach Oekolampads Urtheil war er homo ad maledicentiam et inepta scommata natus.

mehreres zu ſagen, wollen wir jetzt bloß noch kurz die Männer bezeichnen, welche noch vor dem Auftreten Oekolampads thätig waren für die Basler Reformation *).

Wir nennen zuerſt Wolfgang Fabricius Capito (Köpfli), einen Elſaſſer **), den wir ſeit 1512 als Prediger im Münſter, zugleich aber auch als Lehrer an der Univerſität, und in freundſchaftlichem Verkehre mit Erasmus finden. In ſeinen Vorleſungen erklärte er das Evangelium Matthäi, und auf der Kanzel den Brief an die Römer. Durch ſelbſtſtändiges Bibelforſchen kam er bald ſo weit, daß ihm über mehrere Irrthümer der römiſchen Kirche die Augen aufgingen, und ſchon im Jahre 1517, alſo ehe er noch von Luthers Auftreten in Deutſchland etwas wiſſen konnte, vermochte er das Meſſeleſen nicht mehr über ſich zu gewinnen. Ja, er hatte, wie er ſelbſt an Bullinger ſchreibt ***), ſchon vor dem Wittenberger Reformator mit Zwingli in Einſiedeln den Sturz des römiſchen Papſtes entworfen. Um ſo auffallender iſt es freilich, daß nachher derſelbe Mann Luthern Vorwürfe machte über ſeinen kühnen Reformationseifer, und ihn in der Weiſe des Erasmus zu größerer Mäßigung zu bewegen ſuchte. Capito wurde nämlich, nachdem er für die Baſelſche Reformation die ſchönſten Hoffnungen gehegt †), im Jahre 1520 an den Hof des Kurfürſten von Mainz berufen, von wo aus er Luthern einen Brief auf die Wartburg ſandte, worin er ihn vor allzuraſchen Schritten und ſeinem heftigen Tone warnte. Aber Luther, der ſeinen Freund von der Hofluft angeſteckt ſah, hauchte ihm wieder einen freiern Athem ein ††),

*) Außer dem Werke von Ochs und den allgemeinen über Schweizerreformation ſind benutzt die Chroniken von Ryff Wurſtiſen u. a., und eine handſchriftliche Bearbeitung der Basler Reformation von Hrn. Antiſtes Falkeiſen, über welche zu vergl. Haller III. S. 57.

**) Er iſt geboren zu Hagenau 1478, wo ſein Vater Hufſchmied (daher der Beiname Fabricius) und Rathsherr war. Er hatte erſt Medicin ſtudirt, und ſich nachher zur Theologie gewendet. Seine Studien machte er in Freiburg. Vgl. Röhrich I. 149. u. Jung, Geſchichte der Reform. in Straßburg I. S. 86. ff.

***) In einem Briefe vom J. 1536, vgl. Jung a. a. O. S. 91.

†) Vgl. Scultet. ad an. 1520. S. 35.

††) Siehe den Brief an ihn bei de Wette II. Nr. 359., vgl. Marheinecke I. S. 294. u. Jung S. 92. ff.

und bald hob sich der gesunkene Muth des Mannes wieder, so daß er in der Folge gesegnet wirkte als Reformator der Kirche zu Straßburg.

Nur ungern verließen die Basler ihren Lehrer. In seine Fußtapfen trat Caspar Heid (Hedio), gebürtig aus Ettlingen in der Markgrafschaft Baden, der als Vicar zu St. Theodor *) und nachher Caplan zu St. Martin die Erklärung der biblischen Bücher in demselben Geiste fortsetzte **), und sich dadurch, gleich seinem Vorgänger, bei den Mönchen verhaßt machte ***). „Ich habe Lust," so schreibt er 1520 an Zwingli, „das Evangelium fortzusetzen, wo Capito aufgehört hat, so sehr bin ich von der gesunden Lehre ergriffen. Dennoch sind einige Mönche und dumme Schwätzer hier, welche sich nicht scheuen, in ihren Predigten das Volk von denen abzulenken, welche die Hauptsache des Christenthums auf das Evangelium bauen." Auch mit Luthern stand Hedio in Briefwechsel, von dem er bekannte, daß seine Lehre aus Gott sei †). Auch dieser Prediger wurde jedoch bald wieder von Basel ab nach Mainz berufen. Doch fast um dieselbe Zeit sehen wir einen andern Kämpfer auftreten, Wilhelm Röublin, Pfarrer bei St. Alban. Er war gebürtig aus Rothenburg am Neckar, und wird uns als ein gelehrter und eifriger Mann geschildert. Er predigte gegen das Meßopfer, das Fegfeuer, die Anrufung der Heiligen, und erhielt großen Zulauf, so daß oft bei 4000 Menschen und darüber sich in seinen Predigten einfanden. Als im Jahre 1521 bei der großen Procession des Frohnleichnamfestes die Reliquien umhergetragen wurden, trug Röublin statt der Reliquie eine schön gebundene Bibel in der Stadt herum, auf der mit großen Buchstaben geschrieben stand: „Biblia, das ist das rechte Heiligthum, das andere sind Todtengebeine."

*) Siehe Wirz IV. I. S. 103. u. Jung a. a. O. S. 81. Als nämlich der Leutpriester von St. Theodor, Lutenwang, starb, wurde Hedio nicht, wie er und die Gemeinde gehofft, zu dessen Nachfolger gewählt, worüber die Kleinbasler aufgebracht wurden. Man entschädigte ihn nun mit der Caplanstelle zu St. Martin.

**) Er las über Matthäus u. schrieb darüber an Zwingli.

***) Diese sagten, in Beziehung auf die ihnen unverständlichen hebräischen und griechischen Schriftzeichen: „Alles was kritzis krätzis sei, das sei lutherisch" (Falkeisen.).

†) Siehe Jung, S. 31.

Dieſer auffallende Schritt erregte bei der Prieſterſchaft groſſes Mißfallen. Röublin ward bei dem Biſchofe, und durch dieſen beim Rath verklagt. Allein die Bürgerſchaft nahm ſich ſeiner an, und als ſich die Nachricht in der Stadt verbreitete, daß die Geiſtlichkeit ihn wolle gefänglich einziehen laſſen, entſtand ein bedeutender Auflauf auf dem Barfüßerplatze. Die Bürger ſandten einen Ausſchuß an den Rath, ihn zu bitten: man möchte ihnen ihren Prädicanten laſſen, der nichts anderes lehre, als was in heiliger Schrift gegründet ſei, und ihn gegen die Verfolgungen des Capitels ſchützen. Der Rath, um Schlimmerem vorzubeugen, ſandte den neuerwählten Bürgermeiſter Adelberg Meyer mit noch einigen Rathsgliedern auf den Platz, wo die Bürger verſammelt waren, „um ſich (heißt es) wegen ihrem Begehren und beſonders auch wegen ihrer Anzahl beſſer zu erkundigen.“ Man verſuchte, was man konnte, um die Aufgeregten zu beſchwichtigen. Die Geiſtlichkeit ruhte aber nicht, bis ſie den ihr verhaßten Pfarrer aus der Stadt gebracht hatte. Sie lag dem Rathe ſo lange an, bis dieſer endlich Röublin vor ſich beſchied und ihn, wie es heißt, ohne ihn anzuhören, aus der Stadt verwies. Dieß veranlaßte neues Gemurmel unter der Bürgerſchaft, aber die Zuſammenrottung unterblieb. Dagegen wollten 50 ehrbare Frauen aus der St. Albangemeinde, aus verſchiedenen Ständen, durch einen angeſehenen Bürger*) bei dem Rathe eine Fürbitte einlegen laſſen für ihren Pfarrer, wurden aber abgewieſen.

Man kann dieſes Benehmen der Regierung hart finden, und Röublin als einen ungerecht Verfolgten gegen dieſelbe in Schutz nehmen. Allein, wenn wir dann vernehmen, wie dieſer Röublin in der Folge zu den Wiedertäufern übertrat, wie er als Pfarrer zu Wytikon im Kanton Zürich den Bauern verſprach, ſie von Zehnten und Gefällen zu befreien, wie er auch ſeiner bald darauf erfolgten Verheirathung ein prahleriſches Anſehen gab, um die Gegner damit zu ärgern **), ſo können wir leicht

*) Ryff (u. nach ihm Ochs) nennt ihn Lux Zeigler. Falkeiſen hat Lux Iſelin. Beide Namen kommen in der damaligen Regierung vor (S. Ochs V. S. 647.).

**) Gerade ſo machte es Karlſtadt! —

vermuthen, daß auch in den erſten, wenn auch wohlgemeinten Reformationseifer dieſes Mannes Unreines ſich gemiſcht habe, und daß daher der Rath ſeine guten Gründe haben mochte, einen unruhigen Kopf zu entfernen. Schon der Schritt an ſich mit der Bibel hat auffallend etwas Prahleriſches. Die Bibel zu treiben und zu erklären, nicht pomphaft ſie zur Schau zu tragen, das iſt das Werk eines ächten Evangeliſten und Reformators! Ueber ſeine Entfernung konnte man ſich auch um ſo eher tröſten, da an deſſen Stelle bald ein anderer mit der freien Verkündung der Bibellehre hervortrat. Wolfgang Wyßenburger, Prediger am Spital. Von ihm ſagt die Chronik von Fridolin Ryff: „Dieſer junge, gelehrte Menſch fing auch an die „Wahrheit des göttlichen Wortes zu verkündigen. Der überkam „den Anhang der Gemeinde viel feſter, als der vorige (Röublin). „Er fing an, die lateiniſche Meß auf deutſch zu halten, damit „man hören möchte, worauf ſie geſetzt wäre. Damit waren „aber die Pfaffen nicht wohl zufrieden. Doch wollte es ihnen „da nicht gelingen, wie vorher; denn dieweil er ein Bur„ger war und ſein Vater des Raths, der auch große „Gunſt hatte, mußten ſie ihn bleiben laſſen.“

Der Umſtand, daß Wyßenburger ein Bürger und ſein Vater ein angeſehenes Mitglied des Rathes war, mochte allerdings in der Stimmung der Basler einiges Gewicht haben, und das Geſtändniß des Chroniſten klingt naiv genug. Allein das war es denn doch nicht ausſchließlich, was unſere Väter leitete in der Anerkennung des Verdienſtes; denn noch kräftiger wuchs ihre freudige Begeiſterung für die Reformation, ſeit der Ausländer Joh. Oekolampad in ihre Mitte berufen wurde.

Das Leben dieſes Mannes werden wir im Zuſammenhange mit ſeiner ſpätern Wirkſamkeit dann betrachten, wenn wir nach einem abermaligen Hinblick auf Luther und die deutſche Reformation wieder nach der Schweiz zurückkehren werden.

Vierzehnte Vorlesung.

Weitere Verbreitung der Reformation in Deutschland. Karlstadt und die Zwickauer Propheten. Wittenberger Unruhen. Luther verläßt die Wartburg. Sein Zusammentreffen mit zwei Schweizerjünglingen in Jena. Sein Benehmen gegen die Schwärmer. Sein Streit mit Heinrich VIII. Hadrian VI. Reichstag zu Nürnberg. Clemens VII. Die Reformation beginnt Sache der Diplomatie zu werden. Luthers Stellung zu ihr.

Wir haben Luthern seiner Zeit auf der Wartburg zurückgelassen, und unterdessen eine kleine Wanderung durch die Schweiz gemacht, auf der wir an verschiedenen Orten dem aufkeimenden Lichte begegneten. Lassen Sie uns jetzt wieder den Faden der deutschen Reformationsgeschichte aufnehmen und dem Kampfe der Elemente entgegengehen, der in dem Maße bedeutender und verwickelter wird, als auch das Unreine sich dem Reinen beizugesellen droht. Ueber Luthers weitere Thätigkeit auf der Wartburg können wir uns hier nicht verbreiten. Nicht die Bibelübersetzung beschäftigte ihn allein, viele andere Schriften sandte er von da in die Welt*), deren Bedeutung groß war. So viel er indessen zu thun fand, so überdrüssig wurde ihm zuletzt der einsame Aufenthalt. Schon einmal hatte er einen geheimen Ausflug zu seinen Freunden nach Wittenberg gewagt. Nun aber, da er immer mehr gewahr wurde, wie die Schwärmerei und falsche Freiheit anfingen, ihr Haupt zu erheben und sich der noch unbefestigten Gemüther zu bemächtigen, da drängte es ihn, sein Pathmos zu verlassen und aufzutreten vor allem Volk.

Das Evangelium hatte unter der Zeit sichtbare Fortschritte in Deutschland und auch auswärts gemacht. In verschiedenen

*) Von den Klostergelübden, der Ohrenbeichte, wider den Abgott zu Halle, mehrere andere ascetische und polemische Schriften, auch viele Briefe.

Gegenden und Städten treten Männer auf, die in Luthers Geiste predigen. Der Herolde Mund wird aufgethan. Mehrere Fürsten, die Luthers hohen Sinn auf dem Reichstage bewundert, neigen sich der neuen Lehre zu. Adelige und Ritter bieten den weltlichen Arm zu ihrem Schutze dar; gebildete Laien und Staatsmänner schließen sich enger an die evangelischen Prediger an, und vertreten ihre Sache beim Volke. Auch dieses sehnt sich, wiewohl der Gründe sich nur dunkel bewußt, nach dem neuen Lichte. Zunächst im sächsischen Boden wuchert der ausgestreute Same. Friedrich Myconius (Mecum) predigte zu Zwickau und andern sächsischen Städten; Eoban Hesse, Joachim Camerarius, Euricius Cordus, Joachim Lange zu Erfurt; Wolfgang Stein zu Weimar. Aber von Sachsen aus sehen wir nach allen vier Himmelsgegenden das Wort der Wahrheit sich weiter verbreiten, oder vielmehr rings umher die Geister in dem einen Bekenntniß sich begegnen. Im Elsaß und in Schwaben regte sich der neue Geist kräftig und auf mannigfache Weise. Blühten doch schon längere Zeit in Schlettstadt bessere Schulen, von wo aus Wimpheling und Beatus Rhenanus Licht verbreiteten *). In Straßburg predigte Matthias Zell, der bald darauf an Pollio, Hedio, Capito, Bucer würdige Gehülfen fand, während im weltlichen Regimente Männer wie Jacob Sturm, Martin Herlin und der rechtsgelehrte Nic. Gerbel dem Bessern aufhalfen **). Zu Hall in Schwaben lehrte Johann Brenz, Michael Stiefel zu Eßlingen, Johann Eberlin von Günzburg in Ulm, Johann Kröner und Johann Lachmann in Heilbronn ***); desgleichen Theobald Billikan in Nördlingen und Johann Frosch (Rana) zu Augsburg. Im mittlern Deutschland dasselbe Streben. In der Stadt Frankfurt predigte Hartmann Ibach, und als diesem von Mainz aus Verfolgung bereitet wurde, wirkten die angeschlagenen Drohbriefe Ritters Hartmuth von Kronberg entmuthigend auf die Gegner, ermunternd auf die Mehrheit der Einwohner. An der Sebalduskirche zu Nürnberg streute Andreas Osiander

*) Röhrich I. 57. 82.
**) Siehe Jung S. 185. ff. und den Brief Luthers an Gerbel bei de Wette II. Nr. 343.
***) Jägers schwäbisch-fränkische Reform.-Gesch. 1. Bd. Stuttg. 828.

evangeliſchen Samen aus, und der biedere Lazarus Spengler, bald nach ihm auch der gelehrte Scheurl *), vertraten die Sache der Freiheit im Rathe und vor der Bürgerſchaft. Zu Hof im Voigtlande legte Caspar Löhner den Grund zur Reformation. Im Weſten Deutſchlands, in den Bergiſchen Landen, regt ſich gleichfalls die Sehnſucht nach dem Beſſern. Die Auguſtinermönche von Lippſtadt im Cleviſch-Märkiſchen ſenden Schüler nach Wittenberg. Adolph Klarenbach predigt in Münſter, nachmals in Weſel **). Im Zweibrückiſchen ordnen Schwebel und Sturm die Reformation an. Eben ſo gewinnt dieſelbe im Oſten, namentlich im Herzogthum Liegnitz, einen guten Fortgang. Aber auch im platten Lande, hinab nach der Nord- und Oſtſee, nach Pommern und Preußen, nach Friesland und Dänemark, nach den Niederlanden, ſehen wir das Licht der neuen Lehre ſich verbreiten. In Goßlar, Halberſtadt, Braunſchweig, in Celle, Hamburg und Bremen ***) regt ſich der Geiſt der Reformation auf den Kanzeln, in den Klöſtern, unter dem Volke. In Pommern wirkte vorzüglich, unterſtützt von ſeinen Amtsgenoſſen Cnophen und Kettelhut, Johann Bugenhagen, der von da den Namen Pommer (Pomeranus) führte, und durch den Biſchof Manteufel vertrieben, neben Luther und Melanchthon in Wittenberg lehrte †). Wie nun überall der Kampf ſich geſtaltete, wie die Früchte allmählig reiften, wie im Verlauf der Geſchichte das Weitere an den einzelnen Orten ſich durchbildete, iſt uns nicht vergönnt zu verfolgen, die wir mit dem Geſammteindruck uns begnügen müſſen. Einen vielfachen Verkehr ſehen wir indeſſen eingeleitet unter den Freunden des Lichts, welcher durch Reiſen und Briefwechſel befördert wird. Nach Wittenberg geht der Zug der ſtudirenden Jugend. Die Druckerpreſſen ſind beſchäftigt, Luthers und der Gleichgeſinnten Schriften zu verbreiten. Privaten wie Gemeinden wünſchen ſich Glück zu dem neu aufgegangenen

*) Vgl. über Agricola, Spengler und Scheurl Rotermund, Geſch. des Augsburger Reichstages.

**) Berg, Reformationsgeſchichte der Länder Jülich, Cleve, Berg, Mark, Ravensberg und Lippe. Hamm 826.

***) Siehe Schlegels Kirchen- u. Reformationsgeſchichte von Norddeutſchland. Hannover 829. Bd. II. S. 26.

†) Siehe Zietz, Joh. Bugenhagen. Leipzig 829.

Heil*). Aber auch an Verfolgungen fehlt es nicht. Ja, in den Niederlanden wurden dem evangelischen Glauben bereits seine Märtyrer. Der wüthende Hogstraten verfolgte daselbst die Anhänger Luthers aufs Blut, und zwei Augustinermönche von Antwerpen, Heinrich Voos und Joh. Esch, starben den Tod auf dem Scheiterhaufen. Luther feierte ihren Tod im Liede**). Eben so ließ der Ketzermeister Reichler in Schwaben mehrere lutherische Prediger an die nächsten Bäume aufhängen. Doch die Verfolgungen beugten den Glauben der Bekenner nicht. Einzelne Züge entschiedener Anhänglichkeit an die evangelische Lehre beweisen dieß. So hatte sich in Worms, seit Luther so kühn auf dem dasigen Reichstage gesprochen, eine eigene lutherische Gemeinde zusammengethan, die, weil man ihr keine Niederlassung gestattete, bald hie, bald dort ihre Versammlungen, auch wohl auf dem freien Felde, hielt, wozu eine eigene bewegliche Kanzel verfertigt wurde. Aehnliches finden wir in Goßlar. Als dem dortigen Prediger die Kirchen verschlossen wurden, sammelte sich die freie Gemeinde unter einer Linde auf dem Jacobi-Kirchhofe***). Zu Annaberg, einer vom Herzog Georg neu erbauten sächsischen Bergstadt, zeigte sich ein solcher Eifer, daß, als der Herzog die neue Lehre nicht dulden wollte, man nach Buchholz im Kursächsischen wanderte, und dort die Vorträge eines Wenc. Link und Gabriel Didymus anhörte †). Ueberhaupt that sich in Kursachsen, vorzüglich in Wittenberg, der Geist der Reformation am stärksten hervor, und selbst die Ordensgenossen Luthers, die Augustinermönche, boten zu den Neuerungen willig die Hand. Die meißnischen und thüringischen Cötualen hielten einen Convent zu Wittenberg, schafften die Winkelmessen ab und hoben alle Gelübde auf, welche dem Evangelium entgegen wären. Eingeholte Gutachten Luthers und der Wittenberger Theologen billigten den Schritt, und so war auch der Kurfürst, der erst Unordnungen befürchtet hatte, zufrieden.

*) Vgl. mehrere Briefe Luthers, so wie den Brief Hartmuths v. Kronberg an den Rath zu Straßburg, bei Röhrich I. S. 139.

**) Bei Marheinecke II. S. 52.

***) Siehe Schlegel a. a. O. S. 24.

†) Seckendorf (bei Roos S. 87. 88.).

So weit wäre alles von Seiten der Evangelischen auf dem Wege der Ordnung und in schönster Harmonie vor sich gegangen. Wo Gewalt sich regte, da war es von Seiten der herrschenden Kirche, die ihrem Princip gemäß die Ketzer verfolgte. Kleinere Unordnungen, die als Gegenwirkung sich äußern mochten, sind nicht der Rede werth. Im Ganzen kann man sagen, es war eine Reformation auf vernünftigem und gesetzlichem Wege eingeleitet, auf dem Wege der Belehrung, der vollkommensten Gewissensfreiheit. Aber eben diese ging den Stürmern zu langsam.

Andreas Karlstadt, den wir neben Luthern zu Leipzig gesehen haben, war einer von denen, welche bei mittelmäßigen Verstandeskräften und einem zwar geraden und aufrichtigen, aber schroffen und einseitig geleiteten Willen sich berufen glaubten, dem besonnenen Worte Luthers vorzugreifen und da zu beginnen, wo die Reformation erst hätte enden sollen *). An das Aeußere sich hängend, meinten er und seine Genossen, die Reformation bestehe hauptsächlich im Verneinen, im Wegschaffen der Formen, in der Entfernung der Bilder und im ungestümen sich Hinwegsetzen über Fasten und bisherige kirchliche Ordnung. Ja, sie gingen, wie die Ultraliberalen gewöhnlich pflegen, in ihrem Eifer für die Freiheit so weit, auch andern die Freiheit zum Gesetz zu machen, sie zur Freiheit zwingen und ihnen statt des alten Joches ein neues auferlegen zu wollen. Karlstadt hatte sich im April 1522 verheirathet, was Luther selber billigte. Allein dabei blieb es nicht. Wie jener Röublin, von dem ich Ihnen in der vorigen Stunde erzählt habe, so gab auch Karlstadt seiner Verheirathung ein unnützes Gepränge, und prahlte damit, wie mit einer Heldenthat. In der Priesterehe sah er nun alles Heil, und deßhalb wollte er nun alle Geistlichen nöthigen, in den Stand der Ehe zu treten; ja, er drohte, daß er alle Pfaffen, groß und klein, mit Worten und mit der That vornehmen und angreifen wolle, wenn sie nicht seinem Beispiele folgten. Dabei geberdete er sich auch höchst unverständig in Beziehung auf den

*) Eine ähnliche Erscheinung war wohl Karsthans (Nomen et omen!) im Elsaß u. in Basel. S. Röhrich I. S. 136.

Ich erlaube mir daher eine hie und da verkürzte, im Ausdruck indeſſen nur wenig veränderte Darſtellung.

Durch den Ruf der Wittenberger Univerſität, beſonders durch die Namen Luthers und Melanchthons angezogen, machten ſich die beiden Schweizerjünglinge, Keßler und Spengler *), die bisher in Baſel ſtudirt hatten, auf den Weg. Das Reiſen der fahrenden Schüler war damals reich an Abenteuern, wie jeder weiß, der die bekannte Geſchichte Thomas Platers geleſen **). Anſprechender aber, als ſolche rohe Züge aus einem rohen Zeitalter, dürfte folgende Geſchichte ſein, welche den Ernſt unſers Drama's durch ein liebliches Zwiſchenſpiel unterbricht. Die beiden Jünglinge, die natürlich ihre Wanderung zu Fuß machten, waren bei einem furchtbaren Gewitter durchnäßt und müde nach Jena gekommen. Hier ſuchten ſie vergebens ein Nachtlager. Schon wollten ſie die Stadt verlaſſen und auf einem Dorfe übernachten, als ihnen ein Mann begegnete, der ſie fragte, wohin ſie noch ſo ſpät wollten, und ſie, da ſie ihm ihre Verlegenheit klagten, in ein in der Vorſtadt gelegenes Gaſthaus (zum ſchwarzen Bären) wies. Als ſie in die Gaſtſtube traten, fanden ſie in einer Ecke am Tiſche einen Mann ſitzen in weltlicher Ritterkleidung, das Schwert an der Seite und die Rechte auf des Schwertes Knopf geſtützt. Vor dem Manne lag ein Büchlein, in dem er emſig las. Bald aber grüßte er die jungen Leute freundlich, die ſich, weil ihre Kleider und Schuhe beſchmutzt waren, nicht an den Tiſch getraut, ſondern ſich auf eine entfernte Bank niedergelaſſen hatten. Er hieß ſie näher rücken und fragte ſie, woher ſie kämen. Ohne aber ihre Antwort abzuwarten (denn er kannte ſie wahrſcheinlich am Dialekt), ſagte er zu ihnen: „Ir ſind Schwyzer, von wannen ſid ir us dem

---

Johann Keßler genannt Ahenarius. St. Gallen 826. S. 27.; früher ſchon mitgetheilt in Füßlins Schweizermuſeum 1784. u. im helvetiſchen Almanach von 1808., auch bei Hahnhart, Erzählungen aus der Schweizergeſchichte nach den Chroniken. Baſel 829. Bd. 3. S. 300.

*) Wenigſtens war Spengler wahrſcheinlich der in der Erzählung gemeinte Gefährte. S. die Anmerk. bei Bernet a. a. O.

**) Auch Keßler erzählt unter anderm, wie er von Landſtreichern im Spiele angefochten und ſein Gefährte, Spengler, geprellt worden ſei. Bernet S. 26.

Schwyzerland?" Sie antworteten: Von St. Gallen. Er ſprach, ſie würden Landsleute in Wittenberg finden, Hieronymus Schurf und ſeinen Bruder Auguſtin. „An die haben wir Briefe," ſagten die Studenten. Darauf fragten ſie ihn, ob er nicht wiſſe, ob Luther wieder in Wittenberg ſei? Der Fremde antwortete: „Ich hab' gewiſſe Kundſchaft, daß der Luther jetzmal nit zu Wittenberg iſt, er ſoll aber bald dahin kommen. Philipp Melanchthon aber iſt da und lehret die griechiſche Sprache." Bei dieſem Anlaß ermahnte er die jungen Leute, ſich ja recht auf die Sprachen zu legen, beſonders auf das Hebräiſche, wozu gute Gelegenheit in Wittenberg ſei. Die Jünglinge betheuerten, daß ſie nach nichts mehr ſich ſehnten, als eben recht bald in die evangeliſche Wahrheit eingeweiht zu werden, und daß ſie ſich vor allem freuten, den Mann perſönlich kennen zu lernen, der das Prieſterthum und die Meſſe angegriffen; denn auch ſie ſeien von ihren Eltern zum geiſtlichen Stande beſtimmt, und möchten daher gern wiſſen, wie es ſich mit dieſen Dingen verhalte. „Wo habt ihr denn vormals ſtudiret?" fragte der Ritter. Antwort: Zu Baſel. — „Nun, wie ſteht es zu Baſel? Iſt Erasmus noch da, was macht er?" — „Mein Herr, ſo viel wir wiſſen, ſtehet es gut in Baſel. Auch iſt Erasmus da; was er aber thue, iſt jedermann unwiſſend und verborgen, denn er hält ſich gar ſtill und heimlich." — „Was hält man denn," fragte der fremde Herr weiter, „in euerm Schwyzerlande von dem Luther? — „Mein Herr, es ſind, wie allenthalben, vielerlei Meinungen über ihn. Etliche können ihn nicht genugſam erheben und Gott danken, daß er ſeine Wahrheit durch ihn geoffenbart und die Irrthümer entdeckt habe. Etliche aber verdammen ihn als einen unlidigen Ketzer, und bevor die Geiſtlichen" — „Ich verſieh' mich's wohl," unterbrach er ſie, „es ſind die Pfaffen." — Unter ſolchem Geſpräch ward uns gar heimlich, ſagt Keßler, bemerkt aber, wie ihnen die gelehrten Reden des Ritters aufgefallen ſeien, beſonders ſeine Bekanntſchaft mit Erasmus und den alten Sprachen. Dieſe Verwunderung ſteigerte ſich, als der Gefährte Keßlers zufällig das Büchlein in die Hand nahm, das vor dem Fremden auf dem Tiſche lag. Es war ein hebräiſcher Pſalter. Der Student legte das Buch wieder hin, und der Ritter behielt

es bei sich. „Ich gäbe einen Finger von der Hand, fing der Student wieder an, wenn ich diese Sprache verstünde.“ „Das werdet ihr wohl noch ergreifen,“ sagte der Fremde, „wenn ihr anders recht Fleiß anwendet. Auch ich begehre, drin weiter zu kommen, und übe mich täglich drin.“

Ueber dem kam der Wirth in das Zimmer, und da er die Begierde der jungen Wanderer merkte, den Luther zu sehen, sagte er: wäret ihr vor zwei Tagen hie gewesen, ihr hättet ihn gesehen; denn hier an diesem Tisch ist er gesessen. Das verdroß die Studenten gar sehr und wollten ihren Zorn erst an „dem wüsten Weg uslassen,“ der sie daran verhindert habe; sie äußerten indessen ihre Freude, wenigstens den Ort gesehen zu haben, wo der große Mann gesessen. Da lachte der Wirth und ging hinaus. Nach einer kurzen Zeit aber rief er Keßlern zu sich vor die Stubenthür. „Da erschrak ich erst,“ erzählt dieser, „und bedacht' mich, was ich verunschicket oder was ich unschuldig verdacht wurde.“ Der Wirth aber redete ihn freundlich an und eröffnete ihm (was Ihnen übrigens kein Geheimniß mehr sein wird), daß es Luther sei, der bei ihnen am Tische sitze. Keßler meinte indessen, der Wirth wolle ihn zum Besten haben. „Ihr wollet mich gern fatzen,“ sagte er zu ihm, „und min Begierd mit des Luthers Won (Wahn) ersättigen.“ Als aber der Wirth seine Aussage nochmals betheuerte und ihn bat, nicht dergleichen zu thun, als ob er etwas wüßte, ging er wieder hinein, konnte sich aber nicht enthalten, seinem Gefährten das Geheimniß ins Ohr anzuvertrauen. Dieser wollte es aber auch nicht glauben, und meinte, Keßler habe wohl den Wirth nicht recht verstanden: es sei wohl eher der Hutten, und er habe verstanden der Luther. Das kam Keßlern selbst wahrscheinlich vor; denn die ritterliche Kleidung paßte in der That zu Hutten besser, als zu Luthern. (Sie wußten nicht, daß Hutten eben zu der Zeit nach Basel kam.) — Ueber dem kamen zwei Kaufleute in die Herberge, und nachdem sie sich entkleidet und entspornt, legte einer ein ungebundenes Buch auf den Tisch. Luther fragte sie, weß das Buch sei. Es ist Doctor Luthers Auslegung der Evangelien und Episteln, antworteten die Kaufleute dem Fremden. Habt ihr die noch nicht gesehen? Ich soll sie

auch bald bekommen, antwortete Martinus. Der Wirth ließ indeſſen die Geſellſchaft zu Tiſche. Die armen Studenten, deren Baarſchaft gar gering war, wollten aber nicht mit den groſſen Herren ſpeiſen, ſondern baten den Wirth, ihnen etwas beſonders zu geben. Der Wirth hieß ſie zu ſitzen, und verſprach ihnen, „ſie ziemlich (billig) zu halten," während Luther, dem die jungen Leute gefielen, zu ihnen ſprach: kommet herzu, ich will die Zehrung mit dem Wirth wohl abtragen. „Dieß, bemerkt Keßler, freute uns ſehr, nicht von des Gelds und Genieß wegen, ſondern daß uns dieſer Mann gaſtfrei gehalten hat. Ueber dem Eſſen that Martinus viel gottſeliger, fründlicher Reden, daß die Kofflüt und wir an ihm verſtuhnten und einer Wort mehr denn aller Spiſen wahrnahmen." — Man ſprach von dem bevorſtehenden Reichstage von Nürnberg, und wie dabei nicht viel herauskommen werde; „wie die Herren lieben ihre Zeit mit köſtlichem Thurnier, Schlitten, Unzucht und Hochfahrt verzehrten, als ſich Gottes Worts anzunehmen" u. dgl. m. „Aber ich bin der Hoffnung," ſprach Luther weiter, „daß die evangeliſche Wahrheit mehr Frucht bei unſern Kindern und Nachkommen bringen werde." Die Kaufleute gaben nun auch ihre Meinung, und einer von ihnen ſprach, er ſei zwar nur ein Laie, aber ſo viel er von der Sache verſtehe, ſo müſſe der Luther entweder ein Engel vom Himmel, oder ein Teufel aus der Hölle ſein. Er würde gern ihm zu lieb noch 10 Fl. verzehren, wenn er ihm beichten könnte, denn er glaube, Luther könnte und möchte ſein Gewiſſen wohl unterrichten. Nach aufgehobenem Tiſche entfernten ſich die Kaufleute, und Luther war wieder mit den Studenten allein. Sie bedankten ſie ſich bei ihm für die ausgerichtete Zehrung und ließen ihn merken, daß ſie ihn für den U. v. Hutten hielten. Da ſprach Luther zum Wirthe ſcherzhaft: Seht doch! ich bin dieſe Nacht zum Edelmanne geworden; denn dieſe Schweizer halten mich für U. v. Hutten. „Der ſeid ihr nicht" ſagte der Wirth, „wohl aber Martin Luther." Da lächelte Luther und ſprach: Die halten mich für den Hutten, ihr für den Luther; ich ſollt' wohl bald Marcolfus werden. Nach ſolchem Geſpräch nahm er ein hohes Bierglas, trank den Schweizern zu und forderte ſie auf, ihm nachzutrinken. Als aber Keßler das Glas zur

Solle übernachten, als ihnen ein Mann begegnete,
wohin sie noch so spät wollten, und sie, da sie ih
genheit klagten, in ein in der Vorstadt gelegenes
schwarzen Bären) wies. Als sie in die Gaststube
sie in einer Ecke am Tische einen Mann sitzen
Ritterkleidung, das Schwert an der Seite und
des Schwertes Knopf gestützt. Vor dem Manne
lein, in dem er emsig las. Bald aber grüßte
Leute freundlich, die sich, weil ihre Kleider und Sc
waren, nicht an den Tisch getraut, sondern sich
fernte Bank niedergelassen hatten. Er hieß sie
und fragte sie, woher sie kämen. Ohne aber ihr
zuwarten (denn er kannte sie wahrscheinlich am
er zu ihnen: „Ir sind Schwyzer, von wannen

Johann Keßler genannt Ahenarius. St. Gallen 826.
schon mitgetheilt in Füßlins Schweizermuseum 1784. u
Almanach von 1808., auch bei Hahnhart, Erzählunger
zergeschichte nach den Chroniken. Basel 829. Bd. 3.

*) Wenigstens war Spengler wahrscheinlich der i
gemeinte Gefährte. S. die Anmerk. bei Bernet a. a. O

**) Auch Keßler erzählt unter anderm, wie er vo
im Spiele angefochten und sein Gefährte, Spengler, ge
Bernet S. 26.

lassen. „Das Wort muß überall wirken, das Wort allein, und nicht die Gewalt," das war Luthers herrlicher Wahlspruch, und das ist und bleibt auch der Wahlspruch des reformatorischen Princips. „Durch das Wort ist die Welt überwunden," das hatte er schon damals mit Nachdruck geäußert, als ihm mehrere deutsche Ritter ihr Schwert angeboten hatten, und er es ausschlug, weil Gottes Sache sich nicht mit dem Schwert entscheiden lasse. Und auf diesen einzig sichern Grundsatz aller wahren Freiheit kam er auch jetzt wieder zurück. „Das Wort hat Himmel und Erde geschaffen und alle Dinge, dasselbe Wort muß es hier auch thun, und nicht wir arme Sünder. Summa Summarum, predigen will ich's, sagen will ich's, schreiben will ich's; aber zwingen, dringen mit Gewalt will ich niemand." Er stellte sich zum Beispiel auf, wie er auch gegen den Ablaß gepredigt und geschrieben habe, aber keine Gewalt gebraucht, und wie im Stillen das Wort alles ausgerichtet habe. „Das hat, sagt er, wenn ich geschlafen habe, wenn ich Wittenbergisch Bier mit meinem Philippo und Amsdorf getrunken habe, also viel gethan, daß das Papstthum also schwach worden ist, daß ihm noch nie kein Fürst noch Kaiser so viel abgebrochen hat. Ich habe nichts gethan, das Wort hat es alles ausgericht. Wenn ich hätte wollen mit Ungemach fahren, ich wollte Deutschland in ein groß Blutvergießen gebracht haben, ja ich wollte wohl zu Worms ein Spiel angerichtet haben, daß der Kaiser nicht wäre sicher gewesen. Aber was wäre es? Ein Mausenspiel wäre es gewesen und ein Verderbniß an Leib und Seele. — „Ich kann keinen (mit Gewalt) gen Himmel treiben, oder mit Knütteln hineinschlagen. Daß ist grob genug gesagt, ich meine, ihr habt's verstanden." Luther zeigte dann ferner, wie mit dem bloßen äußern Abschaffen der Mißbräuche, mit dem gewaltsamen Entfernen der Bilder und Ceremonien noch nichts gethan sei, zumal wenn sich das Volk des eigentlichen Grundes der Neuerung nicht bewußt sei, sondern nur blindlings dem großen Haufen folge. Auch Paulus, da er nach Athen gekommen und die vielen Altäre gesehen, habe er zwar die Götzen nicht angebetet, aber auch die Altäre nicht niedergerissen. „Es sind viele Leute, sagt er, die Sonne, Mond und Sterne

anbeten, wollen wir darum zufahren und die Sterne vom Himmel reißen? Das werden wir wohl bleiben lassen*)." — Auch durch Privatunterhandlungen suchte Luther mit den Schwärmern ins Reine zu kommen. Er ließ sich sanftmüthig zu ihnen herab, fand aber immer mehr, daß es ihnen an Grund und Boden fehle. In ihrem geistlichen Hochmuthe sahen sie Luthern für einen Gelehrten an, der durch die Wissenschaft verblendet sei, und dem deßhalb die rechte Einfalt des Herzens mangle. Sie hielten sich für weit erleuchteter, als er, und achteten es zu geringe, mit ihm zu disputiren. Luther sah seinerseits ebenfalls ein, daß mit solchen Starrköpfen nichts zu machen sei, und so verließen sie Wittenberg, indem sie Luthern mit Schmähungen überhäuften. Karlstadt zog sich nach Orlamünde zurück, wo er mit den Bauern gemeinsame Sache machte und den populären Demokraten spielte. Er entsagte allen Vorrechten, die er als Doctor besaß, trug bäurische Kleidung, befliß sich bäurischer Sitten, fraternisirte überhaupt mit den Landleuten, von denen er sich nicht anders, als Bruder Andreas und lieber Nachbar betiteln ließ, und deren Gerichten er sich unterwarf. Zu dieser sublimen Liberalität brachte es freilich Doctor Luther nicht, der in der Meinung stand, daß die höhere Bildung allerdings einen Unterschied der Stände im bürgerlichen Leben begründe. Deßhalb wurde er aber auch von den Ultraliberalen für einen Aristokraten gehalten, für einen servilen Fürstenknecht und kleinen Papst; und besonders richtete sich gegen ihn der Zorn der Partei, seit Karlstadt aus den kurfürstlichen Landen war verwiesen worden. Luther erließ dann noch ein besonderes Schreiben unter dem Titel: „Vermahnung an alle Christen, sich vor Aufruhr und Empörung zu hüten," worin unter anderm die goldnen Worte stehen: „Welche meine Lehre recht lesen und verstehen, die machen nicht Aufruhr, sie haben's nicht von mir gelernt."

Und wahrlich, sie haben's nicht von ihm gelernt, die Stürmer des 16. so wenig, als die des 18. und 19. Jahrhunderts. Ewig scheiden sich Reformation und Revolution, und wer die

*) Siehe Luthers Werke, Walch. Ausg. Bd. XX. Plank, Geschichte des protest. Lehrbegriffs II. S. 67. ff. Marheinecke I. 328.

erstere als die Mutter der letztern betrachtet, der hat den Baum noch nicht aus seinen Früchten erkannt. Daß Luther indessen bei aller Ehrfurcht vor Obrigkeit und obrigkeitlichen Gewalten kein serviler Fürstenknecht gewesen, ja, daß er ohne Ansehn der Person auch Fürsten die Wahrheit ohne Scheu sagte, davon hat uns ja schon der Brief an den Kurfürsten einen schönen Beweis gegeben. Eine minder erfreuliche Probe giebt uns noch in demselben Jahre sein Kampf mit Heinrich VIII. von England. Wenn ein Fürst sich auf die schlüpfrige Bahn der gelehrten Schriftstellerei begiebt, so hat er sich's wohl vor selbst beizumessen, wenn er nach demselben Gesetze gerichtet wird, das in der Republik der Gelehrten gilt oder gelten sollte, nach dem der ungeschminkten Wahrheit, ohne Rücksicht auf des Verfassers Person und äußere Stellung in der Gesellschaft. Heinrich hatte nun den Kitzel, als theologischer Schriftsteller und namentlich als Polemiker gegen Luther auftreten zu wollen, und da er ihm in seiner Schrift über die Sacramente den Handschuh hingeworfen, so mußte er sich's auch gefallen lassen, wenn der Gegner etwas empfindliche Streiche führte. Dieß entschuldigt jedoch den Gegner von der andern Seite nicht, wenn dieser die schuldige Achtung gegen die angreifende Partei so sehr aus den Augen setzt, daß er in das Gemeine und Uebertriebene fällt. Wenn nun Luthers fester Trotz, den wir ihm bisher in seiner Lage nicht verargen konnten, und der mit einem edeln, männlichen Gemüthe gar wohl verträglich ist, wirklich in tadelnswerthen Uebermuth umschlug, so dürfte es hier der Fall sein. In dem Schreiben, das Luther gegen den König richtet, giebt sich eine Gereiztheit der Stimmung und ein auffallender Hohn kund, der uns aus dem Munde eines so ernsten und würdigen Zeugen der Wahrheit nur verletzen kann. Freilich hatte auch der König Luthern mit sehr unköniglichen Worten angefallen, er hatte ihn einen Gotteslästerer, ein Glied des Satans, einen gräulichen, hölliſchen Wolf genannt, er hatte den Kaiser und das Reich aufgehetzt, die neue Lehre mit Feuer und Schwert zu verfolgen. Wie schön aber, wenn Luther auch hier in seiner prophetischen Würde und apostolischen Stellung geblieben wäre dem schmähenden König gegenüber. Er hätte ihm keck die Wahrheit sagen können, ohne grob zu werden.

Statt deſſen vergilt er Gleiches mit Gleichem, Scheltwort mit Scheltwort, und ſetzt ſich ſomit auch in den Augen ſeiner Verehrer herab *). Er nennt in ſeiner Antwort den König fortwährend Heinz, und zwar Heinz von Gottes Ungnaden, ſchilt ihn einen elenden Narren, einen liederlichen Buben, einen blinden Kopf, ein Lügenmaul, dem er den Lügenkitzel vertreiben, dem er die Lügen, ſo er wider Chriſtum ausgeſpien, wieder in ſeinen Hals ſtoßen, dem er den Unrath, womit er die Krone Chriſti beſudelt, wieder an ſeine Krone ſchmieren wolle u. dergl. m. Wie konnte Luther vollends eine ſolche Sprache damit entſchuldigen, daß auch Chriſtus und die Apoſtel ohne Anſehn der Perſon gepredigt hätten! — Wir wenden uns von dieſem unerquicklichen Streite weg mit der demüthigenden Wahrnehmung, wie auch die größten Männer ihre ſchwachen Stunden haben, wo die Leidenſchaft ſie zu Verirrungen führen kann, nachdem ſie ſich ſelbſt und ihre Würde vergeſſen haben.

Leo X., welcher dem König Heinrich für ſeinen bewieſenen Glaubenseifer den Titel eines Beſchützers des Glaubens verliehen, zu eben der Zeit, als er mit dem König von Frankreich ſich in einen Krieg verwickelt hatte, war mitten unter dieſen politiſchen und kirchlichen Stürmen geſtorben, den 1. December 1521, und an ſeine Stelle war mit dem 9. Januar 1522 Hadrian VI. gewählt worden, ein Niederländer, und früher Erzieher Karls V. Hadrian beſaß lange nicht den Geſchmack und die Bildung ſeines Vorgängers, ſo daß Künſte und Wiſſenſchaften in ihm nicht mehr den liberalen Gönner fanden, wie in dem prachtliebenden Mediceer. Dagegen aber hatte er bei einem beſchränktern Geiſte einen ernſtern Willen, als Leo. Ihm lag die Reformation der Kirche wirklich am Herzen. Seine Abneigung gegen die Werke der italieniſchen Künſtler kam zum Theil auch daher, weil ihm die heidniſche Richtung ihrer Kunſt mißfiel, und ſelbſt die geprieſenſten Antiken fanden keine Gnade vor ſeinen

*) So mißbilligten auch Luthers Collegen, beſonders Bugenhagen, ſein ſcharfes Auftreten. S. Ziegler, Johann Bugenhagen S. 79. ff. Ein Beweis, daß die Derbheit die gewohnte des Zeitalters noch um ein Gutes übertraf. Siehe auch Raumer, neuere Geſchichte I. S. 341.

Augen*). Er mißbilligte den Luxus des päpſtlichen Hofes, und ging in der Einſchränkung deſſelben mit eigenem Beiſpiel voraus, wodurch er ſich bei den epicuräiſchen Cardinälen höchſt verhaßt machte. Ja, ſein früher Tod wird nicht ohne Wahrſcheinlichkeit dem Gifte zugeſchrieben, das die Gegner ſeiner wohlthätigen Abſicht ihm beibringen ließen. Wenigſtens fand man gleich nach dem Tode des Papſtes das Haus ſeines Leibarztes bekränzt mit der Inſchrift: dem Retter des Vaterlandes. Bei dem allen war Hadrian nicht minder ein Gegner Luthers und ſeiner Lehre, als ſein Vorgänger. Er wollte eine Reformation der Kirche, aber auf anderm Wege, eine Reformation durch den Papſt, nicht eine ohne ihn oder gar wider ihn. Zu dem war Hadrian bei ſeiner beſchränkten Geiſtesbildung ein ſclaviſcher Verehrer der Scholaſtik und der finſtern Mönchstheologie, und eben das, daß Luther dieſe bekämpfte, that ihm am weheſten. Unerwartet günſtig bezeigte er ſich jedoch gleich nach ſeinem Regierungsantritte gegen Zwingli, dem er durch den Legaten Ennius ein verbindliches Schreiben ſandte, worin er ſeine Frömmigkeit rühmt, und ihn auf alle Weiſe, ja durch ihn die Schweizer ſelbſt zu gewinnen ſuchte. Eine handgreifliche Politik, die jedoch ohne Erfolg blieb! — Gegen Luthern aber glaubte er entſchiedener einſchreiten zu müſſen.

Der Reichstag zu Nürnberg hatte ſich verſammelt. Auf dieſen ſchickte der neue Papſt ſeinen Legaten Chieregati. Er beklagte ſich bitter, daß das zu Worms gegen Luthern erlaſſene Edict ſo ſchlecht beobachtet werde, und forderte zur pünctlichern Erfüllung deſſelben auf. Die Stände waren unter der Zeit theilweiſe über Luthers Sache aufgeklärt und einige von ihnen milder gegen ſie geſtimmt worden, während andere, wie namentlich Herzog Georg, ihren Haß gegen das Lutherthum genährt hatten. Zugleich aber waren die Beſchwerden der deutſchen Nation gegen den römiſchen Stuhl, welche man zu Worms vorgebracht hatte, die alten geblieben. Und ſo konnte dem Papſt von Seiten des Reichstages kein anderer Troſt gegeben werden, als

*) So tadelte er den Laokoon als ein heidniſches Götzenbild. S. Raumer (nach Fiorillo) a. a. O. S. 287.

daß man alle mögliche Vorsicht treffen wolle in Beziehung auf das, was gelehrt und gedruckt werde, und daß man auch dem willkürlichen Austreten der Mönche aus dem Kloster Schranken setzen wolle. Im Uebrigen erwarte man, daß der päpstliche Stuhl endlich auch die Beschwerden der deutschen Nation berücksichtigen werde.

In seinem Schreiben an die Stände hatte der Papst sich unter anderm auch darauf gestützt, daß der katholische Glaube der älteste sei, eine Behauptung, die so oft dem Protestantismus entgegengesetzt wird. Gegen diese zeigte Luther mit Recht, wie es bei der Wahrheit nicht auf das Alter ankomme, sondern auf die Sache selbst. „Ist Gewohnheit und langer Brauch allein „genug, warum glauben wir nicht mit den Juden, Türken und „Heiden? warum halten wir es nicht mit dem Teufel, der im„mer Gewohnheit hat, böse zu sein! Warum fragen wir nicht „nach der Herkunft solcher Gewohnheit, ob sie recht oder unrecht „sei. Unser Gott heißt ja nicht Gewohnheit, sondern Wahrheit, die Gott selbst ist*).

Wie sehr wurde später dieser ächt protestantische Grundsatz, daß nicht Alter und Gewohnheit allein entscheiden (wenn gleich historische Entwicklung stets zu berücksichtigen ist), von den Protestanten selbst vernachlässigt! Wie oft trat die todte historische Tradition an die Stelle lebendiger Fortbildung! Aber es bleibt darum wahr, was Luther weiter sagte, daß wohl die Wahrheit zuweilen mit Christo sterben müsse, aber auch wiederum mit ihm auferstehe.

Nach Hadrians Tode bestieg abermals ein Mediceer, Clemens VII., der Neffe Leo's X., den päpstlichen Stuhl, der auch vollkommen im Interesse desselben zu handeln geneigt, und in den politischen Welthändeln eine bedeutende Rolle zu spielen bestimmt war. Er sandte seinen Legaten Campeggi auf den Reichstag, der aber kalt empfangen und gleichfalls an die noch nicht erfüllten Versprechen des Papstes erinnert wurde. Offenbar zeigte sich auf dem Reichstage eine Neigung, die Sache mit Luthern wo möglich in die Länge zu ziehen, um den Gang, den sie

*) Siehe Raumer a. a. O. S. 354. (aus Luthers Werken XV. 2659.)

nehmen würde, ferner abzuwarten. Man erließ also im Frühling 1524 folgenden Reichsabschied, man wolle das Wormser Edict vollziehen, *so weit es möglich sei*, alles Nothwendige zu einer Kirchenversammlung vorbereiten, Unordnungen und gewaltsame Maßregeln bis dahin verhindern, und den neuen Reichstag von Speier abwarten, um das Weitere zu verfügen. Hinter diesem „*so weit es möglich sei*" hatte die Willkür einzelner Fürsten allerdings einen freien Spielraum und eine Hinterthür, wenn das Edict nicht befolgt wurde. Der päpstliche Legat sowohl, als der Kaiser, dem der Beschluß des Reichstages zugesandt wurde, waren aber eben deßhalb höchst erbittert darüber. Karl erließ von Burgos in Castilien unterm 10. Juli 1524 ein Schreiben an die deutschen Fürsten, das er seinem Bruder Ferdinand übermachte, worin er seinen tiefsten Unwillen darüber zu erkennen gab, daß das Wormser Edict so schlecht befolgt werde, und zur Befolgung desselben aufforderte. Indessen hielt er schon jetzt für gerathen, behutsam zu gehen, weßhalb er seinem Bruder die geheime Instruction gab, nur dann mit dem Schreiben herauszurücken, wenn er geneigten Willen zum Gehorsam unter den Ständen verspüre.

Der Legat Campeggi seinerseits hatte sich von Nürnberg nach Regensburg begeben, und hier schloß er bereits mit einigen dem alten Glauben anhängigen Ständen ein enges Bündniß zur Aufrechterhaltung des Wormser Edicts.

So war also schon der Grund zu einer Spaltung der Stände in Religionssachen gelegt, und überhaupt war nun die Sache der Reformation eine Sache der *Diplomatie* geworden. Wie ganz anders hatten sich in kurzer Zeit die Sachen gewendet! Als Luther 1517 die Thesen gegen den Ablaß anschlug, da erschien die Sache als ein unbedeutender Mönchsstreit. Und sieben Jahre sind kaum verflossen, so ist aus dem Mönchszwiste eine wichtige Frage der europäischen Politik geworden. Aber freilich nimmt auch von da an das rein menschliche Interesse an der Sache ab. Immer mehr tritt jetzt die Gestalt Luthers, die nur groß war, als sie, so zu sagen, *allein* stand, in den Hintergrund. Luther war nichts weniger, als Diplomat. Auch die bessern Wege der Klugheit, die man einschlagen zu müssen glaubte, verschmähte

er, in verkannte er auch nicht selten; daher seine fortwährend üble Stimmung gegen alle Reichsverhandlungen und sein oft übel angebrachter Zorn und Spott gegen dieselben. So war er gerade mit dem Nürnberger Beschlusse höchst unzufrieden, so unerwartet auch derselbe zu Gunsten des Reformationswerkes ausgefallen war unter den einmal herrschenden Umständen. Seiner geraden Seele waren alle halben Maßregeln zuwider. Er bedachte aber nicht genug die Schwierigkeit der Umstände, welche solche halbe Maßregeln herbeiführt. Er bedachte nicht genug den Unterschied zwischen der Wiedergeburt des Individuums und der eines Staates, zumal eines solchen schwerfälligen und unbeholfenen Körpers, wie der des deutschen Reiches war. Er selbst verwarf jede Gewaltthätigkeit zu Gunsten des Evangeliums, und doch mißbilligte er eben so sehr die ausweichende und zögernde Klugheit. Genug er befand sich in jener peinlichen Stimmung, in der sich große, edle, begeisterte Gemüther befinden, wenn sie sehen, wie das, was ihnen in der Idee so einfach dünkt, tausend Haken findet in der Ausführung, wie das Schönste und Ehrwürdigste herabgezogen wird in die Kreise menschlicher, oft unzureichender und deßhalb unwürdiger Berechnung. Ja, er faßte in dieser Gereiztheit einen ordentlichen Widerwillen gegen das deutsche Volk, dem er doch so ganz mit Herz und Seele angehörte. Indem er also die beiden sich allerdings widersprechenden, aber sich zum Glück widersprechenden Edicte von Worms und Nürnberg zusammen drucken ließ *), und auf das Inconsequente der Reichstagsbeschlüsse aufmerksam machte, da er nach dem einen geächtet, nach dem andern mehr oder weniger geschont wurde, sagte er in der Vorrede, er habe diese Gebote drucken lassen aus großem Mitleid über die armen Deutschen, damit sie doch greifen und fühlen möchten (denn des Sehens bedürfe es nicht **), wie blind und verstockt sie handeln. „Wohlan, fährt er fort, wir Deutsche müssen Deutsche und des Papstes Esel und Märtyrer bleiben, ob man uns gleich (wie Salomo sagt) im Mörser

*) Zwei kaiserliche uneinige und widerwärtige Gebote, den Luther betreffend. Luthers Werke XV. 2712. Vgl. Marheinecke II. S. 33. 34.

**) „Säue und Esel könnten es sehen" — steht noch im Text.

zerfließe, wie eine Grütze. Noch will die Thorheit nicht von uns laſſen. Es hilft kein Klagen, Lehren, Bitten, noch Flehen, auch dazu nicht eigene tägliche Erfahrung, wie man uns geſchunden und verſchlungen hat.“

Doch blieb es nicht bei einzelnen, vorübergehenden Mißſtimmungen. Es ſchien in der That die Hölle ſich wider Luthern verſchworen zu haben. Von allen Seiten dringen jetzt Prüfungen auf ihn ein, überall fühlt er ſich verletzt und angegriffen, und es beginnt die dunkle Hälfte ſeiner Lebensperiode, über welche zwar ſeine bald erfolgte Verheirathung durch die ihm gewordenen ſtillen Freuden des häuslichen Lebens einigen mildernden Schimmer verbreitet, in der es aber doch nie mehr ganz hell wird. Und doch ſehen wir auch unter allen Ausbrüchen der Leidenſchaft das alte, treue, warme Herz ſchlagen, ſehen mitten aus den trüben Wolken, die ſeine Stirn umlagern, wieder die alte Liebe in himmliſchen Zügen hervorleuchten und den unerſchütterlichen Glauben ſeine Palme emporheben hoch über den Wogen des wild raſenden Strudels, und wie der edle Menſch im Unglück uns doppelt lieb wird, ſo werden wir dem unglücklichen Manne auch da unſre Liebe noch zuwenden müſſen, wo er, geblendet von falſchem Eifer, mit kalter Hand den redlichen Zwingli von ſich ſtößt, und wo er uns ſchweizeriſchen Reformirten am tiefſten ins Herz greift in der Verkennung unſers gemeinſamen Glaubens.

Dieſer unerfreulichen Periode werden wir uns nun bald zu nähern haben; doch zuvor wollen wir noch einmal auf die weitere Entwicklung der Reformation in unſerm Vaterlande einen Blick werfen.

Mugheit. Genug er befand ſich in jener peinlichen Stimmun
in der ſich große, edle, begeiſterte Gemüther befinden, wenn
ſehen, wie das, was ihnen in der Idee ſo einfach dünkt, tau
ſend Haken findet in der Ausführung, wie das Schönſte un
Ehrwürdigſte herabgezogen wird in die Kreiſe menſchlicher, o
unzureichender und deßhalb unwürdiger Berechnung. Ja, er faß
in dieſer Gereiztheit einen ordentlichen Widerwillen gegen d
deutſche Volk, dem er doch ſo ganz mit Herz und Seele ang
hörte. Indem er alſo die beiden ſich allerdings widerſprechende
aber ſich zum Glück widerſprechenden Edicte von Worms un
Nürnberg zuſammen drucken ließ *), und auf das Inconſequen
der Reichstagsbeſchlüſſe aufmerkſam machte, da er nach dem ei
nen geächtet, nach dem andern mehr oder weniger geſchont wurde
ſagte er in der Vorrede, er habe dieſe Gebote drucken laſſen au
großem Mitleid über die armen Deutſchen, damit ſie doch grei
fen und fühlen möchten (denn des Sehens bedürfe es nicht **)
wie blind und verſtockt ſie handeln. „Wohlan, fährt er fort,
wir Deutſche müſſen Deutſche und des Papſtes Eſel und Mär
tyrer bleiben, ob man uns gleich (wie Salomo ſagt) im Mörſe

*) Zwei kaiſerliche uneinige und widerwärtige Gebote, den Luther betreffend. Luthers Werke XV. 2712. Vgl. Marheinecke II. S. 33. 34.

**) „Säue und Eſel könnten es ſehen" — ſteht noch im Text.

lische Klima, noch das Studium der Rechte sagte ihm zu. Er vertauschte somit den italischen Himmel gegen den deutschen und die Rechte gegen die Theologie. Nach einem kurzen Aufenthalte in seiner Vaterstadt ging er noch einmal nach Heidelberg, wo er sich nun mit allem Fleiß auf das Studium der alten Sprachen legte. Pfalzgraf Friedrich zu Rhein, der von den vielen guten Gaben des jungen Mannes hörte, berief ihn zum Erzieher seiner Kinder. Die Stelle schien ihm jedoch nicht sonderlich zu gefallen; er gab sie bald wieder auf, und besuchte, obwohl seine Eltern ihm bereits an seinem Geburtsorte eine Pfründe gestiftet hatten, noch einmal die Universität. Dießmal ging er nach Tübingen, wo Joh. Reuchlin lehrte, und wo er auch mit Capito einen vertrauten Freundschaftsbund schloß. Erst nach diesem Aufenthalte in Tübingen und einem abermaligen Besuche der Schule zu Heidelberg nahm er die ihm aufbehaltene Pfarrei zu Weinsberg an. Ein schöner Beweis von der Gewissenhaftigkeit des Mannes, der nur nach gründlicher Vorbereitung als Arbeiter in des Herrn Ernte treten wollte. Nicht lange aber behielt er die Pfarrei in seiner Vaterstadt, denn sein Freund Capito, den wir um eben diese Zeit in Basel gefunden haben, war jetzt thätig, seinen Oekolampad ebenfalls dahin zu ziehen. Somit wurde Oekolampad schon im Jahre 1515 durch den Bischof von Utenheim als Domprediger nach Basel berufen. Allein dießmal dauerte sein Aufenthalt nicht lang. Wir finden ihn zwar in gelehrter Verbindung mit Erasmus, dem er bei seiner Herausgabe des Neuen Testaments 1516 behülflich war; von seinem öffentlichen Wirken aber aus dieser Zeit ist uns nicht viel bekannt. Bald darauf kam er als Domprediger nach Augsburg. Zweierlei bewog ihn jedoch, diese Stelle wieder aufzugeben. Theils zog er sich durch seine freimüthigen Predigten den Haß der dortigen Geistlichen zu, theils war ihm der Dom, wo er zu predigen hatte, zu groß für seine schwache Stimme. Er begab sich also in das in der Nähe von Augsburg gelegene Brigittenkloster *),

*) Der Brigitten- (auch St. Salvator-) Orden entstand nach der Mitte des 14. Jahrhunderts. Die heil. Brigitte, ein adeliges Fräulein aus Dänemark, ist dessen Stifterin. Urban V. bestätigte denselben, und Bonifaz IX. erklärte die Stifterin für eine Heilige.

Altenmünſter; jedoch unter der Bedingung, nichts vernehmen zu müſſen, was dem Worte Gottes zuwiderlaufe, und wieder austreten zu können, wenn er wolle. In dieſer klöſterlichen Zurückgezogenheit verfaßte er einige Schriften und machte ſich auch mit denen Luthers bekannt. Bald aber zog er ſich auch hier Verdächtigungen zu, und beſonders war der Beichtvater Karls V., der Franciscaner Glapio, ſein Gegner. Dieſer verklagte ihn auf dem Reichstage zu Worms als einen Anhänger Luthers. Als ein ſolcher würde Oekolampad ebenfalls in die Reichsacht gefallen ſein. Er ſuchte alſo Schutz bei ſeinen Freunden Capito und Hedio in Mainz, und durch ihre Verwendung kam er auf die Ebernburg zu Franz von Sickingen, dem thätigen Freunde der Reformation. Hier fing er bereits als Schloßcaplan an, den Gottesdienſt auf zweckmäßigere Weiſe einzurichten, indem er ſtatt der täglichen Meſſen erbauliche Bibelſtunden einführte und die pauliniſchen Briefe erklärte. Als aber der bei allen ſeinen guten Eigenſchaften etwas raufſüchtige Franz von Sickingen in einer traurigen Fehde gegen den Kurfürſten von Trier ſein Leben verlor, ſah ſich Oekolampad genöthigt, in Begleitung Ulrichs v. Hutten nach Baſel zu flüchten, wo er bei dem Buchdrucker Andreas Cratander eine freundliche Herberge fand*). Eine Zeit lang lebte er, gleich wie Erasmus, als privatiſirender Gelehrter, und beſchäftigte ſich vorzüglich mit der Herausgabe der Homilien des Chryſoſtomus, welche Arbeit er ſchon bei Franz von Sickingen begonnen hatte. Es dauerte jedoch nicht lange, ſo erhielt der ausgezeichnete Mann, den Baſel als eine Zierde der Stadt feſtzuhalten ſuchte, eine, wenn gleich für den Anfang nicht eben glänzende Anſtellung.

Als nämlich der alte und gichtkranke Pfarrer Zanker bei St. Martin ſein Amt nicht mehr verſehen konnte, wurde ihm Oekolampad zu ſeinem Gehülfen verordnet**). So gering dieſe

*) Ungehalten darüber äußert ſich die Carthäuſerchronik des Bruder Georg, bei Ochs V. S. 440. 41. Häberlin in ſeiner Reichsgeſchichte nennt Sickingen „den Renomiſten des Rheins“ (ebendaſ.).

**) „Wer weiß, ſagt Ochs, wenn der Zanker nicht an Gliederſchmerzen gelitten hätte, ob wir Reformirte geworden wären!“ V. S. 449. Das heißt denn doch wohl den Pragmatismus zu weit getrieben.

Stelle eines bloßen Vicars, so bedeutend wurde sie für die Basler Reformation, denn von da an gewinnt Oekolampad eine fortdauernde Wirksamkeit als Prediger in unsrer Stadt. Mit seiner praktischen Thätigkeit verband er indessen frühzeitig eine akademische, indem er noch vor seiner förmlichen Anstellung als Professor der Theologie, welche später erfolgte, den Propheten Jesaias an der Universität erklärte. Erasmus schien diese sich immer weiter ausdehnende Wirksamkeit seines gelehrten Freundes nur ungern zu sehen. Desto größere Freude aber hatte Luther an dem unternommenen Werke, zu welchem er dem Oekolampad in einem Briefe vom Juni 1523 auf folgende Weise Glück wünschte *):

„Möge dich der Herr bei der unternommenen Erklärung des Jesaias stärken, obgleich Erasmus, wie ich vernommen, keinen Gefallen daran hat. Aber laß dich durch sein Mißfallen nicht irre machen..... Er hat gethan, zu was er verordnet war; die Sprachen hat er eingeführt und von heillosen Studien abgelenkt. Wahrscheinlich wird er, wie Moses im Lande Moab, sterben: denn zu den bessern Studien, welche zur Frömmigkeit hinführen, giebt er keine Anleitung. Ich wollte nichts lieber, als er enthielte sich gänzlich, die Schrift zu erklären und zu umschreiben, weil er diesem Amte nicht gewachsen ist.... Er hat genug gethan, das Uebel aufzudecken. Aber das Gute zu zeigen und ins Land der Verheißung zu führen, das ist seine Sache nicht, wie mir scheint. Doch, wozu so viel von Erasmus. Genug, daß du dich durch seinen Namen und sein Ansehen nicht irre machen lassest und dich um so mehr freuest, wenn ihm etwas in Sachen der Schrift mißfällt, je mehr es aller Welt bekannt ist, daß er in solchen Dingen nichts versteht oder nichts verstehen will."

Dieses scharfe Urtheil Luthers über den Mann, der seiner Zeit für den größten Gelehrten Europa's galt, giebt mir Veranlassung, das Bild dieses Mannes, das wir an der Grenze der eigentlichen Reformationsgeschichte verlassen haben, jetzt wieder aufzunehmen, und von dem Verhältniß des Erasmus zu Luthern, so wie zur Reformation überhaupt und deren Freunden, einiges einzuschalten.

*) Bei de Wette II. Nr. 505.

guten Eigenschaften etwas raufsüchtige Franz von Sickingen einer traurigen Fehde gegen den Kurfürsten von Trier sein Leb verlor, sah sich Oekolampad genöthigt, in Begleitung Ulrichs Hutten nach Basel zu flüchten, wo er bei dem Buchdruck Andreas Cratander eine freundliche Herberge fand *). Eine Z lang lebte er, gleich wie Erasmus, als privatisirender Gelehrt und beschäftigte sich vorzüglich mit der Herausgabe der Homili des Chrysostomus, welche Arbeit er schon bei Franz von Sicki gen begonnen hatte. Es dauerte jedoch nicht lange, so erhi der ausgezeichnete Mann, den Basel als eine Zierde der Sta festzuhalten suchte, eine, wenn gleich für den Anfang nicht eb glänzende Anstellung.

Als nämlich der alte und gichtkranke Pfarrer Zanker b St. Martin sein Amt nicht mehr versehen konnte, wurde ih Oekolampad zu seinem Gehülfen verordnet **). So gering die

---

*) Ungehalten darüber äußert sich die Carthäuserchronik des Br der Georg, bei Ochs V. S. 440. 41. Häberlin in seiner Reichsg schichte nennt Sickingen „den Renomisten des Rheins" (ebendas.).

**) „Wer weiß, sagt Ochs, wenn der Zanker nicht an Glieder schmerzen gelitten hätte, ob wir Reformirte geworden wären!" V. S 449. Das heißt denn doch wohl den Pragmatismus zu weit getrieben.

nie ganz fehlenden Maße von menſchlicher Leidenſchaft und Eigenliebe Stoff genug zu bittern Kämpfen vorhanden iſt.

Bei dem Verhältniß Luthers zu Erasmus kommt nun aber noch hinzu, daß beide nicht einmal als über die Principien einverſtanden bezeichnet werden können, wie dieß z. B. bei Luther und Zwingli der Fall iſt; ſondern daß ihr Streben von Anfang an aus einander geht, und wenn ſich beide eine kurze Zeit lang als Geiſtesverwandte zu begrüßen ſchienen, ſo war es eben, weil ſich beide noch gar nicht anders, als von fern, kannten. Wenn Luther und Zwingli aus einander kamen, ſo war es nicht, weil ihre Perſönlichkeiten ſich abſtießen, obwohl ſie beide verſchieden waren, ſondern es waren anderweitige Mißverſtändniſſe, ohne welche ſie gewiß, der Anlage ihres Gemüths nach, die innigſten Freunde hätten ſein können. Aber eine Intimität zwiſchen Erasmus und Luther iſt bei der Verſchiedenheit ihrer Charaktere rein undenkbar.

Man könnte zwar einwenden, warum vertrugen ſich denn Melanchthon und Luther ſo trefflich? Melanchthon war ja auch ſehr verſchieden von Luthern, und es iſt ja eine alte Beobachtung, daß oft gerade Verſchiedenheit ein höheres Reizmittel der Freundſchaft iſt. Allein Melanchthon ſtand dennoch mit Luthern auf einem Boden der Grundüberzeugung, und die muß bei Freunden dieſelbe ſein. Melanchthon war freilich darin Erasmus ähnlicher, als Luthern, daß auch er die Milde der Härte vorzog, beſonders in reifern Jahren, daß er zum Nachgeben geneigter war und mehr ſich zum ſtillen Gelehrten eignete, als zum Manne des Volks. Aber wo Melanchthon nachgeben wollte, da war es nicht um ſeiner Perſon, es war um der Sache willen; wo Melanchthon ſich zurückzog, da war es nicht die ſelbſtſüchtige Bequemlichkeit oder die gereizte Eitelkeit, ſondern wirkliche Schüchternheit und Demuth. Melanchthon ſtand mit Luthern auf demſelben Glaubensgrunde, und das hielt ihre Freundſchaft feſt. Erasmus dagegen dachte und fühlte anders in den heiligſten Beziehungen. Ich will damit kein verdammendes Urtheil über ihn ausſprechen, denn ich habe ſchon früher gezeigt, wie auch ſein Chriſtenthum Achtung erwecken kann; aber was bei ihm nur in einzelnen Momenten und auch da nicht in voller

Klarheit hervorleuchtet, das kann gegen Luthers Glaubensmuth in keinen Anschlag kommen, und die ganze Weise, mit der Erasmus die Reformation beurtheilt, beweist hinlänglich, daß es ihm an der tiefern Einsicht in die Bedürfnisse des innern Lebens allerdings fehlte *). Indessen verdient Erasmus auch wieder Entschuldigung. Seine frühere Erziehung, die Eindrücke, die er vom Mönchthum erhalten, seine Kränklichkeit, seine Abhängigkeit von den großen Herrn und Gönnern, die er nun nicht plötzlich ändern konnte, und vor allem sein schon bedeutend vorgerücktes Alter mögen hier billig in Betracht kommen. Erasmus hatte sich nun einmal eine Ansicht von Reformation gebildet, die in der Einseitigkeit seiner bloßen Verstandes- und Geschmacksrichtung wurzelte, von der er nun aber nicht mehr lassen konnte. Die schönen Wissenschaften, meinte er, seien es allein, durch welche die Finsterniß der Mönche vertrieben, durch welche den Mißbräuchen des Aberglaubens vorgebeugt, und durch welche allmählig eine schönere, lichtvollere Zeit herbeigeführt werden könne. Auch in Luthern glaubte er anfänglich einen Reformator nach seinem Sinne, einen freisinnigen, aufgeräumten Kopf, einen witzigen, geschmackvollen Schriftsteller begrüßen zu können, und der Umstand, daß derselbe sich durch den Angriff auf Tezel die Mönche zu Feinden machte, schien ihm ein gutes Vorurtheil für den Mann zu erwecken. Und in der That dürfte vielleicht das der einzige Punct sein, worin Erasmus und Luther zusammengestellt werden dürfen, daß sie beide den unversöhnlichsten Haß der Mönche auf sich zogen, von denen sie auch immer zusammengestellt wurden; denn, so sehr sich Erasmus in der Folge rein zu waschen suchte, die Mönche ließen sich's nicht ausreden, daß er mit dem Augustiner von Wittenberg unter einer Decke stecke. — Bald aber zeigte es sich nur zu klar, daß sich Erasmus in Luthern geirrt habe. Luther selbst war, je mehr er ihn kennen lernte, in seinen Augen ein grober und in frommen Vorurtheilen befangener Mönch, der dem guten Geschmacke eher nachtheilig und der Aufklärung im Erasmischen Sinne eher

*) Ueber diesen ganzen Abschnitt vergl. m. Adolf Müllers öfter angeführte Biographie des Mannes.

hinderlich werden konnte. Eben ſo aber ſah auch Luther ſeinerſeits bald ein, daß er an Erasmus keine Stütze haben werde, und ſetzte Zweifel in die Chriſtlichkeit ſeiner Grundſätze. Dieſe Zweifel äußerte er bereits im Jahre 1516, alſo noch vor dem Ausbruche des Kampfes, ſeinen Freunden Spalatin*) und Joh. Lange, Prior in Erfurt. An letztern ſchrieb er**): „Unſerm „Erasmus leſe ich zwar, aber täglich entfällt mir mehr mein „Zutrauen gegen ihn. Das zwar gefällt mir wohl an ihm, daß „er nicht nur die Ordensgeiſtlichen, ſondern alle Prieſter eben ſo „ſtandhaft, als gelehrt beſtraft, und ſie einer eingewurzelten und „ſchlafſüchtigen Unwiſſenheit beſchuldigt: *Aber ich fürchte, „er breitet Chriſtum und die Gnade Gottes „nicht genug aus, von der er gar wenig weiß. Das „Menſchliche gilt mehr bei ihm, als das Göttliche.*"

Demungeachtet ſehen wir beide Männer im Jahre 1519 ſich einander nähern, ja, es darf nicht verſchwiegen werden, daß Luther hier ſelbſt einen Schein von Inconſequenz auf ſich zieht. Er, der im Jahre 1516 ſchon ſo nachtheilig über Erasmus urtheilte, fand ſich dennoch auf des nachgiebigen Capito Zureden bewogen, drei Jahre nachher ein ſchmeichelhaftes Schreiben an denſelben Gelehrten zu erlaſſen***), in welchem er von einer Harmonie ſpricht, die zwiſchen ihnen beiden herrſche, und ſich auf eine faſt unterthänige Weiſe entſchuldigt, daß er es wage, „mit ungewaſchenen Händen" (illotis manibus) einem ſo ausgezeichneten Manne ſich zu nähern. Er nennt ihn *ſeinen* Erasmus, ſeine Zierde und Hoffnung, den Liebenswürdigen, ſich aber ſeinen *geringen* Bruder in Chriſto. Wie ſollen wir uns dieſen Schritt Luthers erklären? Hatte er in den drei Jahren ſeine Anſicht über Erasmus geändert? Dieß wohl kaum; denn noch im Jahre 1518 äußert er ſich auf ähnliche Weiſe über Erasmus an Spalatin; nur geſteht er da, daß er ihn als Gelehrten hochachte und gegen die in Schutz nehme, welche aus Trägheit die Wiſſenſchaft verachteten †). Oder hoffte er eben durch dieſe offene Anerken-

*) Bei de Wette I. Nr. 22.
**) Ebendaſ. Nr. 29.
***) Ebendaſ. Nr. 129.
†) Ebendaſ. Nr. 53.

nung und durch die Zutraulichkeit, womit er sich dem Manne näherte, ihn auch für das zu gewinnen, was ihm noch an ihm zu fehlen schien? hoffte er ihn dadurch zu bekehren? Oder war es wirklich eine augenblickliche Schwäche, daß der Mann, der sich sonst überall nur auf Gottes Schutz verließ und das Anerbieten erprobter Freunde zurückwies, dennoch in einer schwachen Stunde glaubte, eines Erasmus zu bedürfen und ihn auf jede Weise gewinnen zu müssen? Dem sei, wie ihm wolle, Luther erreichte keinen dieser Zwecke. Erasmus antwortete ihm auf eine feine Weise, die seiner Klugheit wenigstens alle Ehre macht, worin er sich aber zugleich über seine Reformationsansichten unverholen ausspricht*). Die Complimente gab er als Hofmann zurück, lobte die Freisinnigkeit Luthers, gab ihm aber deutlich zu verstehen, daß es ihm lieber sei, wenn er für sich handle, damit man nicht glaube, ihre Sache sei verabredet. Dann aber suchte er ihm zu beweisen, wie man mehr auf dem Wege der Milde, als der Heftigkeit wirken müsse; auch Paulus habe dadurch das Gesetz abgeschafft, daß er es allegorisch gedeutet habe, und so müsse man auch allmählig das Volk der Wahrheit entgegenführen. Er warnte ihn vor Heftigkeit und wünschte ihm den göttlichen Segen zu seinem Wirken.

In demselben Jahre erhielt Erasmus von dem Erzbischof Albrecht von Mainz einen goldnen Becher zum Geschenk. Das Dankschreiben dafür sandte er an seinen Freund Ulrich von Hutten, der sich damals im Dienste des Erzbischofs befand, und ersuchte ihn, dasselbe dem Prälaten einzuhändigen. In diesem Schreiben nahm er Gelegenheit, sich auch über Luthern auszusprechen, und wohl absichtlich, weil der Streit wegen des Ablasses den Erzbischof von Mainz als Verwalter desselben nahe genug berührte. Er nahm, — zu seiner Ehre sei es gesagt — Luthern großentheils in Schutz, und tadelte nur hie und da an ihm die zu große Heftigkeit. Hutten aber, statt das Schreiben dem Erzbischof zu überreichen, gab es, ohne Erasmus darüber zu fragen, im Druck heraus und veränderte sogar den Text, indem er da, wo bloß „Luther" stand, „unser Luther" hin-

*) Epp. ed. Bas. 1540. T. III. p. 244.

ſetzte. So machte er den Erasmus wider ſeinen Willen zu einem öffentlichen Anhänger Luthers. Wahrſcheinlich wollte Hutten durch dieſes eben nicht ſehr lobenswerthe Freundſchaftſtückchen den Erasmus nöthigen, ſich offener für Luthern zu erklären. Allein es that die entgegengeſetzte Wirkung. Erasmus, mißtrauiſch gemacht gegen die Partei der Lutheriſchen, ſuchte nun immer mehr ſich ſowohl von Luthern, als Hutten loszuwinden, und wandte alle mögliche Kunſt auf, ſich bei dem Papſt und den Großen, an deren Gunſt ihm alles lag, rein zu waſchen von dem Verdachte einer Mitſchuld an der kirchlichen Reformation und eines Zuſammenhanges mit deren Bewegungen.

Merkwürdig und in hohem Grade charakteriſtiſch iſt eine Unterredung, welche der Kurfürſt Friedrich der Weiſe noch vor dem Reichstage zu Worms mit Erasmus über Luthern und ſeine Sache zu Köln hatte, und die ich hier nachholen will.

Laſſen wir den Augenzeugen Spalatin ſie uns erzählen*). Alſo hat S. Kurf. Gnaden den Erasmus zu ihrer Herberge in den heiligen drei Königen kommen laſſen, und mit ihm in meiner Georgii Spalatini Gegenwart auf dem Saal vor dem Kamin allerlei laſſen reden, fragen und antworten. Und wiewohl Herzog Friedrich zu Sachſen, Kurfürſt, mein gnädigſter Herr, faſt gern gehabt, daß Rotterdam mit Sr. Kurf. Gnaden niederländiſch-deutſch geredt hätte, ſo hat's doch nicht ſein wollen; ſondern Rotterdam iſt bei ſeinem Latein blieben, welches er auch als vor Tauſenden hochverſtändig in ſolcher Maß gegeben, daß es gut Latein und doch deutlich und vernehmlich war, alſo daß hochgedachter Kurfürſt zu Sachſen ihn ſo wohl verſtunde und vernahm, daß S. Kurf. Gnaden mir allerlei befohlen, was ich dem Roterdamo zur Antwort geben ſolle. S. Kurf. Gnaden ließen Roterdamum durch mich Spalatinum fragen, ob er's dafür hielte, daß D. Martinus Luther bisher in ſeiner Lehre, Predigten und Schriften geirrt hätte? Da — ſchmatzte erſtlich Roterodamus, ehe er Antwort gab. Da ſperrte auch wahrlich mein gnädigſter Herr Herzog Friedrich zu Sachſen ſeine Augen nur wohl auf, wie denn ſeine Weiſe war, wenn

*) Bei Marheinecke I. S. 225. ff.

er mit Leuten redete, von denen er beſtändige Antwort wollt' haben. Da hub Erasmus Roterodamus an und ſagte rund dieſe Worte in Latein: Lutherus peccavit in duobus, nempe quod tetigit coronam pontificis et ventres monachorum, d. i. Luther hat in zwei Stücken unrecht gethan, erſtlich, daß er des Papſtes Kron, und zum andern, daß er der Mönche Bäuche angegriffen hätte. So ſuchte er alſo mit einem Witze durchzuſchlüpfen. — Bald nach dieſer Unterredung ſchrieb Erasmus einige Gedanken über Luthern nieder, die ſehr zu ſeinem Vortheil lauteten; — (dem Kurf. von Sachſen gegenüber war es ja keine Gefahr, Luthern zu loben). Er gab die Schrift dem Spalatin. Kaum aber hatte er das Papier aus der Hand, ſo ließ er es wieder zurückfordern, weil er Unannehmlichkeiten davon haben könnte. So forchtſam, ſetzt Spalatin hinzu, ſo forchtſam bereit war Roterodamus, die chriſtliche Wahrheit zu bekennen.

Mehrere Freunde Luthers und der Reformation ärgerten ſich nicht wenig über die ſteigende Kälte des Erasmus gegen das Reformationswerk. Mit keinem aber gerieth er deßhalb und zugleich auch perſönlicher Dinge wegen in größeres Zerwürfniß, als mit dem Ritter Ulrich von Hutten. Wenn ſchon Luther und Erasmus zwei ſehr verſchiedene Charaktere ſind, ſo ſind in einer gewiſſen Hinſicht die Perſönlichkeiten Huttens und Erasmus noch größere Extreme. Zwar ſind ſie darin, Luthern gegenüber, ſich ähnlich, daß ſie beide mehr von Seiten der Aufklärung, der Wiſſenſchaft und des Witzes, als von einem tiefern Grunde des Glaubens aus zu reformiren ſuchten; denn auch bei Hutten ſchien es mehr der eingefleiſchte Haß gegen die Dummheit und Frechheit der Mönche, und zum Theil auch der politiſche Aerger über die Schmach der deutſchen Nation zu ſein, welcher ihn in den Kampf rief, als eine ſelbſtſtändige, chriſtliche, dogmatiſche Ueberzeugung. Allein dem perſönlichen Auftreten nach nimmt ſich Hutten, dem Erasmus gegenüber, als der größte Contraſt deſſelben aus. Erasmus fein in Manieren, Hutten derb und „reutermäßig *).“ Erasmus — wenn Sie wollen — eine Art von Epicuräer, Hutten faſt Cyniker. Erasmus furcht-

*) Nach Planks trefflichem Ausdrucke.

sam und die Wahrheit hinterhaltend, Hutten aber immer schlagfertig, in der Parade liegend, ausfordernd in Worten, wie in Thaten. Beide ehrgeizig und leidenschaftlich, nur jeder auf seine Weise. — Wie sollten diese beiden Männer lange zusammen gehen können, ohne daß Reibungen entstanden? Schon in dem Reuchlinischen Handel war Erasmus dem Hutten zu furchtsam und hinter dem Berge haltend, und als nun vollends Erasmus auch in der Sache Luthers eine zweideutige Rolle spielte, verwies ihm Hutten sein Betragen schriftlich und zeigte ihm, wie er mit seinem ausweichenden Wesen es auf beiden Seiten verderbe, statt etwas gut zu machen *). Dieß schien Erasmus empfindlich aufzunehmen. Als nun bald darauf nach dem Tode Franz von Sickingens der flüchtige Ritter in Begleitung unsers Oekolampads, wie wir eben gesehen haben, nach Basel kam (1522.) — da kam es zu einem Ausbruche der Feindschaft zwischen den beiden Männern, der in der That einen nicht ganz zu tilgenden Fleck auf dem Bilde des Erasmus zurückläßt. Hutten kam nämlich landesflüchtig, arm und krank nach Basel. Hier glaubte er an Erasmus einen alten Freund zu finden, der ihn aufnehmen und ihm weiter helfen würde; doch nahm er sich zugleich vor, ihm auch wegen seines Betragens das Gewissen zu schärfen. Erasmus wollte aber einem solchen ihm unangenehmen Zusammentreffen ausweichen. Nun können wir es ihm, dem kränklichen, an eine stille Hausordnung gewöhnten Manne, nicht zu sehr verdenken, wenn er sich kein Vergnügen daraus machte, den Tisch und das Zimmer mit einem Manne zu theilen, der sich eben keinen Zwang anzuthun gewohnt war, der im Stande war, noch eine Schaar andrer Gäste mitzubringen, und Geld zu borgen, so viel er brauchte, und der (warum soll ich's verhehlen?) an einer ekelhaften Krankheit litt, die er, wie seine Feinde behaupten wollten, durch seine ungebundene Lebensart sich zugezogen haben sollte **).

Daß also der ängstliche, grämliche Erasmus dem irrenden

*) Vgl. den von mir bekannt gemachten Brief in den theologischen Studien und Kritiken. Jahrg. 832. S. 631.

**) Doch siehe dagegen Herder, Gallerie großer und weiser Männer (Werke zur Phil. u. Gesch. Bd. 13. S. 79.).

Ritter sagen ließ, wenn er ihm nicht etwas ganz besonders Wichtiges zu eröffnen habe, so möge er sich den Besuch ersparen, weil er Unangenehmes davon befürchte, kann uns nicht zu sehr an ihm befremden, und wir könnten Erasmus in seiner Lage allenfalls entschuldigen, da er sich zu jeder anderweitigen Hülfleistung gegen Hutten bereit zeigte.

Allein weit mehr, als diese verzeihliche Sprödigkeit des Mannes, muß uns die Zweideutigkeit verletzen, womit er den Vorfall an andere berichtete. An Melanchthon schrieb er nämlich: „er habe den Besuch Huttens nicht nur aus Furcht vor dem Hasse der päpstlich Gesinnten abgelehnt, sondern vorzüglich deßhalb, weil dieser dürftige und von allem Nothwendigen entblößte Ritter nur ein Nest gesucht habe, wo er hätte sterben können; und nicht nur hätte er den prahlerischen Ritter selbst, sondern eine ganze Schaar angeblicher Freunde des Evangeliums mit beherbergen müssen.“ — In einem andern Schreiben aber, das bald nachher bekannt wurde, an einen gewissen Laurinus, sucht er sich rein zu waschen über die vernachlässigte Gastfreundschaft, und schreibt: Hutten war wenige Tage hier (und doch blieb Hutten 8 Wochen in Basel!); er besuchte mich, und ich ihn nicht; doch würde ich ihn nicht abgewiesen haben, wenn er zu mir gekommen wäre; denn ich liebe ihn noch immer als meinen alten Freund und einen glücklichen und aufgeräumten Kopf. Seine übrigen Angelegenheiten gehen mich nichts an. Aber er konnte wegen seiner Kränklichkeit die geheizten Zimmer nicht verlassen; und ich kann sie nicht ertragen, und so kamen wir nicht zu einander.*)

Hutten, dem der Basler Magistrat einen freundschaftlichen Wink geben ließ, sich zu entfernen, verließ die Stadt, und begab sich nach Mühlhausen, von wo er eine heftige Streitschrift gegen Erasmus herausgab, in der es recht eigentlich darauf abgesehen war, die Charakterlosigkeit des Mannes so an den Pranger zu stellen, daß kein gutes Stück mehr an ihm bleiben sollte, ja, ihn eigentlich moralisch zu vernichten. Erasmus blieb die Antwort nicht schuldig. Er vertheidigte sich mit Witz und ver-

*) Auch dieß war nur eine Ausflucht; denn Hutten zeigte sich öffentlich auf dem Markte und ging oft an dem Hause des Erasmus vorbei.

ſetzte Hutten manchen empfindlichen Hieb wegen ſeiner Rohheit und Plumpheit, ſo wie über die Liederlichkeit ſeiner Aufführung *). Der flüchtige Ritter, der auch in Mühlhauſen ſeines Bleibens nicht fand, ging darauf nach Zürich und fand endlich, von den Wogen des Geſchickes hin und her geſchleudert, auf der Inſel Ufnau ſein Grab. Edler hätte Erasmus gethan, nach dem Tode des Gegners den Streit ruhen zu laſſen; aber die gereizte Eitelkeit ſiegte über die chriſtliche Großmuth. In der Schrift gegen Hutten hatte Erasmus zugleich keine Gelegenheit geſpart, die Welt zu verſichern, daß er es nicht mit Luthern und ſeiner Partei halte. Bald darauf kam nun die Zeit, wo er offen gegen ihn ſelbſt in den Kampf treten ſollte.

Die in der letzten Stunde erzählte Streitigkeit mit Heinrich VIII. gab dazu Veranlaſſung. Nachdem der König wohl geſehen hatte, daß er vor Luthern nicht aufkommen möchte, hatte er Erasmus für ſeine Sache zu gewinnen gewußt, der, ohnedieß durch die Streitſchriften gereizt und durch die päpſtlich Geſinnten mehrfach aufgefordert, endlich die Feder ergriff, um gegen Luthern zu ſchreiben. Er wählte ſich aber klüglich einen Gegenſtand, wobei er auch in den Augen der Aufgeklärten und Hochgebildeten ſich nichts vergab, im Gegentheil, wo er Gelegenheit hatte, der dumpfen Mönchstheologie Luthers gegenüber (wie ſie ihm erſcheinen mochte) eine freiſinnige und doch mit der Kirche übereinſtimmende Denkweiſe zu entwickeln.

Luther dachte nämlich in Beziehung auf die Lehre von der Gnade und dem freien Willen ſtreng auguſtiniſch. Er behauptete mit ſeinem Ordensheiligen, daß durch die Erbſünde alles Gute im Menſchen zerſtört und der freie Wille gänzlich in ihm verloren ſei. Dieß mußte dem Erasmus bei ſeiner Art zu philoſophiren als eine ungereimte und gefährliche Anſicht erſcheinen, und hier glaubte er den ſchwachen Fleck in dem Lutherthum ge-

*) Ueber dieſen unerbaulichen Streit (Expostulatio Hutteni — Erasmi Spongia) vergl. Herder a. a. O. Münch, Hutteni Opp. T. IV. Wagenſeil, U. v. Hutten nach ſeinem Leben u. ſ. w. Nürnberg 823. Meiners, über das Leben und die Verdienſte U. v. Hutten, in den Lebensbeſchreibungen berühmter Männer. Bd. 3. S. 322. ff. und (apologetiſch für Erasmus) Stolz, U. v. Hutten gegen Deſ. Erasmus u. ſ. w. (Ueberſetzung beider Schriften) Aarau 813.

troffen zu haben, wo er ihm am beſten den Todesſtoß beibringen könnte. Er ſchrieb alſo im Jahre 1524 ſeine Abhandlung vom freien Willen, welcher Luther die ſeinige vom gebundenen Willen entgegenhielt, und welche dann noch einen weitern Schriftwechſel hervorrief, den wir hier nicht verfolgen können. Wir richten vielmehr nach dieſer Abſchweifung unſern Blick auf die weitere Reformationsgeſchichte der Schweiz.

Wie in Wittenberg, ſo ſehen wir auch in Zürich die unreinern Elemente der Reformation zu den reinern ſich geſellen, und einen falſchen äußerlichen Freiheitshelfer ſich in das Werk heilſamer Beſſerung miſchen. Nur mit dem Unterſchiede, daß es hier nicht ſowohl galt, mit entſchiedener Kraft ein von außen her Eingedrungenes abzuwehren, als vielmehr mit Klugheit zu vermeiden, daß nicht von innen heraus ſelbſt der böſe Keim ſich entwickle. Wenn die deutſche Reformation in Luthers Perſönlichkeit erſt rein und, wir dürfen beinahe ſagen, in ihrem Ideale ſich darſtellt, und erſt dann, nachdem ſie Gemeingut geworden, mit gröberm irdiſchen Beiſatze ſich befleckte, ſo war dagegen die Aufgabe der Schweizerreformatoren, das, was unmittelbarer aus dem Volke hervorging, zu leiten und zu zügeln und dem daherbrauſenden Waldſtrom ein ſicheres Bett anzuweiſen.

Mißverſtand der chriſtlichen Freiheit war es, wenn in Zürich einige Bürger ſich den kirchlichen Faſten nicht nur für ihre Perſon widerſetzen, ſondern auch ihr Geſinde zwingen wollten, an den geordneten Faſttagen Fleiſch zu eſſen *). Die Obrigkeit, welche dieſen Unordnungen begegnen wollte, beauftragte Zwingli und ſeine Amtsgenoſſen, das Volk hierüber in Predigten zu belehren. Zwingli that dieß nicht nur in ſeinen Vorträgen, ſondern ließ auch eine eigene Druckſchrift ausgehen **), worin er nach Anleitung des Apoſtels Paulus, der gegen ähnliche Mißverſtändniſſe zu kämpfen hatte, zeigte, wie die wahre chriſtliche Freiheit nicht in äußerlichen Dingen beſtehe, in Eſſen und Trinken, ſondern in Erneuerung der Geſinnung. Ungeachtet dieſes

*) Wirz IV. 1. S. 217. Der aus Baſel vertriebene Röublin hatte an dieſen Unordnungen vorzüglich Theil genommen.

**) Vom Unterſchied der Spyſen, von Aergerniß u. Verbeſſerung, bei Schuler und Schultheß I. 1.

vorsichtigen Verfahrens von Seiten der Regierung und Zwingli's erhob der Bischof von Constanz dennoch großen Lärm über das Vorgefallene, und sandte eine geistliche Deputation nach Zürich, mit welcher Zwingli zugleich vor dem versammelten Rathe erschien. Er berief sich auf seine bisherige Predigtweise, die den Gliedern des Raths, meist eifrigen Zuhörern von ihm, bekannt war und schlug selber der Regierung vor, die Fasten als eine äußere kirchliche Anordnung so lange bestehen zu lassen, bis man darüber sich allgemein aus freier christlicher Ueberzeugung verständigt haben würde. Der Bischof von Constanz gab sich aber damit nicht zufrieden, sondern gab einen Hirtenbrief an alle Priester und Laien seines Sprengels heraus, worin er gewaltige Klage darüber führte, daß gerade jetzt, zu einer Zeit, wo der Türke über die Christenheit herfalle, sich solche Unordnungen in der Kirche erhüben; er beschwerte sich sehr darüber, daß aller Orten Gelehrte und Ungelehrte über göttliche Dinge, über die Geheimnisse und Ceremonien der Kirche mit einander disputirten, und schrieb eine eigene Gebetsform vor, welche jedesmal über der Messe sollte gesprochen werden, um Abwendung des Uebels, das von der neuen Lehre her drohte. Auch an Propst und Capitel von Zürich wendete er sich deßhalb in einem besondern Schreiben. In seinen Bemühungen sah sich der Bischof durch die in Luzern versammelte Tagsatzung unterstützt, welche ein Predigtverbot an alle die Priester erlassen wollte, welche, ihrer Meinung zufolge, den Frieden stören und Unruhe stiften. Zwingli und seine Freunde suchten jedoch alles auf dem Wege freundlicher Belehrung zu vermitteln. Sowohl an den Bischof, als an die Eidgenossenschaft erließen sie mahnende Schreiben, worin sie die Nothwendigkeit einer Reformation darzuthun suchten*). Allein dieß reizte die Gegner nur noch mehr zu gewaltsamen Maßregeln. Schon wurden mehrere Anhänger Zwingli's verklagt und ihrer Stellen entsetzt. Ihm selbst ward mehrere Mal nach dem Leben getrachtet, und nur der gütigen Leitung der Vorsehung und der Wachsamkeit seiner Freunde hatte er es zu danken, wenn die Anschläge

*) Siehe die Schrift: Ein fründlich Bitt und Ermanung etlicher Priester der Eidgenossenschaft u. s. w. bei Schuler u. Schultheß I. 30.

vereitelt wurden *). Die Zahl dieſer ächten Freunde und Verehrer Zwingli's mehrte ſich aber zuſehends. Auch Leo Judä war unter der Zeit nach Zürich gekommen und predigte bei St. Peter nach derſelben Lehre, die Zwingli im Münſter verkündete; deßgleichen Caspar Großmann im Spital, Simon Stumpf zu Höngg, Ulrich Pfiſter zu Uſter und manche andere. Die Controvers wurde nicht nur ſchriftlich, ſondern auch von der Kanzel herab geführt, und es ereignete ſich auch wohl der Fall, daß der Prediger mitten in ſeinem Vortrage von den Zuhörern unterbrochen und zu Rede geſtellt wurde. So unterbrach einſt Leo Judä einen Auguſtinermönch, der auf die neue Lehre geſchimpft hatte. Die Kirche war nun freilich nicht der Ort, wo ſolche gegenſeitige Erörterungen hingehörten, und es war daher wohl gerathener, einen eigenen Act der Disputation zu ſeiner Zeit und an ſeinem Orte hervorzurufen. Zwingli veranlaßte die Regierung zu einem ſolchen Schritte. Dieſe erließ demnach eine Aufforderung an alle Geiſtliche ihres Gebiets, den 29. Januar 1523 auf dem Rathhauſe zu Zürich zu erſcheinen, wo auf dem Wege des gelehrten Streites zwiſchen beiden Parteien die Wahrheit ermittelt werden ſollte. Auch der Biſchof von Conſtanz und die zu Baden verſammelten Abgeordneten der Stände, ſo wie mehrere Gelehrte der benachbarten Kantone, wurden zu dieſer „Disputation," welche deutſch gehalten werden ſollte, eingeladen. Von Bern kam Sebaſtian Meyer, von Schaffhauſen Doctor Sebaſtian Wagner (Hofmeiſter). Oekolampad hingegen ſchlug die Einladung aus. Ihm war es klar geworden, was die Erfahrung hintennach beſtätigte, daß bei ſolchen öffentlichen Religionsgeſprächen in der Regel nicht viel herauskomme, obwohl gerade die Züricher Disputationen, namentlich die zweite unter ihnen, eine rühmliche Ausnahme machen dürften. „Was erzeugt," ſo äußert ſich der friedliebende Oekolampad, „die Disputation anders, als Zank, der Zank anders, als offene Händel? was dieſe anders, als Haß? Wo aber Haß iſt, wie kann da die Wahrheit Eingang finden?" **).

*) Siehe Wirz IV. S. 234. ff.

**) Quid parit disputatio, quam disceptationem; quid disceptatio? lites; quid lites? odium. Ubi odium, quomodo veritati salvus est locus? In einem Briefe an Hedio vom 21. Januar; vgl. oben Melanchthons Anſichten über die Leipziger Disputation.

Den 29. Januar 1523 versammelten sich früh morgens an 600 Fremde und Einheimische auf dem Rathhause zu Zürich. Auch von mehrern fremden Universitäten waren Doctoren und Prälaten zugegen. Bürgermeister Röust eröffnete die Handlung mit einer Rede und forderte jeden auf, der gegen Magister Zwingli Lust hätte in die Schranken zu treten. Der Vicar des Bischofs von Constanz, Faber, nahm das Wort und suchte zu zeigen, wie hier nicht der Ort sei, über Glaubenssachen zu streiten. Wenn Zwingli als Privatmann zu ihm nach Constanz kommen wolle, so werde er ihn gastfrei aufnehmen und ihm alles Gute erweisen; aber zu disputiren sei er nicht gewillt. Die katholische Lehre sei nun einmal so von Alters her, und darum solle man sie auch nicht abändern. Uebrigens solle man die bevorstehenden Verhandlungen des Reichstages zu Nürnberg und ein allgemeines Concil abwarten, oder wenn man disputiren wolle, so müsse dieß auf den hohen Schulen zu Cöln, Paris oder Löwen geschehen. — Zwingli aber erinnerte gegen diese Reden des Vicars (ähnlich wie Luther gegen das päpstliche Schreiben an den Nürnberger Reichstag), daß es hier nicht auf Alter und Gewohnheit, sondern auf die Wahrheit selbst ankomme. Was die Concilien beträfe, auf die Faber noch warte, so sei die hier versammelte Synode von Pfarrern ein eben so gültiges Concil, als eines von Bischöfen, denn in der alten Kirche wolle ein Bischof nicht mehr bedeuten, als ein Aufseher, Wächter oder Pfarrer, und Christus habe gesagt, wo 2 oder 3 versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen. Der Gutachten von Universitäten könne man auch entbehren, da hier in Zürich so viel gelehrte Leute zu finden seien, als immer auf einer der genannten hohen Schulen. Als Richtschnur gelte die heilige Schrift. Diese sei auch in Zürich vorhanden in lateinischer, griechischer und hebräischer Sprache, und es komme also vor allem an auf die richtige Sprachkenntniß und Auslegung. Faber meinte aber dagegen, man könne nicht verlangen, daß jeder Pfarrer die Grundsprachen der Bibel verstehe. Der Apostel sage ja selbst, es gäbe der Gaben viele, und so sei auch die Sprachengabe eine besondere, welcher Gnaden oder Gaben er sich nicht rühmen dürfe, „so ich in hebräischer Sprache nicht er-

ſolchen Schritte. Dieſe erließ demnach eine A
alle Geiſtliche ihres Gebiets, den 29. Januar
Rathhauſe zu Zürich zu erſcheinen, wo auf dem
lehrten Streites zwiſchen beiden Parteien die A
telt werden ſollte. Auch der Biſchof von Conſtan
Baden verſammelten Abgeordneten der Stände,
Gelehrte der benachbarten Kantone, wurden zu di
tation," welche deutſch gehalten werden ſollte, ei
Bern kam Sebaſtian Meyer, von Schaffhauſen Do
Wagner (Hofmeiſter). Oekolampad hingegen ſ
ladung aus. Ihm war es klar geworden, was
hintennach beſtätigte, daß bei ſolchen öffentlichen
ſprächen in der Regel nicht viel herauskomme, obwo
Züricher Disputationen, namentlich die zweite unter
rühmliche Ausnahme machen dürften. „Was erzeugt,"
der friedliebende Oekolampad, „die Disputation anders,
Zank anders, als offene Händel? was dieſe anders, als
aber Haß iſt, wie kann da die Wahrheit Eingang fi

*) Siehe Wirz IV. S. 234. ff.

**) Quid parit disputatio, quam disceptationem;
ceptatio? lites; quid lites? odium. Ubi odium, quomo
salvus est locus? In einem Briefe an Hedio vom 21. Ja
oben Melanchthons Anſichten über die Leipziger Disputation.

Uebrigen aber alles Schmähens sich enthalten. Nachdem dieser Rathsbeschluß ergangen, brach Zwingli in die Worte aus: „Gott sei Lob und Dank, der sein heiliges Wort im Himmel und auf Erden will herrschen lassen. Es wird ohne Zweifel der allmächtige Gott euch, meine Herrn von Zürich, in anderm auch Kraft und Macht verleihen, daß ihr die Wahrheit Gottes, das heilige Evangelium in eurer Landschaft handhabet und zu predigen fördert. Habet dessen keinen Zweifel. Der allmächtige, ewige Gott wird euch das auf anderm Wege ersetzen und Belohnung geben. Amen" *).

Einen merkwürdigen Zug aus dieser Disputation muß ich noch mittheilen, der uns einen Begriff giebt von der Dürftigkeit der theologischen Studien. Als Zwingli darauf drang, daß jeder Pfarrer die heilige Schrift, oder wenigstens das Neue Testament, in der Grundsprache lesen sollte, fragte einer der anwesenden Geistlichen: Wie soll ein Pfarrer, der eine kleine Pfrund hat, so viel aufbringen, um ein Neues Testament zu kaufen? worauf ihm Zwingli antwortete: Es ist, so Gott will, kein Priester so arm, wenn er sonst gern lernen will, er mag ein Neues Testament kaufen. Etwa findet er auch wohl einen frommen Bürger oder einen andern Menschen, der ihm eine Bibel kauft oder Geld vorstreckt, daß er eine mag bezahlen.

Bald nach der Disputation geschahen nun mehrere Schritte in Zürich, die Reformation zu verwirklichen. Den Anfang machten die Klosterfrauen im Stifte Ortenbach, denen Zwingli seit einiger Zeit gepredigt hatte, und von welchen mehrere den Wunsch hegten, auszutreten, was ihnen gestattet wurde. Auch die Mönche im Kloster Kappel nahmen erst eine Reformation bei sich vor, dann traten mehrere aus und verehelichten sich; die Gelehrtern unter ihnen wurden Pfarrer, die Ungelehrtern fingen ein nützliches Handwerk an.

Eben so fing auch in dem Chorherrnstifte, das früher gegen Zwingli gestimmt war, ein besserer Geist sich zu regen an. Die

*) Von beiden Seiten erschienen Beschreibungen der Disputation; s. Schuler u. Schultheß a. a. Orte. Auch an fanatischen Flugschriften fehlte es nicht; dahin gehört das Eyrenrupfen, das einige Bürger von Zürich gegen Faber aufsetzten. Vgl. Hallers Biblioth. III. S. 74. ff.

Mehrheit der Chorherrn kam der Regierung selbst mit dem Wunsche entgegen, eine bessere Einrichtung zu treffen. Statt des bisherigen Horengesanges und der todten Ceremonien sollten erbauliche Studien und wissenschaftliches Leben der Zweck dieser Vereinigung sein, was auch ursprünglich in der Absicht des Stifters, Karls des Großen, gelegen. Somit wurde also das Stift zu einer Schulanstalt und besonders zu einer Vorbildungsanstalt für künftige Theologen, und erhielt eine den damaligen Bedürfnissen vollkommen entsprechende Einrichtung, die, wenn sie auch die Ansprüche der neuesten Zeit nicht mehr ganz befriedigen konnte, doch wohl ein milderes Schicksal verdient hätte, als ihr geworden ist*).

Nicht nur aber bei der Reformation einzelner Anstalten wollte man stehen bleiben. Der öffentliche Gottesdienst wurde nun immer mehr einer vielfachen Kritik unterworfen. An die Stelle des lateinischen Gottesdienstes trat deutscher Gesang und deutsche Liturgie. Eben so wurden bei der Taufe überflüssige und abergläubische Gebräuche weggelassen, worin die reformirte Kirche abermals weiter ging, als die lutherische, welche z. B. den Exorcismus noch lange beibehielt. Allein auch dieß waren immer nur vereinzelte Schritte zur Verbesserung. Zwei Hauptgegenstände lenkten die Aufmerksamkeit des kirchlichen Volkes auf sich, an denen bisher die Sinne am meisten gehangen — die Messe und die Bilder. In Beziehung auf die erstere wollte Zwingli erst schriftlich die Gemüther vorbereiten. Was aber die Bilder betrifft, so kam ihm jetzt ein Mann zuvor, der in der Folge eine ähnliche Geistesrichtung, wie Karlstadt und die Zwickauer Propheten, an den Tag legte, Ludwig Hetzer. Dieser erließ eine Schrift unter dem Titel: „Urtheil Gottes, wie man sich mit den Bildern halten solle.“ Die heftige Schrift machte großes Aufsehn unter dem Volke und führte zu ähnlichen Schritten hin, wie wir sie in Wittenberg bedauert haben. Ein förmlicher Bilderſturm fing an loszubrechen, an dessen Spitze sich ein Schuster, Nic. Hottinger, stellte, der in wahrhaft vandali-

*) Vergl. die hierüber erlassenen Gutachten und Bedenken von den Theologen Schultheß und Paulus.

schem Geiste sich äußerte, er wolle gern einen Eimer Wein an das Spital geben, wenn man ihm erlaube, alle Gemälde und Votivtafeln auf der Wasserkirche zu zerschlagen *). Dieser durchstürmte mit seiner Bande die Stadt. Ein großes Crucifix in Stadelhof beim obern Stadtthore wurde umgeworfen, und ähnlich wäre es den übrigen ergangen, wenn man nicht Einhalt gethan hätte. Aehnliche Unfuge hatte auch schon früher sein Genosse Lorenz Hochrütiner verübt, der mit einigen seiner Cameraden in die Frauenmünsterkirche einbrach, daselbst die Lampe mit dem ewigen Lichte zertrümmerte, das Oel verschüttete und unter spottenden Geberden seine Genossen damit besprengte. Solche Frevel konnte die Regierung nicht ungeahndet lassen. Die Thäter wurden gefangen gesetzt, doch sollte das Urtheil über sie noch verschoben werden, bis sich die Meinung über die Heiligkeit der Bilder würde aufgeklärt und nach Gottes Wort berichtigt haben. Demnach ward auf den October eine zweite Disputation veranstaltet, auf welche abermals sowohl der Bischof, als die Kantone der Eidgenossenschaft eingeladen wurden. Auch dießmal erfolgten mehrere abschlägige Antworten und Entschuldigungen; doch erschienen auch jetzt angesehene Männer auf derselben, wie Joachim von Watt (Vadianus) von St. Gallen, dem, nebst Christoph Schappeler von Memmingen und Sebastian Hofmeister, das Präsidium übertragen wurde.

Der Gang dieses Gespräches ist äußerst merkwürdig, da sich auf demselben bereits mehrere abweichende Ansichten auch unter den Freunden des Evangeliums kund gaben in Beziehung auf die Bilder und deren Gebrauch in der Kirche, so wie auch in Beziehung auf das Fasten und andere Dinge. Wenn sich jetzt schon Stimmen vernehmen ließen, wie die eines Simon Stumpf und Conrad Grebel, welche in jeder Hinsicht zu einem fanatischen Radicalismus hinneigten und, auf Eingebungen des Geistes sich berufend, an kein äußeres Gebot sich kehren wollten, so muß es doppelt wohl thun, die Stimme der Mäßigung aus dem Munde eines andern Mannes zu ver-

*) Er scheint zwar nach Bullingers Zeugniß einige Bildung gehabt zu haben. Aber eben diese Halbbildung führte auch hier zum Radicalismus. Vgl. Hottinger (Fortf. von Joh. v. Müller) VI. S. 450.

nehmen, der mit evangelischer Weisheit und Milde den Sturm zu beschwichtigen unternahm, und selbst auf die Gefahr hin, von Zwingli und seinen Freunden verkannt zu werden, nach der rechten Mitte hinlenkte. Es war dieß der Johanniter-Comthur von Küßnacht, Conrad Schmidt*), ein Mann nach dem Herzen Gottes, fromm und ehrwürdig, von keiner Leidenschaft bewegt, ruhig in seinem Innern, würdig im Aeußern, besonnen im Reden und Handeln. Dieser nahm das Wort. Er zeigte, wie man in allem von Gottes Wort und dem reinen Evangelium ausgehen müsse. Dieses lehre uns Christum als den einzigen Mittler erkennen, dem allein Ehre gebühre und keinem andern. Wenn man also zu den Heiligen hinlaufe und sie verehre statt des lebendigen Christus, so sei dieß allerdings Abgötterei. Und diesen falschen Glauben an die Heiligen müsse man vor allem suchen durch die Predigt des göttlichen Wortes abzuthun. Dieß müsse vorangehen, ehe man die äußern Bilder entferne, auf die nicht so viel ankomme. „Man soll, so sagt der besonnene Mann, dem Schwachen seinen Stab, daran er sich hält, nicht aus der Hand reißen, man gäbe ihm denn einen andern, sonst fällt man ihn gar zu Boden. Gesetzt, es sei auch ein wankendes Rohr, auf das er sich stütze, so lasse man es ihm in der Hand und zeige ihm einen starken Stab dabei, so läßt er gutwillig selbst das Rohr fallen und greift nach dem starken Stabe. Also lasse man den Blöden und Schwachen die äußerlichen Bilder stehen, daran sie sich noch halten, und berichte man sie zuvor, es sei kein Leben, Heiligkeit oder Gnade darinnen. Man richte dabei einen starken Stab auf, Christum Jesum, den einigen Tröster und Helfer aller Betrübten, so werden sie von selbst finden, daß sie der Bilder nicht mehr bedürfen, und sie gutwillig fahren lassen und Christum ergreifen. Wer das wahre Bild Christi in seinem Herzen hat, dem kann das äußerliche Bild nicht mehr schaden, wenn er auch gleich noch davon abhängig ist. Auch Paulus ließ bei den Athenern Bild Bild sein, er ließ die Bilder stehen, lehrte aber bloß,

*) Vgl. über ihn das mit einem schönen Bildniß des Mannes versehene Neujahrsstück der Chorherren für die Zürcherische Stadtjugend. 1825.

es ſei keine Gnade und Gottheit in ihnen!“ — Aehnlich erklärte ſich Schmidt wegen des Faſtens. Auch hier ſoll man den ſchwachen Bruder nicht ärgern; auch hier berief er ſich auf des Apoſtels Beiſpiel, der geſagt hatte, er wolle lieber ſeine Lebtage kein Fleiſch mehr eſſen, als daß er einen Bruder ärgere. Nur in den zum Glauben nothwendigen Dingen ſoll man ſich vor keiner Aergerniß ſcheuen.

So trefflich und wohlgemeint indeſſen dieſe Ermahnungen waren, ſo fanden ſie nicht allgemeinen Beifall, und ſelbſt Zwingli war damit unzufrieden. Und in der That bleibt es immer ſchwer, zu entſcheiden in wichtigen Zeitpunkten, wie weit das Syſtem der Mäßigung ausreiche, und wie weit das, was in ruhigen Zeiten dem unbefangenen Verſtande ſich empfiehlt, anwendbar ſei, wo die Gemüther erhitzt und ſchon fortgeriſſen ſind in der Bahn des einen oder andern Extrems. Auch das beſſere juste milieu hat hier immer einen ſchweren Stand, und dem friedlichen Doctrinär verſchließt ſich das Ohr der Menge, während aller Blicke an dem Munde des begeiſterten Parteiredners hangen, der entweder rechts oder links mit entſchiedener Kraft hinſteuert. Gewiß war des Comthurs Abſicht die trefflichſte und redlichſte von der Welt. Seine Nachgiebigkeit war nicht die feige berechnende eines Erasmus, ſondern es war eine ähnliche, wie ſie ſpäter Melanchthon zeigte, die Nachgiebigkeit des chriſtlichen Weiſen, der aus Liebe zu Chriſto und ſeinem Frieden, nicht aus Menſchenfurcht und weltlicher Friedensliebe das Harte und Gewaltſame meidet. Und dennoch können wir es Zwingli und Seb. Hofmeiſter nicht verargen, wenn ſie ſich nicht ganz in dieſe mildere Weiſe ihres Freundes fügen konnten, gerade jetzt nämlich, in dieſem Augenblicke. Seb. Hofmeiſter unterbrach den Comthur mit der Bemerkung, daß er ſich zu ſehr im Allgemeinen halte und dadurch von der Sache abſchweife, auf die es hier ankomme, und Zwingli entgegnete ihm Folgendes: „Wenn mein Herr und Bruder, der Comthur, bemerkt, man ſolle zuvor jedermann durch das göttliche Wort unterrichten, ſo gefällt mir dieß gar wohl, und ich hoffe, Leo und ich haben uns hierin nicht ſäumig finden laſſen; aber, daß ihr meinet, die Bilder ſeien Stäbe oder Stecken der Blöden, das walt' Gott! Hätten

die unnützen Pfaffen und Bischöfe das Wort Gottes, so ihnen empfohlen, eben so ernstlich gepredigt, als sie unnützen Dingen nachgelaufen sind, so wäre es nie dazu kommen, daß der arme Laie Christum hätte ab der Wand und ab den Briefen (Gemälden) müssen kennen lernen." — Das Beispiel des Paulus bei den Athenern (das übrigens auch Luther gegen die Zwickauer angeführt hatte) will Zwingli hier nicht gelten lassen; die Athener seien Heiden gewesen und hätten noch nichts Besseres gekannt; anders sei es bei den Christen. Die sollen das Bessere kennen, und darum dürfe man bei ihnen den Mißbrauch um so weniger dulden. Wenn man übrigens mit dem Abschaffen unnützer Gebräuche warten sollte, bis das Aergerniß aufhörte, so käme man gar nie dazu. Auch werden wir in unserm Innern nie so gut werden, daß daraus von selbst der Sieg über alles Aeußere folgt. Deßhalb sollen wir dem klaren Worte der Schrift Gehör geben, die keine Bilder duldet, am wenigsten die goldenen und silbernen, deren Werth der Armuth entzogen ist. — Mit dieser Rede gab sich auch der Comthur zufrieden. Nachmittags wurde auf ähnliche Weise über die Messe gestritten. Auch hier suchte Schmidt zu zeigen, wie man nicht alles über den Haufen werfen müsse; allerdings soll man das Volk belehren, daß die Messe kein Opfer sei, denn man bringe darin nicht Gott etwas dar, sondern man empfange von ihm in dem heiligen Abendmahl Vergebung der Sünde, Barmherzigkeit und das ewige Leben. Nichts desto weniger aber sei es ein hartes Wort, wenn einige geradezu sagten, die Messe sei vom Teufel. „Ueberhaupt müssen wir auf dem Lande (setzte er hinzu) oft Gröberes hören, als ihr in der Stadt." Zwingli selbst gestand, daß einige härtere Aeußerungen von ihm mögen zu gröbern Uebertreibungen geführt haben, was er sehr bedauere. Auch hier fand indessen mehr ein friedlicher Austausch der Gedanken und eine freundschaftliche Verständigung über abweichende Puncte, als eine heftige Disputation statt; denn die eigentlichen Gegner, die Freunde des Papstthums, hielten sich stille bis auf wenige Ausnahmen, und es waren also mehr die verschiedenen Modificationen des Neuen, die hier in Kampf geriethen, als das Neue mit dem Alten. Eben deßhalb aber war diese Disputation

fruchtbarer, als die meisten übrigen in der Reformationsgeschichte, weil man über die Principien im Ganzen einverstanden war, und nur die Anwendungen verschieden ausfielen. Würdige Reden schlossen die Verhandlung, mit denen auch wir die heutige Sitzung schließen wollen. Zuerst nahm der treffliche Comthur Schmidt das Wort. Nachdem er darauf angetragen hatte, nichts zu übereilen, wandte er sich an die anwesenden Glieder der Regierung mit den Worten: „Ihr lieben Herrn habt bisher man„chem weltlichen Fürsten in seine Herrschaft geholfen um Geldes „willen. Helfet nun um Gottes willen Christo, unserm Herrn, „wieder in seine Herrschaft, daß er in euern Gebieten allein „angebetet, geehrt und angerufen werde, daß er in uns Christen „allein herrsche und regiere, und von den Eurigen geachtet werde, „wozu ihn sein Vater gegeben, für den einigen, wahren Mittler, „Erlöser und Erretter. Nehmet denn die Sache tapfer und „christlich zur Hand! — Ließe man Christum allein Herrn und „Meister sein über alle Dinge, ihn ruhig regieren und sein „Werk in uns vollbringen, so hätten wir unter einander brü„derliche Ruhe, christlichen Frieden, göttliche Huld und Gnad' „hie in Zeit und darnach das ewige Leben. Das verleihe Gott „euch und allen Christen. Amen."

Und derselbe Seb. Hofmeister, der ihn früher als Gegner unterbrochen hatte, stimmte ein in das Amen des gottseligen Redners mit den Worten: „Gebenedeit ist die Rede deines Mundes!"

Nachdem nun Vadian die Versammlung aufgefordert, ob noch jemand zu sprechen Willens sei, ergriff Zwingli abermals das Wort und sprach: „Gnädige Herren und ihr alle, lieben Brüder! Ich bitte euch dringend, fest an dem Worte Gottes zu halten. Wer dieß thut, den verläßt auch der Herr nicht. Mit Schmerz hab' ich vernommen, wie gestern Abend da und dort geredet worden sei, man wolle jetzt das Blut und den Leib Christi in die Schlaftränke ziehen. Nein! das will gewiß Niemand." Die Wahrnehmung, so mißverstanden zu werden, that ihm so leid, daß er sich der Thränen nicht enthalten konnte, und sein Freund Leo mußte für ihn das Wort nehmen. Dieser

ſprach: So Gott will, werden wir alle beim Evangelium bleiben, und gern will ich, wenn's Noth thut, mein Leben dafür laſſen. Den Leib mag man tödten, die Seele nicht. Die Schrift aber laſſet uns nie zum Zank, nie zur Prahlerei, ſondern zur Beſſerung unſeres Lebens gebrauchen, und ſo ich im verfloſſenen Geſpräch jemand vielleicht zu hart angeredet, bitte ich, daß er mir daſſelbe verzeihe. Auch Zwingli bat noch einmal, man möchte ihm „ſeine ungeſchickten Worte verzeihen."

Darauf legten die Präſidenten ihr Amt nieder, und Vadian ſprach die Hoffnung aus, die Regierung werde wohl Mittel und Wege finden, das Wort Gottes zu handhaben, ohne die Schwachen zu ärgern. Das verhieß der alte Bürgermeiſter Röuſt, der 18 Jahre lang an der Spitze der Geſchäfte geſtanden. „Ich ſelbſt, ſagte der beſcheidene Mann, urtheile zwar von geiſtlichen Dingen, wie der Blinde von der Farbe. Darum aber eben müſſen wir bei dem Worte Gottes Rath holen. Bittet nebſt mir ihr alle, daß ſeine Gnade mit uns ſei."

In dieſer gehobenen Stimmung empfahl man die wegen der begangenen Exceſſe Gefangenen der Gnade des Raths, gab ſich treuherzig die Hände, und ſchied in Frieden von einander*).

*) Vergl. auch über dieſe zweite Disputation die Actenſtücke in der Schuler und Schultheßiſchen Ausgabe der Werke Zwingli's Bd. I. S. 459. ff.

Sechszehnte Vorlesung.

Weitere Reformation in Zürich. Zürichs Verdienste um die Reformation. Bern. (Clara May. Valerius Anshelm und seine Frau. Das Kloster Königsfelden. Joh. Heim und Seb. Meyer verwiesen.) Basel. (Wilhelm Farel und seine Disputation. Stephan Stör. Einige Fortschritte zur Reformation.) Mühlhausen. Biel. Solothurn. Freiburg. Schaffhausen. (Seb. Hofmeister. Erasmus Ritter.) St. Gallen. (Vadianus, Kessler u. a.) Appenzell. Glarus. Graubünden. Wallis. Luzern. Die Urkantone und ihr Verhältniß zum Katholicismus. Vergleichung der deutschen u. schweizerischen Reformation. Einzelne Excesse der letztern. (Thomas Plater u. das Heiligenbild.)

Die zweite Disputation zu Zürich (Oct. 1523), mit der wir uns in der letzten Stunde beschäftigt haben, hatte einen für das Reformationswerk gesegneten Erfolg. Die Strafe gegen die Unruhstifter in Beziehung auf die Bilder konnte zwar nicht unterbleiben, fiel aber milde aus. Der Schuster Hottinger, der sich am meisten verfehlt hatte, wurde auf 2 Jahre verwiesen, fiel jedoch in Baden den Eidgenossen in die Hände, und wurde, trotz der Fürbitte, die Zürich für ihn einlegte, hingerichtet. Er starb mit großer Standhaftigkeit. Ohne Aufschub ging man nun aber in Zürich selbst an die Ausführung der Reformation auf dem Wege des Gesetzes und der Ordnung. Zwingli ward beauftragt, eine schriftliche Anleitung zur Verkündung des göttlichen Wortes zu verfassen, nach welcher sich die Prediger forten zu richten hätten*). Diese, so wie die Verhandlungen des Gesprächs, wurden an den Bischof und die Hochschule zu Basel, an die Bischöfe zu Chur und Constanz und an die 12 Orte der Eidgenossenschaft geschickt, fanden aber, wie sich denken läßt, nicht überall günstige Aufnahme. Auch in Zürich selbst regte sich noch

*) Bei Schuler u. Schulthess I. S. 541.

Widerspruch von Seiten einiger Chorherren, und damit sie diesen Widerspruch könnten laut lassen werden, wurde eine dritte Disputation gestattet, die jedoch nichts änderte an dem Bisherigen. Und so erließ denn um Pfingsten 1524 die Regierung von Zürich ein Reformationsmandat, worin die Mißbräuche der Messe als abgeschafft erklärt, und dagegen täglich früh am Vormittag eine Predigt zu halten verordnet ward, „dieweil die menschliche Seele am besten von dem lebendigen Worte Gottes gespiesen wird.“ An den Festtagen soll das Sacrament nach Inhalt und Form der heil. Schrift in beiderlei Gestalt und in deutscher Sprache gespendet werden. Die Bilder sollen abgeschafft werden. Doch damit alles ordentlich zugehe, so verordnete die Obrigkeit besondere Leute, denen das Geschäft übertragen wurde. Was bisher auf den Zierrath der Bilder verwendet worden, das sollte hinfüro den Armen zu gut kommen, welche nach dem Bildniß Gottes geschaffen sind. „Es ist indeß nicht unsre Absicht, fährt die Regierung in ihrem Mandate fort, jemanden mit Gewalt in Glaubenssachen zu zwingen; wohl aber dürfen die Lehrer nichts anders, als das göttliche Wort verkündigen. Darüber zu wachen, ziemt unserm obrigkeitlichen Amte. Endlich sollen alle Schimpfreden aufhören, denn wir sind zum Frieden berufen. Hat einer den wahren Glauben, der sage Gott dafür Dank, und belehre den Bruder durch ein gutes Beispiel mit Liebe. Die Liebe duldet, sie vereinigt und baut alle Dinge auf. So sei denn das Werk im Namen Gottes und mit der Hoffnung begonnen, er werde mit seiner Hand das Schiff selber führen.“*)

Der Stadt Zürich gebührt also unstreitig das Verdienst, in der Geschichte der Reformation den übrigen Ständen mit kräftigem Beispiel vorangeschritten zu sein, wozu freilich die Anwesenheit von Zwingli's Person vieles beitrug, aber auch nicht weniger der Muth einer sich nach außen stark fühlenden Regierung und Bürgerschaft. Weniger, als in der Stadt, zeigte man sich auf dem Lande durchgängig den Neuerungen geneigt, theils weil die einen die altnachbarlichen Verhältnisse mit Zug und Schwyz nicht gern störten, theils weil die andern, namentlich

*) Siehe Hottinger (Forts. v. Joh. v. Müller VI.) S. 471.

die Anwohner der Grafschaft Baden, am meisten den Anfällen ausgesetzt waren. Ja, von einigen Gegenden her ließ man die Regierung bitten, nicht zu rasch zu verfahren *). Gern werden wir, so ward von Altstätten und Albisrieden gemeldet, Leib und Gut zu einer loblichen Stadt (Zürich) setzen, aber wird diese dann nicht etwa ihre Thore schließen, unbekümmert um uns Verlassene? Und die von Thalweil äußerten sich also: „Fan„get doch, gnädige Herrn, um einer oder zwei Personen willen, „seien es Geistliche oder Weltliche, keinen Krieg an, obwohl uns „trefflich gefällt, was ihr bisher gehandelt habt." — Damals also reformirte die Stadt dem Lande zu schnell, und in unsern Zeiten vermögen die Städte dem reformatorischen Schwunge des Landes nicht nachzufliegen! So ändern sich Zeiten und Verhältnisse.

Aber nicht das Landvolk von Zürich allein, die sämmtlichen übrigen Stände der Eidgenossenschaft, mit Ausnahme Schaffhausens, sahen den Schritt Zürichs, die einen geradezu für einen Frevel, die andern wenigstens für eine Uebereilung an. So sehr auch bereits in Basel und Bern das reinere Licht christlicher Erkenntniß angefangen hatte, die Finsterniß zu verdrängen, so wenig war noch die Kraft vorhanden, sich für die neue Ordnung der Dinge unbedingt zu entscheiden, und an das kräftig voranschreitende Zürich sich anzuschließen. Die Waldstädte und Freiburg äußerten sich am stärksten gegen Zürichs Beginnen; doch aus Grundsatz, weil sie einmal Freunde des Alten waren. Aber Bern, Basel, Solothurn, Glarus, Appenzell nahmen eine neutrale und vermittelnde Stellung ein. Sie wollten der Bundesstadt bloß freundliche Vorstellungen machen, immerhin aber Vorstellungen dagegen, daß sie der neuen Lehre zu viel Einfluß und zu raschen Fortgang gestatte. Zürich ließ sich jedoch von dem einmal betretenen Wege nicht abbringen, und bald hatte es die Genugthuung, daß die meisten der eben genannten milder gestimmten Stände selbst über kurz oder lang zur Reformation übertraten.

Sehen wir nämlich auf die weitern Fortschritte der evangelischen Lehre in der übrigen Schweiz, so ergiebt sich uns Folgendes:

*) Hottinger a. a. O. S. 478.

In Bern waren die Meinungen über Haller und Meyer getheilt, wie schon früher bemerkt worden. Beide waren bereits durch den Lausanner Bischof als Ketzer bezeichnet. Die Regierung jedoch, um alle ärgerlichen Auftritte zu vermeiden, erließ den 15. Juni 1523 eine ähnliche Verordnung, wie sie Zürich schon drei Jahre zuvor gegeben, nämlich nichts anders, als das Evangelium zu predigen. Jede Partei legte dieß aber zu ihren Gunsten aus, und es bedurfte nur eines äußern Anlasses, um neue Streitigkeiten herbeizurufen. Ueberall wurde den Aeußerungen Meyers und Hallers nachgespürt, und wo etwas Verdächtiges von ihnen gehört wurde, als Anlaß zur Klage benutzt. So wurde namentlich ein Gespräch, welches Haller im Beisein Seb. Meyers und des Theologen Wyttenbach von Biel bei einem Besuche der Klosterfrauen auf der Insel mit der Nonne Clara May über das Klosterleben gehalten, und worin die Verdienstlichkeit desselben in Zweifel gezogen wurde, benutzt, Hallern auf Tod und Leben anzuklagen, weil er — so entstellten die Feinde seine Rede — gesagt haben sollte, „alle Nonnen seien in des Teufels Stand und also auch des Teufels," während doch die Stadtsatzung einen jeden des Todes schuldig erachte, der eine Nonne aus der Insel verführe. Die Feinde erreichten jedoch dießmal ihre Absicht nicht. Selbst die Verbannung der evangelischen Lehrer, auf welche einige aus besonderer Gnade antrugen, unterblieb, und man begnügte sich, ihnen die Besuche im Kloster zu untersagen und sie auf ihre Predigten anzuweisen, als den ihnen bestimmten Wirkungskreis.

Weniger glimpflich verfuhr man bald darauf gegen die Frau eines namhaften Gelehrten, welche sich einige Zweifel gegen die Heiligkeit der Jungfrau Maria zu äußern erlaubt hatte. Es war die Frau des berühmten Stadtarztes und Geschichtschreibers Valerius Anshelm. Diese hatte auf einer Badefahrt gegen einen päpstlich Gesinnten, mit dem sie sich unkluger Weise in ein theologisches Gespräch eingelassen hatte, behauptet, „unsere liebe Frau wäre eine Frau, nicht anders, wie sie, und eben so der Gnade ihres Sohnes Jesu Christi bedürftig, wie die übrigen Gläubigen; daher sie niemand könne selig machen. Eben so vertheidigte sie die Priesterehe, weil auch die Priester im alten Testa-

ment verheirathet gewesen. Da nun ihr Mann ohnedieß als Fremder (denn er war von Rothweil in Schwaben) und zugleich als Neuerer in der Lehre verhaßt war, so wurde diese unkluge Aeußerung der Frau Doctorin überall umhergetragen, weiter erzählt, hämisch entstellt und endlich vor den Rath gebracht. Einige wollten sie ertränken, andere an das Halseisen stellen, andere verbannen. Endlich ward sie zu 20 Fl. Buße und zur Abbitte vor dem Bischof verurtheilt. Als ihr Mann zur letztern sich nicht verstehen wollte, wußten es die Feinde dahin zu bringen, daß ihm die Hälfte seines Gehaltes entzogen wurde, und er endlich aus Unmuth die Stadt verließ. Später kehrte er aber (1529) wieder nach Bern zurück, wo er ehrenvoll aufgenommen und zum obrigkeitlichen Historiographen bestellt ward. Von ihm haben wir denn die ausführliche und schätzbare Berner Chronik, die in neurer Zeit wieder herausgegeben worden ist*).

So wenig nun die Aeußerungen gegen das klösterliche Leben Beifall fanden bei den Freunden des alten Herkommens, und so sehr die, welche solche Aeußerungen sich zu Schulden kommen ließen, sich der Gefahr aussetzten; so wenig konnte damit die wieder erwachte Freiheit aufgehalten werden. Dieß zeigt das Benehmen der Klosterfrauen von Königsfelden, welche ähnlich, wie die im Oetenbach zu Zürich, eine Bitte an den Rath stellten, sie ihrer Gelübde zu entbinden. Die Regierung glaubte anfänglich, es sei ihnen nur um ein bequemeres, weichlicheres Leben zu thun, und gestattete ihnen manche Freiheiten und Erleichterungen, die sie früher in ihrem Kloster nicht genossen hatten. Allein sie antworteten, sie begehrten keine Willfährigkeit gegen den Leib; dem Geiste möge man zu Hülfe kommen, und ihr Gewissen entledigen; man möge sie als unschuldig Gefangene barmherzig bedenken und freilassen." Und so mußte denn ihnen willfahret werden. Eine im Nov. 1523 erlassene Verordnung stellte es jeder Nonne frei, im Kloster zu bleiben, oder auszutreten. Von dieser Freiheit machten mehrere Gebrauch, und traten in den Stand der Ehe.

*) Die schon öfter von uns angeführte Ausgabe von Stierlin u. Wyß, wo sich auch in der Vorrede zum ersten Bande die Nachrichten über Anshelm finden.

Noch aber sollten neue Streitigkeiten das Reformationswerk zu Bern aufhalten. Den Gegnern desselben war es gelungen, einen rüstigen Kämpfer für das alte System in die Stadt zu ziehen, um damit ein Gegengewicht gegen die täglich überhand nehmenden Neuerungen zu bilden. Der Dominicaner Joh. Heim, der bis jetzt in Mainz sich aufgehalten hatte, ward zum Prediger an dem Kloster seines Ordens in Bern berufen. Wenn man sich der alten Eifersucht der Dominicaner und Franciscaner erinnert, so kann man sich wohl einbilden, daß es in dieser aufgeregten Zeit um so weniger an Reibungen fehlen konnte, da der Reformator Seb. Meyer zum Franciscanerorden gehörte. Die Controversen zeigten sich bald auf den Kanzeln, und auch hier kam es vor, wie in Zürich, daß sich Zuhörer unter die Kanzel stellten und dem Prediger ins Wort fielen. Als daher Heim eines Sonntags behauptete, Christus habe nicht, wie die Evangelischen lehrten, ein für allemal genug gethan, sondern man müsse noch täglich durch Meßopfer und gute Werke den himmlischen Vater mit den Menschen versöhnen, unterbrachen ihn zwei Bürger mit der Bemerkung, „dieß sei nicht wahr." Hierüber erhob sich ein großer Lärm. Die Anhänger Heims ermunterten ihn, fortzufahren; dieser aber erklärte, er wolle das Predigen lieber aufgeben, wenn es jedem gestattet sein solle, ihm Einwendungen zu machen. Die Sache kam vor den Rath, und nachdem man lange für und wider gestritten, indem die einen die Partei des Predigers nahmen, die andern die seiner Gegner, so konnte man sich endlich nur dahin vereinigen, die beiden Controversprediger, Heim sowohl als Meyer, aus der Stadt und deren Gebiet zu weisen, jedoch mit der Erklärung, daß dieß ihren Ehren keinen Abbruch thun solle. Mit Heim wurde also auch der verdienstvolle Seb. Meyer verwiesen. Er ging nach Basel, trat aus dem Orden, verheirathete sich und begab sich bald darauf nach Augsburg, wo er längere Zeit mit Segen das Evangelium verkündete, bis er nach vollbrachter Reformation in Bern wieder dahin zurückkehrte. Haller blieb nun allein und hatte einen um so schwerern Stand, je mehr die Feinde bemüht waren, auch ihn aus dem Wege zu schaffen. Aehnlichen Nach-

ſtellungen, wie Zwingli in Zürich, war auch Haller an ſeinem Orte ausgeſetzt, denen jedoch auch er glücklich entging *).

In Baſel hatte ſeit der Anſtellung Oekolampads als Helfers zu St. Martin das reine Evangelium mehr und mehr Wurzel gefaßt. Bald ſammelte ſich um ihn ein Kreis von evangeliſchen Lehrern, die ihn durch ihre Vorträge und ſonſtige Wirkſamkeit thätig unterſtützten **).

Das Jahr 1523 verging ohne bedeutende Ereigniſſe unter der ſtillen Wirkſamkeit dieſer Männer, zumal da der Rath durch eine ſtrenge Verordnung alles Schimpfen und Schmähen auf den Kanzeln von beiden Seiten verboten hatte. Bloß ſehen wir auch hier einige Ordensgeiſtliche ihre Klöſter und bisherige Lebensart verlaſſen, unter andern den gelehrten Conrad Pellican, der von den Barfüßern ſich verabſchiedete und als Lehrer der Theologie angeſtellt wurde. Wichtiger iſt das Jahr 1524 durch die Gegenwart eines in der Geſchichte ausgezeichneten Mannes und zwei faſt gleichzeitig gehaltene wichtige Disputationen.

Wilhelm Farel***), der mit Recht als ein Vorgänger Calvins betrachtet wird, indem er hauptſächlich in Frankreich, in Genf und der franzöſiſchen Schweiz ſeine reformatoriſche Thätigkeit entwickelte, kam in dieſem Jahre nach Baſel. Geboren 1489 zu Gap in der Dauphiné, edler Herkunft und ziemlich wohlhabend, war er in den ſtrengſten Grundſätzen des Papſtthums erzogen, und hätte gleichwohl von ſeinen in den Vorurtheilen des Adels befangenen Eltern nur mit Mühe erlangt, ſich den Studien widmen zu dürfen. Durch ſeinen berühmten Lehrer Jac. Faber Stapulenſis, der noch in ſeinem hohen Grei-

*) Kirchhofer, Bertold Haller. S. 49. (nach Anshelm).

**) Vorzüglich ſind außer Wyßenburger zu nennen Marx Berſchy von Rorſchach, Leutprieſter zu St. Leonhard, Hans Sündli von Lucern (Lüthard), Prediger zu den Barfüßern, Thomas Geierfalk aus dem Gregorienthal, Prediger bei den Auguſtinern, zu denen ſich noch etwas ſpäter Balthaſar Vögeli, Helfer zu St. Leonhard, und Oekolampads Helfer zu St. Martin, Bonifacius Wolfhard und Hieronymus Botanus geſellten.

***) Vergl. über ihn die dankenswerthe Monographie von Hrn. Pfr. Kirchhofer, das Leben Wilh. Farels, aus den Quellen bearbeitet. 2 Bde. Zür. 831. 33.

fenalter ſich zur reinern Lehre hinwendete, war der feurige Jüngling für eben dieſe Lehre gewonnen und durch vielfaches eigenes Nachdenken in ſeiner Ueberzeugung geſtärkt worden. In Paris und Meaux hatte er ſich an Gleichgeſinnte angeſchloſſen und bereits angefangen, die heilige Schrift ins Franzöſiſche zu überſetzen. Ausgebrochene Verfolgungen gegen die Anhänger der neuen Lehre nöthigten ihn aber, Frankreich zu verlaſſen. Er flüchtete nach der Schweiz, deren Boden er zuerſt in Baſel betrat, wo er mit ſeinem Freunde Anemund und andern Flüchtlingen zuſammentraf. Es kann uns dabei nicht die Beobachtung entgehen, wie Baſel ſchon damals ſo häufig eine Zufluchtſtätte wurde für die in den Nachbarſtaaten wegen politiſcher oder religiöſer Meinungen Verfolgten. So war ein Hutten und Oekolampad nach Baſel gekommen, ſo ein Farel, ſo ſpäter ein Calvin und andere. Daß mitunter auch einer der Stürmer, wie der vertriebene Karlſtadt und ſein College Borhaus, und ſelbſt auch Münzer, hier ein ſchirmendes Dach fand, konnte nicht vermieden werden, und niemand wird es einfallen, unſern Vätern ſolches zur Laſt zu legen. Farel fand bei Oekolampad willige Aufnahme, und auf deſſen Verwendung hin geſtattete ihm die Regierung, eine öffentliche Disputation zu halten, was ihm von der Univerſität war abgeſchlagen worden. Aber nun wandten ſich die Glieder der Univerſität an den biſchöflichen Vicar Heinrich von Schönau, und wirkten von ihm ein Verbot aus an alle Prieſter, Studenten und Verwandte der hohen Schule, bei Strafe des Bannes und der Relegation bei dem Geſpräch zu erſcheinen. Dieſes Verbot reizte aber die Regierung nur noch mehr, und während ſie früherhin das Geſpräch bloß geſtattet, ſo wurde es jetzt, dem Biſchof und der Univerſität zum Trotz, eigentlich geboten, und jedem dabei zu erſcheinen zur Pflicht gemacht. In den hierüber erlaſſenen Mandaten der Regierung ſpricht ſich bereits ein der Reformation günſtiger Sinn aus. Das Vorhaben des Farel, heißt es, ſei „als zu vermuthen aus Eingießung des heiligen Geiſtes" geſchehen, und die von ihm vorgelegten Sätze habe der Rath „nicht unziemlich, dem Evangelium gemäß und den Menſchen ehender nützlich als ſchädlich befunden." Was aber den Befehl betrifft, bei der Disputation

zu erſcheinen, ſo heißt es: „Es wolle dem Rath gefallen, daß männiglich, und vor allem die Seelſorger, Predicanten, Prieſter, Studenten und Verwandte der Univerſität in ſolcher Disputation disputiren. Wer ſich dem widerſetzen wolle, dem ſoll künftighin alles Mahlen und Backen und feiler Markt, durch ſich oder ſein Geſinde zu gebrauchen, abgeſchlagen ſein; deßgleichen die vom Rath Verpfründeten oder Belehnten ihrer Pfründen entſetzt werden.

Dreizehn Sätze waren es, welche Farel anſchlug, die hauptſächlich gegen die Werkheiligkeit, die Ceremonien, das Faſten und die Anrufung der Heiligen gerichtet, und dagegen recht ſehr auf den Glauben an Jeſus Chriſtus als den einigen Grund unſrer Seligkeit hinwieſen *). „Chriſtus (ſo heißt es gleich im erſten Satze) hat uns die vollkommenſte Lebensregel gegeben, zu welcher wir weder hinzu noch davon thun dürfen.“ „Der Beruf des chriſtlichen Lehrers erfordert (ſo heißt es im 5.), dem Worte Gottes obzuliegen, und zwar mit ſolchem Eifer, daß er nichts für höher hält.“ „Wer das Evangelium in Zweifel zieht (heißt es im 7.), unterdrückt es, und wer nicht aufrichtig ſeinen Bruder liebt, und Gott mehr, als die Menſchen fürchtet, der ſchämt ſich des Herrn.“ „Wer durch eigene Kraft und Verdienſt ſelig und gerechtfertigt zu werden hofft (lehrt der 8. Satz), und nicht durch den Glauben, der erhebt ſich ſelbſt und macht ſich, von Unglauben verblendet, durch den freien Willen zu einem Gott.“ „Unſer Leitſtern (ſo ſchließt der 13. Satz) ſoll Jeſus Chriſtus ſein, durch deſſen Kraft alles regiert wird, und kein Geſtirn oder ein anderes Element. Daß dieſes in Zukunft geſchehe, hoffen wir, wenn alles nach der evangeliſchen Norm geſtaltet, und aller Hader, den jeder Chriſt verabſcheuen muß, aufgehoben ſein wird, damit der Friede Gottes, der alle Gedanken überſteigt, in unſern Herzen wohne.“

„Laufet,“ ſo ſchließt ſeine Einladung an die Kämpfer, „laufet, wie der Herr uns ermahnet, mit chriſtlichem Herzen herzu, und bringet darauf, daß allein das Wort Gottes den Sieg erringe. Dazu ermahne, dafür bitte ich euch um des Erlöſers

*) Sie finden ſich handſchriftlich in Ryffs Chronik, u. abgedruckt bei Kirchhofer I. S. 21., und in Burkhards Reformationsgeſchichte von Baſel. S. 39—41.

Jesu Christi willen, welcher so dringend die Sorge für unsern Nächsten uns befohlen hat."

Montags den 15. Februar fand die Disputation im Collegium der Universität statt, über deren Vorgang im Einzelnen die Acten nicht mehr vorhanden sind. Doch meldet den Erfolg ein Zeitgenosse mit den Worten: „Es kam viel Gutes davon. Es nahm das Wort Gottes sehr zu. Es standen davon viel christliche Lehrer auf" *). Mehrere Monate verweilte Farel noch in Basel, und knüpfte mit mehrern Gleichgesinnten einen Bund der Freundschaft, der über das Grab hinaus dauern sollte. Später wurde er Pfarrer zu Aelen (Aigle) im französischen Bernergebiete.

Gleich den folgenden Tag nach der Farelschen Disputation folgte eine andere, die aber einen etwas verschiedenen Charakter darbietet. Der Leutpriester von Liestal, Stephan Stör von Diessenhofen, hatte sich verehelicht und wollte nun diesen Schritt öffentlich und zwar in deutscher Disputation rechtfertigen. Es erschienen viele Zuhörer, und keiner der Gegner wagte es, Einwendungen zu machen. Vielmehr unterstützten ihn mehrere der Anwesenden in seiner Meinung. Da übernahm Bonifacius Wolfhard, Helfer zu St. Martin, das Amt eines Gegners, nur um wenigstens das zur Sprache zu bringen, was man gewöhnlich für den Cölibat der Priester anzuführen pflegt; allein Stör widerlegte die Einwürfe zur vollen Zufriedenheit Oekolampads und der Uebrigen. Indessen war es derselbe Stephan Stör, der, wie der früher genannte Röublin, sich in der Folge an die Wiedertäufer anschloß, und als Demagog in dem Bauernkriege die Liestaler gegen Basel aufhetzte. Ueberhaupt ist es merkwürdig, wie mehrere von den Männern der stürmischen Richtung einen überwiegenden, einseitigen Nachdruck auf die Priesterehe legten, als ob von ihr allein das Heil abhinge. So Karlstadt, Röublin, Stör u. m. a. Sie hingen sich auch hier an Aeußeres, in die Sinne Fallendes, das wohl als natürliche Folge der freiern Grundsätze ganz recht und in der Ordnung war, das aber, für sich genommen und außer dem Zusammenhange mit dem Leben

*) Ochs V. 460. Kirchhofer a. a. O. I. S. 24.

des Glaubens, leicht einen selbstsüchtigen Charakter annehmen und den Gegnern Anlaß zu bittern Bemerkungen geben konnte. Dasselbe ist es, wenn heut zu Tage eine sogenannte liberale Partei in der katholischen Kirche von der Abschaffung des Cölibats an sich schon alles Heil erwarten will. Wir glauben aber, so wenig das eheliche Leben den Priester Gottes entheiligt, so wenig vermag es an und für sich, ihn zu heiligen, wenn nicht ein Höheres da ist, das erst wieder das eheliche Leben heiligt und ihm die christliche Weihe giebt. Daher sehen wir auch, daß die wahren Reformatoren, ein Luther, Zwingli, Oekolampad, erst dann in die Ehe traten, als sie das Reformationswerk in seinen tiefern Grundlagen bereits befestigt hatten, womit der Vorwurf der Gegner, als hätten sie bloß um des Heirathens willen reformirt, von selbst wegfällt. Oekolampad, der bisher nur als Verweser die Stelle von St. Martin bekleidet hatte, wurde nun in demselben Jahre 1524 zum eigentlichen Pfarrer, und bald darauf zum Professor der Theologie ernannt; jedoch unter der Bedingung, daß er ohne des Rathes Vorwissen keine Neuerung in Religionssachen vornehmen solle. Die Regierung zeigte sich indessen geneigt, vernünftige Neuerungen zu gestatten. So ließ mit ihrer Genehmigung Oekolampad die Kinder in deutscher Sprache taufen durch seinen Helfer, mit dem er auch das Abendmahl unter beiderlei Gestalt austheilte, und indem er durch seine Vorträge das Volk von den Aussendingen ablenkte und zu dem lebendigen Christus hinwies, so kamen auch das Meßgepränge, die Kreuzumgänge u. a. von selbst außer Uebung. Desto eifriger wurden dafür die Wochenpredigten besucht, von denen die Mönche sagten, sie röchen nach dem Lutherthum.

In demselben Jahre erließ auch die Regierung (nach dem Vorgange von Zürich und Bern) eine Verordnung, in welcher allen Mönchen und Nonnen erlaubt wurde, ihre Klöster zu verlassen und sich eine ehrbare bürgerliche Lebensart zu erwählen. Die ersten, die von dieser Erlaubniß Gebrauch machten, waren die Ordensgeistlichen von St. Leonhard, welche den 2. Februar 1525 ihre Ordenskleider feierlich ablegten, und gegen einen lebenslänglichen Jahrgehalt (von 62 Goldgulden) ihr Kloster sammt allen Gerechtigkeiten der Regierung abtraten.

Bisher haben wir bloß Zürich, Bern und Basel im Zustande der kirchlichen und religiösen Gährung betrachtet. Wir wenden uns nun auch nach den übrigen Kantonen und Orten, um zu sehen, wie auch hier Versuche, die Kirche zu reformiren, gemacht und aufgenommen wurden. Die benachbarte, mit Basel damals durch ein Schutzbündniß verbundene Stadt Mühlhausen fällt uns zuerst in die Augen, da sie mit der Reformation uns eigentlich voranging. Sie wissen, daß U. v. Hutten, nachdem er bei Erasmus vergebens eine Herberge gesucht hatte, nach Mühlhausen gegangen war. Hier fand er bereits einige Freunde der neuern Glaubensrichtung, Jacob Augsburger, Otto Binder und Bernhard Römer. Diese drei Männer waren es auch, welche im Jahre 1523 ein Gutachten an die Obrigkeit eingaben, nach welchem statt der täglichen Frühmessen Gebete sollten gehalten, deutsche Psalmen gesungen, die Processionen und unnützen Feiertage abgeschafft, und dagegen eine bessere Sittenzucht unter Geistlichen und Weltlichen eingeführt werden. Dieses Gutachten fand vielen Beifall, zumal da der damalige Stadtschreiber Gamshart dem Evangelium geneigt war, und bald erfolgte ein diesem Gutachten entsprechendes Religionsmandat, so daß schon 1524 die Reformation in Mühlhausen so gut als vollendet anzusehen ist, was sich auch darin zeigte, daß von diesem Augenblicke an dem Bischof von Basel der Gehorsam aufgekündet wurde. Daß indessen die Mühlhauser diesen Schritt eher thun konnten, als die Basler, die unmittelbar unter des Bischofs Hut und in engerm Verbande mit den Eidgenossen lebten, leuchtet ein*).

In einer andern zugewandten Stadt der Eidgenossenschaft, in Biel, predigte der Lehrer Zwingli's, Thomas Wyttenbach, gegen viele Mißbräuche der Kirche, und trat noch in hohem Alter (1524) in den Ehestand. Seinem Beispiel folgten sieben andere Priester. Dieß zog ihm Verfolgungen von Seiten der Päpstlichen zu. Er wurde seiner Stelle entsetzt, begab sich aber in ein Kloster, wo er unter großem Zulauf predigte. Die

*) Siehe Graf, Geschichte der Kirchenverbesserung in Mühlhausen 1818., u. dessen Geschichte der Stadt Mühlhausen Th. II.

Zahl seiner Anhänger mehrte sich dadurch nur um so bedeutender, und bald nahm die reformatorische Richtung so sehr überhand in Biel, daß die Stadt in der umliegenden Gegend das Ketzerstädtchen hieß*).

In Solothurn galt der Schullehrer Dürr (Macrinus) für einen Anhänger Zwingli's, ward aber von den Barfüßern verfolgt, und nur unter Gelobung des Stillschweigens über die streitigen Puncte konnte er seine Stelle wieder erhalten, von der er war entfernt worden. Am heftigsten unter den Städten der westlichen Schweiz war Freiburg gegen Zwingli und seine Lehre eingenommen. Ueberhaupt zeichnete sich diese Stadt wenig durch wissenschaftliches Leben aus. Ein Gelehrter des 15. Jahrhunderts, Agrippa von Nettersheim, der sich einige Zeit lang daselbst aufgehalten, bezeichnet Freiburg als eine Stadt, „die alles geistigen Lebens baar und ledig sei" **), und so blieb es auch im Ganzen im Zeitalter der Reformation, obwohl der Schultheiß Peter Falb, ein Freund und Gönner Zwingli's, eine rühmliche Ausnahme machte. Hans Kuno, Caplan zu St. Niklaus, ward des Landes verwiesen, weil er, da die Regierung verbotene Schriften durch den Scharfrichter hatte verbrennen lassen, ausgerufen: „Vater, vergieb ihnen, sie wissen nicht, was sie thun," und eben so ward der allgemein geachtete Decan der Stiftskirche, Joh. Hollard, bloß darum verbannt, weil er mit den Berner Reformatoren einen Briefwechsel unterhielt***).

Günstigern Fortgang nahm die Reformation in der östlichen Schweiz, die an Zürich und seinem Zwingli einen mächtigen Haltpunct hatte. Waren doch der Bürgermeister Vadian zu St. Gallen und Hofmeister zu Schaffhausen die innigsten Freunde Zwingli's, sie, die zugleich auf der Züricher Disputation den Vorsitz geführt und an allen dortigen Bewegungen den lebhaftesten Antheil genommen hatten.

---

*) Siehe Kuhn, Berns Reformatoren. S. 59—70.

**) Ex Friburgo Helvetiorum, omnium scientiarum cultu diserto ac destituto.

***) Hottinger (Joh. v. Müller VI.) S. 410—12.

Sebastian Hofmeister*), mit dem eigentlichen Namen Wagner (Carpentarius), geboren 1476 zu Schaffhausen, ein Franciscaner, hatte sich in Paris gebildet und eine Zeitlang in Zürich eine Lehrstelle bekleidet, bis er dann in seiner Vaterstadt eine mehrfache Wirksamkeit als Prediger an verschiedenen Kirchen erhielt. Indem auch er die Messe und andere Mißbräuche bestritt, erwarb er sich den Beifall der einen, und rief den leidenschaftlichen Widerspruch anderer hervor. Seine Gegner wußten sich nicht anders zu helfen, als daß sie einen berühmten Streiter für Rom, Erasmus Ritter, in die Stadt riefen. Allein dieser wurde in Folge der Züricher Disputation so für die Ansicht gewonnen, die er bekämpfen sollte, daß er der Wahrheit die Ehre gab und jetzt selber mitarbeitete am Werke der Verbesserung. Auch der Abt des Allerheiligenklosters, Michael von Eggenstorf, ein frommer Wissenschaft liebender Mann, der sich mit Luthers Schriften bekannt gemacht hatte, wirkte in reformatorischem Geiste auf die unter seiner Aufsicht stehenden Mönche, und gab zuletzt sein Kloster in die Hände der Regierung zurück. Bald darauf ließ diese Messe und Bilder abschaffen.

Gleichzeitig wirkte in St. Gallen Vadian. Joahim Wadt**), ein Alters- und Studiengenosse Zwingli's (er ist 1484 zu St. Gallen geboren und schloß in Wien den Freundschaftsbund mit Zwingli), war kein Theolog von Beruf, sondern Arzt, Staatsmann, Dichter und Gelehrter. Aber seine Gelehrsamkeit war so vielseitig, sein Eifer für das reine Wort Gottes so groß, sein Zusammenhang mit Zwingli so fest, seine Bekanntschaft mit den Kirchenlichtern der Zeit so ausgebreitet, daß er demungeachtet die Stelle eines Reformators mit Ehren einnehmen konnte. Als Bürgermeister seiner Vaterstadt wirkte er eben dadurch reformatorisch, daß er einen Kreis evangelisch gesinnter Prediger um sich sammelte und sich mit ihnen über die Schrift unterhielt; ja, der Laie erklärte den Geistlichen die Apostelgeschichte. Von den letztern selbst waren es die Stadtpfarrer Bur-

*) Vgl. Kirchhofers Biographie desselben und die Schaffhausenschen Jahrbücher.

**) Siehe Fels, Denkmal schweiz. Reformat. St. Gallen 819.

gauer und Wolfgang Wetter, welche zuerst im Sinn und Geist der Reformation predigten. Bald darauf kam auch Balthasar Hubmeier von Waldshut nach St. Gallen, und predigte daselbst unter großem Zulauf auf freiem Felde. Dieser verirrte sich jedoch in der Folge in die Wiedertäuferei. Eine reinere evangelische Wirksamkeit entwickelte dagegen mit dem Jahre 1524 der uns schon bekannte Johann Keßler*) (Ahenarius), welcher erst in Basel, dann in Wittenberg unter Luther und Melanchthon studirt hatte, dabei aber zugleich das Sattlerhandwerk trieb, ähnlich, wie der gelehrte Colin und sein Schüler Thomas Plater das eines Seilers. Dieser hielt Vorträge (Lesenen) in der heiligen Schrift, erst in Bürgerhäusern und dann auf Zunftstuben, welche zahlreich besucht und mit großem Beifall gehört wurden. Der Abt von St. Gallen, Franz Geisberg, sah nur ungern die überhand nehmende Ketzerei in den Umgebungen seines uralten Stiftes, und es kam daher auch hier zu Reibungen zwischen den Klostergeistlichen und den Freunden der Reformation. Nichts desto weniger ging diese ihren Weg freudig vor sich, und fast um dieselbe Zeit, wie in Zürich und Schaffhausen, reinigte man auch in St. Gallen die Kirchen von den Bildern, und begnügte sich damit, statt der Messe das Wort Gottes zu hören. Auch die Landsgemeinde zu Appenzell faßte 1524 den Beschluß, daß alle Priester und Geistliche des Landes nichts anders predigen sollten, als was sie aus dem Evangelium beweisen könnten. Gleichwohl finden wir auch hier die Stimmung getheilt, indem Jacob Schurtanner zu Teufen, Walter Klarer in Hundwyl u. a. für die Reformation, der Ortspfarrer von Appenzell, Theob. Huter, sich gewaltig dagegen erklärte. Wie in Glarus schon durch Zwingli's frühern Aufenthalt daselbst der Same der reinern Lehre war ausgestreut worden, haben wir schon früher gesehen. In ihres Freundes Sinn wirkten fort Valentin Tschudi in Glarus selbst, Fridolin Brunner zu Mollis, Johann Schindler zu Schwanden.

Schwierig ist es, die ersten Anfänge der Reformation im Bündnerlande nachzuweisen, da sich dieselben fast in das

*) Siehe Bernets oben angeführte Biographie.

Dunkel der Sage verhüllen. Ein Fremdling, dessen Name und Herkunft verschieden angegeben wird (Bürklin nennen ihn die einen, Bolt die andern), soll durch zwei einzige feurige Predigten die Gemeinden von Fläsch und Malans für das geläuterte Christenthum gewonnen haben. Sicherer, als dieses, ist, daß Jac. Vireroni im obern Engadin, die Pfarrer Conrad zu Davos und Heinrich Spreiter im Antonienthal das Wort Gottes nach gereinigtern Begriffen erklärten, während in Chur, unter den Augen des Bischofs, der Schullehrer Jac. Salzmann (Salandronius) nur mit großer Behutsamkeit die neue Lehre verbreiten durfte. Etwas später entfaltete Joh. Dorfmann (Comander) als Prediger in Chur eine gesegnete Wirksamkeit. Er ist es, den die Bündner als ihren eigentlichen Reformator verehren.

Wenig Neigung zur Reformation zeigte sich im Walliserlande, das an Bildung tief stand, wiewohl einzelne, talentvolle Männer dieser Zeit aus dem Wallis hervorgingen, wie der berühmte Cardinal Schinner und der originelle Thomas Plater. Der letztere hat uns einige merkwürdige Züge von der Unwissenheit seiner Landsleute und der dortigen Priester aufbehalten*). Von Zürich aus, wo er studirte, machte er bisweilen einen Ausflug nach seiner Heimath, wo es ihm, dem feurigen, raschen Jünglinge, leicht begegnete, mit den Priestern in theologische Händel verwickelt zu werden. So stritt er sich einst mit einem darüber, ob Petrus in Rom gewesen. Plater zog das griechische Testament hervor. Davon wollte aber der Priester nichts wissen, sondern berief sich darauf, daß er es von seiner Großmutter wisse. „Also ist die Großmutter eure Bibel," erwiederte ihm Plater. Der Nämliche wollte die Anrufung der Heiligen aus der Psalmenstelle beweisen: „Gott ist wunderbar in seinen Werken." Da bückte sich Plater zur Erde, brach ein Gräschen ab und sagte: „Wenn alle Welt sich zusammenfügte, könnte sie nicht ein solches Kräutchen schaffen." Er wollte ihm damit sagen, daß wir somit ja auch das Gras anbeten müßten. Der Priester schlich sich beschämt davon. — Wie viel ein ge-

*) Siehe Platers Leben von Franz (St. Gallen 812.) S. 90. ff.

wisser Lucius Steger mit seinen Predigten unter den Wallisern ausgerichtet habe, liegt im Dunkel. Er soll die Ohrenbeichte angegriffen und Zwingli's Schriften empfohlen haben.

Am wenigsten Eingang fanden die reformatorischen Ideen im Innern der Schweiz. Lucern stand ungefähr auf derselben Stufe der Bildung mit Freiburg. Die Adeligen, gefesselt durch die Jahrgelder, die sie von außen bezogen, zeigten sich dem reformatorischen Streben abhold, das Volk war roh, die Geistlichkeit unwissend. Einen schweren Stand hatte unter diesen Verhältnissen Oswald Myconius (Geißhäuser), ein geborner Lucerner, zu bestehen, der seit 1520 als Schullehrer in seiner Vaterstadt angestellt war. So sehr er auch vermied, in seinen Lehrstunden Luthers Namen zu nennen, wenn er sich gleich zu dessen Grundsätzen bekannte, so ward er doch als ein Anhänger desselben verdächtigt, öfter vor Rath gezogen, und endlich nebst seinen Freunden Zimmermann (Xylotectus), Jost Kilchmeier und Colin aus der Stadt verwiesen. Er wandte sich nach Zürich, bis er zuletzt nach Oekolampads Tode Antistes in Basel wurde.

Was endlich die kleinen innern Orte, die Urkantone der Schweiz betrifft, in welchen einst der Bund der Freiheit entstanden war, gegenüber der Zwingherrschaft Oesterreichs, — das Vaterland eines Tell und Winkelried, so könnte man freilich auf den ersten Augenblick versucht sein, zu glauben, hier müsse auch die geistige Freiheit eine Pflegestätte, hier der Same der reinern Lehre einen empfänglichen Boden, hier die Sache der kirchlichen Unabhängigkeit ihre kühnsten Streiter gefunden haben. Allein die Geschichte lehrt das Gegentheil, und zwar auf eine Weise, daß der anscheinende Widerspruch leicht begreiflich wird.

Es ist ein anderes, das Joch der Tyrannei auf dem Nacken fühlen in den natürlichen Verhältnissen des täglichen Lebens, deren Grundlage das physische und materielle Wohl ist, und ein anderes, den geistigen Druck verspüren im Reiche des Forschens und Denkens. Zum erstern gehört bloß ein gesundes, kräftiges Gefühl, zum letztern ein gewisser Grad von Bildung. Das bürgerliche Wohlbefinden ist nicht immer so eng, als man glauben sollte, an die höhern Interessen des Geistes geknüpft,

ſo wie dieſe auch hinwiederum unter dem Druck der äußern Verhältniſſe ſich dennoch geltend machen, und dem Gebildeten eine Entſchädigung gegen politiſches Unrecht gewähren können. Es kommt zuletzt doch vieles auf die Natur eines Volkes, auf ſeine Lage, auf ſeine Bedürfniſſe und ſeine bisherige hiſtoriſche Entwicklung an, und ſo wenig ein politiſches Syſtem für alle paßt unter allen Formen und Verhältniſſen, ſo wenig ein kirchliches. — Die chriſtliche Wahrheit iſt freilich nur *eine*, und das Wort Gottes iſt ein und daſſelbe für alle. Aber die Augen für dieſe Wahrheit ſind nicht für alle dieſelben, und was dem einen ein reines, wohlthätiges Licht iſt, iſt für den andern ein falſcher, blendender Schimmer; was dem einen unter gehöriger Vorbereitung zur heilſamen Arznei werden kann, kann dem andern, der nur an Milchſpeiſe gewöhnt war, zum ſtörenden Gifte werden. Wir haben nun ſchon früher gezeigt, wie der Katholicismus an und für ſich nicht abſolut verwerflich iſt, ſondern, wie ihm auch theilweiſe wenigſtens und unter gewiſſen Bedingungen ſein Recht werden muß in der Entwicklungsgeſchichte der Menſchheit. Je einfacher ein Volk iſt, je weniger es ſchon den Zweifel in religiöſen Dingen kennen gelernt hat, je weniger ihm das Verderben der Großen bekannt iſt, deſto eher kann es ſich unter dem Hirtenſtabe der Hierarchie auch *geiſtlich* wohlbefinden, deſto unbefangener wird es gewiſſe alte Gebräuche mit heiliger Ehrfurcht umfaſſen und dabei ſeine Befriedigung finden, deſto unheimlicher wird es ihm werden, wenn es von Neuerungen hört, deren Sinn und Zuſammenhang es nicht faſſen, deren Nothwendigkeit es daher auch nicht einſehen, und an denen es das Auffallende und Störende nur mit Argwohn betrachten kann. Nun können wir zwar nicht behaupten, daß die Urkantone in einem vollkommnen, paradieſiſchen Zuſtande der Unſchuld geblieben, während rings herum das kirchliche Verderben überhand genommen. Nein, von dieſem Verderben, das zugleich mit den politiſchen Uebeln in das Vaterland eindrang, war auch der Kern deſſelben angefreſſen. Aber immerhin war dieſes Verderben nicht ſo allgemein fühlbar, und wenn auch Mißbräuche ſich zeigten, wenn z. B. ein Samſon auch hier bei den Verſtändigern Unwillen erregte, ſo ſchienen doch ſolche Miß-

bräuche nicht eine totale Umkehr der bisher gewohnten Verhältnisse zu rechtfertigen. Mit Recht bemerkt daher wohl Prof. Hottinger*), daß zu Beurtheilung der Einwohner des Hochgebirges ein andrer Maßstab anzulegen sei, als für die flächere Schweiz. Mit Recht macht er aufmerksam auf die großen vaterländischen, historischen Erinnerungen, die aufs innigste mit dem bisherigen Glauben des Volkes verwachsen waren. „Begreiflicher „Unwille," sagt er, „mußte sich des Urners, des Schwyzers bemächtigen, wenn sie erfuhren, daß die Wallfahrten abgestellt, „die Wände der Kirchen übertüncht werden sollten. Zogen sie „doch jährlich zu der geweihten Stätte von Morgarten und zu „der Capelle Wilhelm Tells, wo einfache Denkmale sie einluden, das dankbare Gedächtniß der Helden des Vaterlandes mit „der Verehrung jener himmlischen Helfer zu vereinigen, denen „einst der fromme Glaube der Thäter selbst die Kraft zu dem „vollbrachten Werke verdankte. Mußte nicht durch Aufhebung „des Fastengebots, durch Einführung der Priesterehe der Unterwaldner geärgert werden, der gewohnt war, in den Entsagungen seines weit gepriesenen Bruder Claus den höchsten Grad „irdischer Heiligkeit zu verehren!" Der Streit über Dogmen mußte vollends diesen einfachen Menschen als etwas erscheinen, das weit über ihren Horizont hinausging, da sie das Verdienst ihrer Priester nicht sowohl nach ihrer Gelehrsamkeit und einer scharfsinnigen Theologie, als vielmehr nach dem ehrbaren Wandel und einer einfachen, gutherzigen Frömmigkeit abschätzten. Daher antworteten auch die Obwaldner auf eine Einladung der Züricher zu ihrer zweiten Disputation: „Wir sind allezeit „gutwillig, euch zu dienen, aber wir haben keine sonderbar hochgelehrten Leute, sondern fromme, ehrbare Priester, die uns die „heiligen Evangelien und andere heilige Schriften so auslegen, „wie unsere Vorfahren, welches auch ausgelegt ist, wie uns nämlich die heil. Päpste und das Conseilium (sie) geboten haben."

Damit ist freilich nicht gesagt, daß nicht auch hier die reine Verkündung des Wortes Gottes unter den gehörigen Bedingun-

*) In seiner öfter angeführten und von uns dankbar benutzten Fortsetzung von Joh. v. Müller VI. S. 413. ff.

gen hätte Platz greifen können, noch daß der Sinn dafür dem Volke verschlossen gewesen wäre. Haben wir doch schon früher gesehen, wie von Einsiedeln aus die Strahlen des neuen Lichtes sich verbreiteten, während Zwingli und Leo Judä dort predigten unter dem Schutze eines edeln Abtes. War es doch eben der uns aus der vorigen Stunde bekannte Johanniter-Comthur Conrad Schmidt, der durch seine in Lucern gehaltene Rede auch einen Wernherr Steiner, Landammann von Zug, gewann! Und war es doch eben dieser wieder, der sich als einen besondern Gönner der Reformation erwies! Besonders zeigte sich aber im Kanton Schwyz anfänglich viele Neigung für das reine Evangelium. Als Zwingli seine stille Wirksamkeit daselbst mit der größern vertauscht hatte, war es sein Helfer Georg Stähelin, der eine Zeitlang als Pfarrer zu Freienbach am Zürichersee wirkte. Er meldet darüber Folgendes: „Also nahm ich's an die Hand, und fand ein gar gutwilliges Volk. Es richteten auch die Vornehmsten von Schwyz, wenn sie ausreiten wollten, es so ein, daß sie des Sonntags dahin zur Kirche kamen, so daß ich alle Sonntag einen Tisch voll Gäste hatte. Auch einige aus der March kamen zur Predigt." Darf es uns aber wundern, wenn Ausartungen im wiedertäuferischen Geiste, wie sich der Pfarrer Balthasar Trarel in Art zu Schulden kommen ließ, das Volk, das nicht zu unterscheiden wußte, gegen die Reformation selbst einnahmen?

Wir haben nun bis zum Ende des Jahres 1524 sowohl die deutsche, als die schweizerische Reformation, jede in ihrem eigenthümlichen Zusammenhange und auf ihrem Boden, betrachtet, und es hat sich uns bei viel Gleichartigem in den Grundsätzen auch manche Verschiedenheit in der Anwendung und Ausführung derselben gezeigt. Die deutsche Reformation stellt sich uns, wie schon früher gezeigt worden, mehr dar als ein zusammenhängendes Ganze, worin Luthers Person mehr oder weniger das Haupt ist, die schweizerische mehr als ein Zusammenwirken verschiedener Kräfte. Dort sehen wir erst einen Mann, gegenüber dem mächtigen Coloß des deutschen Reiches, der mit einer gewaltigen That des Muthes Bahn bricht, und erst, nachdem er den Hauptsturm auf Tod und Leben bestanden, sondern sich die Elemente zu einer kirchlich-politischen Trennung. Hier

hingegen wirken Lehrer des Evangeliums und Regierungen Hand in Hand mit einander, und das Volk nimmt einen lebhaftern und entschiedenern Antheil am Kampfe. Aber eben bei dem vorherrschenden und von vorn herein sich geltend machenden demokratischen Princip war es um so schwieriger, gewisse Verirrungen und Excesse zu verhüten. Solche Excesse gingen nicht gerade immer nur von entschiedenen Schwärmern oder von solchen aus, die mit den aufrührerischen Wiedertäufern zusammenhingen; sondern in der ersten Anwandlung des reformatorischen Eifers ließen sich auch andere zu augenblicklichen Uebereilungen verleiten. So war es offenbar jugendlicher Muthwille, wenn der eben erwähnte junge Thomas Plater, der bei Myconius in Zürich die Dienste eines Famulus versah, ein Johannisbild aus der Kirche entwendete, um damit den Ofen zu heizen, und es mit den Worten anredete: „Buck dich, Jäckli, du mußt in den Ofen, ob du schon solltest Johannes heißen.“ Weder Myconius, noch Zwingli wußten damals von der Sache, und gewiß würden sie es auch nicht gebilligt haben. Aber alles verhindern konnten sie auch nicht. Wollten sie vielmehr verhüten, daß ein falscher Eifer sich der bisherigen Heiligthümer bemächtigte, so mußten sie sich gerade auf die Dinge einlassen, welche dem Volke am wichtigsten schienen; daher die so emsige Disputation über die Bilder und die Messe, weil diese Gegenstände dem Volke bekannt und beständig vor Augen waren. Nicht, als ob nicht Zwingli selbst am besten gewußt hätte, wie es nicht allein auf die Entfernung solcher Außendinge, sondern auf das Positive, auf den Glauben und die gründliche Ueberzeugung ankomme, und als ob er nicht eben so gut, wie Luther, der Lehre und dem Dogma ihr Recht hätte widerfahren lassen; aber, wie wir schon in der vorigen Stunde gesehen haben, konnte hier eine bloße theoretische Ansicht nicht mehr ausreichen. Es war hohe Zeit, daß die Verständigern im Volke, die Regierungen, unterstützt von ihren Predigern, die Sache in die Hand nahmen und das Anstößige entfernten, ehe die Rohheit der Menge darüber herfiel. Daraus dürfte sich denn auch wohl erklären lassen, daß man, um Aergeres zu verhüten, im Abschaffen des Sinnlichen im Gottesdienste weiter ging, als die

deutsch-lutherische Kirche, und sogar bis zu einer armseligen Nacktheit die Kirchen ihres Schmuckes entkleidete. Verstummte doch in Zürich und anderwärts sogar der feierliche Klang der Orgel, und wurde doch neben der Kanzel auch nicht mehr der Altar geduldet, sondern ein bloßer Tisch in die Kirche gestellt, und hölzerne Becher und Schüsseln gebraucht, statt der goldenen Gefäße, wenn das Mahl des Herrn gefeiert wurde. Und jenes einfache, sinnvolle Zeichen des Kreuzes, das den christlichen Pilger freundlich anspricht, wenn er ihm begegnet auf einsamer Bergeshöhe oder auf dem stillen Friedhof, — mußte es doch weichen, wo es aufgestellt war, aus Furcht vor dem daran sich aufrankenden Unkraut des Götzendienstes.

Aber bei all dieser Verschiedenheit des Aeußern zwischen den deutschen und schweizerischen Protestanten hätte doch immerhin eine Uebereinstimmung der Seelen in den wichtigsten und heiligsten Ueberzeugungen sich denken lassen; ja, es hätte sogar einen heilsamen Eindruck auf die Gegner machen müssen, wenn sie gesehen hätten, wie bei der Verschiedenheit der Formen die Einheit des Geistes und somit die wahre christliche Freiheit bestehen konnte. Allein eben diesen herrlichsten und höchsten Sieg hatte die Reformation noch nicht errungen bei ihrem ersten Auftreten in der Zeit. Die Gegner sollten den Triumph erleben, daß die Urheber des neuen Glaubens (wie sie ihn nannten) gerade darüber sich entzweiten, worin bisher die katholische Kirche das mystische Band ihrer Einheit gefunden hatte, über die Lehre von den Sacramenten, namentlich vom hochwürdigen Sacramente des Altars. Das heilige Abendmahl, das Mahl des Liebesbundes, es sollte zum Stein des Anstoßes werden, an dem die Einheit des Bekenntnisses sich zerschellte, und jeder höhere Plan gemeinsamer Unternehmungen sich zertrümmerte. Der Streit hierüber wird uns in der nächsten Stunde beschäftigen.

Siebenzehnte Vorlesung.

Der Sacramentstreit. Bedeutung des heiligen Abendmahls. Parallele zwischen Luther und Zwingli. Was brachte Luthern zu seiner Hartnäckigkeit? Oekolampads Antheil am Streite. Erasmus. Thomas Münzer und der Bauernkrieg in Deutschland. Melanchthons und Luthers Ansichten hierüber.

In der Nacht, in welcher der Herr Jesus verrathen ward, nahm er Brod, dankte, brach es und sprach: Nehmet, esset, dieß ist mein Leib, der für euch gebrochen wird; dieß thut zu meinem Gedächtniß. Deßgleichen nahm er auch nach der Mahlzeit den Kelch und sprach: Dieser Kelch ist der neue Bund in meinem Blute; thut dieß, so oft ihr trinket, zu meinem Gedächtniß.

Wenn wir diese einfache Erzählung des Apostels *), zusammengehalten mit der ähnlich lautenden der Evangelisten, betrachten, und die Thatsache, wie sie erzählt wird, ins Auge fassen, sie rein, wie sie ist, auf uns wirken lassen, ohne uns darüber zu ängstigen, was spätere Auslegungen hinzugedacht haben: so muß uns ein Gefühl ergreifen, das sich schwer in Worte auflösen, noch schwerer auf irgend ein System von Worten und Begriffen zurückführen läßt.

Wir sehen den Erlöser das letzte Mal im Kreise seiner Jünger. Wehmuth übernimmt seine große Seele, wenn er hinblickt auf die Geliebten, von denen er sich trennen, die er zurücklassen soll in der Welt, wie Schafe ohne Hirten mitten unter den reißenden Wölfen. Aber nein; er will sie ja nicht verwaist lassen, er, der Herr will in ihnen fortleben, mit ihnen einen Leib bilden, wovon er das Haupt ist! sein Blut, sein Herzblut soll in ihren Adern fortströmen; leben will er ihnen und sie

*) 1. Cor. 11, 23—25. vgl. Matth. 26, 26—29. Marc. 14, 22—25. Luc. 22, 19. 20.

in ihm. Er ist die rechte Speise und der rechte Trank; er der rechte Weinstock, aus dem die Rebe den Saft zieht, und ohne den sie nichts vermag. Das Weizenkorn muß zwar in die Erde fallen und ersterben, aber aufgehen soll das Erstorbene in tausendfacher Frucht. Für sie läßt er ihn ja brechen, den Leib, für sie vergießt er das Blut und für alle, welche sich zu den Seinen bekennen werden. O des rührenden Abschieds! Herzlich, sagt er, hab' es ihn gelüstet, noch einmal mit ihnen das Mahl zu halten. Von nun aber werde er nicht mehr trinken vom Gewächse des Weinstocks, bis er den Freudenkelch mit ihnen trinke im himmlischen Reich.

Je tiefer und einfacher eine symbolische Handlung ist, und wo giebt es eine tiefere und einfachere, als diese? desto vieldeutiger ist sie. Diese Vieldeutigkeit ist aber kein Nachtheil; die Deutungen widersprechen sich ja nicht, sondern sie sind nur eben so viele Brechungen des einen Lichtstrahls, der in das Innerste der Seele dringt, bis dahin, wo das deutliche Bewußtsein uns entschwindet. Mögen die einen in der feierlichen Handlung vorzüglich die Stimmung der scheidenden Wehmuth, andere die der sich mittheilenden und aufopfernden Liebe, andere die der freudigen Hoffnung des Wiedersehens hervorheben; mögen die einen in dem Abendmahl vorzugsweise ein Gedächtnißmahl an Jesu Leiden, die andern einen Act der innern Vereinigung mit dem Erlöser feiern; mag den einen das Sinnbildliche in der Handlung klarer zum Bewußtsein kommen, als den andern, so daß der Verstand der einen schärfer trennt zwischen Bild und Sache, während dem tiefer bewegten Gefühl der andern alles in ein großes Geheimniß zerfließt; — immerhin bleibt es ein heiliges Mahl der Bruderliebe, eine Communio, ein Band, das alle Bekenner Jesu in eine große Gottesfamilie vereinigt, da sie alle eines Brotes theilhaft werden, alle aus einem Kelche trinken! Und nur schon von dieser Seite betrachtet, welche großartige Feier! Das sinnliche Bedürfniß, das der Mensch mit dem Thiere gemein hat, Essen und Trinken, wie wird es veredelt durch ein solches Mal der religiösen Gemeinschaft. Weg von der Erde erheben wir bei diesem Mahle den Blick zum Himmel, und erinnern uns der himmlischen Abstammung, der Gotteskind-

schaft. Nieder fällt jede Schranke, die Menschen von Menschen sondert. Arm und Reich, Jung und Alt, alles sammelt sich um den einen Gnadentisch. Brot und Wein, die täglichen Nahrungsmittel, die unsern irdischen Leib zusammenhalten, sie werden zum Himmelsbrote, zum bedeutsamen Tranke, zum ernsten Heiligthum, zum Sacramente, das ins ewige Leben leitet. Wer sollte nun glauben, daß eben das, was nach der Absicht des göttlichen Stifters die Christen aufs innigste vereinigen sollte, nicht nur einmal, sondern öfter der Gegenstand der Trennung, ja des heftigsten, blutigen Kampfes, der grausamsten Verfolgung geworden! Mußte doch schon früher der unbedeutende Umstand, daß die römische Kirche sich des ungesäuerten und die griechische des gesäuerten Brotes bediente, die Trennung dieser beiden großen Kirchenkörper vollenden helfen. War es doch die Kelchentziehung von Seiten der Kirche, und die Forderung des Kelches von Seiten der Böhmen, welche den blutigen Hussitenkrieg über einen großen Theil von Europa brachten. War es doch eben die Messe, worein sich die ursprüngliche Feier verwandelt hatte, die zu den Aergernissen Anlaß gab, welche die Reformation beseitigen wollte. Nicht zu gedenken all der andern Mißbräuche, die der Aberglaube daran heftete, all der Greuel, z. B. der vergifteten Hostien, mit welchen die heuchlerische Bosheit das Heiligste verunstaltete. O es ist wunderbar betrübend, wie der menschliche Wahn das Schönste verkehren, die edelsten Lebensgüter in einen freveln Spott, die heilsamsten Arzneien in Gift verwandeln kann. Eben dieses heilige Sacrament des Abendmahls (der Eucharistie) ist es nun aber auch, welches den Keim der Zwietracht in sich barg, die zwischen den großen Männern des Jahrhunderts, Luther und Zwingli, zur Erscheinung kam.

Wir haben bisher beide Männer unabhängig von einander das Werk der Reformation betreiben sehen, den einen in Sachsen, den andern in der Schweiz. Beide haben in ihrer Persönlichkeit vieles mit einander gemein. Die Kraft, den Ernst, den Muth, die Gediegenheit und Entschlossenheit, die aufrichtige, herzliche Frömmigkeit des Charakters mußten wir an beiden bewundern. Beide sind Männer ihres Volkes, geliebt und geehrt von denen, die vorurtheilsfrei sich ihnen nähern, gehaßt von den

Gegnern des Lichts und den Achſelträgern; beide ſehen wir gleich bereit, Gut und Blut zu laſſen für die Sache Gottes, die Sache Jeſu Chriſti, in der ſie das Heil der Menſchheit erkennen. Und wie ich ſchon früher bemerkt habe, würde ſich zwiſchen Zwingli und Luther weit eher eine enge Freundſchaft denken laſſen, als zwiſchen Luther und Erasmus. Demungeachtet iſt aber auch wieder eine gewiſſe Verſchiedenheit zwiſchen beiden nicht zu verkennen, die, wenn ſie auch den Streit nicht nothwendig machte zwiſchen beiden, ihn uns doch einigermaßen begreiflich macht. Ohne uns den Entſcheid anzumaßen, welcher von beiden der größere ſei, wollen wir ſie unparteiiſch neben einander betrachten, jeden in ſeiner Größe, nach dem Maße, das Gott ihm gegeben. Wenn uns beſonders ein Leben anzieht, das ſich aus dem Streite widerſtrebender Kräfte hervorarbeitet, das durch das Läuterungsfeuer der Prüfung auf eine auffallendere Weiſe hindurchgeht, als alle Uebrigen — ein Leben, das wunderbare Kämpfe zu beſtehen hat, und ſelbſt wieder Wunder wirkend heraustritt durch die hervorragende Geiſteseigenthümlichkeit, ſo werden wir uns in dieſem Falle faſt mehr für Luthern, als für Zwingli intereſſiren. Oder mit andern Worten, wenn wir uns einen Stoff der dichteriſchen Behandlung wählen ſollten, einen Charakter, der ſich dramatiſch durchführen, der ſich ſo behandeln läßt, daß ſich beſtändig in ihm der Kampf der menſchlichen Natur wiederſpiegelt, in ihm die ganze Gemüthswelt ſich abmalt mit all ihren vielfach verſchlungenen Zuſtänden, ſo würden wir unbedenklich Luthern wählen; denn Luther iſt eine poetiſchere Natur, als Zwingli, und ich berufe mich auf Ihre eigene Erfahrung, ob nicht das Wenige, was ich Ihnen bisher aus Luthers Leben mitgetheilt habe, einen lebendigern, beſtimmtern, ich möchte ſagen, farbigern Eindruck auf Sie gemacht, als was von Zwingli berichtet wurde. Der Genius der Menſchheit — daß ich mich ſo ausdrücke — geht uns noch klarer auf in Luthern, als in Zwingli. Es wäre lächerlicher Nationalſtolz und Confeſſionsparteilichkeit, dieß nicht geſtehen zu wollen, denn ohne den Wiederſchein von Luthers Größe wäre auch unſere ſchweizeriſche Reformation das nicht, was ſie jetzt iſt in ihrem Zuſammenhange mit dem großen Ganzen.

Je unbefangener wir aber dieſes eingeſtehen, deſto weniger werden wir der Parteilichkeit uns ſchuldig machen, wenn wir von der andern Seite auch die Vorzüge Zwingli's anerkennen, die er vor dem ſächſiſchen Reformator voraus hat. Iſt es gleich der Verſtand nicht allein, der das geiſtige Leben ausmacht und beſtimmt, ſo iſt er doch eine wichtige Bedingung deſſelben, ohne die wir mit aller Fülle des Gemüths im Dunkeln tappen und im Nebel uns verlieren würden. Aber eben dieſe ruhige Kraft des Verſtandes iſt es, die wir bei Zwingli noch ausgebildeter finden, als bei Luthern. Luther hatte nicht mehr Gemüth (denn Verſtand und Gemüth waren bei Zwingli im ſchönſten Gleichgewichte), ſondern mehr Phantaſie, als Zwingli, mehr Schwung des Geiſtes; Zwingli aber hatte in den einzelnen Fällen ein feſteres, ſichreres Urtheil. Er war nüchterner und beſonnener und offenbar freier von Vorurtheilen; und wenn Luther nicht ſelten an die Schwärmerei ſtreifte, ſo daß von der Begeiſterung zur Ueberſpannung nur ein kleiner Schritt bei ihm iſt, ſo bleibt Zwingli immer in den Schranken der Mäßigung. Es iſt darum faſt lächerlich, wenn Luther mitten in ſeiner ſchwärmeriſch tobenden Leidenſchaft den ehrlichen Zwingli einen Schwärmer nennt, ihn, der von aller Schwärmerei ſo fern war. Man betrachte auch nur ſein Bildniß! Dieſer energiſche, feſte, ſatte Kopf, dieſe in Stein gehauene, markante Phyſiognomie, dieſe breite Stirn, dieſes volle, klare Auge, dieſen geſchloſſenen Mund mit runden Lippen — genug! ich überlaſſe einem Lavater die vollendete Deutung des Bildes, der in ihm „Ernſt, Nachdenken, männliche Entſchloſſenheit, eine ſich zuſammenziehende Thatkraft, einen ſchauenden, durchdringenden Verſtand" erkennt*), und berufe mich allein auf die Geſchichte, welche den lebendigen Commentar zu dieſem Bildniß ausmacht. Nehmen wir nun dazu noch die Verſchiedenheit der äußern Lebensverhältniſſe, der Umgebungen, der Schickſale dieſer beiden Männer, ſo wird es uns noch begreiflicher werden, wie jeder in ſeinem Kreiſe anders dachte und handelte, als der andere. Luther war eine durch und durch deutſche Natur, Zwingli ein ächter Schweizer. Beide

*) Siehe deſſen Phyſiognomik.

können als Repräsentanten ihres Volkes gelten. In dem einen herrscht die Idealität vor, in dem andern das praktisch Verständige. Luther ein Mönch, in der tiefern Bedeutung des Wortes, in wie fern man darunter einen Menschen mit dem überwiegenden Hange zum Contemplativen versteht, — Zwingli ein Weltgeistlicher, ebenfalls in der bessern Bedeutung des Wortes, ein Mann, der die irdischen Verhältnisse des Lebens früh von ihrer natürlichen, praktischen Seite aufzufassen und die gemachten Erfahrungen in Anwendung zu bringen gelernt hatte. Luther, in monarchischen Verhältnissen lebend, Zwingli ein Sohn der Republik. Der erstere auf sich allein gestellt von Anfang des Kampfes, und erst allmählig von seinem Kurfürsten geschützt, gegenüber dem mächtigen Reiche, — Zwingli, unterstützt von einer liberalen Regierung, wenn gleich auch vielen Gefahren ausgesetzt für seine Person. Auch der Studiengang beider Männer war ein verschiedener gewesen. Luther hatte sich im Kloster unter tausend Anfechtungen an seinem schwermüthigen Augustin, an seinem tiefsinnigen Tauler und den Mystikern, Zwingli mehr an den heitern Classikern, an den kräftigen Mustern der alten Welt gebildet. (In dieser Hinsicht steht er in der Mitte zwischen Luthern und Erasmus, welcher letztere auch mehr auf ihn zu halten schien, als auf den sächsischen Reformator.) Dieß angewendet auf ihre beiderseitige Theologie und Schrifterklärung, so finden wir in Luthern mehr den tiefsinnigen, der innern Welt und ihren Geheimnissen zugewandten Forscher, in Zwingli den nüchternen, alles mit Bedacht abmessenden, alles auf das praktisch-sittliche Leben in der bürgerlichen und häuslichen Gemeinschaft beziehenden Denker. Welche tiefe Blicke Luther in den Geist der Bibel gethan, haben wir schon anderwärts gewürdigt, und es ist möglich, daß er hierin noch einen prophetischern Geist, als Zwingli, besaß, wenn wir unter diesem prophetischen Geiste jenes Ahnungsvermögen verstehen wollen, das, ohne sich der Gründe im Einzelnen bewußt zu sein, den rechten Fleck trifft, wo die Nerven des Lebens in eins zusammenlaufen. Aber wo es galt, dem einzelnen Buchstaben sein Recht anzuthun, nicht mehr oder weniger in den Stellen zu sehen, als eben drin liegt, grammatisch-historisch die Schrift zu

erklären, Bild und Ausdruck derſelben aus dem Geiſt der Sprache und aus natürlichen Lebensverhältniſſen zu begreifen, und darüber gelehrte Rechenſchaft zu geben, da war Zwingli unſtreitig der tüchtigere Exeget. Er ließ ſich weniger vom Gefühl hinreißen, weniger von myſtiſchen Phantaſien verleiten, wenn er gleich keineswegs unempfindlich blieb gegen die ewigen Schönheiten des göttlichen Wortes. Verſtand und Gemüth erſcheinen bei Zwingli überhaupt mehr getrennt, bei Luthern laufen ſie in einander. Bei Zwingli herrſchte die Ueberlegung (Reflexion) vor, bei Luthern die unmittelbare Anſchauung (Intuition).

Ich kann Ihnen ſcheinen weit ausgeholt zu haben, um endlich auf mein Thema zu kommen von der ſtreitigen Auslegung der Einſetzungsworte. Und doch war eine ſolche Erörterung nöthig, wenn nicht die oberflächliche Anſicht entſtehen ſollte, als ob beide Männer nur aus Streitluſt oder aus purer Caprice ſich um ein Wörtchen gezankt hätten, auf das ja nicht alles ankomme. An dem Wörtchen iſt oder bedeutet hing freilich der Streit ſichtbar. Das iſt aber nur die äußere Handhabe, an welcher wir die beiden verſchiedenen theologiſchen Denkweiſen der Männer anfaſſen können, die äußerſte Spitze, worin ſie auslaufen. Hätten beide Männer, die zu ſehr in die Stürme der Zeit verflochten waren, Muße gehabt, ihr theologiſches Syſtem auszuführen, ſo würden gewiß zwar nicht in den Grundanſichten ſich widerſprechende, aber doch in Anſchauungs- und Ausdrucksweiſe ziemlich verſchiedene Syſteme zum Vorſchein gekommen ſein; denn ſchon in dem Abendmahlsſtreite ſelbſt wird der genauere Beobachter Gelegenheit haben, mehrere abweichende Puncte in der Lutheriſchen und Zwingliſchen Dogmatik zu entdecken, welche die Einſetzungsworte nicht unmittelbar berühren, ſondern auch in anderes eingreifen, das nur ferne damit zuſammenhängt.

Um nun auf die Sache ſelbſt zu kommen, ſo darf ich wohl als ausgemacht unter uns vorausſetzen, daß es beiden Männern mit der Sache gleich Ernſt war, daß ſie beide für ihre Perſon das Mahl des Herrn nicht nur als eine nützliche Anordnung in der Kirche reſpectirten, ſondern es gewiß mit der innigſten Andacht und in jener würdigen, wohlgeprüften Stimmung genoſſen, die der Apoſtel ſo ernſtlich verlangt. Eben ſo waren

beide darüber einverstanden, daß diese einfache, von Jesu eingesetzte Handlung wieder zurückgeführt werden müsse auf ihren biblischen Grund und geschichtlichen Ursprung. Beide verwarfen die Mißbräuche der Messe, die Vorstellung von einem wiederholten Opfer u. s. w. Ja, selbst die Brotverwandlung in dem Sinne, wie die katholische Kirche sie lehrt, verwarf Luther so gut, als Zwingli. Nur ging hierin Zwingli weiter, als Luther. Obwohl nämlich Luther nicht annahm mit den Papisten, daß das Brot nach der Consecration des Priesters gänzlich in den Leib des Herrn verwandelt werde, so nahm er doch eine wesenhafte (reale) Gegenwärtigkeit dieses Leibes an, die wir weiter nicht begreifen können, die wir aber glauben müssen. Er nahm an, wie man sich später ausdrückte, daß der Leib des Herrn in, mit und unter dem Brote enthalten sei, und daß jeder, auch der Ungläubige, diesen Leib wirklich nnd wesentlich genieße. Eben so dachte er sich's mit dem Weine des gesegneten Kelches und dem darunter enthaltenen Blute Jesu. Er berief sich dabei auf die Allmacht Gottes, der alle Wunder möglich seien, und somit auch dieses Wunder des Sacraments; ein Argument, womit freilich allem Aberglauben Thür und Thor geöffnet ist; denn bei was könnte man sich am Ende nicht auf die Allmacht Gottes berufen? Nicht, daß die Sache möglich sei, sondern daß sie wirklich sei, galt ja zu beweisen, und da sollte Luther, seiner eigenen Glaubenstheorie nach, einen Schriftbeweis beibringen, wenn er seinem Lehrsatz den gehörigen Nachdruck geben wollte. Hier lag nun aber eben die Schwierigkeit. Christus hatte sich nirgends weiter ausgesprochen, als wir in den Einsetzungsworten haben, er hatte keinen Commentar dazu gegeben, und jedem blieb das Recht, diesen Commentar nach bestem Gewissen selbst zu machen. Somit blieb Luthern nichts übrig, als das Wörtchen „ist" in den Einsetzungsworten in seiner ganzen Buchstäblichkeit zu fassen, ihm einen übermäßigen Nachdruck zu geben, und darauf seinen ganzen Beweis abzustellen, während Zwingli und seine Anhänger mit der größten Unbefangenheit von der Welt zeigten, daß das Wörtchen ist diese buchstäbliche Bedeutung nicht haben könne. Der Beweis war ihnen in der That leicht, da die Bibel voll bildlicher Art zu reden, voll rhe-

torischer Figuren, voller Gleichnisse und Metaphern ist, und man mußte allerdings die Augen fast absichtlich verschlossen haben, wenn man hier nicht klar sehen wollte. So, wenn Christus sagt, „ich bin der Weinstock" (ich führe Zwingli's Beispiele selber an), so meinte er doch wohl nicht, er sei wahres und wirkliches Rebholz; wenn er Petrum einen Fels nennt, so meint er nicht, daß der Apostel, statt ein Mensch, aus Fleisch und Bein bestehend, ein kahler Stein sei u. dergl. m. Jedes Kind, sollte man denken, begreift dieß. Wie kommt es nun aber, daß eben Luther dieß nicht begriff, nicht begreifen wollte, nicht begreifen konnte in seiner Lage? Bloßer Eigensinn war es doch gewiß nicht. Luther steht mir zu groß, zu ehrwürdig da, als daß ich ihn dessen zu beschuldigen wagte. Gerade, weil die Sache uns so einfach dünkt, daß sie jedes Kind einsehen muß, so können wir uns doch Luthern nicht so bornirt denken, daß er das A B C der gemeinsten Rhetorik nicht begriffen, und ein Gleichniß von einer eigentlichen Rede nicht zu unterscheiden gewußt habe? Man ist oft gar zu leicht fertig in seinem Urtheil über große Männer, wenn man den ordinären Maßstab des sogenannten gemeinen Menschenverstandes an ihre colossale Gestalt legt, und das, was sich diesem nicht anfügt, ins Gebiet der thörichten Grillen verweist. Bei dieser Art zu messen kommt die goldne Mittelmäßigkeit am besten weg, bei der sich die wenigsten Unebenen finden, weil sie weder Höhe, noch Tiefe hat.

Wir müssen also offenbar, wollen wir Luthern nicht ungerecht beurtheilen, einen andern und würdigern Grund suchen, aus dem wir die allerdings auffallende Hartnäckigkeit seiner Behauptung zu begreifen haben, als Mangel an Einsicht und gutem Willen. Und dieser Grund findet sich in der Geschichte selbst. Vor allem ist wohl darauf zu merken, daß der Streit weder von Luther, noch von Zwingli ausging, sondern von eben dem Karlstadt, der durch sein stürmisches Wesen in Wittenberg, durch seine Bilderstürmerei und durch seinen Zusammenhang mit den Wiedertäufern sich allerdings als einen gefährlichen Schwärmer dargegeben hatte. Dieser war es, der zuerst mit einer abweichenden Erklärung der Einsetzungsworte hervortrat, und zwar mit einer solchen gezwungenen Erklärung, daß es uns

nicht wundern darf, wenn Luther daran keinen Gefallen finden konnte. Karlſtadt meinte nämlich, Jeſus habe nicht von dem Brote geſagt, „das iſt mein Leib," ſondern er habe, indem er das Brot gebrochen, auf ſeinen eigenen Leib gezeigt, und von dieſem geſagt, „das iſt mein Leib, der für euch gebrochen wird." Das Brechen des Brotes erſchien dann nur als eine begleitende Handlung zu der Rede; das Symboliſche verlor ſeine Bedeutung, und ſank zu einer leeren, nüchternen Ceremonie herab. Man denke ſich nun ganz in Luthers Lage hinein. Er hatte mit Ernſt die Mißbräuche der Kirche angegriffen und einen Kampf hervorgerufen, vor dem ihm ſelbſt mitunter bange ward. Seine Abſicht war nie geweſen, die Kirche Chriſti ſelbſt aus ihren Angeln zu heben, und umzuſtürzen, was die Jahrhunderte aufgebaut. Er wollte nur wieder alles auf den rechten Grund zurückführen; er wollte reformiren, nicht revolutioniren. Nun kommt ihm dieſer Karlſtadt in den Weg, der das Unterſte zu oberſt kehrt, der allen Zuſammenhang mit der alten Kirche aufhebt, alles aus den Fugen reißt und ein Feuer anrichtet, das ſchwer wieder zu löſchen iſt. Die Taufe, das eine Sacrament, war von den Schwärmern ſchon angegriffen worden. Nun ſoll auch das andere Sacrament ihrer Willkür preisgegeben werden! Wo ſoll das hinführen? — Das Wort und die Sacramente, das waren, nach Luther, die Grundpfeiler der Kirche; an ihnen ſollte nicht gerüttelt werden, wenn nicht dem Ganzen der Einſturz drohen ſollte. Sie ſollten den Zuſammenhang der Reformation mit der alten Kirche vermitteln; war dieſes Band auch noch zerriſſen, dann ſtand die Kirche der Proteſtanten in der Luft, dann fehlte ihr aller hiſtoriſche Boden, dann war ſie in der That eine Secte, ein abgehauenes Schoß von dem Weinſtock, ein abgeſtoßenes Glied von dem großen Körper. Das wollte Luther nicht und konnte es nicht wollen. Nicht von der katholiſchen Kirche, der allgemeinen, d. h. der apoſtoliſchen, die da feſthält an der Lehre, an der Taufe und am Brotbrechen, wollte er ſich trennen, ſondern nur von der römiſch-katholiſchen, von der papiſtiſchen, entarteten, entſtellten. — Nun kann man freilich ſagen, eine verſchiedene Anſicht über das Sacrament ſei ja noch nicht ein Aufheben des Sacramentes ſelbſt,

und wenn auch Karlſtadts Meinung unrichtig geweſen, ſo hätte Luther wenigſtens die reifer erwogene Zwingliſche Anſicht beſſer prüfen und ſie nicht von vorn herein verdammen ſollen. Das kann man allerdings ſagen, und muß es ſagen, und Luther hat darin gefehlt, daß er nun einſeitig in ſeine Meinung ſich feſtrannte, und ſich auf Tod und Leben drin verſchanzte, ohne auch nur die billigſten Gründe anhören zu wollen. Allein verzeihlich bleibt der Fehler doch, wenigſtens ſehr begreiflich unter den obwaltenden Umſtänden; denn es waren nicht ängſtliche, aus der Luft gegriffene Beſorgniſſe, die Luthers Gemüth bewegten. Die Thatſachen redeten zu laut und zu dringend. Der furchtbare Bauernkrieg war ausgebrochen in Deutſchland, eine Folge des Karlſtadtſchen und Münzerſchen Unweſens. Die Flamme der Empörung ſchlug aus dem Dache hervor; wer zu löſchen kam, der war ſein Freund, aber nicht der, der neues Oel ins Feuer goß. Ihm ſchien aber dieß Oel ins Feuer gegoſſen, wenn jetzt, wo alles in wilder Auflöſung begriffen ſchien, ein neuer Zankapfel in die Kirche geworfen wurde wegen des Sacramentes. Der gute Zwingli war nun freilich unſchuldig an allem dem. Er ſelbſt hatte genug zu wehren gegen die Tollheit der Wiedertäufer und die ausgebrochenen Unruhen im eigenen Vaterlande, und ihn ſchmerzte es gewiß eben ſo tief, als Luthern, wenn die evangeliſche Freiheit zum Vorwande ſündlicher Begierden mißbraucht wurde. Aber er konnte den Zuſammenhang dieſer Dinge mit der Erklärung der Einſetzungsworte nicht einſehen, und in der That war der Zuſammenhang mehr ein eingebildeter von Seiten Luthers, als ein wirklicher. Aber, wo iſt der Menſch, der in bewegten Zeiten ſich nicht täuſchen kann über den Zuſammenhang von Urſache und Folge? Wie viele von uns haben z. B. nicht auch irgend eine freie Anſicht im Religiöſen oder Politiſchen mit mißtrauiſchen Augen betrachtet, die ſich mitten in unſern Kämpfen gegen die Geſetzloſigkeit wollte geltend machen, wenn ſie gleich unſchuldig war an ſich, und in keinem natürlichen Zuſammenhange ſtand mit jenen Bewegungen? So iſt einmal der Menſch. Und wenn alſo Luthern hier ein Menſchliches begegnete, ſo ſollte es uns leicht begreiflich ſein. Er hatte nun einmal ein Vorurtheil

gefaßt, aber ein sehr verzeihliches, gegen jede Ansicht, die ihm mit der des fatalen Karlstadt zusammen zu hängen schien, und so fiel auch Zwingli bei ihm — das ließ er sich nun nicht mehr ausreden — in die Classe der Wiedertäufer, der Sacramentirer, der Schwarmgeister, der Rottengeister und der Tollköpfe, der Satansknechte, und welche Namen er ihnen noch sonst zu geben beliebte.

Ich enthalte mich, Ihnen eine weitere Beschreibung des Streites, der mehrere Jahre hindurch schriftlich geführt wurde, zu geben. Für den Gelehrten von Fache ist er zwar von hohem Interesse, den Uebrigen mag er wenig Erbauung gewähren, und manches wird besser verhüllt, als an das Tageslicht gezogen. Später werden wir die Kämpfer sich persönlich entgegentreten sehen auf dem Marburger Gespräch. Ich bemerke bloß noch, daß auch der friedliebende Oekolampad in den Streit verwickelt wurde, und daß er in der Hauptsache vollkommen mit Zwingli übereinstimmte. Seine Abhandlung über den Sinn der Einsetzungsworte verdient in jeder Hinsicht das Lob der Gründlichkeit, und was die schwäbischen Theologen, Brenz und Schnepf, seine ehemaligen Freunde, ihm entgegensetzten, war schwach und leidenschaftlich. Merkwürdig ist aber, wie behutsam sich damals noch der Rath zu Basel in Sachen der Reformation bewies. Die Freunde des Papstthums hatten nicht ermangelt, die gelehrte Arbeit des Reformators zu verdächtigen und sie für unchristlich zu erklären. Der Rath wollte darüber erst gern das Urtheil des Erasmus vernehmen, und dieser gab auch jetzt wieder eine ausweichende Antwort. Die Schrift des Oekolampad, sagte er, sei nach seiner Ansicht gelehrt, beredt und wohlgeschrieben, ja, er würde hinzusetzen, sie sei fromm, wenn etwas fromm genannt werden dürfte, das wider die allgemeine Meinung der Kirche streite, von welcher abzuweichen nach seiner Ansicht gefährlich sei, und so verweigerte der Rath den Druck der Schrift, die nun in Straßburg herauskam. Hinter diese Ansicht von der Unfehlbarkeit der Kirche zog sich, im Vorbeigehen gesagt, Erasmus mehr und mehr zurück. So sagte er z. B. auch, wenn ihn die Kirche heiße arianisch denken, so werde er ein Arianer. Damit brachte er die Gegner zum Schweigen, indem er scheinbar seine Freiheit

aufgab, ſie aber doch für ſeine Perſon gebrauchte *). Aus einer in der Folge des Streits noch weiter erlaſſenen Schrift des Oekolampad, muß ich mir nur noch erlauben, Ihnen eine Stelle mitzutheilen, die uns ein ſchönes Beiſpiel von der friedliebenden und aufrichtigen Geſinnung des Mannes giebt, der ſo gern lindernden Balſam in die ſich immer weiter öffnende Wunde gegoſſen hätte. In ſeiner „billigen Antwort auf Doctor Martin Luthers Bericht des Sacraments" macht er ihm mit allem Recht Vorwürfe über die Leidenſchaftlichkeit, womit er ihn und Zwingli angegriffen, und ſagt dann Folgendes: „Das hat deinen hochtrabenden Geiſt alſo geſpornt, daß er gumpet und ſchlägt, und mag weder Räuche noch Sänfte in uns loben, und ſo man ihm ſein Irrſal entdecket, ſpricht er mit kläglichen Worten, man ſtürze den Glauben um... Aber der chriſtliche Leſer wird wohl können abnehmen, daß es Worte ſeien eines erzürnten Menſchen, welcher nicht anders kann, ſo er ihm ſelbſt entlaufen iſt, vermeint er, ſei keine größere Sünde und Unbilligeres auf dem Erdreich, denn daß man ihn angerührt habe. Da iſt denn ein jämmerliches Weſen und bricht Himmel und Erde zuſammen, daß man ihm ſagt, er möge auch als ein Menſch irren, und die, ſo auf ihn ſich verlaſſen, mögen auch ſich verfehlen.

*) Daß Erasmus für ſeine Perſon ſehr frei, ja mitunter leichtfertig dachte über die Lehre von der Brotverwandlung, zeigt eine Anekdote von ihm aus früherer Zeit. Er hatte einſt mit ſeinem Freunde, dem Kanzler Morus, über den Gegenſtand ſich unterhalten. Dieſer behauptete den Satz: glaube nur an die Gegenwart des Leibes, und dann haſt du ihn auch wirklich. Erasmus ſchwieg. In der Folge entlehnte er von Morus ein ſehr ſchönes Pferd zur Reiſe. Es gefiel ihm ſo wohl, daß er es behielt und es übers Meer mit nach Holland nahm. Als Morus ſein Eigenthum zurückforderte, gab ihm Erasmus zur Antwort, glaube nur, du habeſt es, und du haſt es gewiß (In lateiniſchen Diſtichen bei G. Müller, Reliquien IV. S. 410.). Erasmus zeigte freilich auch damit, daß er das Weſen des Glaubens nicht begriff, da er überſinnliches und ſinnliches Fürwahrhalten vermengte. Doch bei vielen iſt auch wirklich ihr Glaube bloße Ueberredung und Einbildung. Gegen ſolche ſagt auch Zwingli, „ſie glichen jenem Maler, der gewiſſe Edelleute habe überreden wollen, er habe ihre Kirche mit ſchönen Gemälden geziert, die aber nur Leute von adlicher Geburt ſähen. Die Edelleute, um ſich nicht zu compromittiren, ſagten, ſie ſähen die Gemälde. Alſo, wenn dieſe großen Lehrer (Luther ꝛc.) ausſchreien, wer die weſentliche Gegenwart des Leibes Chriſti nicht glaube, ſei kein Chriſt, ſo will jedermann ein Chriſt ſein und glaubt die Gegenwart, ob er ſie auch nicht glaubt." Bei Rüſcheler a. a. O. S. 165.

Ach, nicht also mein Bruder! Wir sollen uns nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittenberg oder Basel, an deine oder andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit, und von dem wird nun dem, nun einem andern mitgetheilt, wie du das selber gar wohl weißt... Wohlan, ich wünsche dir noch von Herzen, daß dir wiederkehret werde der fürstliche, geschlachte und freudenreiche Geist Christi. Und hast du etwas Gutes zur Ehre Gottes und Nutzen der Nächsten taugend, so lehr' es in aller Sanftmüthigkeit nach dem Geheiß des Apostels. Gott verleihe dir und mir in der Erkenntniß seines Sohnes fortzufahren. Amen."

Wir wenden uns zur Kehrseite des Sacramentstreits, zum Bauernkrieg, denn beide gehen in der Geschichte parallel, und bilden zusammen den trüben Einschlag in das Gewebe der losbrechenden Leidenschaften.

Aufstände der Landleute gegen ihre Oberherrn waren schon mehrere Jahre vor der Reformation an verschiedenen Orten ausgebrochen, ein abermaliger Beweis, daß die Revolution nicht ein Kind der Reformation ist. Solche Aufstände waren aber auch bei der damaligen Lage der Dinge, wo der Landmann leibeigen und oft aufs schmählichste von geistlichen und weltlichen Herrn bedrückt war, begreiflich *). Schon gegen das Ende des 15. Jahrhunderts, 1491, hatten die Bauern in den Niederlanden, in Schwaben und im Elsaß sich empört; ihre Verbindung hieß, weil sie sich eines Schuhes auf einer Stange als Feldzeichen bedienten, oder auch wohl einen Schuh in ihrer Fahne führten, der Bundschuh, und verbreitete sich immer weiter durch Oberdeutschland. 1503 finden wir ähnliche Unruhen im Bisthum Speier, 1514 im Würzburgischen. Daß nun der durch Luthern erregte Kampf im Kirchlichen auch wieder eine Rückwirkung auf das Politische übte, kann freilich nicht geläugnet werden. Die gemeine Bauernlogik unterschied nicht mit theologi-

*) „Die Bauern standen (sagt Hr. v. Raumer in seiner trefflichen „Geschichte Europa's seit dem 15. Jahrhundert) ohne ständische Rechte, „ohne Vertretung, ohne Geld, um einen Reichsprozeß anfangen zu kön„nen, zu entfernt vom Kaiser, und jeder Willkür preisgege„ben." Bd. 1. S. 374.

ſcher Schärfe zwiſchen Staat und Kirche, und wir können's ihr an ihrem Orte auch nicht zu ſehr verdenken. „Die raſchen An„griffe, ſagt Herr v. Raumer*), auf alt geheiligtes Anſehn in „der Kirche, die Berufungen an Sinn und Urtheil des Einzelnen „fanden bald ihr Gegenſtück in weltlichen Kreiſen. Wenn man „alle Forderungen des Papſtes verwarf, ſollten da die Anſprüche „des Pfarrers und Edelmanns noch für heilig gelten? Wenn „die Reformatoren gekrönte Häupter ohne allen Anſtand behan„delten (und hier fällt allerdings ein Theil des Vorwurfs auf „Luthern in Beziehung auf ſein Benehmen gegen Heinrich VIII.), „konnte da der frevelhafte Nachhall des Pöbels ausbleiben? Wenn „der Bauer entſcheiden durfte, was von himmliſchen Dingen zu „halten ſei, ſollte er ſich nicht herausnehmen, über Jagd und „Weidrecht ſeine Meinung zu haben? u. ſ. w.“ Demungeachtet war dieſe Logik doch eine unrichtige und voreilige. Geiſtliches und Weltliches darf nicht vermiſcht werden, und die Freiheit des Denkens und Glaubens iſt noch himmelweit verſchieden von Unabhängigkeit des Handelns im bürgerlichen Leben. Und auch im Kirchlichen wollten ja die Reformatoren nichts weniger, als abſolute Unabhängigkeit. Gottes Wort war der Richter und nicht die ſubjective Meinung des Einzelnen, wovon ſie alles abhängig machten, und dieſes Wort lehrte ja deutlich die Unterwürfigkeit unter die Obrigkeit und verdammte jeden Aufruhr. Doch, wir wollen erſt den Hergang der Thatſachen ſelbſt vernehmen, und dann die Urtheile Luthers und der Reformatoren, ſo wie die Stellung, die ſie in dieſer wichtigen Kriſis einnahmen, beſonders ins Auge faſſen.

Thomas Münzer, der ſeiner Umtriebe wegen aus den kurſächſiſchen Landen war verwieſen worden, und auch einige Zeitlang in der Schweiz, namentlich im Klettgau und in der Gegend von Baſel, ſich Anhang verſchafft hatte, hatte ſich endlich nach Mühlhauſen in Thüringen zurückgezogen, wo er bei einem großen Theil des Volkes beifälliges Gehör fand. Und wie hätte er nicht allerwärts dieſen Beifall finden ſollen, da er dem Volke auf alle mögliche Weiſe ſchmeichelte, und dem aufgeregten Hoch-

*) A. a. O.

muthe des Pöbels Luthern als einen hoffärtigen Narren, einen Erzbuben und schmeichelnden Schelm preisgab *)! „Münzer wollte (sagt Herr v. Raumer) eine politische Umgestaltung durch das Volk und mit Gewalt. Das schied ihn ganz von Luthern.“ Bald gesellte sich zu ihm ein entlaufener Mönch, Namens Pfeifer, der an Wildheit Münzern überbot und den Terrorismus so weit handhabte, daß er seinem Collegen selbst drohte, ihn aus der Stadt zu jagen, wenn er sich kräftigen Maßregeln länger widersetze. Während so Münzer und Pfeifer ihr Wesen in Sachsen trieben, brach in Oberdeutschland ein förmlicher Bauernaufstand los **). Zwölf Artikel, welche die Forderungen der Landleute ausdrückten, wurden mit Ungestüm als Grundsätze einer neu einzuführenden Ordnung der Dinge proclamirt, deren Inhalt nur zu sehr an ähnliche Forderungen in neuerer Zeit erinnert. Man soll die Zehnten abschaffen, die übrigen Abgaben vermindern, die Gemeindewälder vertheilen, den Gemeinden die Pfarrwahlen überlassen, Jagd- und Fischgerechtigkeit frei geben. Bei den Forderungen blieb es nicht, es kamen Drohungen ***), und als auch diese kein Gehör fanden, gab man ihnen Nachdruck mit Gewalt. Sengen, Morden, Brennen war an der Tagesordnung. Klöster und geistliche Stifte wurden besonders hart mitgenommen, und barbarische Grausamkeit an den Personen der Adeligen, an ihren Frauen und Kindern geübt. Einst überrumpelten die Bauern Weinsberg, den Geburtsort Oekolampads, im Einverständniß mit den dortigen Bürgern, brachten alle Adeligen ums Leben und

*) Solches hat zu allen Zeiten gewirkt. Man ziehe nur würdige und ächt liberale Männer in öffentlichen Blättern vor allem Volke im Koth herum, und die aura popularis wird nicht fehlen; denn nichts schmeichelt der Niedrigkeit des Sinnes mehr, als muthwillig in den Staub getretene Größe.

**) Sartorius, Geschichte des Bauernkrieges. Berlin 795. Oechsle, Beiträge zur Geschichte des Bauernkrieges in den schwäbisch-fränkischen Grenzlanden. Heilbronn 830. Menzel, neuere Geschichte der Deutschen, Bd. I. S. 167. ff. Jäger, schwäbisch-fränkische Reformationsgeschichte. Anhang.

***) „Etliche Bauern sagten zu ihren Pfarrern, wann sie nicht mit ihnen wollten heben und legen, daß sie ab den Pfarren und Pfründen ziehen wollten.“ Jäger, S. 297. (aus der handschriftlichen Chronik von Weißenhorn). Tout comme chez nous!

fügten den roheſten Spott zu ihrer Grauſamkeit hinzu. Das empörendſte Beiſpiel iſt das vom Grafen Ludwig v. Helfenſtein. Er ward in die vorgehaltenen Spieße der Bauern gejagt, während ein Burſche, der ehemals ſein Brot gegeſſen, vor ihm her mit höhniſcher Geberde die Pfeife blies. Vergebens flehte die Gräfin die Unholde fußfällig um Erbarmen. Ihr Kind, das ſie auf den Armen hielt, ward verwundet, ſie ſelbſt mißhandelt und auf einem Miſtwagen nach Heilbronn geführt. Aber ſchrecklich büßte auch dafür der Pfeifer *). Ueberhaupt ſchienen die Herrn die Bauern an Grauſamkeit übertreffen zu wollen. So war es denn wohl eine mehr als türkiſche Grauſamkeit, wenn der Markgraf Caſimir von Anſpach 85 aufrühreriſchen Bauern darum, weil ſie geſagt hatten, ſie wollten ihn nicht mehr an den Augen ſehen, die Augen ausſtechen ließ, und ſie als eine Schaar blinder Bettler ins Elend ſchickte. Abhauen der Finger und ähnliche Verſtümmelungen galten als Gnade. Und wer ſchaudert nicht zurück vor der geiſtlichen Härte, wenn er den Biſchof von Würzburg mit dem Henker durch das Land ziehen und mit dem Blute der Aufrührer auch das der Evangeliſchen in Strömen vergießen ſieht! An 50000 Menſchen kamen in dieſem unſeligen Kriege, nach der geringſten Berechnung, ums Leben **). Weniger blutig ging es in den ſächſiſchen Landen, wo der Aufſtand auch nicht allgemein war, ſondern die Münzerſche Rotte, wiewohl mehrere Tauſende ſtark, ihr Weſen für ſich trieb. Hier konnten ſie auch planmäßiger bekriegt werden. Der Herzog Georg von Sachſen, der Kurfürſt Johann der Beſtändige, der ſeinem um eben dieſe Zeit geſtorbenen Bruder Friedrich dem Weiſen in der Regierung folgte, der Landgraf Philipp von Heſſen und Herzog Heinrich von Braunſchweig rüſteten ihre Heere gegen die Empörer aus, mit denen ſie bei Frankenhauſen auf einander trafen ***). Mit aller möglichen Schonung wurde erſt gegen die Rebellen verfahren. Ein Herold mit billigen Frie-

*) Er ward mit einer Kette an einen Pfahl geſchmiedet und rings mit Flammen umgeben. Der ritterliche Pöbel weidete ſich an den gräßlichen Zuckungen des Verzweifelnden.

**) Raumer a. a. O.

***) Vgl. auch Rommel in d. Geſch. Philipps d. Großmüthigen.

bendvorſchlägen ward an ſie abgeordnet; aber gegen alles Kriegsrecht ließ Münzer dieſen Abgeordneten, den Sohn eines bejahrten Edeln, umbringen und in Stücken hauen. Münzer, der ſich in ſeinen Proclamationen nicht anders unterſchrieb, als „Münzer mit dem Schwerte Gideons," wendete alle Beredſamkeit eines religiöſen und politiſchen Fanatismus auf, um ſeinen Leuten Muth einzuflößen. Er ermahnte ſie, auf die Hülfe Gottes zu warten, der die Seinen nicht verlaſſe, und als eben ein Regenbogen am Himmel erſchien, deutete er dieß als ein günſtiges Zeichen, weil ſie einen Regenbogen in ihrem Fähnlein führten. Prahleriſch verſicherte er, alle Kugeln der Feinde in ſeinem Mantel auffangen zu wollen, alſo daß keine derſelben ſie verletzen werde. Bibelſtellen und geiſtliche Lieder wurden mißbraucht, die aufgeregte Stimmung in Athem zu erhalten. Und ſo rückte denn die Schaar, ſcheinbar entſchloſſen, unter dem Geſang: komm', heiliger Geiſt, Herre Gott! ins Feld. Als aber das grobe Geſchütz anfing, unter ſie zu ſpielen, und ihre Wagenburg durchbrochen ward, da entſank ihnen der Muth und ſie ergriffen die Flucht. Mehrere wurden gefangen genommen und hingerichtet. Auch Münzern traf dieß Schickſal. Er ſoll ſeinen Irrthum bereut und unter großem Zagen den Todesſtreich erwartet haben.

Vernehmen wir nun die Anſichten der Reformatoren über dieſe Bewegungen in der Nähe und in der Ferne, ſo finden wir auch hier eine gewiſſe Verſchiedenheit zwiſchen Melanchthon und Luther. Melanchthon, als Stubengelehrter, entfremdet den materiellen Bedürfniſſen des gemeinen Volkes, zeigt ſich hier von Anfang an ariſtokratiſcher, als Luther. Etwas einſeitig befangen in der bloßen theologiſchen Anſicht von der Freiheit, und ſich zu wenig verſetzend in die Lage eines damals allerdings ſchwer gedrückten Volkes, meinte er, der Chriſt könne auch bei äußerm Drucke frei und fröhlich ſein in ſeinem Gott. Er hielt es für Frevel und Gewalt, daß die Bauern nicht wollten leibeigen ſein*). Befangen in den hergebrachten politiſchen Begrif-

*) In ſeinem, Frühling 1525 an den Kurfürſten von der Pfalz ausgeſtellten Bedenken, in Luthers Werken XVI., S. 32., im Auszuge bei Marheinecke II. S. 119., und bei Planck II. S. 185.

ſen und Uebungen ſeiner Zeit, meinte er z. B., das Frohnen ſei ein eben ſo heiliges Werk, als wenn Gott einem vom Himmel beföhle, Todte aufzuwecken. Das Jagen und Fiſchen ſeien Vorrechte, die allerdings nur den großen Herrn, und nicht den Bauern zuſtänden*). Ja, er meinte, die deutſchen Bauern hätten es nur noch zu gut: „es iſt ein ſolch' ungezogen, muthwillig, blutgierig Volk, die Deutſchen, daß man's billig viel härter halten ſollte." Gleichwohl ermahnte er von der andern Seite die Fürſten, mit Vernunft an den Bauern zu handeln und das Evangelium zuzulaſſen, und überhaupt ihren Unterthanen freundlich und liebreich zu begegnen.

Melanchthon ſtand übrigens, wie alle Reformatoren, ganz in der Anſicht vom göttlichen Rechte der Fürſten. Gehorſam gegen die Obrigkeit, und wenn ſie auch noch ſo hart wäre, iſt ihm heilige Pflicht eines jeden Chriſten, und jede Widerſetzlichkeit gegen ſie ein Widerſtreben gegen Gottes Ordnung. Als wahrer Chriſt konnte und mußte er in der Freiheit, die der Sohn Gottes den Menſchen gebracht, die allein ächte Freiheit finden, welche für alles andere weit entſchädigt. Als geiſtig freier, als gebildeter Mann, als Weiſer konnte und mußte er die Güter des Lebens nach einem andern, als dem irdiſchen Maßſtabe würdigen und in andern Dingen ſeine Befriedigung finden, als in dem, was die Menge für ihr Glück hält. Aber vielleicht bedachte er nicht genug, welche Höhe des chriſtlichen Lebens, welche reine Innigkeit des Glaubens, und doch auch welche geiſtige Bildung und Kraft dazu gehört, um nach dieſen Principien ſich auch unter einem drückenden Regimente wohl zu befinden, und auch die Ketten der Sclaverei mit edelm Stolze zu tragen! Er hatte zu wenig unter den Bauern und dem gemeinen Volke gelebt, um den Druck mit zu fühlen, unter dem viele ſeufzten. Den höhern Ständen der Geſellſchaft angehörend, blieben ihm die Bedürfniſſe des ſogenannten dritten Standes fremd. Als Gelehrter hatte er ja nur die Milde der Fürſten zu rühmen, namentlich die ſeines um eben dieſe Zeit verſtorbenen

*) Und doch begehrten die Bauern die Jagd nicht zum Vergnügen, ſondern bloß, um ihre Felder vor der Verheerung des Wildes zu ſchützen!

edeln und weisen Landesherrn, dessen Andenken er eben jetzt so lebhaft in seinem dankerfüllten Herzen trug, und der auch wirklich seinem Volke ein Vater gewesen*). — In ähnlichen Gesinnungen, wie Melanchthon, war nun zwar auch Luther, der Hauptsache nach. Auch ihm stand mit Recht die geistige, die evangelische Freiheit, für die er kämpfte, obenan, und auch ihm galt jedes Auflehnen wider die von Gott gesetzte Obrigkeit als strafbare Sünde. Ja, auch er meinte etwas stark aristokratisch, „der gemeine Mann müsse mit Bürden beladen sein, sonst werde er zu muthwillig." Aber als Mann des Volks kannte er auch diese Bürden und fühlte ihren Druck mit, wo er zu stark wurde. Besser, als Melanchthon, wußte er bei aller geistlichen Denkweise auch die materiellen Bedürfnisse des Volks zu würdigen, und obwohl er sich aufs eifrigste jeder Vermengung der Begriffe widersetzte, als ob die bürgerliche Freiheit eins wäre mit der christlichen, so fand er es doch billig, daß auch in irdischen Verhältnissen zeitgemäße Reformen einträten. Er betrachtete daher den Aufstand der Bauern anfänglich mit mildern Augen, als sein gelehrter Amtsbruder Philipp. Gutheißen konnte er die Sache zwar auch nicht, aber auf sehr begreifliche Ursachen sie zurückführen konnte er, und eben deßhalb wollte er sie auch nicht in die unterste Hölle verdammen. Die Fürsten, meinte er, seien selbst viel schuld an der Empörung; sie hätten es zu toll getrieben mit Schatzen und Schinden, namentlich die geistlichen Herrn, und es sei dieß die Strafe Gottes, die sie treffe. Hören wir ihn darüber selbst:

„Das Schwert ist euch auf dem Halse," also redet er zu „den Fürsten**), „noch meinet ihr, ihr sitzet so fest im Sattel, „man werde euch nicht mögen herausheben. Solche Sicherheit

*) Ueber die politischen Gesinnungen dieses trefflichen Fürsten siehe den Reform.-Almanach, 1. Jahrg. S. XLIV. Note. Noch auf seinem Sterbebette schrieb er an seinen Bruder Johann, „man möchte die Sache mit den unruhigen Bauern in Güte abzumachen suchen, dieweil dieß ein gar zu großer Handel und leichtlich dem armen Volke zu viel geschehen sei." „Wir Fürsten thun dem Volke allerlei Beschwerung, und das taugt nicht." In seinem letzten Willen befahl er, die Unterthanen mit Steuern möglichst zu verschonen.

**) In der Schrift: Ermahnung über die 12 Artikel der Bauerschaft in Schwaben. L. W. XVI. S. 58.

„und ſtolze Vermeſſenheit wird euch den Hals brechen; das „werdet ihr ſehen. Ich hab's euch zuvor vielmal verkündet, ihr „ſollt euch hüten vor dem Spruch Pſ. 107, 40.: „Er ſchüttet „Verachtung auf die Fürſten." Ihr ringet darnach und wol„let auf den Kopf geſchlagen ſein; da hilft kein Warnen und „Ermahnen für..... Denn das ſollt ihr wiſſen, liebe Herrn! „Gott ſchafft's alſo', daß man nicht kann, noch will, noch „ſoll eure Wütherei die Länge dulden; ihr müſſet anders wer„den und Gotte weichen. Thut ihr's nicht durch freundliche, „willige Weiſe, ſo müſſet ihr's thun durch gewaltige und ver„derbliche Unweiſe. Thun's dieſe Bauern nicht, ſo müſſen's „andere thun. Und ob ihr ſie alle ſchlügt, ſo ſind ſie noch un„geſchlagen, Gott wird andere erwecken."

Wenn das nicht die Sprache eines freien Mannes iſt, fern von aller Servilität, ſo weiß ich nicht, wo ſie zu finden! Nun aber, nachdem er ihnen gezeigt hat, wie die Quelle des Uebels in ihnen ſelbſt liege, zeigt er auf eben ſo bündige Weiſe, wie er ſelbſt aller revolutionären Bewegung von Anfang an fern geblieben ſei, wie er nur gelehrt habe, und ſtets wider den Aufruhr geſtritten habe, aber wie eben darum, weil man auf die Stimme des Wortes nicht geachtet habe, nun, freilich ſündlicher Weiſe, die rohe Gewalt der „Mordpropheten" ſich geltend mache. „Wenn ich Luſt hätte, mich an euch zu rächen," „fährt er fort, „ſo möchte ich jetzt in die Fauſt lachen und den „Bauern zuſehen oder mich zu ihnen ſchlagen und die Sachen „helfen ärger machen. Aber da ſoll mich mein Gott „vor behüten, wie bisher." — Und nun wendet er ſich, nachdem er noch einmal den Fürſten das Gewiſſen geſchärft und ihnen Milde und billiges Nachgeben empfohlen, zu den Artikeln der Bauern ſelbſt, die er einer Prüfung unterwirft, und von denen er mehrere eben nicht unbillig findet. Aber eben ſo ſcharf, als er mit den Fürſten geredet, eben ſo ernſt redet er mit den Bauern, und führt ihnen die große Sünde gewaltſamer Empörung zu Gemüthe, und nachdem er ihnen Beiſpiele aus dem alten und neuen Teſtament angeführt, weiſt er ſie auf ſein eigenes Beiſpiel: „Es hat Papſt und Kaiſer ſich wider mich geſetzt und gelobet. Nun, womit hab' ich's dahin gebracht, daß, je

mehr Papſt und Kaiſer getobt haben, je mehr mein Evangelium iſt fortgegangen. Ich habe nie kein Schwert gezuckt, noch Rache begehrt, ich habe keine Rotterei, noch Aufruhr angefangen, ſondern der weltlichen Obrigkeit, auch der, ſo das Evangelium und mich verfolget, ihre Gewalt und Ehre helfen vertheidigen, ſo viel ich vermocht." Dann ermahnt er ſie nochmals, ihre Sache, ſie möge nun ſo gut und recht ſein, als ſie wolle, nicht mit der des Evangeliums zu vermiſchen, und den chriſtlichen Namen nicht zum Schanddeckel ihres ungeduldigen, unfriedlichen, unchriſtlichen Vornehmens zu machen! — Klarer, kräftiger, ſchärfer konnten wohl nicht die Grenzen der Revolution und Reformation gezogen werden, als in dieſer wahrhaft claſſiſchen Schrift geſchieht, die in unſern Zeiten wohl eine neue Auflage verdiente. Es herrſcht darin die größte Wohlmeinenheit und Freiſinnigkeit eines ächten, mit dem Niedrigſten im Volke fühlenden und um ſeine geiſtlichen und leiblichen Intereſſen bekümmerten Volksfreundes, aber auch die Weisheit und Mäßigung eines an Geſetz und Ordnung treulich feſthaltenden Bürgers, und endlich die höhere prophetiſch-ſittliche Kraft eines von den heiligſten Grundſätzen des chriſtlichen Lebens durchdrungenen evangeliſchen Lehrers; mit einem Worte, es herrſcht darin die Sprache eines Reformators, welche die ſchöne, würdige Mitte hält zwiſchen der eines kriechenden Abſolutiſten und der eines demagogiſchen Radicalen. Aber damit war eben den Stürmern nicht gedient. Was kümmerte ſie Evangelium und evangeliſche Freiheit! was Bildung und höheres Geiſtesleben! was lag ihnen an Ruhe und Ordnung, an Rechtmäßigkeit und Geſetzlichkeit! Hatten doch die Freiheitspredigten Münzers und ſeiner Apoſtel ſchon längſt ſie über jede Bedenklichkeit hinweggehoben, ob es auch recht ſei, das Schwert zu ergreifen gegen die Obrigkeit? „Es iſt hohe Zeit, ſo hieß es ja in Münzers Proclamation (und wer glaubt nicht die Jacobiner der heutigen Zeit zu hören!), es iſt hohe Zeit, dran, dran, dran! es iſt Zeit, die Böſewichter (ſo hießen die Ariſtokraten) ſind fein verzagt, wie die Hunde. Laßt euch nicht erbarmen, ob auch Eſau gute Worte vorſchlüge. Sehet nicht an den Jammer der Gottloſen. Laßt euch nicht erbarmen, laßt euer Schwert nicht kalt werden von

Blut, ſchmiedet Pintebank auf dem Ambos Nimrod u. ſ. w. — Wer konnte nun die einmal losgelaſſene Beſtie noch halten? Was konnte anders angewandt werden, die Gewalt der Wüthriche abzutreiben, als wieder Gewalt? Und ſo befand ſich denn Luther in derſelben Lage, in der ſich alle befinden, welche, nachdem ſie die Rechte des Volks mit Wärme vertheidigt haben, ſich von eben dieſem Volke verkannt, ja verhöhnt und angefallen ſehen, weil ſie nicht gemeinſame Sache machen wollen mit den Werken der Finſterniß. Die Bauern und ihre Führer verachteten Luthers Büchlein. Und ſo erließ er denn eine andere, allerdings heftigere Schrift, die ihm nicht nur damals den Haß aller Aufwiegler zuzog, ſondern die ihn noch heute bei gewiſſen Leuten in den Geruch eines despotiſchen Ariſtokraten und eines Bauernhäſſers und Volksfeindes gebracht hat. Die Sprache in dem „Büchlein wider die räuberiſchen und mörderiſchen Bauern“ *) iſt nun allerdings eine ſtarke und das Gefühl verletzende Sprache; aber ſie iſt zu entſchuldigen, wie jede Nothwehr gegen Frevel entſchuldigt werden kann. „Im vorigen Büchlein“ ſagt er, „durfte ich die Bauern nicht (ver)urtheilen, weil ſie ſich zu Recht und beſſerm Unterricht erboten. Aber ehe denn ich mich umſehe, fahren ſie fort und greifen mit der Fauſt drein, mit Vergeſſen ihres Entbietens, rauben und toben und thun wie die raſenden Hunde.“ Darum räth er auch, ſie wie ſolche zu behandeln. Man ſoll ſie (es klingt allerdings hart in dem Munde des frommen Mannes) würgen, erſtechen, zerſchmeißen, wo man könne, heimlich und öffentlich, gleich als man einen tollen Hund todtſchlagen muß; „ſchlägſt du ihn nicht — ſo ſchlägt er dich und ein ganz Land mit dir!“ — Er fordert auf, im Namen der Obrigkeit gegen dieſes Raubgeſindel auszuziehen, und ſieht darin ein heiliges, Gott wohlgefälliges Werk; denn „alſo kann es geſchehen, daß, wer auf der Obrigkeit Seiten erſchlagen wird, ein rechter Märtyrer vor Gott ſei, ſo er mit gutem Gewiſſen ſtreitet, denn er gehet im göttlichen Wort und Gehorſam.“ Und nachdem er denn alle mögliche Milde anempfohlen gegen die Gefangenen

*) Luthers Werke XVI. S. 91. Marheinecke II. S. 127.

unter den Bauern und gegen die wider ihren Willen Verführten, ruft er zuletzt noch einmal aus: „Darum liebe Herrn, löset hie, rettet hie, helfet hie; erbarmet euch der armen Leute; ſteche, ſchlage, würge hie, wer da kann. Bleibſt du darüber todt, wohl dir! ſeligern Tod kannſt du nimmermehr überkommen, denn du ſtirbſt im Gehorſam göttlichen Wortes und Befehls und im Dienſt der Liebe, deinen Nächſten zu retten aus der Höllen und des Teufels Banden“*)!

Indem ich mich jedes Commentars zu dieſer Stelle enthalte, verſpare ich es auf die nächſte Stunde, die politiſchen Anſichten der Reformatoren einer genauern Prüfung zu unterwerfen, und Ihnen zugleich die Unruhen, die wir in Deutſchland gefunden, in unſrer Nähe zu zeigen. Für heute möge uns genügen, darauf aufmerkſam gemacht zu haben, wie das Zuſammentreffen dieſer traurigen Vorgänge mit dem leidigen Sacramentſtreite in dem Gemüthe Luthers eine Verſtimmung hervorbringen mußte, der wir wohl manches härtere Wort zu gut halten dürfen. Wer ſich in ſeine Lage ganz zu verſetzen weiß, wozu noch körperliche Leiden ſich geſellten, der wird vor unbilligem Urtheil ſich hüten, und auch aus der Gluth eines überwallenden Zorneifers den reinen Silberblick einer gediegenen Geſinnung hervorleuchten ſehen. Er wird ſich mit dem redlichen Bekenntniß des Mannes begnügen, der ſelbſt von ſich geſteht: „ſoll ich einen Fehl haben, ſo iſt's mir lieber, daß ich zu hart rede und die Wahrheit zu heftig herausſtoße, denn daß ich irgend einmal heuchelte und die Wahrheit inne behielte.“ Darum beherzigen wir zum Schluſſe die Worte des ſel. Matthesius, der Luthers Leben in einer Reihe von Predigten dargeſtellt hat, und der bei Anlaß der Heftigkeit Luthers ſich alſo ausſpricht:

„Wir, die wir die Landſtraß' oder gemeine Fußpfad' reiſen, können und ſollen denen nicht nachſetzen, die aus der Fuhrſtraß' oder gebahntem Wege ſetzen, und Querfeld durch Waſſer, Wälder, Berg und Thal ihre Wege nehmen. Viel minder ſol-

*) Vgl. auch damit die Briefe an Doctor Rühel, bei de Wette II. Nr. 696., 705. u. 707., und Menzel a. a. O. S. 216.

len wir von großer Leute Ernſt, Brunſt und Eifer leichtlich urtheilen; ſie haben ihren Sängermeiſter im Herzen; der geräth oft über ſie und bringt ſie auf, treibet ſie fort und führet ſie oft, dahin ſie nicht gedenken, wie denn Gott auch zu ihren Wegen Glück und Segen ſpricht, und führet ihre Reiſe wunderlich hinaus, daß ſich jedermann kreuzigen und ſegnen möchte" *).

Achtzehnte Vorleſung.

Allgemeine Gedanken über Revolution und Reformation und die Stellung der letztern zur erſtern. Das politiſche Syſtem der Reformatoren und das heutige Verhältniß von Staat und Kirche. Aufſtand der Baſelſchen Landleute 1526. Die Wiedertäufer in der Schweiz. Das Benehmen der Regierungen gegen ſie. Ein Wort über Cultusfreiheit.

Wir ſind in der vorigen Stunde auf einen Gegenſtand gekommen, der mit einem beſondern Zweck dieſer Vorleſungen in genauer Verbindung ſteht. Wenn ich nämlich dieſen Zweck gleich im Anfange dahin ausgeſprochen habe, den Unterſchied zwiſchen Reformation und Revolution klar zu machen, ſo darf ich wohl über die in der letzten Stunde erzählte Geſchichte des Bauernkrieges nicht hinwegeilen, ohne noch einiges von der Stellung der Reformation zu dieſer Erſcheinung und von den politiſchen Geſinnungen der Reformatoren überhaupt angeführt zu haben.

Daß der Bauernaufſtand keine unmittelbare Folge der Reformation geweſen, davon haben Sie ſich wohl ſchon in der letzten Stunde überzeugt, und noch viel mehr davon, daß Luther kein Gefallen an der Sache hatte.

Allein es könnte denn doch die Frage aufgeworfen werden, ob nicht eben darin eine Inconſequenz liege, daß die Reforma-

*) Siehe Müllers Reliquien IV. S. 59. Note.

toren der kirchlichen Freiheit das Wort redeten, während sie für die politische keinen Sinn zu haben schienen? ob man ihnen nicht sogar den Vorwurf machen könne, sie haben nur an ihre Sachen gedacht, und als sie ihre Ideen ins Werk gesetzt, sei ihnen dann alles gleich gewesen, ob das Volk sich glücklich befunden habe, oder nicht. Haben sie nicht, so könnte man fragen, am Ende doch nur wieder eine Priesterherrschaft gewünscht an der Stelle derer, die sie verdrängten, und darum haben sie wohl den Fürsten und Obrigkeiten geschmeichelt!

Was den letztern Vorwurf betrifft, so glaube ich, ist auch dieser hinlänglich widerlegt durch Luthers eigenes Beispiel und durch unzählige Stellen aus seinen Werken. Von persönlicher Herrschsucht war er eben so frei, als von aller falschen Demuth gegen die Großen und Mächtigen der Erde. Eine andere Frage ist aber die, ob er in der That die Aufgabe der politischen Freiheit so gut begriffen habe, wie die der kirchlichen, ob sich die Grundsätze der Reformatoren über das Verhältniß der Obrigkeiten zu den Unterthanen, über die bürgerlichen Einrichtungen, Verfassungen u. s. w. unbedingt auf unsere Zeit anwenden lassen, oder nicht? — Hier geben wir nun freilich zu, daß die reformatorischen Ideen Luthers und seiner Genossen allerdings zunächst mehr dem theologischen, als dem politischen Gesichtskreis angehören, und das wollten und sollten sie auch. Weder Luther, noch Melanchthon fand sich bemüßiget, als politischer Reformator aufzutreten. (Zwingli hatte dazu schon mehr Neigung und Beruf.) Aber noch mehr. Wir geben zu, daß die Zeit selbst in Beziehung auf politische Ideen weit zurückstand hinter den Fortschritten, die sie in religiöser Hinsicht gemacht hatte. Ob sie vor der unsrigen sich deßhalb zu schämen habe, wo oft gerade das Gegentheil der Fall sein dürfte, überlasse ich Ihnen selbst zu entscheiden. Es ist übrigens in andern Vorlesungen, welche die meisten von Ihnen mit mir besuchen*), auf eine eben so beredte, als einleuchtende Weise gezeigt worden, wie es gerade der neuern Zeit des 18. (und 19.) Jahrhunderts vor-

*) Von Prof. Vinet in einem Curs über die französischen Moralisten des 18. Jahrhunderts.

behalten blieb, freilich oft mit Hintanſetzung der wichtigern ſittlichen und religiöſen Angelegenheiten, den wahren politiſchen Liberalismus an das Tageslicht zu fördern. Zugegeben, alſo, daß politiſche Vorurtheile einer allerdings übertriebenen Ariſtokratie, als ein Erbſtück des mittelalterlichen Feudalismus, die Gedanken der damaligen Theologen wie der Staatsmänner beherrſchten: ſo verdienen doch die Grundideen des politiſchen Syſtems der Reformatoren, in wie fern ſie mit ihrer chriſtlich-religiöſen Anſicht zuſammenhangen, eine genauere Prüfung, und wir werden ſehen, daß ſie, mit Abſtreifung einiger Härten und mit gehöriger Beſchränkung auf die Hauptſache, ſich als die geſunden, chriſtlichen Ideen, die immer dieſelben bleiben müſſen bei allem Wechſel politiſcher Formen, auch auf unſere Zeit anwenden laſſen; denn nur die menſchliche Form iſt dem Wechſel unterworfen und ſoll es ſein, aber die Idee iſt ewig, und in ihr liegt die Quelle der Begeiſterung. — Die Religion iſt die Grundlage des Staatslebens. Von dieſem in ſeiner Idee richtigen, in der Wirklichkeit verſchieden ſich modificirenden Grundſatz gingen die Reformatoren aus. Nun gingen ſie auch hierin auf die reinſte Quelle religiöſer Erkenntniß, auf die Bibel, zurück. Mit welchem Rechte ſie das alte Teſtament und die theokratiſchen Verhältniſſe deſſelben auf die chriſtliche Politik anwenden wollten, laſſen wir dahin geſtellt. Aber die Lehre des neuen Bundes, welche klar und deutlich dahin lautet, daß die Obrigkeit von Gott ſei, und daß, wer ihr widerſtrebt, Gottes Ordnung widerſtrebe — die muß billig auch uns gelten, wenn wir uns nicht losreißen wollen von den Grundſätzen des Proteſtantismus, ja von denen des Chriſtenthums ſelbſt. Da haben wir nun freilich, wird man ſagen, das göttliche Recht, das heute niemand mehr vertheidigt, als einige finſtere Abſolutiſten. — „Wo in aller Welt ſollen wir glauben, daß jede Obrigkeit, auch die ſchlechteſte, unmittelbar von Gott eingeſetzt ſei? — widerſpricht dem nicht die geſunde Vernunft, da ja auch der Tyrann, der Uſurpator ſich auf dieſes göttliche Recht berufen kann, und heißt das nicht der blinden Gewalt das Wort reden?“ — Es kommt hier alles darauf an, wie man das Wort verſteht, daß eine Obrigkeit von Gott ſei, ob man den Buchſtaben oder den Geiſt

der Bibel mehr berücksichtigt. Ob etwas mittelbar oder unmittelbar von Gott sei, ist überhaupt eine Frage, die der menschliche Verstand schwerlich je aufs Reine bringen wird. Die Wirkungen Gottes erscheinen uns gewöhnlich durch natürliche Ursachen vermittelt, und bei diesen wollen wir uns auch hier genügen lassen. Daß nun im Allgemeinen die bürgerliche Ordnung selbst, entgegengesetzt der Anarchie, eine treffliche Sache, und somit doch auch wohl, wie alles Gute, eine Gabe Gottes sei, wird niemand läugnen. Da Gott ein Gott der Ordnung ist, so müssen wir ja auch auf ihn zurückführen, was der rohen Willkür Schranken setzt und den Menschen befähiget, seine höhere Bestimmung auf eine vernünftige Weise zu erreichen, wie ja schon die alten Heiden ihre Gesetzgeber als vom Himmel gekommene Boten der Gottheit dachten. Darüber sind wohl alle einverstanden. Allein die bezeichnete Schriftstelle*), wonach jede Obrigkeit von Gott ist, geht offenbar noch weiter. Nicht nur im Allgemeinen ist Obrigkeit von Gott, sondern die Obrigkeit, unter der ich lebe, soll ich als Christ ansehen als eine Obrigkeit, die mir unter diesen gegebenen Verhältnissen von Gott geordnet ist; ich soll sie als meine Obrigkeit erkennen, ihr gehorchen, ihr allen Segen wünschen, ja, für sie bitten. Das ist die Forderung nicht nur eines Apostels, sondern mehrerer**), und ihr nach Forderung der Reformatoren und aller evangelischen Lehrer. Doch um mit andern Worten, als mit denen der Bibel selbst, zu reden, — es soll das Verhältniß, welches die Bürger mit ihrer Regierung verbindet, ein gewisses Pietätsverhältniß sein. Das sahen schon die Alten ein vor dem Christenthum. Das lateinische Wort pietas bezeichnet ja eben so treffend dieses Verhältniß, das nicht nur den Menschen an die Gottheit, sondern das Kind an den Vater, den Diener an seinen Herrn, den Bürger an das Vaterland und dessen Regenten bindet! Ich weiß zwar wohl, daß die Paternitätsverhältnisse zwischen Regierung und Untergebenen in unserm Zeitalter nicht mehr passend gefunden werden, daß man von einer väterlichen Obrigkeit fast nur wie mit Ironie

*) Röm. 13, 1.

**) Vgl. 1 Petri 2, 13. u. die sämmtlichen symbolischen Bücher.

redet, und allein das Vertragsverhältniß zwiſchen Regierung und Volk will gelten laſſen. Ich gebe auch zu, daß, weil jedes Gleichniß unvollkommen iſt, auch das ſchönſte Band der Familie ſich nicht vollkommen auf den Staatsverband anwenden läßt. Allein wenn man von der andern Seite dieſen Vertrag zwiſchen Regierung und Volk nicht anders anſehen will, wie einen Handel, wo das Mißtrauen von beiden Seiten vorherrſcht, ſtatt des Vertrauens: da geſtehe ich, daß mir ein ſolches Verhältniß wenigſtens nicht dem Ideal eines chriſtlichen Staates angemeſſen ſcheint. Wenn ſchon Sirach (Cap. 27, 2.) ſagt, wie der Nagel zwiſchen den Steinen der Wand, ſo ſtecket die Sünde zwiſchen dem Käufer und Verkäufer, ſo müßte dieß bei einem bloßen Handelsvertrag zwiſchen Regierung und Volk auch gelten, denn immer wird die Sünde da zu finden ſein, wo etwas auf Mißtrauen, ſomit auf dem Unglauben ruht, ſtatt auf dem Glauben und Vertrauen. Revolutionen werden ſich eben da am eheſten erzeugen, wo nur der kahle Buchſtabe einer Charte die einzige Garantie des Friedens ſein ſoll. Wie lauert da eins dem andern auf, ob nicht einmal da oder dort ein Fehler begangen worden, und wie ſchnell iſt man dann bereit, den begangenen Fehler mit tauſendfältiger Rache büßen zu laſſen. Die Unruheſtifter freuen ſich der Verletzungen, ſie lachen in die Fauſt, wenn ein Verſehen geſchieht, ſie rufen Verletzungen künſtlich hervor, nur damit ſie Anlaß haben zum Tumulte! — Ich bitte, mich nicht mißzuverſtehen. Auch ich glaube, daß beſtimmte Verträge, Charten, Verfaſſungen nothwendig ſind, und ſehe darin einen Vorzug unſrer Zeit vor frühern, wo die Willkür des Einzelnen vorherrſchte. Auch ich glaube, daß das Volk ſo gut ſeine Anſprüche an die Regierung habe, als die Regierung an das Volk, und daß ihm dieſe Anſprüche auf eine deutliche Weiſe gewährleiſtet ſein müſſen. Aber bei alle dem, glaube ich, muß die Garantie noch wo anders liegen, als auf dem Papiere. Sie muß in die Herzen geſchrieben ſein. Die Regierung muß ihr Amt verwalten in höherm, als menſchlichem Auftrage, im Namen Gottes, in der Furcht des Herrn, im Aufblicke zu ihm, und in dieſer Hinſicht ſoll ſie ſich allerdings anſehen als Statthalter Gottes und als von Gottes Gnaden, und nicht allein als

von der Menschen Gunst und Willkür. Die Bürger sollen gehorchen um Gottes willen, des Gewissens halber; sie sollen mit Vertrauen ihren Regenten entgegen kommen und eher ihre Fehler bedecken, als schadenfroh sie ans Licht ziehen. Hier stimme ich ganz dem Landgrafen Philipp von Hessen bei, einem Fürsten aus dem Zeitalter der Reformation, wie Deutschland seither wenige gehabt, trotz der Fehler, die auch er hatte, wenn er sagt: „Die Obrigkeit bedarf dann der meisten Ehre, wenn sie ge„schmäht wird, vielleicht auch gefehlt hat. Deßhalb sollen die „Unterthanen solche Schmach der Obrigkeit tragen helfen, und „sie wieder zu Ehren bringen, daß man in Frieden und Ehren „bei einander bleiben und leben möge. Wenn die Obrigkeit nie „fehlte, stände ihre Ehre nie in Gefahr; weil sie aber fehlbar „ist und ihre Ehre dadurch in Gefahr geräth, will sie Gott „schützen und hat das Gebot gemacht, sie zu ehren" *).

Und gesetzt, es werde auch vielfach von den Regierungen gefehlt, in monarchischen, wie in demokratischen Staaten, ist es durch Revolutionen in der Regel besser geworden? Oder hat nicht Luther recht, wenn er sagt: „Es ist eine böse Folge und „Exempel, Tyrannen morden oder sie verjagen; reißt es bald „ein und wird ein gemeiner Muthwille daraus, daß man Ty„rannen schilt, die nicht Tyrannen sind, und sie auch ermordet, „wie es dem Pöbel in den Sinn kommt..... Man darf dem „Pöbel nicht viel pfeifen..... Soll ja Unrecht gelitten sein, so „ist's besser, daß man von der Obrigkeit, als daß diese von den „Unterthanen leide. Denn der Pöbel hat und weiß kein Maß, „und steckt in einem jeglichen mehr, denn 5 Tyrannen. Nun „ist's besser, von einem Tyrannen, d. i. von der Obrigkeit, Un„recht leiden, denn von unzähligen Tyrannen, das ist vom „Pöbel" **).

So wenig wir also die politischen Ansichten der Reformatoren im Einzelnen theilen können, weil diese nothwendig

---

*) Raumer a. a. O. S. 373.

**) Raumer a. a. O. S. 371. Marheinecke Bd. II. S. 265. aus Luthers Schrift: „ob Kriegsleute auch in einem seligen Stande sein können?" L. W. X. S. 570.

wechſeln müſſen mit jedem Jahrzehend, ſo ſehr müſſen wir in Beziehung auf die ewigen Grundideen einer chriſtlichen Staatsweisheit uns an ſie anſchließen. Auch in der Politik ſoll das reformatoriſche Princip gelten, nicht das revolutionäre. Auch hier ſoll die Macht des Wortes, die Macht der Belehrung, der vernünftigen Aufklärung, der Bildung und Geſittung das Beſſere auf geſetzlichem Wege herbeiführen, und Gewalt von beiden Seiten ſo viel wie möglich vermieden werden. Auch hier ſoll die Doctrin, ja die höchſte aller Doctrinen, das Chriſtenthum mit ſeinem belebenden Geiſte, die Verhältniſſe durchdringen und die Kirche dem Staat in die Hände arbeiten. Wohlverſtanden aber! Nicht eine todte Orthodoxie *), nicht der Buchſtabe irgend einer Confeſſion oder Dogmatik iſt die Stütze dieſer chriſtlichen Staatsweisheit, ſo wenig, als der Buchſtabe einer politiſchen Charte, ſondern der Geiſt iſt es auch hier, der lebendig macht, der rechte Geiſt der Liebe, des Vertrauens, der Geiſt der Frömmigkeit, der die Grenzen menſchlicher Macht und Einſicht in Demuth erkennt, und der in allem den Segen von oben erwartet, der rechte Geiſt der Gemeinſchaft, der aus freier Ueberzeugung, nicht aus Zwang, das Seinige unterordnet dem Ganzen, und der im tüchtigen Gehorſam ſeine wahre Ehre findet, ſo gut, wie im Befehlen.

Man wird nun freilich ſagen, ein ſo idealer chriſtlicher Staat ſei etwas unmöglich zu Realiſirendes, und eben deßhalb müſſe das bürgerliche Leben getrennt erſcheinen vom kirchlichen, und auf andere Grundlagen gebaut werden, als dieſes. Dieſe Trennung von Staat und Kirche mag nun auch allerdings in ſo weit ihr Gutes haben, als Weltliches und Geiſtliches nicht vermiſcht werden dürfen, und auch hierin iſt vielleicht unſere Zeit weiter, als die der Reformation. Aber auch dieſe Trennung der bürger-

*) Die überſpannten dogmatiſchen Begriffe, die eine gewiſſe Partei, die ſich ausſchließlich evangeliſch nennt, gern zur Alleinherrſchaft bringen möchte, ſtehen der Realiſirung einer chriſtlichen Staatsverfaſſung am meiſten im Wege. Solche überſpannte Begriffe führen entweder zu craſſen theokratiſchen und hierarchiſchen Forderungen, die gar nicht zu befriedigen ſind, oder zum nordamerikaniſchen Syſtem, wo die Religion vom Staat als Grille des Einzelnen oder der Secten betrachtet wird. Nur eine vom klaren, wiſſenſchaftlichen Gedanken beherrſchte und darum gemäßigte Orthodoxie iſt der evangeliſchen Staatskirche heilſam.

lichen und kirchlichen Intereſſen kann ich nur für einen unvollkommenen Uebergang halten zu etwas Vollkommenerm. Bis aber dieſer vollkommnere Zuſtand eintritt, den wir nicht für eine bloße Chimäre halten, geht die Aufgabe eines jeden dahin, von ſich aus das reinere chriſtliche Leben dem Staatskörper mitzutheilen, und ſo in vernünftiger Weiſe das reformatoriſche Element zur Herrſchaft zu bringen. Das lautere und wohlverſtandene Chriſtenthum will keine Stagnation, noch weniger Tyrannei und Knechtſchaft. Es will Fortbildung im Geiſte der Freiheit, und die wahre Gleichheit der Menſchen durch den freien Geiſt der Liebe. Die politiſchen Tugenden, die das Chriſtenthum in uns entwickeln will, ſind leider! aber viel zu wenig erkannt, und bis ſie erkannt und aufgenommen ſind in unſer Gemeinleben, iſt auch immer noch zu fürchten, daß das Revolutionäre dem Reformatoriſchen den Rang ablaufe. Es herrſcht ſelbſt unter frommen Leuten noch zu viel Vorurtheil gegen politiſche Erörterungen vom Standpuncte der Religion, z. B. von der Kanzel aus; man glaubt, das ſeien Dinge, die ſich nicht wohl zuſammen vertragen, und eine gewiſſe Gleichgültigkeit gegen das politiſche Leben iſt die gefährliche Klippe, an der die einſeitige Frömmigkeit vieler ſcheitert. Die Entſtehungsart des Chriſtenthums hat freilich den Schein dafür, daß es ſich um die Sachen dieſer Welt, und namentlich um Politik, nicht bekümmere, weil Chriſtus geſagt hat, ſein Reich ſei nicht von dieſer Welt. Allein man bedenke, daß damals ein entartetes Heidenthum mit ſeinen veralteten, zum Untergang reifen Formen der jungen Weltreligion entgegen ſtand. Seither aber iſt der Same aufgegangen; er iſt in ein neues Erdreich verpflanzt worden, auf welchem neue Staaten, die Staaten germaniſchen Stammes, ſich gegründet haben. Das Chriſtenthum iſt das bildende Princip dieſer Völker geworden; ihm haben ſie es zu verdanken, daß ſie aus der Rohheit zur Geſittung, zu einem geordneten, civiliſirten Leben gekommen ſind. Der Name eines chriſtlichen Staats, einer chriſtlichen Obrigkeit, eines chriſtlich-politiſchen Verhältniſſes iſt demnach kein leerer Schall. Wenigſtens kann ich die Hoffnung einer politiſchen Wiedergeburt der europäiſchen Völker, vor allem aber unſeres Vaterlandes, aus

dem Samen eines wohlverſtandenen Chriſtenthums nicht aufgeben, und ich ſehe darin ein größeres Heil, als in der Unabhängigkeit jener transatlantiſchen Freiſtaaten, die, nur durch weltliches, materielles Intereſſe verbunden, ihr öffentliches Leben auf eine froſtige Weiſe vom Chriſtenthum und deſſen Einfluß losgeriſſen haben. Eine rechte gründliche Einſicht in das Weſen des Proteſtantismus, in die hiſtoriſche Bedeutung der Reformation ſcheint mir am beſten vor dieſem Kosmopolitismus zu ſchützen. Möge der Geiſt eines Zwingli die wahrhaft chriſtlichen, patriotiſchen Geſinnungen unter uns erwecken*)! Mögen die proteſtantiſchen Religionslehrer auch dadurch ſich von den Prieſtern einer herrſchſüchtigen Kirche unterſcheiden, daß ſie nicht Glieder einer dem Staatsleben fremdartigen Kaſte, ſondern ächte Volkslehrer ſind, Staatsdiener im großartigen Sinne des Worts, d. h. nicht bloße Staatsbeamte, ſondern die lebendigen Glieder des Staats, die Träger ſeiner Intelligenz, die Bewahrer ſeiner heiligſten Kräfte, die Lehrer der Unmündigen, die Vertreter der geiſtigen Intereſſen des Volks, nicht als die da herrſchen über die Heerde, ſondern die ihr vorleuchten in Leben und Wandel.

Nach dieſer freimüthigen Erörterung, die ich aber für nothwendig hielt, wenn ich über der Mannigfaltigkeit des hiſtoriſchen Stoffes den höhern ſittlichen Zweck dieſer Vorträge nicht aus den Augen verlieren wollte, kehre ich nun wieder zur Erzählung der Thatſachen zurück. Sie ſchließt ſich unmittelbar an dieſe Erörterung an, indem wir dieſelben Auftritte, welche wir in Nord- und Süddeutſchland gefunden haben, ſich in unſrer Nähe zutragen ſehen, nur mit dem Unterſchiede, daß die Sache dießmal ohne Blutvergießen abging, obwohl ſie ſonſt manche Aehnlichkeit mit Ereigniſſen darbietet, die uns allen noch lebhaft in der Erinnerung ſind.

Es iſt ſchon erwähnt, daß ſich der landesflüchtige Thomas Münzer auch einige Zeit in Baſel und der Umgegend aufhielt. Selbſt Oekolampad hatte ihm anfänglich Freundſchaft erwieſen, nachher aber ſich gänzlich von ihm losgeſagt**). Es war beſonders

*) Tzſchirner u. Schleiermacher in Deutſchland, — Heß, Müsli, Lavater in der Schweiz haben in ſeinem Geiſte gewirkt.

**) Hottinger (Joh. v. Müller VII.) S. 5.

auf der Landschaft, namentlich in dem Dorfe Läufelfingen, Homburgergebiets, wo er sein Wesen trieb. Die Wiedertäuferei erhob somit auch bei uns ihr Haupt, und bereitete Oekolampad und seinen Freunden einen harten Stand. Von den theologischen Kämpfen mit dieser Secte werden wir nachher reden. Wie weit nun aber die politischen Unruhen mit ihr zusammenhingen, ist nicht ganz klar, obwohl allerdings wiedertäuferisch Gesinnte, wie der früher genannte Stephan Stör von Liestal, einen entschiedenen Antheil an dem Aufruhr nahmen. Im Allgemeinen scheint es, daß derselbe Revolutionsschwindel, der die Bauern in Elsaß und Schwaben ergriffen, und sich bis in den Sundgau und Schwarzwald verbreitet hatte, auch die des Baselschen Gebiets angesteckt habe, da auch hier im Ganzen dieselben Beschwerden zur Sprache kamen, und die Wuth sich hauptsächlich gegen Stifte und Klöster richtete.

Am Tage der beiden Apostel Philippi und Jacobi, den 1. Mai 1525, verbreitete sich ein Gerücht in der Stadt, als ob ein Complot von Bürgern darauf ausginge, die Klöster zu überfallen*). Die zu Webern, hieß es, wollten mit dem Steinenkloster Maria Magdalena den Anfang machen, hernach würde man hinter das Kloster St. Alban, die Carthaus und die übrigen gerathen. Dieses Complot stehe zugleich in Verbindung mit den aufrührerischen Landleuten, mit welchen man die Abrede getroffen habe, ihnen, so wie sie sich der Stadt näherten, das St. Alban- und Eschenthor zu öffnen. Der Rath der kleinen Stadt, an den sich die über die Nachricht betroffenen Carthäuser wandten, machte sogleich Anstalten zur Sicherheit. Wachen wurden ausgestellt bis an die Rheinbrücke, und die Carthäuser verbrachten die Nacht in Schrecken. Tags darauf versammelte sich der große Rath, um das Gerücht genauer zu untersuchen. Bald zeigte es sich, daß die Sage von einem Complot in der Stadt keinen Grund habe, wohl aber das Gerücht von dem Zusammenrotten der Landleute. Alsbald saßen die Rathsboten auf, um sich in die verschiedenen Districte zu verfügen und dem Grund

*) Wir geben es nach Ochs V. S. 492. ff. und Falkeisen (Ms.). Beide haben vorzüglich Ryff und die Chronik des Carthäusermönches Georg benutzt.

der Unzufriedenheit nachzuspüren. Als sie aber gegen Liestal kamen, fanden sie bereits die Landleute aus den Vogteien Farnsburg, Waldenburg, Homburg in Liestal versammelt. Ein allgemeines Aufgebot war nämlich von Seiten der Insurgenten durch das Land geflogen, daß alle sich auf diesen Tag in Liestal stellen sollten. Den Widerstrebenden ward mit dem Anzünden ihrer Häuser gedroht; manchen ward auch vorgegeben, das Aufgebot geschehe im Namen der Regierung. Mehrere Klöster, wie Schönthal und Olsburg, waren bereits von ihnen angegriffen und geplündert, und die Klosterleute verjagt worden. Der Stiftskeller in Liestal ward geleert. — Nun ließen die Abgeordneten des Raths den folgenden Tag Ausschüsse der versammelten Landleute vor sich kommen und stellten ihnen vor, wie treu die Regierung bisher für sie gewacht, wie viele Wohlthaten sie ihnen in Kriegszeiten, bei Theuerungen, Feuersbrünsten u. s. w. erwiesen, wie sie mit Geld, Korn und allem Nothwendigen die Dürftigen versorgt habe, und ersuchten sie, aus einander zu gehen. Sie versprachen, selbst an die einzelnen Orte zu reiten und sich über die Beschwerden weiter zu erkundigen. Die Ausschüsse entfernten sich ohne bestimmte Antwort. Jetzt ließen sie die Trommel rühren und mahnten jeden, sich beim obern Thore einzufinden. Hier schworen die Versammelten einen Eid und beriethen sich über die zu gebende Antwort. Als sie wieder in das Städtchen kamen, ließen sie den Abgeordneten sagen, sie würden ihnen die Antwort Nachmittags geben. Die Antwort war eine thätliche. Ueber Mittag wurde abermals Alarm geschlagen, und jeder beim Eid ermahnt, sich vor dem untern Thor einzufinden, um auf Basel loszuziehen.

Unter der Zeit hatte man in der Stadt sich der Gesinnung der Bürger versichert. Die Zünfte wurden zusammenberufen und die Umgänge auf denselben gemacht. Man fragte die Bürger, ob sie mit der Obrigkeit ferner Lieb und Leid tragen wollten, oder ob sie sich in etwas zu beschweren hätten. Einstimmig sprach sich in der Stadt eine gute, an Ordnung und Gesetz haltende Stimmung aus. Nun verbreitete sich in allen Straßen der Lärm vom Heranrücken der Bauern. Diese hatten sich in später Dämmerung der Stadt genaht. Sie hatten sich um Mön-

chenstein und Muttenz gesammelt und die Gegend umher durchstreift. Das Kloster Engenthal bei Muttenz wurde in Brand gesteckt und die Nonnen verjagt. Eben so überfielen sie das Kloster Schauenburg und das rothe Haus, raubten und verwüsteten, was ihnen vorkam, und verbreiteten Schrecken vor sich her. Die Thore wurden verschlossen, die Sturmglocke ertönte und jedermann fand sich im Harnisch auf den Alarmplätzen ein. Die Bauern waren bis zur kleinen Kapelle vor dem Eschemerthore vorgerückt. Die jüngere Bürgerschaft verlangte einen Ausfall zu thun. Wenigstens wollten sie von den Wällen herunter den Rebellen einen ernsten Empfang bereiten. Der Rath aber widerrieth jedes Einschreiten der Gewalt, ehe er noch einen Versuch der Güte mit ihnen gemacht hätte. Demnach wurden beide Häupter, Heinrich Meltinger und Adelberg Meier, unter einer Bedeckung bewaffneter Bürger zu ihnen hinausgeschickt, um die Gründe ihres Benehmens zu erfahren. Sie bekamen aber (nach Ryffs Chronik) „nur schlechten Bescheid von den Bauern." Bald darauf erschienen Gesandte von Zürich, Bern und Solothurn, welche den Frieden vermitteln sollten. Die Landleute zogen sich auf das Zureden der Vermittler zurück, und bloß ein Ausschuß blieb, um sich über die zu machenden Concessionen zu verständigen. Eine Amnestie wurde gefordert und gegeben, doch nicht eine unbedingte. Die Rädelsführer, und unter ihnen namentlich der Leutpriester von Liestal, Stephan Stör, sollten zur Strafe gezogen werden, doch dieser rettete sich durch die Flucht und kam nach Straßburg. Auch die Uebrigen, welche aufrührerische Briefe geschrieben hatten, fielen der Strafe des Richters anheim. Die streitigen Puncte, welche nun erlesen wurden, betrafen die Leibeigenschaft, die Abgaben, das Recht des Fisch- und Vogelfanges u. a. der Art mehr*). Während der Unterhandlungen und noch mehrere Tage nachher wurden fortwährend fleißig Wachen und Umgänge gehalten in beiden Städten, und nur 3 Thore offen gelassen. Alles Geläute der Glocken, die Rathsglocke allein ausgenommen, wurde 3 Wochen lang abgestellt. Immer fürchtete man noch, daß auch in der Stadt der Zunder der Empörung

*) Siehe die Urkunde in der Note bei Ochs V. S. 500.

im Stillen fortglimme. Mehrere verdächtige Personen wurden auch verhaftet, eine sogar lange inne behalten und gefoltert, doch kam nichts Sicheres auf Stadtbürger heraus. Später (1532) sollen die Landleute ihr Unrecht eingesehen und von selbst wieder auf den Vertrag verzichtet haben.

Ich habe schon bemerkt, daß sich nicht ganz genau ausmachen läßt, wie weit dieser Aufstand mit der Wiedertäuferei in Verbindung gestanden. So viel ist aber gewiß, daß beide Erscheinungen ihrem Princip nach zusammengehören, indem auch die Wiedertäufer die Obrigkeit aus schwärmerischem Dünkel verachteten, die Abgaben verweigerten und eine Zeit der vollkommenen Freiheit und Gleichheit verhießen, wo aller Unterschied von Geistlichen und Weltlichen, von Herrn und Dienern, von Reichen und Armen aufgehoben sein werde.

Wir müssen demnach diese Secte, welche sich von Sachsen aus durch Thomas Münzer nach der Schweiz verbreitet hatte, etwas genauer betrachten*). Die Hauptanführer derselben in unserm Vaterlande sind Ludwig Hetzer, Conrad Grebel und Felix Manz in Zürich, Balthasar Hubmeier, Prediger in Waldshut, der auch eine Zeitlang in St. Gallen sein Wesen trieb, Lorenz Hochreutener, Wolfgang Ulemann, Joh. Bródtlein, Georg Blaurock, der uns schon bekannte Wilh. Röublin u. a. m. Einige dieser Männer, wie Grebel, waren nicht ohne Bildung. Dieser stammte aus einem angesehenen Geschlecht, und hatte sich erst die Freundschaft Zwingli's und Vadians zu erwerben gewußt, ja, er hatte sogar des letztern Schwester zur Frau. Der alte Geschichtschreiber Hottinger**) schildert ihn „als einen gelehrten, aber melancholischen Kopf." Nach andern Nachrichten gehörte Grebel zu den Leuten, die bei vielem Talent, aber bei wenig Moralität, sich da am wohlsten befinden, wo sie die Vorwürfe ihres

*) Hauptquellen sind Bullinger, von der Wiedertäufer Ursprung, Secten, Wesen. 1560. 4. Ott, Annales anabaptistici. 1671. Gast, de anabaptismi exordio, erroribus, historiis abominandis u. s. w., womit zu vergleichen mehreres von Zwingli in Schulers u. Schultheſſens Ausgabe der deutschen Schriften Bd. I. Abth. 2. u. Hottinger a. a. O.

**) Helv. Kirchenq. III. S. 219.

Gewiſſens im Tumulte der Leidenſchaft erſticken und über dem, wozu ſie anderes anſtiften, ſich ſelbſt vergeſſen können*). Er ſchien recht eigentlich zum Volksverführer geſchaffen, zum Wühler und lärmenden Tonangeber in einer wirrvollen Zeit! Als er vergebens verſucht hatte, den beſonnenen Zwingli für ſeine Plane zu bereden, brach er mit ihm und mit Zürich überhaupt. Wie ein Wüthender lief er eines Tages mit Felix Manz durch die Straßen von Zürich und rief das Weh! über die Stadt aus. Zwingli ward als der große Drache ausgeſchrien, — Diebe und Mörder wurden die evangeliſchen Lehrer geſcholten, und dagegen an die Stimme des Volkes appellirt, aus der die Stimme Gottes rede.

Die Umtriebe dieſer Männer nahmen ihren Anfang in Zollikon bei Zürich. Mit eigenmächtigem Zerſchlagen der Bilder und Altäre (auch der Taufſtein wurde umgeſtoßen und zertrümmert) machten ſie den Anfang. Als Bröötlein dieſer Unfuge wegen entſetzt ward, begehrte bei dem Abſchiedsſchmauſe, den er den Seinen gab, ein großer Theil der anweſenden, durch ſchwärmeriſche Vorträge erhitzten Gäſte die Taufe, und nachdem ſie dieſelbe erhalten, tauften ſie andere wieder. Eben ſo gingen Manz und Grebel in den Häuſern umher und theilten auf ihre eigene Hand das heilige Nachtmahl aus, oder „richteten", wie ſie es nannten, „den Tiſch Gottes auf." Nächtliche Zuſammenkünfte wurden gehalten, in welchen Bibelvorträge und allerlei Weiſſagungen ſtattfanden. Aehnliches ereignete ſich um dieſelbe Zeit in Waldshut, wo Balth. Hubmeier, der einen ſtarken Anhang in der Stadt fand, am Vorabend des Oſterfeſtes von 1525 ſeine Anhänger zuſammenberief, und nachdem er Waſſer in einem Melkkübel hatte herbeitragen laſſen, dreihundert Perſonen die feierliche Wiedertaufe ertheilte**).

Solche Erſcheinungen machten natürlich großes Aufſehen. Daß katholiſche Regierungen, wie die öſterreichiſche, unter der Waldshut ſtand, mit aller Macht einſchritten, läßt ſich denken.

---

*) Tendants dazu haben die Jahre 1830 bis 34 an verſchiedenen Orten geliefert.

**) Vgl. Sohm, Geſchichte der Stadtpfarrei Waldshut, ein merkwürdiger Beitrag zur Wiedertäufergeſchichte. Schaffhauſen 820.

Allein auch ſolchen Regierungen, welche die Reformation begünſtigt hatten, wie der Zürcherſchen, konnten ſolche Auftritte nicht gleichgültig ſein. Wurde doch eben dadurch das Weſen der Reformation ſelbſt gefährdet, und der einbrechenden Unordnung Thür und Thor geöffnet! Ehe wir jedoch ſehen, welche Vorkehrungen gegen die Wiedertäufer in den verſchiedenen Gegenden der Schweiz getroffen wurden, müſſen wir noch etwas genauer ihr Treiben beobachten, wie es an allen Enden zum Vorſchein kam.

Nach dem bloßen Namen zu urtheilen, würde der Irrthum der Wiedertäufer bloß darin beſtanden haben, daß ſie die Kindertaufe verwarfen und deßhalb die Taufe an allen denen wiederholten, die in ihre Gemeinſchaft traten. Allein dieß machte nur einen Theil ihres Irrthums aus, und wäre dieſer Irrthum allein geſtanden, ſo ließe ſich wohl fragen, ob man ſich nicht darüber mit ihnen hätte verſtändigen können. Ja, wenn wir aufrichtig und unparteiiſch ſein wollen, ſo müſſen wir geſtehen, daß der Zweifel gegen die Zweckmäßigkeit der Kindertaufe an und für ſich noch nichts ſo Schreckliches und Unerhörtes war*); denn hatte man einmal angefangen, alles auf die Bibel zurückzuführen, und nichts zu geſtatten, was ſich nicht aus ihr beweiſen läßt, ſo mußte wohl natürlich auch die Frage entſtehen, ob denn die Kindertaufe in der Bibel geboten ſei? Darüber ließe ſich wenigſtens ein ähnlicher theologiſcher und exegetiſcher Streit denken, wie über die Einſetzungsworte des Abendmahls, ohne daß darum alle die Uebertreibungen nöthig geworden wären, die wir bei den Wiedertäufern finden. Wir könnten uns im Gegentheil denken, daß der Zweifel gegen die Kindertaufe auch in ganz klaren, nüchternen Leuten aufſteigen konnte, denen es paſſender ſchien, daß erſt der das Sacrament der Taufe empfange, der Vernunft genug beſitze, um von den göttlichen Geheimniſſen doch wenigſtens eine Ahnung zu haben, wenn er ſie auch gleich nie begreifen kann. Wenigſtens ließ ſich mancherlei für ein ſolches Verfahren anführen. Es ließ ſich zeigen (und dieß thaten auch die Wiedertäufer), wie Jeſus ſeinen Jüngern den Auftrag gegeben, die

*) Sehr beſonnen urtheilt hierin nach ſeiner Gewohnheit der gelehrte Planck. Man ſehe deſſen Geſchichte des proteſtantiſchen Lehrbegriffs. Bd. II. S. 45. ff.

Völker zu lehren und erst dann sie zu taufen, nachdem sie belehrt worden. Auch sage ja Christus, wer da glaubt und getauft wird, und mache somit die Taufe abhängig vom Glauben. Es konnte aus der biblischen Geschichte angeführt werden, wie die Belehrung der Apostel in der That der Taufe vorausging, und wirklich führten die Wiedertäufer das Beispiel des Kämmerers der Königin Kandace an, welchen Philippus erst taufte, nachdem er ihn belehrt hatte. Zu dem konnte sogar die Geschichte der ersten Jahrhunderte angeführt werden, in welchen wirklich die Taufe der Katechumenen bis auf den Zeitpunct verschoben wurde, wo sie einen ordentlichen Unterricht erhalten hatten. Es konnte das Zeugniß bedeutender Kirchenväter, wie eines Tertullian, gegen die Kindertaufe angeführt werden. — Freilich konnte von der andern Seite auch wieder manches für den bisherigen Gebrauch angeführt werden, und wurde auch von den Reformatoren geltend gemacht. Wenn gleich nicht erwiesen werden konnte, daß Kinder in der apostolischen Zeit seien getauft worden, so konnte es doch einigermaßen wahrscheinlich gemacht werden, da öfter von ganzen Familien die Rede ist, welche getauft worden seien, unter denen also auch wohl Kinder gewesen. Es konnte darauf hingewiesen werden (und das war offenbar eine geistigere Beweisführung), daß Christus von den Kindern gesagt habe, lasset die Kleinen zu mir kommen, denn ihnen ist das Himmelreich. Ein logisch-strenger Beweis war dieß freilich nicht; denn wo stand geschrieben, daß diese Kinder seien getauft worden, man konnte sie ja auch bloß durch die Lehre dem Heiland zuführen und sie später taufen. Allein darin lag doch immer etwas, daß schon die Kinder mit ins Reich Gottes gehören, daß sie schon theilnehmen an den Verheißungen desselben, wenn auch ihr Verstand noch nicht nachkommen kann. Es war zum mindesten ein schöner, trostreicher Gedanke, daß die Kirche wie eine sorgsame Mutter sich des Sterblichen annimmt, ihm entgegenkommt, für ihn sorgt, ehe sein eigenes Bewußtsein noch erwacht ist. Müssen doch auch im physischen Leben liebende Hände anderer sich unsrer annehmen, ehe wir uns selbst helfen können. Warum soll und darf nicht auch eine solche geistige Vormundschaft stattfinden für die Unmündigen? Und

bleibt es denn nicht ſpäter dem Täufling, wenn er zu den Jahren reifer Erkenntniß gekommen und den Unterricht erhalten hat, vorbehalten, ſich jetzt mit freiem Bewußtſein für das zu erklären, was früher andere *für* ihn zugeſagt haben? Wurde doch ſchon im alten Teſtament (und auch *das* machten die Reformatoren geltend) das Kind durch die *Beſchneidung* in den Bund Gottes aufgenommen; warum ſollen wir nicht die Freiheit haben, die Taufe an die Stelle der Beſchneidung treten zu laſſen als Bundeszeichen?*)

Sie ſehen alſo, daß ſich *für* und *wider* die Sache auf eine Weiſe disputiren ließ, die von aller Schwärmerei entfernt bleibt. Allein ſchon darin dürfte denn doch etwas Schwärmeriſch-eigenſinniges und Ueberſpanntes liegen, wenn jemand um dieſer Verſchiedenheit der Anſicht willen die Kirchengemeinſchaft mit andern aufheben und ſich auf keine Weiſe wollte bewegen laſſen, einem Gebrauch ſich zu unterziehen, der doch wenigſtens in der Bibel nicht gemißbilligt wird, der überhaupt, wenn man ihn richtig faßt und auslegt, nichts Widerchriſtliches in ſich faßt. Es kommt am Ende denn doch nicht auf den Buchſtaben der Einſetzung an, ſondern auf den Geiſt und die Bedeutung. Die Verhältniſſe der Kirche hatten ſich ſeit der apoſtoliſchen Zeit bedeutend verändert. Damals war das Chriſtwerden rein Sache der perſönlichen Wahl, weil es noch keine öffentliche Kirche gab, und ſo konnte auch Annehmen der Taufe jedem überlaſſen bleiben. Seit aber das Chriſtenthum Staatskirche geworden war, ſeit jeder mit dem Eintritt in das äußere Leben auch als Glied der Kirche, wenigſtens als äußeres Glied derſelben, betrachtet wurde, war es anders, und es zeugte von Intoleranz und übertriebenem Puritanismus, ſich in dieſe veränderte Ordnung der Dinge auch dann nicht fügen zu wollen, wenn der innern Bedeutung der Sache dadurch kein Abbruch geſchah. Hätten übrigens die Wiedertäufer ſich darauf beſchränkt, bloß ihre Gründe, die ſie gegen den Gebrauch der Kindertaufe zu haben glaubten, ruhig und beſcheiden vorzutragen, ſo würde ſich, wenigſtens in

*) Damit iſt nicht nöthig, die Beſchneidung ſelbſt als Sacrament zu faſſen oder auch nur als beſtimmtes Vorbild für daſſelbe. Hierin gingen die reformirten Theologen wieder zu weit.

der reformirten Kirche, leicht ein Ausweg haben finden lassen, der beiden Parteien genügt hätte; denn selbst jetzt noch stellte es die Züricher Regierung, wahrscheinlich auf Zwingli's Rath, bis ins 8. Jahr frei, die Kinder taufen zu lassen, beharrte also nicht mit Eigensinn auf der Taufe ganz neugeborner Kinder *). (Luther, der überhaupt in der Lehre von den Sacramenten strenger das Herkommen bewahrt wissen wollte, hätte sich vielleicht weniger zu solchen Concessionen geneigt gefunden.) Nun aber begnügten sich die Wiedertäufer nicht mit dem Vortrage ihrer Gründe; sie schritten thätlich ein, sie tauften wirklich die zum zweiten Mal, die schon waren getauft worden, sie gaben damit zu erkennen, daß sie die Taufe, welche von der Kirche ausgegangen war, für eine unächte und falsche hielten; sie schlossen sich damit an den Irrthum früherer Secten an (der Donatisten und Novatianer), welche ebenfalls die Taufe an denen wiederholten, die zu ihnen übertraten, und dadurch die Gemeinschaft mit der allgemeinen Kirche recht eigentlich radicaliter aufhoben. Hierin nun unterscheidet sich das wiedertäuferische Princip auf das bestimmteste von dem der Reformatoren. Auch die Reformatoren sahen die Kirche, in der sie lebten, als verderbt an, aber doch nicht als grundverderbbar; sie wollten sie nur reinigen von den Mißbräuchen, nicht eine neue an ihre Stelle setzen. Ja, sie wollten sich auch anfänglich gar nicht einmal von der bisherigen Kirche trennen, sondern erst, als diese sich hartnäckig allen Verbesserungsansprüchen widersetzte, traten sie endlich aus aus dem großen Schiffe und retteten sich in einen Nachen. Aber auch da anerkannten sie noch ein gewisses Band zwischen ihnen und der Mutterkirche. Die Taufe, das Symbol der Gemeinschaft, blieb für beide Kirchenparteien dieselbe, und wird bis auf den heutigen Tag gegenseitig respectirt. Und in diesem Bewahren eines gemeinsamen Symbols und eines gemeinsamen historischen Grundes mit der alten Kirche liegt vieles, das wir oft nur zu wenig beachten. Nicht so die Wiedertäufer. Alles sollte neu werden. Die Kirche, hieß es, sei nicht hie oder da. Das Sicht-

*) Hottinger (Fortf. von Joh. v. Müller) Bd. 7. S. 32. (nach einem Mandat vom 17. Jan. 1525.).

bare müſſe vergehen. Nicht in Tempeln, ſondern überall, im Walde und auf den Bergen, könne man Gott anbeten. Ferner verachteten die Wiedertäufer, als eigentliche Sectirer und Separatiſten, nicht nur den regelmäßigen, geordneten und öffentlichen Gottesdienſt, ſondern auch den Lehrſtand und die theologiſche Wiſſenſchaft, und indem ſie auf der einen Seite dem Buchſtaben den Krieg ankündeten, hielten ſie ihn von der andern Seite wieder auf die lächerlichſte Weiſe feſt, ſo daß ſie z. B. Bibeln und Andachtsbücher verbrannten, eben darum, weil es heiße, der Buchſtabe tödtet. Sie glaubten alſo recht eigentlich durch den Buchſtaben den Buchſtaben auszutreiben, wie immer die Schwärmer zu thun pflegen, die an die dunkle Seite des Buchſtabens ſich anklammern, während ſie für die klare Bedeutung deſſelben die Augen verſchloſſen halten. Indem ſie ſich ſo bei ihren religiöſen Forſchungen einem dunklen Gefühl oder vielmehr einer erhitzten und an den bilderreichen Stellen der heiligen Schrift genährten Einbildungskraft überließen, und dabei noch ihre eigenen Träumereien für Offenbarungen und Eingebungen des heiligen Geiſtes hielten, geriethen ſie auf die ſeltſamſten Grundſätze und Einfälle. Wie im Kirchlichen, ſo war auch im Politiſchen ihr Streben ein regelloſes, ins Unbeſtimmte und Unausführbare gehendes. Kein Chriſt ſollte ein obrigkeitliches Amt bekleiden dürfen, nach ihren Vorſtellungen. Die Obrigkeit erſchien ihnen als ein heidniſches, die chriſtliche Freiheit beſchränkendes Inſtitut; ihr den Eid der Treue zu leiſten, hielten ſie für eben ſo etwas Unrechtes, als das Eidſchwören überhaupt. Eben ſo widerſetzten ſie ſich dem Kriegsdienſte und dem Tragen der Waffen, und zeigten ſich auch im geſelligen Leben, in Kleidung und äußerm Daherkommen als Sonderlinge. Gemeinſchaft der Güter war eine manchen willkommene Lieblingsidee, wodurch ſie viele aus der Maſſe an ſich zogen, und in die ehelichen Verhältniſſe brachten ſie, ihrer fleiſch-geiſtigen Geſinnung nach, die unſeligſten Störungen. Im Grunde brachten ſie lauter ſolche Dinge zum Vorſchein, wie ſie die Schwärmer der erſten Jahrhunderte gebracht hatten, und wie ſie unter verſchiedenen Modificationen, bis auf den St. Simonismus hinab, auch in den Zeiten nach der Reformation gebracht worden ſind. Laſſen Sie

uns nur einzelne ihrer Verirrungen noch durch Anführung von Thatsachen anschaulich machen.

Ein armes Weiblein sah man (nach der Erzählung eines Zeitgenossen)*), auf das Geheiß des Engels Gabriel hin, alle ihre Nachbarn zu einer Mahlzeit einladen. Als der Tisch gedeckt war und die Gesellschaft zur bestimmten Stunde sich einfand, fing das Weiblein an, aus allen Kräften zu beten, und tröstete dann die Gäste, welche immer noch keine Anstalt zum Essen wahrnahmen, damit, daß die Engel die Speisen bringen würden, gleich wie der Herr einst Israel mit Manna gespeist habe. Als aber die Gesellschaft bis in den späten Abend mit hungrigem Magen gewartet hatte, gingen die Enttäuschten unzufrieden aus einander.

Wie diese Frau den Spruch des Herrn, „bittet, so wird euch gegeben" wörtlich nähm, so nahmen andere die Ermahnung, zu werden wie die Kinder, gleichfalls im buchstäblichen Sinne. Da sah man denn mehrere auf der Straße springen und in die Hände klatschen, andere zusammen einen Reigen aufführen, oder sich zum Spiel auf die Erde niedersetzen und mit einander im Sande wühlen. Noch andere tändelten mit Puppen, oder zogen Tannzapfen, an einen Faden gebunden, auf der Erde herum**). Ein Wiedertäufer saß einst lange am Ufer des Rheins, wo er kleine Sandhäufchen bildete, dann mit der hohlen Hand Wasser aus dem Strome schöpfte und dieses dann durch die Sandhäufchen rinnen ließ. Als man ihn fragte, was er da mache, sagte er, er bestrebe sich, dem Gebote seines Heilandes nachzukommen, zu werden wie die Kinder, da offenbar nichts kindischer sei, als dieser Versuch, den Rheinstrom auszuschöpfen***).

Wäre es indessen bei diesen immerhin in ihrer Quelle nur zu traurigen Lächerlichkeiten geblieben. Allein der religiöse Wahn, der oft bis zur convulsivischen Verrücktheit sich steigerte (das sogenannte Zeugen und Sterben), nahm hie und da noch eine gefährlichere Wendung. Daß manche die sündhaftesten Gelüste des

---

*) Gast a. a. O.
**) Hottinger a. a. O.
***) Gast a. a. O.

Fleisches hinter die übergeistige Maske zu verstecken wußten, ist schon erwähnt. Nicht nur aber dieß, auch zum gräulichsten Morde führte eine religiöse Richtung, die aller Vernunft den Abschied gegeben und alles edlere, menschliche Gefühl für das Gute und Schöne als einen vermeintlichen Rest des alten Adam in sich erstickt hatte.

In der Nähe von St. Gallen, wo die Zahl der Wiedertäufer sich schon bis auf 800 vermehrt hatte, wohnte auf einem einsamen Landhause der 80jährige Hans Schucker mit seiner zahlreichen Familie. Alle waren eifrige Sectirer, und mancherlei Unsinn war schon in ihrem Kreise gepredigt und allerlei Tollheiten getrieben worden. Eines Tages (den 8. Febr. 1526) redete der jüngere Bruder Leonhard den ältern, Thomas, mit den Worten an: „Es ist der Wille des himmlischen Vaters, daß du mir das Haupt abschlagest.“ Thomas betete erst mit seinen Geschwistern zu Gott, er möge den Willen für das Werk annehmen, glaubte aber keine Erhörung zu verspüren. Da schrien sie denn beide: „Dein Wille, o Vater! geschehe!“ Leonhard kniete nieder, Thomas ergriff das Schwert, und zu seinen Füßen sank das Haupt des gemordeten Bruders. Nach verrichteter That griff er zu seiner Laute und pries Gott für das Gelingen des Werkes. Dann lieferte er sich selbst den Gerichten aus, blieb aber hartnäckig auf dem Geständniß, nicht er habe die That gethan, sondern der Vater durch ihn*). Wer erinnert sich nicht hierbei der ähnlichen Wildespucher Geschichte, die noch in frischem Andenken bei uns lebt, und wer bleibt dabei nicht einen Augenblick stehen und fragt: ist es denn in der That rathsam, alles, und auch das Absurdeste, so lange gewähren zu lassen, bis es zu solchen Ausbrüchen kommt, oder ist es nicht weiser, vorzubeugen und von oben herab Hemmungen eintreten zu lassen, ehe das Uebel den höchsten Grad erreicht hat? Es ist dieß eine Frage, die unsere Zeit vielfach beschäftigt, wie weit nämlich den verschiedenen religiösen Richtungen und Bestrebungen volle Duldung und Freiheit gesichert werden solle, oder nicht, wie weit der Staat

*) Vgl. Fränz, schwärmerische Scenen der St. Galler Wiedertäufer zu Anfang der Reformation. Ebnat 824. Mehreres giebt auch das Appenzellischer Monatsblatt.

ſich hier Eingriffe zu erlauben, wie er ſich überhaupt in Beziehung auf ſolche Erſcheinungen zu benehmen habe? Erwarten Sie von mir hier keine ausführliche Beleuchtung des Gegenſtandes, die Zeit würde uns auch dazu fehlen. Ich begnüge mich, nur noch ganz kurz geſchichtlich anzuführen, was damals gethan wurde, und erlaube mir nur einige Winke zum Schluſſe beizufügen.

Wie überhaupt die Formen der peinlichen Rechtspflege rauh, die Strafen hart und unmenſchlich waren, ſo kommen auch hier ähnliche Urtheile vor, wie man ſie gegen die aufrühreriſchen Bauern erlaſſen hatte. Mehrere der Anführer dieſer Secte ſehen wir auf dem Schaffot ſterben. So endete Felix Manz in Zürich, ſo Balthaſar Hubmeier in Wien. Gewöhnlich wurden die hingerichteten Leichname noch verbrannt, und auch das Ertränken war eine bei den Wiedertäufern häufig angewandte Strafe; nicht zu gedenken der Abſetzungen, Gefängniſſe, der Geldſtrafen, der öffentlichen Ausſtellungen und körperlichen Züchtigungen. So erließen denn auch, um etwas in der Chronologie vorzugreifen, im Sept. 1527 die Stände von Zürich, Bern und St. Gallen einen Abſchied gegen die Wiedertäufer, der die härteſten Leibes- und Lebensſtrafen gegen die Sectirer androht. Man dachte allerdings damals nicht genug daran, daß der Wahn des Menſchen, wenn er einmal des Gemüthes ſich bemächtigt hat, ſo wenig, als die beſſere Ueberzeugung, ſich mit dem Staupbeſen austreiben, mit Kerker und Banden ſich einengen oder mit Feuer und Schwert vertilgen laſſe, und erſt die Erfahrung mußte es lehren, wie durch ſolche Maßregeln nur der Irrthum beſtärkt und der Eigenſinn zum Märtyrerthum erhoben wird. Aber von der andern Seite muß man auch bedenken, daß manche von denen, welche auf ſo traurige Weiſe endeten, ſich in der That auch wirklicher Verbrechen ſchuldig gemacht hatten, die in bürgerlicher Hinſicht ſtrafbar waren. Man muß ſich hineinverſetzen in eine Zeit, in welcher Ketzergerichte noch nicht ganz vergeſſen waren, und in welcher die beſſere reformatoriſche Einſicht ſich noch nicht zur vollen Klarheit entwickelt und durchgebildet hatte. Die damaligen Regierungen, welche dem Proteſtantismus huldigten, befanden ſich in der That in einer ſchwierigen Lage. Auf der einen

Seite mußten ſie das Verfahren des Papſtes und Kaiſers gegen die Evangeliſchen und die Verfolgungen der neuen Lehrer verabſcheuen, da ſie ja ſelbſt das Aufkommen derſelben begünſtigten; auf der andern konnten ſie aber auch die Wiedertäufer und Schwärmer nicht gewähren laſſen, theils weil ſie dadurch mit Recht die Vorwürfe katholiſcher Herrſchaften und Stände ſich zugezogen hätten, als ob ſie alle Unordnungen begünſtigten, theils weil ihnen ſelbſt vor dem Unweſen bange war. Die Sache war ihnen zu neu, als daß ſie gleich ein ſicheres Urtheil hätten faſſen können; denn in manchem ſtimmten ja wieder die Reden dieſer Leute zuſammen mit den Lehren der Reformatoren, nur daß ſie dieſelben übertrieben faßten, ihnen eine größere Ausdehnung, eine falſche und unbeſonnene Anwendung gaben. Wollte man ſich z. B. darauf berufen, die ſectireriſchen Lehrer ſeien keine ordnungsmäßig geweihten Geiſtlichen, ſo konnte man ſich nicht verhehlen, daß auch Zwingli geſagt hatte, es werde eine Zeit kommen, wo Glaſer, Müller, Hafner, Schuſter und Schneider das Evangelium lehren werden*); man hatte noch nicht vergeſſen, wie Luther und ſeine Genoſſen das Prieſterthum in der That nicht in die äußere Weihe ſetzten, ſondern in die Geiſtesfülle, die ſich im Innern der Gläubigen, oft der Ungelehrten, offenbart. Erſt ſpäter machten ſich gewiſſe nothwendige Beſchränkungen und Forderungen wieder geltend, als die Mißbräuche zum Vorſchein kamen. Eine Kirchenordnung konnte ſich erſt zu bilden anfangen, nachdem ſchon Unordnungen vorgefallen waren, und in dieſer Hinſicht kann man es nicht verkennen, daß ſich die Vorſehung auch der Wiedertäuferei als eines läuternden Elementes bedient hat, um den reformatoriſchen Geiſt zu ſeiner eigenen Beſinnung zurückzubringen, daß ſie ihm das Schreckbild eines bodenloſen Fanatismus vorgehalten, um ihm mit vernehmlicher Stimme zuzurufen: „bis hieher und nicht weiter!“ In dieſer Hinſicht haben immer gewiſſe abnorme Erſcheinungen auf dem religiöſen, wie auf dem politiſchen Gebiet wenigſtens den Werth, daß ſie die Geiſter wach erhalten und einen heilſamen Kampf hervorrufen. Dieſer Kampf muß wie im Staate, ſo auch in der

*) Hottinger (Joh. v. Müller VII.) S. 378.

Kirche ſein. Aber in der Kirche darf er nicht geführt werden mit leiblichen, ſondern mit geiſtigen Waffen, nicht mit Feuer und Schwert, ſondern mit dem Worte, wie Luther gleich im Anfang es ſo herrlich und kräftig ins Licht geſtellt, als die Wittenberger Unruhen begonnen hatten. Dieſes Schwert des Geiſtes zu führen gegen jede Art von religiöſer Verirrung, den Irrthum der einen, wie der andern Art zu bekämpfen, den Unglauben, wie den Aberglauben, die Gleichgültigkeit, wie die Schwärmerei in ihren innerſten Schlupfwinkeln zu verfolgen und ihnen das reine Licht der Wahrheit entgegenzuhalten, das iſt die Pflicht evangeliſcher Lehrer. Und dieſe Pflicht haben denn auch Zwingli und Oekolampad treu geübt in einer ſchweren Zeit. Da galt es, mit Hintanſetzung aller perſönlichen Rückſichten, auf Gefahr hin, rechts und links verkannt zu werden, auf das klar erkannte Ziel loszugehen. Mit Liebe und Ernſt, mit Selbſtverläugnung und Nachdruck bekämpften ſie den emporwachſenden Irrthum, und ließen ſich nicht irre machen durch die verkehrten Auslegungen, die man ihren Bemühungen gab, durch die liebloſen Urtheile, die ihren Eifer trafen. Und zur Ehre der damaligen Regierungen muß es denn auch geſagt werden, daß ſie nicht gleich mit jenen harten Mitteln einſchritten, ſondern im Vereine mit den erleuchteten Männern, denen ſie ihr Vertrauen geſchenkt hatten, die Irrenden wieder auf den rechten Weg zu bringen ſuchten. Nicht nur predigten und ſchrieben die Reformatoren gegen die ſectireriſchen Schwärmer, ſondern auch hier wurde der ſchon früher verſuchte Weg der Disputationen und Religionsgeſpräche wieder eingeſchlagen. Ein ſolches Geſpräch fand ſtatt im Juni 1525 in Zürich, und dauerte 3 volle Tage, indem Zwingli, Leo Judä, Heinr. Großmann mit Ernſt und Würde auf die bald plumpen, bald ſpitzfindigen Fragen ihrer Gegner antworteten, deren Blick, Ton und Sitte ſchon wider ſie einnahmen*). Unſägliche Mühe gab ſich aber auch Oekolampad in unſerer Gegend, den Frieden herzuſtellen. Er ſuchte die Irrenden auf, ließ ſich

*) „Entſcheidend" ſagt Prof. Hottinger a. a. O., „mußte auf „jeden Denkenden der bloße Gegenſatz wirken: Hier in ernſter Würde „die oberſte Landesbehörde, und als Vertheidiger der Ordnung u. gründ„lichen Wiſſenſchaft, Männer, für deren Kenntniß und reinen Willen „ihr ganzes Thun und Leben zeugte; dort hingegen in anſtößiger Bru-

zu ihren ſchwachen Begriffen herab, ertrug die gröbſten Beleidigungen mit unüberwindlicher Geduld, ſetzte ſich ſogar der Lebensgefahr aus, aber alles meiſtentheils umſonſt. Selbſt Leute, die er ſchon glaubte gebeſſert zu haben, für die er die Obrigkeit um Schonung gefleht hatte, kehrten ſich, nachdem ſie von der Strafe freigeſprochen worden, wieder gegen ihn und ließen ihn ihren Haß fühlen.

Noch etwas früher, als in Zürich, ward in Baſel (Pfingſtmontag 1525) ein Geſpräch mit den Wiedertäufern veranſtaltet, in der St. Martinskirche, bei welchem wir Oekolampad und ſeine Collegen thätig finden. Aehnliche Disputationen wurden auf der Landſchaft (in Läufelfingen und Pratteln) gehalten. Das Ergebniß war ohne weitere Frucht.

Um den weitern Verlauf unſerer Erzählung nicht zu unterbrechen, will ich gleich hier die fernern Schickſale der Wiedertäufer angeben. Längere Zeit hielten ſie ſich, ungeachtet der Drohungen und Strafen, in unſerer Gegend auf. Auch in Baiern trieben ſie ihr Weſen. Später zogen ſich die meiſten nach Weſtphalen und in die Gegenden des Niederrheins. Münſter ward der Sammelplatz. Hier ſtieg der Fanatismus aufs höchſte, indem der Prediger Rothmann, der Schneider Johann Bockhold von Leyden und Bernhard Knipperdolling die Regierung des neuen Jeruſalems aufrichteten. Nach einer langen und ernſtlichen Belagerung durch den Biſchof von Münſter, die Truppen Ferdinands und des Landgrafen Philipp von Heſſen ward der Aufruhr geſtillt. Nach langen Anſtrengungen der aufs äußerſte erhitzten, durch Terrorismus geſteigerten Tollheit fiel die Stadt durch Verrath in die Hände der Belagerer. Grauſame Rache ward genommen (1536). Erſt um die Mitte des 16. Jahrhunderts ging eine wohlthätige Veränderung mit der Secte vor, indem Menno Simonis, ein Friesländer, als Reformator unter ihnen auftrat, vieles von dem Schwärmeriſchen entfernte, und eine mildere religiöſe Geſinnung unter ſie verpflanzte. Von

„derſchaft mit Schwachköpfen, mit bekannten Unruhſtiftern, mit Klatſch„weibern und zweideutigen Betſchweſtern mehrere, zwar fein gebildete, „doch keineswegs tadelfreien Rufes, bald gehemmt, bald geſtoßen durch „ihren Anhang, und die innere Unruhe und Beſchämung durch geheu„chelte Zuverſicht und anmaßenden Ton mühſam verbergend.“

da an kommen sie unter dem Namen der Mennoniten oder Friesländer vor, auch wohl der Taufgesinnten. So wie sich die Secte selbst gemildert hatte, wurde man auch von Staatswegen allmählig duldsamer gegen sie. Zwar geschah es noch um die Mitte des 16. Jahrhunderts in Basel, daß die Leiche des hier verstorbenen David Joris, eines Wiedertäufers, der sich aber unter einem andern Namen hier aufgehalten und ein großes Ansehn in der Bürgerschaft erlangt hatte, wieder ausgegraben und mit dessen Schriften unter dem Galgen verbrannt wurde; wie denn überhaupt die starke Stelle gegen die Wiedertäufer in unserer Basler Confession zu erklären ist aus den damaligen Verhältnissen. Später aber, 1783, wurde mehreren Wiedertäuferfamilien die Niederlassung in unserm Gebiete gestattet, und seither haben sie sich als ruhige, fleißige, großentheils sittsame Leute erwiesen. So sehr kann auch der Geist einer Secte sich ändern, wenn die Vernunft ihr wiederkehrt, nach bitter gemachten Erfahrungen. Und so könnte man denn überhaupt aus dieser Geschichte der Wiedertäufer den Schluß ziehen, daß es besser sei, gewisse Schwärmereien austoben zu lassen, als ihnen gewaltsam zu begegnen. Ja, es kann überhaupt gefragt werden, ob dieß gerecht, ob es erlaubt ist, so lange die Irrenden nichts unternehmen, was gegen die Gesetze des Staates läuft. Auch hierin hat unsere Zeit unbestreitbare Fortschritte gemacht, in Beziehung nämlich auf Toleranz. Wenn wir aber von der andern Seite es wünschenswerth finden müssen, daß, wie wir zu Anfang dieser Stunde gesehen haben, Kirche und Staat in Wechselbeziehung stehen, weil dieß den reformatorischen Principien angemessen und in der geschichtlichen Entwicklung der europäischen Völker gegründet ist, so stellt sich dann freilich auch wieder die Frage, wie weit dennoch eine weise Beschränkung in Cultussachen eintreten dürfe und solle, ohne daß dadurch den Rechten des Einzelnen zu nahe getreten werde; denn eben so unzweideutig lehrt uns auch die Geschichte der Reformation, und noch bestimmter zeigt es uns das Schicksal von Nordamerika, daß ohne die Einrichtung eines geordneten Lehrstandes in der Kirche, ohne eine gesetzlich organisirte Kirchenverfassung und Kirchenordnung der religiösen Schwär-

merei Thür und Thor geöffnet, und eine jämmerliche Zerstückelung der Kirche in Secten und Parteien unvermeidlich ist. Ich glaube, die Sache läßt sich einfacher dahin entscheiden, daß zwar die Gewalt nur gegen Verbrechen, nie gegen Irrthümer gerichtet sein darf, daß aber die Macht des Wortes auch hier ohne Scheu und falsche Schonung sich Bahn machen muß in die Geister und Herzen der Menschen. Sache der evangelischen Prediger ist es, eine gründliche, religiöse Ueberzeugung zu pflanzen durch einen dem Verstande, wie dem Herzen sich gleichmäßig empfehlenden Volks- und Jugendunterricht; Sache der Regierung aber, die gesunde und heilsame Lehre durch ihr Ansehen zu fördern. Wo nämlich der Staat durch Unterstützung wissenschaftlicher Anstalten und durch zweckmäßige Einrichtung des öffentlichen Studienganges und der damit verbundenen Prüfungen dem Eindringen der Unberufenen wehrt (und dazu hat er das volle Recht)*), wo die in ihrer öffentlichen Stellung gesicherten Diener der Kirche nach nichts anderm streben, als nach dem, was Christi ist, wo die Gemeinden endlich mit gesundem Blicke das Wahre vom Falschen, das Widrige und Geschmacklose vom Gotteswürdigen und Gediegenen unterscheiden lernen, da ist die Idee des Protestantismus verwirklicht, da ist die Mitte gefunden zwischen dem alles eigenthümliche Leben ausschließenden Erstarrungsprincip des Katholicismus und dem alle einheitliche Form auflösenden Bewegungsprincip der Wiedertäufer, Puritaner und ihrer Geistesverwandten. Allzuwahr ist es, daß die Lauigkeit in der herrschenden Kirche und die Entfernung vom christlichen Lebensquell nicht selten die Uebertreibungen hervorgerufen hat. Nur durch den guten Geist aber ist der böse auszutreiben. Möge Gott diesen guten Geist auch uns schenken und unsere vaterländische Kirche wieder zu Ehren bringen!

*) Wenigstens bin ich noch immer der Meinung, daß zwischen Gewissensfreiheit und unbedingter Lehrfreiheit (so daß z. B. jeder Ungeprüfte die Masse öffentlich haranguiren darf) ein großer Unterschied ist. Auch fragt sich noch sehr, wie weit religiöse Privatversammlungen zu dulden sind und ob, wo sie den Charakter der Oeffentlichkeit annehmen, man nicht mindestens zu ihrer Beaufsichtigung berechtigt sei. Will man sagen, die Schranke zwischen der jedem gestatteten Hausandacht und der ans Oeffentliche streifenden Versammlung sei schwer zu bestimmen, so ist dieß der Rede jenes Sophisten ähnlich, der fragte, wie viel Sandkörner nöthig seien, um einen Haufen zu bilden? Jedem sagt dieß seine Vernunft und sein Gewissen.

Neunzehnte Vorlesung.

Blicke in das häusliche Leben der Reformatoren. Die Verehelichung Melanchthons, Zwingli's, Luthers u. Oekolampads. Luther als Mensch. Anekdoten. Weitere Schicksale der deutschen Reformation. Kirchenvisitation und Katechismen. Erster Reichstag zu Speier 1526. Politische Händel. Die Deutschen in Rom. Das Packische Bündniß. Der Türkenkrieg. Zweiter Reichstag zu Speier 1529. Die Protestanten (woher ihr Name?). Trennung zwischen den Lutheranern u. Reformirten. Landgraf Philipp von Hessen.

Mitten aus den Stürmen des Sacramentstreites, des Bauernkrieges, der Wiedertäuferei, womit wir uns in den beiden vorigen Stunden beschäftigt haben, versetzen wir uns nun in das stille, häusliche Leben der Reformatoren; denn auch in diesem Kreise müssen wir den reformatorischen, d. h. den christlichen Geist in seiner freien Entfaltung, in seiner umbildenden Thätigkeit kennen lernen *).

Wenn der Apostel sagt, wer die Seinen nicht zu versorgen, seinem eigenen Hause nicht vorzustehen wisse, der habe den Glauben verläugnet und sei ärger, als ein Heide **), so sagt er dieß namentlich von solchen, welche die Kirche leiten, welche auf ihre Verbesserung wirken, welche die Reinheit des Glaubens und Lebens in ihr bewahren sollen. Und in der That muß der ächt reformatorische Geist sich auch im häuslichen Leben zeigen. Einer, der die Welt reformiren will, und bei sich keine Ordnung hat, ist gewiß ein zweideutiger Reformator; so wie diejenigen Lbe-

*) Es sind hier besonders benutzt: Kells Lebensumstände Luthers, Müllers Reliquien Bd. 4. von Anf.; der Reformationsalmanach, und vor allem die Tischreden und die Briefe Luthers.

**) 1 Tim. 3, 5. u. 5, 8.

ralen, die aller Welt die Freiheit bringen wollen, bei ſich aber nicht ſelten die unerträglichſten Haustyrannen ſpielen, den reformatoriſchen Geiſt eben dadurch verläugnen und ſich als revolutionäre, radicale Despoten zu erkennen geben. Was iſt der Staat denn anders, als eine organiſche Verbindung von Familien zu einer großen Familie, und wo findet das Leben in der chriſtlichen Gemeinde ſeinen ſchönſten und natürlichſten Anfang, ſeine lieblichſte Pflege, als in einem chriſtlichen Hausſtande?

Von dieſer Seite betrachtet, iſt es allerdings wünſchenswerth, daß jeder, der im Staat oder in der Kirche vorzuleuchten berufen iſt, ein eigenes Hausweſen habe, und als Haupt einer Familie alles das mitfühle und miterlebe, was den Staat und die Kirche berührt. Doppelt wünſchenswerth ſomit für den Geiſtlichen, der, wie die vorige Stunde uns gezeigt hat, nicht Mitglied einer iſolirt ſtehenden Prieſterkaſte, ſondern ein lebendiges Glied der geſelligen Verbindung der Menſchen im Staate ſein ſoll. Immerhin aber bloß wünſchenswerth, ſage ich, denn ein Geſetz daraus machen, iſt wider die Freiheit. Es kann Zeiten und Verhältniſſe geben, wo für eine gewiſſe unabhängige Wirkſamkeit der eheloſe Stand vorzuziehen iſt. Da, wo es galt, das Chriſtenthum erſt zu gründen in der Welt, wo es galt, ſich loszumachen von allen Banden des Jüdiſchen, um allein das Himmliſche in die Herzen zu pflanzen, da konnte Paulus auch zu den Chriſten ſagen, heirathen ſei zwar gut, aber unverheirathet bleiben noch beſſer. Wo es aber gilt, zu erhalten, zu pflegen, zu erbauen — da beweiſt ſich die Ehe im wahren Sinne als ein göttliches Inſtitut, da bewähren ſich die Worte des Schöpfers in der ehrwürdigen, älteſten Urkunde unſers Geſchlechts, wenn er ſpricht: „Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei; ich will ihm eine Gehülfin geben, die um ihn ſei.“

Mehrere Jahrhunderte hatte die chriſtliche Welt kein Beiſpiel mehr geſehen von dem patriarchaliſchen Hausſtande eines Predigers, indem beſonders ſeit den Zeiten Gregors VII. die Prieſterehe aufs ſtrengſte unterſagt, aber, wie wir ſeiner Zeit geſehen, auch ſchon weit früher in Mißcredit gerathen war. Erſt mit dem Reformations-Zeitalter wird dieſe Prieſterehe, als ein den Geiſtlichen entzogenes Recht, wieder begehrt und als eine

heilige Pflicht vollzogen. Auch hier ſahen wir indeſſen verſchiedene Anſichten und Handlungsweiſen ſich geltend machen, indem auch hier das voreilige, ſtürmiſche Weſen der Wiedertäufer und ihrer Geiſtesgenoſſen zu mancherlei Aergerniß Anlaß gab, das bei größerer Klugheit und Schonung hätte vermieden werden können. Wollten doch einige die Prieſterehe nun ſelbſt wieder zum Geſetze machen, die nur als Sache der Freiheit ihren ächten Werth haben konnte. Ich habe nun ſchon früher bemerkt, wie im Gegenſatz gegen dieſe Voreiligen ein Luther, Zwingli, Oekolampad erſt ſpäter in die Ehe traten, nachdem ſie den Grund zu ihrem Werke ſicher gelegt hatten. Und auch darin zeigten ſie ſich den Apoſteln würdig. Erſt galt es, zu gründen, dann zu erhalten. Im erſtern Falle konnte die Ehe ſtören, im letztern mußte ſie förderlich ſein. Zudem erforderte auf der einen Seite die Klugheit, nicht mit einem Schritte zu beginnen, den man leicht aus perſönlicher Selbſtſucht herleiten konnte; von der andern Seite erforderte es aber auch die Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit, nicht heuchleriſcher Weiſe das mit eigenem Beiſpiel länger zu verläugnen, was man andern als unſchädlich, ja als Gott wohlgefällig anpries.

Die drei Männer, die uns bisher am meiſten beſchäftigt haben, Luther, Zwingli und Oekolampad, haben bald nach einander geheirathet. Melanchthon, der übrigens, obwohl Theolog, nie die geiſtliche Weihe erhalten hatte, und darin alſo auch nach den Rechten der alten Kirche nicht gebunden war, trat bedeutend früher in die Ehe. Er verheirathete ſich bereits 1520 mit einer chriſtlich geſinnten Jungfrau, Catharina Crapp, mit der er 37 Jahre in großem Frieden lebte, und von der er vier Kinder hatte. Der gute Mann ließ ſich ſogar das Wiegen nicht verdrießen, indem er mit der einen Hand das Buch hielt, mit der andern ſchaukelte. Dieſer doppelten Stellung ſchämte er ſich auch dann nicht, wenn er gelehrte oder vornehme Beſuche erhielt. — Von den eben genannten Geiſtlichen verheirathete ſich Zwingli zuerſt, im April 1524. Er ehelichte eine Wittwe, Anna Reinhart, die früher an Johann Meier von Knonau verheirathet geweſen, von dem ſie einen Sohn und zwei Töchter hatte. Sie ſoll ſehr ſchön geweſen ſein. Die Neider jedoch warfen Zwingli

vor, er habe sie um ihres Reichthums willen geheirathet. Und doch brachte sie ihm außer ihren prächtigen Kleidern, Ringen und Kostbarkeiten, die sie besaß, von denen sie aber als Frau des schlichten Pfarrers keinen Gebrauch mehr machen wollte, nur 400 Fl. baares Geld. Zwingli erklärte sich indessen, daß er ihr Vermögen rein als etwas ansehe, das ihn weiter nicht berühre. Was ihm mehr galt, als Reichthum, war der Schatz eines frommen Herzens. Diese fromme, Gott vertrauende Gesinnung hatte er in der Wittwe achten gelernt, und auch zu seinem Stiefsohne, dem hoffnungsvollen Gerold Meier von Knonau, hatte er schon früher väterliche Zuneigung gefaßt, und er war es denn auch, der für seine weitere Bildung wie ein leiblicher Vater sorgte. Von Kindern aus eigener Ehe blieben bloß der Sohn Ulrich und die Tochter Regula am Leben, die andern starben sehr früh. Aber Zwingli konnte die Freuden des häuslichen Lebens nicht lange genießen. Als er auf dem blutigen Schlachtfelde zu Kappel (1531) seinen Geist aufgab, da blieb die hart geprüfte Wittwe, die in derselben Schlacht auch ihren hoffnungsvollen Sohn erster Ehe, ihren Tochtermann, ihren Schwager und ihren Bruder verloren, mit ihren beiden Kindern trostlos zurück, und erst später ward ihr noch die Freude, ihre Regula an den frommen Theologen Rud. Gualter verheirathet zu sehen, der auch in der Folge Zwingli's Schriften herausgegeben hat. Die Empfindungen der schwer geprüften Frau zu schildern, wäre überflüssig. Der gemüthliche Dichter M. Usteri hat die Trauer der Wittwe in einem schönen Gedichte gefeiert, „der armen Frouwen Zwingli Klag',“ das Ihnen wohl allen bekannt ist.

Ungefähr ein Jahr nach Zwingli, im Juni 1525, mitten unter den Stürmen des Sacramentstreites und Bauernkrieges, ließ sich Luther mit Catharina von Bora trauen*). Catharina von Bora (Bore) war aus dem altadeligen Geschlechte derer von Hugewitz, und wurde in früher Jugend in das dem Cistercienserorden gehörige adelige Frauenkloster Nimtschen, un-

*) Vgl. über sie wie über Regula den Reformationsalmanach. — Das ausführliche Werk von Walch hatte ich nicht bei der Hand.

weit Grimma in Sachsen, gebracht. Nicht ohne Vorwissen Luthers geschah es, daß diese Catharina mit noch 8 andern Fräulein, denen sämmtlich der Schleier zu lästig geworden, durch einen Bürger von Torgau, Leonhard Koppe, und einige seiner Gesellen aus dem Kloster entführt wurde, den 4. April 1523, in der Nacht vom Charfreitag auf den Osterſonnabend. Von Torgau kamen die Entflohenen nach Wittenberg, wo Luther für ihr Unterkommen sorgte. Catharina kam in das Haus des Bürgermeisters Philipp Reichenbach. Luther hatte anfänglich so wenig Absichten auf sie, daß er sich vielmehr selbst alle Mühe gab, ihr einen würdigen Gatten zu finden. Es meldete sich auch in der That bald ein Nürnbergischer Patricier, Heinr. Baumgärtner, als Freier. Dieser änderte aber in der Folge seinen Entschluß, und da ihn Luther vergeblich hatte mahnen lassen, wenn er die Bora heirathen wolle, so möge er sich spuden, weil sich seither ein andrer Bewerber eingefunden, so ließ Luther durch seinen Freund Amsdorf für einen Prediger aus Orlamünde, Namens Glatz, der sich unter der Zeit gemeldet hatte, um Catharinens Hand anhalten. Diese erklärte aber ganz offen, sie könnte sich nur entschließen, Nic. Amsdorf oder Luthern selbst Herz und Hand zu geben. Luther, der schon ein Jahr, 1524, die Mönchskleidung abgelegt und dadurch sich deutlich als des Gelübdes der Ehelosigkeit entbunden erklärte, nahm die Sache in Bedacht und betete darüber zu Gott. Als er nun in seinem Gewissen fest geworden, da schritt er auch unverweilt zur Ausführung. Am Dienstag nach Trinit., den 13. Juni 1525, begab er sich mit seinen Freunden, dem Doctor Bugenhagen, dem Maler Lucas Kranach und einem Rechtsgelehrten, Apell, in Reichenbachs Haus, und hielt um Catharinens Hand an. Diese nahm Anfangs die Bitte für Scherz, doch bald verrieth sie den Ernst ihres eigenen Wunsches. Freund Bugenhagen legte die Hände zusammen und verrichtete sogleich die Trauung. Vierzehn Tage nachher richtete Luther ein festliches Hochzeitmahl an, dem auch seine Eltern beiwohnten. Der Wittenberger Stadtrath überschickte ihm ein Hochzeitgeschenk aus 14 Maß verschiedener Weine, worunter auch Malvasier und Rheinwein. Catharina war damals 26 Jahr alt, Luther 42. Nach ihrem Bildniß von Luc. Kranach (das sich

neben dem von Luther auf unſerer öffentlichen Bibliothek befindet) muß ſie nicht gerade ausgezeichnet ſchön, aber von heiterer, einnehmender, gutmüthiger Phyſiognomie geweſen ſein. Sie macht den Eindruck einer guten, deutſchen Hausfrau. Die Feinde Luthers wollten ihr Stolz vorwerfen, und manche wollen ſogar behaupten, ſie habe den großen Mann, welchen Kaiſer und Papſt nicht bezwingen konnten, ihre Herrſchaft fühlen laſſen. Allein, wenn auch Luther in ſeinen ſcherzhaften Briefen ſie bisweilen „Herr Käthe" nennt, und auch in ſeinen Tiſchreden hie und da ſich einige Klagen über Hauskreuz erlaubt*), ſo beweiſt gerade dieſe gutmüthige und offene Anerkenntniß ihrer Herrſchaft, daß es nicht ſo gefährlich damit geweſen ſei. Er giebt ihr vielmehr noch in ſeinem Teſtamente das Zeugniß, „ſie habe ihn als ein frommes, treues, eheliches Gemahl allezeit lieb, werth und ſchön gehalten, und ihm gedient, nicht bloß wie eine Ehefrau, ſondern wie eine Magd." — Eine gelehrte Frau war Catharina nicht, denn ihre Kloſterbildung gab ihr nicht einmal die gewöhnliche Kenntniß der Dinge, die um ſie in der Welt vorgingen. So erzählt Luther, wie ſie im erſten Jahre ſeiner Ehe oft bei ihm geſeſſen, wenn er ſtudirte, und da ſie verlegen war, was ſie reden ſollte, fing ſie an und fragte ihn: „ei, Doctor, iſt der Hochmeiſter in Preußen des Markgrafen Bruder**)?" — Doch ſcheint ihr Luther von ſeinen Schriften mehreres mitgetheilt zu haben, ſo z. B. von den Streitſchriften mit Erasmus, bei welchem Anlaß ſie ſich äußerte, „dieſer Erasmus müſſe eine rechte giftige Kröte ſein." Daß ſie bei all ihrer vernachläſſigten Bildung keine gewöhnliche Frau war, zeigte übrigens ſchon die beſtimmte

*) So ſagt er z. B., wenn er noch einmal zu freien hätte, ſo würde er ſich ein gehorſam Weib aus Stein hauen, denn in der Wirklichkeit ſeien ſie nicht zu finden.

**) Beide waren ein und dieſelbe Perſon. Albrecht, Markgraf von Brandenburg, ein Sohn des Markgrafen Friedrich, war im Jahre 1511 Hochmeiſter des deutſchen Ordens geworden. Auf dem Reichstag zu Nürnberg, wo er Oſiander predigen hörte, wurde er für die Reformation gewonnen, und auf Luthers Zureden heirathete er, kurze Zeit vor Luthern ſelbſt, und verwandelte in dem Frieden, den er mit dem König Sigismund zu Krakau ſchloß, das bisherige Ordensland in ein von Polen lehnbares, für Albrecht und ſeine männlichen Nachkommen erbliches, weltliches Herzogthum. Vgl. Schröckh II. S. 674. u. Raumer I. S. 384.

Aeußerung, daß sie mit einen Amsdorf oder Luther zum Gatten wolle, und wenn sie denn dahinein einigen Stolz gesetzt, die Gattin Luthers zu sein, so war dieser Stolz verzeihlich bei ihrer übrigen Demuth.

Ein Jahr nach Luther, 1526, heirathete nun auch Oekolampad. Das schnelle Aufeinanderfolgen dieser Verheirathungen der größten Reformatoren veranlaßte Erasmus zu der bittern Bemerkung, die Lutherische Tragödie scheine ihm eine Komödie zu werden, da jede Verwicklung sich am Ende in eine Hochzeit auflöse*).

Vibrandis Rosenblatt war die Gattin Oekolampads. Sie war eine Tochter des Ritters und Feldobersten Kaiser Maximilian I., Johannes Rosenblatt. Auch sie heirathete den Oekolampad als Wittwe, da sie früher mit einem andern Gelehrten, Ludw. Cellarius, verehelicht gewesen. Ueberhaupt hatte diese Frau das eigene Schicksal, vier gelehrte Männer nach einander zu Ehegatten zu haben, was Wurstisen „als ein ganz besonderes Glück" preist**); denn nach Oekolampads Tode heirathete sie den Wolfgang Capito und zuletzt den Martin Bucer. Den letztern begleitete sie in der Folge nach Cambridge, starb jedoch zu Basel den 1. Nov. 1564, und ist hier im Münster bei ihrem Gatten Oekolampad begraben. Ueber ihre Persönlichkeit wissen wir wenig***), außer dem, was Oekolampad selbst über sie schreibt in einem Briefe an Farel: „Sie ist eine gute Christin, ohne „Glücksgüter zwar, aber von guter Herkunft und Wittwe. Auch „hat sie bereits eine mehrjährige Schule von Leiden durchgegan„gen. Lieber würde es mir freilich sein, wenn sie etwas mehr „bei Jahren wäre; indeß habe ich bis jetzt noch nicht die min„deste Spur von jugendlichem Muthwillen und Leichtsinn an ihr „wahrnehmen können." Drei Kinder, ein Sohn und zwei Töchter, entsprangen aus ihrer Ehe, welchen allen Oekolampad be-

*) Einige Reformatoren heiratheten noch in sehr hohem Alter. So Wilh. Farel im 69. Jahre; nach sechs Jahren erhielt er noch einen Sohn. S. Kirchhofer II. S. 152. 53.

**) Epitome p. 92. Ochs V. S. 554.

***) Vgl., außer dem Reform.-Almanach, von Brunn's kurze Biographie derselben.

deutsame Namen in der Taufe beilegen ließ. Der Sohn hieß Eusebius, die Töchter Aletheia und Irene. Frömmigkeit, Wahrheit und Friede sollten also den Kranz schlingen um den Hausaltar, wie er denn auch noch sterbend zu den hinterlassenen Verwandten sagte: „sorget, daß sie werden, wie sie heißen, fromm, friedfertig und wahr*).

Wenn wir nun gern bei dieser Nachricht über die Verehelichung der Reformatoren etwas länger verweilen, und zugleich überhaupt Blicke in ihr häusliches Leben thun wollen, so finden wir uns bei dem Mangel an Nachrichten in Beziehung auf die schweizerischen Reformatoren darauf beschränkt, vorzüglich aus Luthers Leben noch einige Züge aufzuführen, die wir, ohne uns an das Chronologische zu binden, hier, als an einem schicklichen Ruhepuncte, zusammenstellen wollen.

Daß seit dem Aufenthalt auf der Wartburg Luthers Gesundheit angegriffen und sein Geist häufig mit düstern Bildern erfüllt war, ist schon bemerkt. Der Sacramentstreit und Bauernkrieg kamen nun dazu, ihm das Leben recht bitter zu machen, und öfter sah man ihm die hellen Thränen über die Wangen laufen. Zwei Jahre nach seiner Verehelichung, im Jahre 1527, fiel Luther in eine heftige Krankheit, aus der er nicht wieder zu genesen glaubte. Da sprach er zu seiner Frau: „Meine allerliebste Käthe! ich bitte dich, will mich unser lieber Herr Gott auf dießmal zu sich nehmen, daß du dich in seinen gnädigen Willen ergebest. Du bist mein ehelich Weib, dafür sollt du es gewiß halten und gar keinen Zweifel dran haben. Laß die gottlose, blinde Welt dawider sagen, was sie will; richte du dich nach Gottes Wort und halte fest daran, so hast du einen gewissen, beständigen Trost wider den Teufel und alle Lästermäuler." Dann fragte er nach seinem Söhnchen. „Wo ist denn mein allerliebstes Hänschen?" Als das Kind ihm gebracht wurde, lachte es den Vater an. Da sprach Luther: „O, du gutes, armes Kindlein! Nun befehle ich meine allerliebste Käthe und dich armes Waislein meinem liebsten, frommen und treuen

*) Eusebius starb in der Folge zu Straßburg in Capito's Hause, 1541. Aletheia ward an einen Prediger in Straßburg verheirathet, Christ. Sorlius, und Irene an J. L. Iselin von Basel, 1569.

„Gott. Ihr habt nichts; Gott aber, der ein Vater der Waisen „und Richter der Wittwen ist, wird euch wohl ernähren und „versorgen.“ Weiter betete Luther für die Seinen und sprach: „Mein allerliebster Gott, ich danke dir von Herzen, daß du ge„wollt hast, daß ich auf Erden soll arm und ein Bettler sein. „Kann derohalben weder Haus, Acker, liegende Gründe, Geld „noch Gut meinem Weibe und Söhnlein lassen. Wie du sie „mir gegeben hast, so bescheide ich sie dir wieder. Du reicher „Gott! ernähre sie, lehre sie, erhalte sie, wie du mich bisher er„nähret hast, o Vater der Waisen und Richter der Wittwen!“ Dann sprach er noch mit seiner Hausfrau von einigen silbernen Bechern, worin sein ganzer Reichthum bestand. Darüber war die Frau augenblicklich etwas niedergeschlagen, ließ sich aber nichts merken, überwand sich vielmehr selbst und sprach dann mit ruhiger Fassung: „Mein liebster Herr Doctor! ist es Gottes Wille, „will ich euch bei unserm lieben Herrn Gott lieber, als bei mir „wissen. Es ist nicht allein um mich und mein Kind zu thun, „sondern um viele frommen, christlichen Leute, die euer noch „bedürfen. Ihr wollet euch, mein allerliebster Herr, meinethal„ben nicht bekümmern; ich befehle euch seinem göttlichen Willen; „ich hoffe und traue auf Gott, er wird euch gnädiglich erhalten.“ Catharina's Hoffnung ward nicht zu Schanden. Gott erhielt den theuern Mann noch am Leben. Nach einem wohlthätigen Schweiße erholte er sich wieder. Jedoch hatte er öfter beängstigende Zufälle. So fiel er mit Ausgang desselben Jahres plötzlich in Ohnmacht. Als er sich wieder erholt hatte, sah er seine Frau mit mildem, aber bedeutungsvollem Lächeln an und sagte: „Käthe! wie? wenn mir das Wetterleuchten gegolten hätte? Des Herrn Wille geschehe, o Herr Gott! der Tod ist den Christen nicht bitter; denn sie haben Christum zu einem Gnadenstuhl und in ihm das Leben.“ — Auch dieses Wetterleuchten ging indessen vorüber, und Luther hatte von da fast noch ein Drittel seiner Laufbahn zu durchwallen.

Fragen wir nun, was war es, das den Mann ausfüllte, beschäftigte, erheiterte in all den Momenten, da er nicht im öffentlichen Wirkungskreise, nicht auf dem Kampfplatze stand? so werden wir finden, daß er auch hier noch ein reiches Leben gelebt

hat, ein Leben voll Glaubens, voll Liebe, voll herzlicher Theilnahme an allem Großen, Guten und Schönen.

Unter den täglichen Beschäftigungen stand ihm oben an das Gebet. Obwohl ein Gegner aller mechanischen Gebetsverrichtungen, wie sie in der römischen Kirche üblich waren *), hielt er doch auf eine gewisse Ordnung und Regelmäßigkeit in der Ausübung dieser christlichen Pflicht, und es ist rührend, den großen Mann mit dieser reinen Kindlichkeit eine so heilige Pflicht erfüllen zu sehen. „Alle Morgen und Abend, und oftmal un„ter dem Essen (so wird uns erzählt **), verrichtete er sein Ge„bet, wie er solches im Kloster von Jugend auf gewohnt war. „Darneben sagte er seinen kleinen Catechismum her, wie ein „ander Schülerlein, und hält immer an im Lesen. Sein Psal„terlein war sein Gebetbüchlein, und Catechismus war sein „Handbuch; daraus tröstet, lehret und vermahnet er sich selbst. „In allen wichtigen Geschäften war das Gebet Anfang, Mitte „und Ende." „Ich halte," sagt er wo, „mein Gebet stärker, denn „den Teufel selbst, und wo das nicht wäre, sollte es längst an„ders um den Luther stehen... Wenn ich das Gebet einen Tag „lasse anstehen, so verliere ich ein groß Stück vom Feuer des „Glaubens ***)." Es wäre unmöglich, hier alle die vielen, herrlichen Stellen über die Kraft des Gebets anzuführen, die wir in seinen Schriften zerstreut finden, so wie alle die Aeußerungen über die rechte Art zu beten. Merkwürdig ist unter anderm die schriftliche Anleitung, die er einem Barbier, Meister Peter, im Jahre 1534 gegeben hat, worin die ganze Auslegung des Unservaters enthalten ist, über dessen gedankenloses „Zerplappern und Zerklappern" er sich nicht genug entrüsten konnte. Daß die Gedanken immer bei dem Gebete sein müssen, macht er unter anderm dem Barbier sehr anschaulich. „Gleich als ein „fleißiger, guter Barbier," sagt er, „seine Gedanken, Sinne und „Augen gar genau muß auf das Scheermesser und auf die

*) Vergl. oben Vorl. 5. S. 97. Note.

**) Keil nach Matthesius.

***) Auch von W. Farel wird uns erzählt: „er konnte mit solcher Inbrunst beten, daß alle, die ihn hörten, himmelan gezogen wurden." Kirchhofer a. a. O. Bd. II. S. 169.

„Haare richten, und nicht vergeſſen, wo er ſei im Strich oder „Schnitt; wo er aber zugleich will viel plaudern oder anders „wohin denken oder gucken, ſollte er wohl einem Maul und „Naſen, die Kehle dazu abſchneiden. Alſo gar will ein jegliches „Ding, ſo es wohl gemacht ſoll werden, die Menſchen ganz „haben, mit allen Sinn und Gliedern... Wie viel mehr will das „Gebet das Herz einig, ganz und alleine haben, ſoll's anders „ein gut Gebet ſein." — Von ſich ſelbſt geſteht Luther, daß er noch immer an dem Paternoſter ſauge, wie ein Kind, trinke und eſſe, wie ein alter Menſch, und ſein nicht könne ſatt werden.

Nicht nur aber an die gewöhnlichen Gebete des Tages hielt ſich Luther. Oefter, wenn ihn ſein Herz trieb, ſah man ihn aufſtehen, unter das Fenſter treten, Augen und Hände gen Himmel heben, und bei einer halben Stunde beten. Beſonders in verhängnißvollen Momenten des Lebens ſehen wir ihn ſeine Gebetszuverſicht auf erhebende Weiſe an den Tag legen. Nur zwei Beiſpiele will ich anführen, beim Tode ſeines Vaters, und bei der Krankheit ſeines Freundes Melanchthon. In dem einen tritt das Rührende der Ergebung, in dem andern das Mächtige des Glaubens entgegen.

Als Luther eben in Coburg war, während des Augsburger Reichstages (1530), erhielt er die Trauerbotſchaft von dem Tode ſeines Vaters. Seine Frau bewies auch hierin einen zarten Tact, daß ſie ihm den Schmerz verſüßte durch die Ueberſendung des Bildniſſes ſeiner geliebten Tochter Magdalena, welches ſie dem Briefe, den ein Freund ſchreiben mußte, beilegte. Als Luther den Brief geleſen, ſagte er nur zu ſeinem Freunde Dietrich: „Wohlan, mein Vater iſt auch todt!" Raſch nahm er ſeinen Pſalter, ging in ſeine Kammer, weinte ſich aus, betete ſo lange, bis ſein Herz ſich wieder gefaßt, und ließ ſich dann nichts weiter merken. Wie ſehr ſticht dieſes männlich ſchöne Benehmen ab gegen eine erkünſtelte Sentimentalität*)! Das theure Kind Magdalena, deren Bildniß ihn tröſten ſollte, ſtarb

*) So wirft auch wohl Ochs (V. 659.) mit Unrecht Oekolampaden Kälte vor, wenn dieſer von ſeinem kranken Sohne Euſebius ſchreibt: „mein Euſebius iſt nicht ſo ſtark, als groß. Er erſtickt faſt vor Huſten. Vielleicht wird der Herr dieſen Knaben noch zu ſich berufen."

indeſſen einige Zeit darauf auch, und da war es denn Luther, der ſeine jammernde Frau tröſten mußte, indem er ſie bei der Hand faßte und ſagte: „Liebe Käthe! bedenke doch, wo ſie hinkömmt, ſie kömmt ja wohl!“ — Das andere Beiſpiel von Melanchthons Krankheit iſt bekannt. Im Jahr 1540 erkrankte Melanchthon auf der Reiſe, und lag in Weimar darnieder. Der Kurfürſt ließ Luthern in ſeinem Wagen herbeiholen. Als er ankam, traf er den Freund in den letzten Zügen, die Augen waren gebrochen, die Beſinnung gewichen, Sprache und Gehör verloren, das Angeſicht entſtellt, die Schläfe eingefallen. Der Kranke aß und trank nichts, und lag bewußtlos da. Luther erſchrak gewaltig und ſprach zu ſeinen Freunden: „Behüte Gott, wie hat nicht der Teufel dieſes Organon geſchändet.“ Dann wandte er ſich nach dem Fenſter, indem er der Geſellſchaft den Rücken zukehrte, und flehte inbrünſtig zu Gott. „Allhier“, bezeugt dann Luther von ſich, „mußte mir unſer Herr Gott herhalten; denn ich warf ihm den Sack vor die Thüre, und rieb ihm die Ohren mit allen Verheißungen des Gebets, das da müßte erhört werden, die ich aus der heiligen Schrift zu erzählen wußte, daß er mich mußte erhören, wo ich anders ſeinen Verheißungen trauen ſollte.“ Darauf nahm er Melanchthon zuverſichtlich bei der Hand und ſprach: „Seid getroſt, Philipp! ihr werdet nicht ſterben,“ und noch einiges andere redete er zu ihm aus der Fülle des Herzens, und ſiehe, da fing Melanchthon an, wieder Athem zu ſchöpfen; allmählig kehrte ihm die Beſinnung wieder, und in wenigen Tagen war er auf der Beſſerung. Ich führe dieß Beiſpiel nicht an, weder um den Wunderglauben zu befördern, noch um den allzuvertraulichen und merklichen, ans Anſtößige ſtreifenden Gebetston damit zu rechtfertigen. Wie ſchon früher bemerkt, iſt manches von großen Männern, und im Zuſammenhange mit ihrer Zeit und ihrem übrigen Leben, gar wohl zu ertragen und zu begreifen, was, wenn es von andern nachgeahmt werden ſollte, mit Recht allen Tadel verdient und ins Abgeſchmackte fällt. Gewiſſe Dinge ſind

Es iſt freilich die Sprache männlicher Kürze, aber auch Sprache der Wehmuth und Ergebung. Unſere Zeit iſt hierin verwöhnt, man meint, die Worte machen's, und das Jammern ſoll den Glauben erſetzen.

eben nur einmal schön, an ihrem Orte, und eben deßhalb unnachahmlich. Eben so wenig möchte ich Luthers äußere Gebetsweise, wenn ich so sagen soll, seine Gebetsmanier zur allgemeinen Regel aufstellen. Er würde dieß selbst am wenigsten billigen. Jeder bediene sich hier seiner christlichen Freiheit als Protestant, dem die Kirche weder Gebetszeiten, noch Gebetsformen und Geberden vorschreibt. Aber gewiß ist denn doch das, daß jener wahre Geist des Gebets, der einen Luther beseelte, allein der ist, aus welchem wahre und heilsame reformatorische Früchte hervorgehen können, und allerdings ist vieles dem Mangel an der rechten Gebetsweihe zuzuschreiben, wenn es mit den Verbesserungen in Staat und Kirche nicht so recht vor sich will, und so viele, selbst gemeinnützige Unternehmungen des rechten Segens verlustig gehen. Nächst dem Gebet war die Arbeit und namentlich das Forschen in der Schrift Luthers tägliche Speise. Er wußte zwar wohl, daß der Mensch nicht zu angestrengt arbeiten könne, und daß er auch der Erholung bedürfe, weßhalb er denn einst seinem Freunde Melanchthon, der gar zu eifrig an der Widerlegungsschrift seiner Gegner arbeitete, und selbst das Essen darüber vergaß, die Feder aus der Hand nahm und sprach: „man kann nicht alle Zeit mit der Arbeit, sondern auch mit Feiern und Ruhen Gott dienen, darum hat er das dritte Gebot gegeben und den Sabbath geboten.“ Und in der That sorgte Luther für eine zweckmäßige Erholung und Leibesstärkung, indem er sich eine Drehbank hielt, und in seinen Mußestunden allerlei darauf arbeitete, auch sich die Gartenarbeit sehr angelegen sein ließ (Mehrere seiner Briefe beziehen sich unter anderm auf solche Geschäfte, wo er sich bald Werkzeuge ausbittet, bald allerlei Sämereien). Allein bisweilen vergaß er denn doch die goldene Regel der Mäßigkeit, die er andern gab.

Als er einst mit der Auslegung des 22. Psalmes beschäftigt war, der ihm wegen der darin enthaltenen messianischen Verheißungen sehr wichtig war, schloß er sich mit etwas Brot und Salz in sein Studierzimmer ein, und blieb 3 Tage und 3 Nächte unbeweglich an seinem Arbeitstische. Vergebens suchten ihn die Seinen im ganzen Hause und in dem anstoßenden Garten. Endlich wagte man es, die Thür seines Studierzim-

mers, die verschlossen war, mit Gewalt aufzusprengen. Erst jetzt erwachte Luther, der sich in einem Zustande von völliger Abwesenheit befunden, wieder aus seinem Traume. Er wollte erst den Eintretenden Vorwürfe machen, allein bald gab er sich zufrieden und kehrte in den Schooß der Familie zurück*). Dieses Leben in dem Familienkreise, das Weilen unter seinen Kindern, das heitere Zusammenleben mit Freunden war es denn, was Luthern manche Stunde versüßte. Hören wir ihn selbst über die Schönheiten und Freuden des häuslichen Lebens: „So „du ein Weib siehest," sagt er, „treu und fleißig sein mit ihren „Kindlein, und du bist ein wackrer, guter Mann, so wird dir „das Herz bewegt zu ihr, fühlest aber gar wohl, daß das nicht „sei irdische Gedanken, noch Freude, noch Gelüst. Siehe, so „erkennest du innerlich Gottes Werk in ihr, und seines Geistes „Kraft ist es selbst, die dich erkennen läßt und anreget, und „du kannst nicht anders, sondern mußt freundlich zu ihr sein, „und keinen Dank dafür wollen."

Kinder hielt Luther für den größten Segen der Ehe. „Sie binden und erhalten das Band der Liebe," sagte er. Herrliche, tiefe Blicke that er in die Kinderwelt und Kindesnatur; er, der reine, kindliche Mann, wie konnte er anders! Der Glaube der Kinder und ihr Gebet wurde von ihm oft bewundert. „Sie sind viel gelehrter im Glauben," sagte er von den Kindern, „als wir alte Narren!" Oft sah er mit still gerührtem Vaterblick seinen Kindern zu, wenn sie spielten, wenn sie über Tische saßen, wenn sie lernten, wenn sie beteten, oder auch — wenn sie sich zankten. Aus allem zog er eine weise, christliche Lehre und Nahrung für sein Herz. Einst schaukelte er eins seiner Töchterchen auf seinem Schooße und fragte: Lenchen, was wird dir der heilige Christ bescheren? und als das Kind ihm seine kindischen Hoffnungen vertraut hatte, sagte er: die Kinderlein haben

*) Siehe Müller Reliquien IV. S. 26. aus Moz, Leben Luthers und (Hirschfeld) unterhaltendes Historienbuch. Ulm 833. Auch alle übrigen Reformatoren waren fleißige Arbeiter. Zwingli hielt besonders auf Regelmäßigkeit in der Eintheilung des Tagewerkes, und mochte sich auch hierin von Luthern unterscheiden, der sich mehr vom Impuls leiten ließ. Ueber die Eintheilung seiner Zeit siehe Rüscheler S. 123. Wie angestrengt Calvin arbeitete, ist bekannt.

ſo ſeine Gedanken von Gott, daß er im Himmel und ihr Gott und lieber Vater ſei. Bald darauf bemerkte er, er wollte, er wäre im Kindesalter geſtorben, und gern alle Ehre darum geben, die er in der Welt gehabt und noch erhalten werde. Als ſich ſeine Kinder einſt unter einander zankten und bald wieder verſöhnten, ſprach er: „lieber Herr Gott, wie wohl gefällt dir doch ſolcher Kinder Leben und Spielen, ja alle ihre Sünden ſind nichts, denn Vergebung der Sünden.“ Ein anderes Mal, als die harrenden Blicke ſeiner Kinder mit Vergnügen auf einen Teller mit ſchönem Obſt gerichtet waren, ſagte er: „Wer da ſehen will ein Bild eines, der ſich in Hoffnung freut, der hat hie ein rechtes Conterfei. Ach, daß wir den jüngſten Tag ſo fröhlich in Hoffnung könnten anſehn.“ Noch will ich Ihnen ein Briefchen mittheilen, das Luther an ſeinen älteſten Sohn ſchrieb von Coburg aus *).

---

*) Bei de Wette IV. No. 1228.

„Gnade und Friede in Chriſto, mein liebes Söhnchen! Ich ſehe „gern, daß du wohl lerneſt und fleißig beteſt. Thu' alſo, mein Söhn„chen, und fahre fort; wenn ich heim komme, ſo will ich dir einen „ſchönen Jahrmarkt mitbringen. Ich weiß einen hübſchen, luſtigen „Garten; da gehen viel Kinder innen, haben güldene Röcklein an, „und leſen ſchöne Aepfel unter den Bäumen, und Birnen, Kirſchen, „Spilling und Pflaumen; ſingen, ſpringen und ſind fröhlich; haben „auch ſchöne, kleine Pferdlein mit güldnen Zäumen und ſilbernen Sät„tein. Da fragt' ich den Mann, deß der Garten iſt, weß die Kin„der wären? Da ſprach er: es ſind die Kinder, die gern beten, „lernen und fromm ſind. Da ſprach ich: lieber Mann, ich hab' auch „einen Sohn, heißt Hänschen Luther, möcht' er nicht auch in den „Garten kommen, daß er ſolche ſchöne Aepfel und Birn eſſen möchte, „und ſolche feine Pferdlein reiten, und mit dieſen Kindern ſpielen? „Da ſprach der Mann: wenn er gern betet, lernt und fromm iſt, ſo „ſoll er auch in den Garten kommen, Lippus und Joſt auch, und „wenn ſie alle zuſammen kommen, ſo werden ſie auch Pfeifen, Pau„ken, Lauten und allerlei Saitenſpiel haben, auch tanzen und mit „kleinen Armbrüſten ſchießen. Und er zeigt' mir dort eine feine Wieſe „im Garten, zum Tanzen zugericht; da hingen eitel güldene Pfeifen, „Pauken und feine ſilberne Armbrüſte. Aber es war noch frühe, daß „die Kinder noch nicht (ge)geſſen hatten; darum konnte ich des „Tanzes nicht erharren und ſprach zu dem Mann: Ach, lieber Herr! „ich will flugs hingehen und das alles meinem lieben Söhnlein Häns„chen ſchreiben, daß er ja fleißig bete und wohl lerne und fromm ſei, „auf daß er auch in dieſen Garten komme; aber er hat eine Muhme „Lehne, die muß er mitbringen. Da ſprach der Mann: es ſoll ja „ſein, gehe hin und ſchreibe ihm alſo. Darum, liebes Söhnlein Häns„chen, lerne und bete ja getroſt, und ſage es Lippus und Joſten auch,

So sehr Luther die Kinder liebte, so scharf hielt er auf Zucht, und so sehr er die allzugroße Strenge mißbilligte, die er seiner Zeit erfahren hatte, eben so sehr mißbilligte er die Schwäche, welche den Eigenwillen und die Sünde in den Kindern aufkommen läßt. Man müsse so strafen, war seine einfache Maxime, daß immer der Apfel bei der Ruthe sei. Einst hatte sich einer seiner Söhne vergangen und durfte drei Tage nicht wieder vor ihn kommen, bis er ihn um Verzeihung gebeten. Als seine Frau und mehrere Freunde für ihn baten, sagte er: „Ich wollte lieber einen tödten, denn einen ungezogenen Sohn haben. St. Paulus hat nicht vergebens gesagt, daß ein Bischof soll ein solcher Mann sein, der seinem Hause wohl fürstehe, der gehorsame Kinder habe, auf daß andere Leute, davon erbauet, ein gut Exempel nehmen und nicht geärgert werden. Wir Prediger sind darum so hoch gesetzt, daß wir andern gute Exempel geben sollen. Aber unsere ungerathenen Kinder ärgern andere; so wollen die Buben auf unsere Privilegia sündigen. Ja, wenn sie gleich oft sündigen und allerlei Büberei treiben, so erfahre ich's doch nicht, man zeiget mir's nicht an, sondern man hält's heimlich für mir, und gehet uns nach dem gemeinen Sprichwort: Was Böses in unsren eignen Häusern geschieht, das erfahren wir am allerletzten; wenn's alle Leute durch alle Gassen getragen haben, so erfahren wir's erst. Darum muß man ihn strafen und gar nicht durch die Finger sehen, noch es ihm also ungestraft lassen hingehen."

Wie alle reinen Gemüther, hatte Luther auch Sinn für die Schönheiten der Natur, in deren Tempel er gern verweilte und auch hier seine theologischen Gedanken walten ließ. Da sah man ihn vor einem schönen Obstbaume in stiller Bewunderung vertieft, dort eine Rose in der Hand wiegen *) und über deren wunderbaren Bau den Schöpfer loben, dort dem Vögelein zu-

---

„daß sie auch lernen und beten; so werdet ihr mit einander in den „Garten kommen. Hiemit bis (sei) dem allmächtigen Gott befohlen, „und grüße Muhmen Lehne, und gieb ihr einen Kuß von meinetwe„gen. Anno 1530.

Dein lieber Vater

Martinus Luther."

*) Alles genau nach den Tischreden; vergl. besonders die beiden Abschnitte von Gottes Werken und von der Schöpfung.

ſehen, das ſein Neſt baut, und an ihm den Glauben ſtärken an den Vater, der die Vögel des Himmels nährt; dort wieder das fromme Auge zum geſtirnten Himmel erheben und ſich in Gedanken verlieren über der Geſtirne wunderbaren Lauf. Und wenn er gleich überall mit dieſer Wehmuth den Fall des Menſchen bedauerte, der aus dem Paradieſe nun verſtoßen, ſo bauete ſich ſein Glaube doch ſelbſt wieder ein neues Paradies aus den Bruchſtücken der vor ihm liegenden Schöpfung. „Ach, wie würde ein Menſch (ſo ſeufzte er einſt mitten unter den duftenden Blüthenbäumen eines ſchönen Frühlings), ach, wie würde ein Menſch, wenn Adam nicht geſündigt hätte, Gott in allen Creaturen erkannt, gelobt, geliebt und geprieſen haben; alſo daß er auch in den kleinſten Blümlein Gottes Allmacht, Weisheit und Güte bedacht und geſehen hätte! Denn wahrlich, wer kann das ausdenken, wie Gott aus dürrem Erdreich ſchaffet ſo mancherlei Blümlein von ſo ſchönen Farben, lieblichen Geruchs, die kein Maler noch Apotheker alſo machen könnte. Noch kann Gott grüne, gelbe, rothe, blaue, braune und allerlei Farbe aus der Erde bringen. Das alles hätte Adam und die Seinen zu Gottes Ehre gewandt, ihn gelobet und gepreiſet und aller Creatur mit Dankſagung gebrauchet, deren wir jetzund mit einem Ekel und Unluſt brauchen, ja mißbrauchen, ohne alle Erkenntniß, gleich als wenn eine Kuh und unvernünftig Thier die allerſchönſten und beſten Blumen und Lilien mit Füßen treten *)."

Auch die Gaben der Natur wußte Luther bekanntlich mit Dank und weiſer Mäßigung zu genießen und ſich ihrer im heitern, geſelligen Kreiſe zu freuen. Reifes, geſchmackvolles Obſt zog er allen Leckerbiſſen vor, und er meinte, auch Adam, bei ſeinem noch unverdorbenen Geſchmack, hätte dieß gewiß lieber gegeſſen, als Rebhühner; das Obſt ſei aber auch damals viel beſſer geweſen; unſere ſchönſten Pfirſichen ſeien dagegen nur elende Holzäpfel. Aber auch die Gabe des Weinſtocks verſchmähete der Doctor Luther bekanntlich nicht, obwohl ſeine Autorität hierin von vielen mag ſehr mißbraucht worden ſein. Was es mit dem bekannten Sprüchlein auf ſich habe; „Wer nicht liebet Wein, Weib und Geſang," weiß ich nicht; ich habe es in keiner aktenmäßigen

*) Tiſchreden (Frankf. Ausg.) S. 41.

Nachricht verbürgt gefunden. Wohl aber pflegte er zu sagen, „man soll den Gästen einen guten Trunk geben, daß sie fröhlich werden, denn die Schrift sagt, „das Brot stärket des Menschen Herz, der Wein aber macht ihn fröhlich.“ Und wie sein gelehrter Amtsbruder Philipp, so hielt auch er auf die verschiedenen Sorten edler Weine, die ihm bei Gelegenheit von Hochzeiten und andern Feierlichkeiten waren verehrt worden. Wenn er denn so an einem Ehrentage als freundlicher Wirth und ernster Hausvater an dem mit den Kindern besetzten Tische saß, und zu Ehren einiger Freunde, eines Jonas, Bugenhagen, Amsdorf oder eines fremden Gastes, neben den selbst gezogenen Gartengewächsen eine Martinsgans oder gar ein Wildpret, das ihm der Kurfürst aus seiner herrschaftlichen Küche geschickt, oder einige Karpfen und Forellen, die er im eigenen Fischteich gezogen *), vorsetzen konnte, da war er, nach seinem eigenen Geständniß, seliger, als mancher Fürst und Edelmann, da floß Ernst und Scherz in holdem Wechsel von seinen Lippen **), und emsig sammelten dann die Gäste die geistigen Brosamen, welche vom Tische fielen, auf daß nichts umkomme. So entstand der größte Theil jener von Aurifaber veranstalteten Sammlung denkwürdiger Sprüche und Handlungen (Memoiren), die wir unter dem Namen der Tischreden besitzen, wovon freilich nicht immer alles genau verbürgt sein dürfte.

Vor allem, nächst dem, was ihm das Höchste und Heiligste war, liebte Luther die Musik. Sie war es, die das frohe Mahl ihm würzte, und die manche düstre Stunde ihm verscheuchte. Ueber und nach Tische sang er öfter oder schlug die Laute, und wenn er sich müde gearbeitet und seinen Gedanken

*) S. Tischreden. S. 41. b.

**) Nur eine Anekdote. Einst wetteiferten, als sie bei Camerarius versammelt waren, die Freunde Luther, Melanchthon und Bugenhagen mit einander, wer das kürzeste Tischgebet zu halten im Stande sei. Luther sagte: Dominus Iesus sit potus et esus; Bugenhagen auf plattdeutsch: dit und dat, trocken und nat, gesegn' uns Gott; Melanchthon kurz und gut: Benedictus benedicat. Solche und ähnliche Züge zeigen, wie Männer, denen die wichtigsten Angelegenheiten oblagen, dennoch auch in trauter Freunde Mitte Raum hatten für die Fröhlichkeit und die unschuldigen Scherze des geselligen Lebens. Ziet, Bugenhagen S. 218.

Einhalt thun wollte, dann richtete er eine Cantorei auf, d. h. ſtellte ein kleines Hausconcert an, wobei ihn die Freunde unterſtützten. — Der bairiſche Componiſt Senfel, der damals mehrere Pſalmen in Muſik brachte, war beſonders von ihm hochgeſchätzt. Luther ſelbſt ſpielte mehrere Inſtrumente, und that ſich nicht wenig auf die Fortſchritte zu gut, welche die Muſik zu ſeiner Zeit gemacht hatte. Er meinte, der König David würde ſich wundern, wenn er dieſe Fortſchritte ſähe *). Er drang daher auch darauf, daß alle jungen Leute Muſik lernten; namentlich wollte er, daß Schullehrer und Prediger in dieſer heiligen Kunſt gebildet würden. „Wer die Musicam verachtet," ſagt er, „wie denn „alle Schwärmer thun, mit denen bin ich nicht zufrieden; denn „die Musica iſt eine Gabe und Geſchenk Gottes, nicht ein „Menſchengeſchenk. So vertreibet ſie auch den Teufel und macht „die Leute fröhlich. Man vergißt dabei alles Zornes, Unkeuſchheit, Hoffarth und andere Laſter. Ich gebe nach der Theologia „der Musica den nächſten locum und höchſte Ehre."

Hierin war er ganz mit Zwingli übereinſtimmend, wie ſchon früher iſt bemerkt worden. Auch die weltliche Muſik wußte er an ihrem Orte zu ſchätzen, und eben ſo urtheilte er mild über den Tanz. „Es fraget ſich, ob das Tanzen, aus welchem die „meiſten Uebel zu entſtehen pflegen, unter die Sünden zu rechnen? Ob bei den Juden das Tanzen im Gebrauch geweſen, „oder nicht, weiß ich zwar nicht. Weil es aber bei uns bräuchlich iſt, Gäſte zu bitten, ſich zu putzen, zu eſſen und fröhlich zu „ſein, und alſo auch zu tanzen, ſo ſehe ich nicht, auf was Weiſe „dieſe Gewohnheit könne verworfen werden. Bloß der Mißbrauch muß vermieden werden. Daß Sünde und Böſes begangen wird, iſt nicht den Tänzen zuzuſchreiben. Wenn alles „ehrlich zugeht, wirſt du mit den übrigen Gäſten wohl tanzen „können. Glaube und Liebe wird durch's Tanzen nicht vertrieben, ſonſt würde den Kindern der Gebrauch des Tanzens „nicht können erlaubt werden **)."

*) Was würde er erſt zur heutigen Muſik ſagen? Es iſt indeſſen die Frage, ob das geſchnörkelte Weſen mancher der neueſten Tonſtücke ſeinem einfachen Sinne zugeſagt hätte.

**) Siehe Keil, Lebensumſtände Luthers. S. 46.

Bei einem ſo reichen Gemüthe, wie das unſers Luthers war, konnte er die irdiſchen Glücksgüter wohl entbehren. Nach ihnen hat er nie geſtrebt. Als einem Prediger, ſchreibt er an den Kurfürſten, der ihm Tuch zu einem Kleide geſchenkt hatte, gebüret mir nicht Ueberfluß zu haben, begehre es auch nicht. Er ſchämte ſich zwar nicht, ſolche Liebesgaben und Geſchenke anzunehmen, wenn ſie ihm aus einem guten Herzen zu fließen ſchienen; dennoch aber blieb er lieber unabhängig und nahm nur dann etwas an, wenn er's nöthig hatte. So hatte ihm der Churfürſt einen kleinen Antheil an einem Bergwerk (einen Kux) für ſeinen Sohn, angetragen, was er ausſchlug. Sein Freund Bugenhagen brachte ihm einſt von einem Herrn 100 Fl. zum Geſchenk. Luther wollte es durchaus nicht annehmen, ſondern gab die eine Hälfte dem Melanchthon, die andere dem Bugenhagen ſelbſt, woraus ſich ein edler Wettſtreit der Großmuth unter den Freunden entſpann. Indeſſen gelangte Luther doch zu einiger Wohlhabenheit. Nicht nur beſaß er in und um Wittenberg Gärten und liegende Gründe, ſondern verſchaffte ſich in der Folge auch zwei kleine Bauerngüter, Wachsdorf und Zeilsdorf, letzteres um 610 Fl. Catharina beſorgte auch dort die Wirthſchaft, weßhalb er ſie ſcherzhaft die Frau Doctor Zeilsdorferin nannte.

Bei ſeinem geringen Einkommen war Luther höchſt gaſtfrei und wohlthätig. Armen Studierenden gab er freien Tiſch. Sein Haus ſtand allen Bedrängten, wie jedem Fremden, jedem Freunde offen. Nicht nur empfahl er häufig Arme dem Kurfürſten und andern wohlthätigen Leuten, ſondern er ging ſelbſt mit ſeinem Beiſpiel voran. So kam einſt ein armer Mann zu ihm, und klagte ihm ſeine Noth. Luthers Baarſchaft war zu Ende, die Frau lag in den Wochen. Da gerieth ihr Luther hinter das Pathengeld ihrer Kinder und gab es dem Manne. Als die Frau dazu ſauer ſehen wollte, ſagte er: „liebe Käthe, Gott iſt reich, er wird anderes beſcheren.“ Wo er überhaupt Thränen trocknen, Freude ſtiften, heitere Geſichter um ſich ſchaffen konnte, da that er's, und that es ohne Rückſicht auf Lohn und Dank, meiſt im Stillen. Als er einſt mit Doctor Jonas und einigen Freunden eine Spazierfahrt machte, gab Luther ein

Almosen und Jonas gab auch eins. „Wer weiß," sagte der letztere, „wo mir's Gott wieder beschert." Luther aber lachte ihm frei ins Gesicht, und sprach: „Gleich, als hätt' es euch Gott nicht zuvor gegeben! Frei, einfältig soll man geben, aus lauter Liebe, willig!" — Von derselben Uneigennützigkeit, ja fast von einer zu weit getriebenen Freigebigkeit war auch Philipp Melanchthon erfüllt, der öfter goldne und silberne Gefäße verkaufte, um Armen wohlzuthun. Aehnliches wird auch von unsern Schweizer-Reformatoren erzählt. Zwingli's Freund, Leo Judä, war ein Vater der Armen, während seine Frau am Webstuhle saß, das tägliche Brod zu gewinnen.

So haben wir denn die Reformatoren auch in ihrem häuslichen Kreise, und unter ihnen vorzüglich den Mann Gottes, Luther, gesehen in seinem häuslichen Walten, in seinem Gebet, an seiner Arbeit, in seiner Erholung, im Kreise der Seinen, auf dem Krankenlager und an der heitern Tafelrunde, mitten in der freien Natur, unter Sang und Klang, unter Weh' und Ach, unter traurigen und fröhlichen Menschen, und überall haben wir eine große, edle Natur gefunden, ein treues, deutsches Herz, ein christliches Gemüth, einen tapfern, biedern Mannessinn bei kindlicher Einfalt und Demuth. Wir haben auch hier Gelegenheit gehabt, zu sehen, wie ein tüchtiges Leben überall dasselbe ist, in welchem Scherz und Ernst sich begegnen, wie freundliche Geschwister, also daß auch aus dem Niedrigsten das Höchste hervorleuchtet, wie aus dem reinen Demant der Strahl der flammenden Sonne. Wir treten jetzt aus dem friedlichen Hause wieder heraus auf den offenen Kampfplatz. Wir wenden uns nun von der Person zu der Sache, und nehmen den Faden der allgemeinen Geschichtserzählung wieder auf, wo wir ihn gelassen haben.

Die Jahre unmittelbar nach dem Bauernkriege in Deutschland waren der Reformation günstig. Mehrere gute Einrichtungen konnten im Innern der Kirche vorgenommen werden. In diese Zeit fällt eine von Luthern, im Auftrag des Kurfürsten, Johann des Beständigen, unternommene Kirchenvisitation und die Abfassung seiner Katechismen, wodurch er dem christlichen Jugendunterrichte, der damals aufs schrecklichste darniederlag,

aufzuhelfen ſuchte. Dieſer ruhigen Entwicklung der Reformation in Deutſchland waren die politiſchen Verhältniſſe günſtig. Der Reichstag zu Speier, 1526, auf welchem abermals die Beſchwerden gegen den päpſtlichen Stuhl zur Sprache gebracht wurden, hatte bloß den Abſchied gegeben, daß in Sachen des Wormſer Edicts ſich jeder ſo verhalten ſollte, „wie er es vor Gott und dem Kaiſer verantworten könne.“ Der Kaiſer aber hatte um dieſe Zeit anderes zu thun, als die Lehre der Evangeliſchen zu unterdrücken. Er ſelbſt war jetzt mit dem Papſt zwar nicht in einer kirchlichen, aber politiſchen Fehde. Nachdem nämlich lange das Glück zwiſchen den beiden Mächten von Frankreich und Deutſchland geſchwankt hatte, hatte Karl V. in der Schlacht bei Pavia, den 23. Febr. 1525, den Sieg über ſeinen Nebenbuhler davon getragen und den König ſelbſt in ſeine Gewalt bekommen, aus welcher er ihn auch erſt dann entließ, nachdem Franz den Madrider Frieden (14. Jan. 1526) unterzeichnet hatte, in welchem er auf Mailand verzichten und andere harte Bedingungen ſich mußte gefallen laſſen. Nun aber nahm ſich der Papſt Clemens VII. des Königs von Frankreich an und entband ihn ſeines Verſprechens. Zugleich trat England mit Frankreich und dem Papſte in ein Bündniß gegen Karl, die heilige Ligue genannt, und Karl ſah ſich genöthigt, in Verbindung mit dem den Päpſten feindlichen Hauſe der Colonna, ſo wie mit dem vom franzöſiſchen Hofe entflohenen Connetable von Frankreich, Karl von Bourbon, den Kirchenſtaat mit Krieg zu überziehen. Wirklich kam es im Jahre 1527 dahin, daß Rom von den deutſchen Heeren eingenommen und geplündert, der Papſt aber in der Engelsburg gefangen gehalten wurde. Aerger, als je die proteſtantiſchen Bilderſtürmer es getrieben hatten, trieben es hier die kaiſerlichen Soldaten mit Zerſtörung der herrlichen Kunſtſchätze des Vatikans. Katholiken und Lutheraner zeichneten ſich gleich aus durch rohe Exceſſe. Die Italiener waren dabei die Aergſten. Mitten unter den ſchwelgenden Gelagen wurden die Kirchengebräuche verſpottet, und in einem Anfalle von lärmender Tollheit Luther zum Papſte ausgerufen, dicht vor den Fenſtern der Engelsburg.

Unterdeſſen verbreiteten ſich in Deutſchland beunruhigende

Gerüchte über ein zu Breslau zu Stande gekommenes Bündniß der katholischen Stände gegen die Anhänger der neuen Lehre; und obwohl sich nachher zeigte, daß das Gerücht auf der Erdichtung eines habsüchtigen Rathes des Herzogs Georg von Sachsen, eines gewissen Otto v. Pack, beruhe: so war doch das Mißtrauen von beiden Seiten sehr hoch gestiegen, und schon ward auch lutherischerseits viel darüber geredet, wie weit man sich im Nothfall mit dem Schwert vertheidigen dürfe, wenn es zum Ausbruch eines Religionskrieges kommen sollte. Luther und Melanchthon mißbilligten jedes gewaltsame Eingreifen. Der Türkenkrieg war unterdessen ernster geworden, als je. Große Fortschritte hatte Soliman gemacht*), und zum Schrecken Europa's sah man ihn bald darauf, im Herbst 1529, vor den Thoren Wiens. Unter solchen gefahrvollen Auspicien versammelte sich im Frühling 1529 der Reichstag zu Speier, welchen Karl im August 1528, von Valladolid aus, ausgeschrieben hatte. Die katholischen Stände, in Verbindung mit dem päpstlichen Legaten, Grafen Picus von Mirandola, boten alles auf, den früher zu Speier erlassenen Beschluß ungültig zu machen und auf eine schärfere Verordnung zu bringen in Betreff des Wormser Edicts. Sie trugen darauf an, daß in all den Landen, wo die neue Lehre noch nicht eingedrungen, des Kaisers Befehle streng befolgt würden; wo aber die neue Lehre schon eingeführt, und ohne Gefahr des Aufruhrs nicht mehr auszurotten sei, da sollte man sich bis zur Zeit der Kirchenversammlung aller weitern Aenderungen und Neuerungen enthalten, die Irrlehrer vom Abendmahl und die Wiedertäufer nicht dulden, die Messe nicht weiter abschaffen und sie für die, welche ihre Fortdauer wünschten, ungestört beibehalten. Auch sollte niemand der Religion halben andere verfolgen, noch fremde Unterthanen bei sich aufnehmen und schützen.

Die evangelischen Stände, welche bei der Verhandlung selbst nicht hatten zu Wort kommen können, gaben gegen diesen Abschied eine schriftliche Verwahrung ein, deren Hauptinhalt dahin ging, daß sie sich in Sachen des Gewissens nicht der Mehrheit von Stimmen unterwerfen könnten. Von dieser Pro-

*) Unterstützt von dem aus Ungarn vertriebenen König Johann von Zapolya.

teſtation erhielten ſie zuerſt — was geſchichtlich von Bedeutung iſt — den Namen Proteſtanten *).

Wir haben dieſe Namen zwar ſchon früher hie und da gebraucht, weil er bezeichnend iſt für die Sache, abgeſehen von ſeinem geſchichtlichen Urſprung. Nicht, als ob wir das Weſen des Proteſtantismus allein ins Proteſtiren und Verneinen ſetzten, wohl aber, weil allerdings das Proteſtiren gegen alle menſchliche Autorität und Gewalt in Glaubensſachen, die Unabhängigkeit der Ueberzeugung und die Gewiſſensfreiheit ein weſentliches Merkmal einer wirklich proteſtantiſchen Geſinnung iſt, gegenüber der katholiſch-papiſtiſchen. Vergeſſen wir nur nicht, daß der Proteſtantismus der Reformation ein evangeliſcher Proteſtantismus heißt, daß er nur darum die Mißbräuche verneinte, um deſto kräftiger die ewige, göttliche Wahrheit des Chriſtenthums zu bejahen und zu bekennen, ſo wird uns der Name niemals irre führen.

In dieſem wahren Sinne des Worts, abgeſehen von der hiſtoriſchen Veranlaſſung, dürfen denn auch wir reformirte Schweizer uns Proteſtanten nennen, obwohl wir geſchichtlich und urſprünglich nicht unter dieſer Benennung begriffen waren, und überhaupt darf ein jeder ſich ſo nennen, der auf dem Grunde des ſchriftgemäßen Chriſtenthums ſeines höhern Lebens ſich auf eine edle, freie Weiſe bewußt geworden, durch Unterordnung ſowohl der eigenen Willkür, als der fremden Autorität unter den klar erkannten Gotteswillen.

Allerdings wäre nun, da die Sachen einmal dieſe ernſtliche Wendung nahmen, vortheilhaft geweſen, wenn die Proteſtanten allerwärts als ſolche aufgetreten wären und zuſammen gehalten hätten gegen die Gewaltmaßregeln der Gegenpartei, und es wünſchten dieß auch wohl einige der Unbefangenen, wie namentlich der Landgraf Philipp von Heſſen. Aber da ſtand nun eben im Wege jene Trennung, welche der Sacramentſtreit zwiſchen Luther und Zwingli hervorgerufen hatte. Dieſe Trennung war unter der Zeit nur immer ärger, der Streit nicht

*) Eine weitere Beſchreibung des Reichstags zu Speier hat Prof. Jung gegeben in ſeinen Beiträgen zur Geſchichte der Reformation. 1. Abth. Straßb. u. Leipz. 830.

ohne Luthers Schuld immer leidenschaftlicher geworden. In ein Bündniß mit den Schweizern sich einzulassen, hielt Luther wider sein Gewissen, und hielt davon auch seinen Kurfürsten ab. Eben darum, weil es ja nicht ein politisches Bündniß galt oder gelten sollte, wo es nur darauf angekommen wäre, die Streitmacht zu vergrößern, sondern weil es den Glauben galt, so konnte man sich mit denen nicht vereinigen, die man vom Glauben abgefallen betrachtete, und wir müssen hierin sogar Luthers Ueberzeugung ehren, daß er nicht eine weltliche Sache der Klugheit aus dem machen wollte, was ihm eine heilige Sache war, die überhaupt nicht sollte durchs Schwert entschieden werden, sondern die siegen sollte durch ihre innere Kraft.

Aber eben so wenig können wir es dem redlichen Sinne des Landgrafen Philipp verdenken, wenn er seinerseits in der abweichenden Meinung vom Abendmahl keine totale Verschiedenheit des Glaubens sah, von welcher eines Menschen Seligkeit abhinge, und wenn er demnach, seiner praktischen Klugheit zufolge, in einem solchen Momente mehr als je darauf drang, eine vereinte Kraft dem mächtigen Feinde gegenüber zu stellen*).

Landgraf Philipp gab sich demnach alle Mühe, unter den Getrennten eine Annäherung zu versuchen, und so sollte denn auf seiner neugestifteten Universität Marburg der Versuch dazu mit einem Religionsgespräch gemacht werden. Hier sollten Luther und Zwingli, Melanchthon und Oekolampad persönlich den Streit auskämpfen, und wo immer möglich über die abweichenden Puncte sich verständigen, hier sich dann die Hand des Friedens reichen, und den Bund der Protestanten vollkommen machen. Wie weit diese wohlgemeinte Absicht erreicht worden, soll eine spätere Stunde uns zeigen, nachdem wir zuvor die weitern Fortschritte der Schweizer-Reformation bis zu diesem Zeitpuncte werden betrachtet haben.

*) Ueber die stattgefundenen Convente zu Rodach, Schwabach u. s. w. siehe Planck u. Marheinecke.

Zwanzigste Vorlesung.

Weitere Verbreitung der Reformation im übrigen Europa, und Hindernisse derselben. — Schweiz: Die Badensche Disputation. Oekolampad und sein weiteres Wirken in Basel. Unruhige Vorgänge daselbst. Die Berner Disputation und Vollendung der Reformation in Bern. Reactionsversuche. Die Haslithaler. Endlicher Sieg der Reformation in Basel. Grenze zwischen Reformation und Revolution.

Nach einem kurzen Verweilen im häuslichen Kreise der Reformatoren haben wir in der letzten Stunde die Reformationsgeschichte bis auf den Punct geführt, wo auf dem Reichstage zu Speier, 1529, die Protestanten als eine bereits ansehnliche und mächtig gewordene Partei im deutschen Reiche auftreten, und eine rechtmäßige Anerkenntniß ihres reformatorischen Strebens fordern konnten. Aber nicht in Deutschland allein hatten die durch die Reformation erweckten Grundsätze Wurzel gefaßt. Auch im Norden Europa's hatten sie Eingang gefunden. Gustav Wasa, der in Wittenberg studirt und Luthers Lehren kennen gelernt hatte, hielt, unterstützt von dem Theologen Olof Petri, im Jahre 1527 seinen Reichstag zu Westerås in Schweden, auf welchem er, der König, zum Oberhaupt der Landeskirche proclamirt, und ein von Mißbräuchen gereinigter Gottesdienst einzuführen beschlossen ward. Auch in Dänemark ward auf dem Reichstag zu Odensee in demselben Jahre wenigstens die Duldung gegen das Lutherthum zum Gesetz erhoben. In Holstein und Ostfriesland ging die Reformation ihren glücklichen Gang fort. In England nährte Heinrich VIII. noch fortwährend seinen Haß gegen Luther; doch übersetzte bereits Tindal das Neue Testament ins Englische. In Schottland verbreitete Patricius Hamilton die Lehre der Wittenberger Theologen, die er selbst aus ihrem Munde vernommen hatte, ward aber, ein

24jähriger Jüngling, deßhalb verbrannt, und ſtarb als Märtyrer der evangeliſchen Wahrheit. — Auch in Frankreich hatten ſich, unter dem Schutze der Königin von Navarra, die Proteſtanten an einigen Orten, beſonders zu Meaux, hervorgethan, aber ſchon 1529 brachen gegen ſie Verfolgungen aus, beſonders ſeit die Sorbonne Luthers Schriften verdammt hatte. Dieſe brachte es auch dahin, daß Ludwig Berquin, ein Freund des Erasmus, aber muthiger, als er, in Beförderung der Reformation, mit dem Strange gebüßt wurde. Auch nach Polen, nach Ungarn und Siebenbürgen war durch Luthers und Melanchthons Schüler der Same der evangeliſchen Lehre getragen worden, obwohl auch hier, namentlich in Ungarn, die Verfolgungen nicht ausblieben *). Selbſt in Italien finden wir Anſätze der neuern Lehre. Herzog Karl von Savoyen zeigte ſich dem Evangelium günſtig **), und eben ſo die Herzogin Renata von Ferrara, die Schwägerin Franz I. Unter ihrem Schutze lebten einige der freiſinnigern Männer, welche Luthers Schriften laſen und eine Verbindung mit dem Reformator zu erhalten ſuchten, die aber eben durch den leidigen Sacramentſtreit verhindert ward, indem die proteſtantiſchen Italiener ſich zur Zwingliſchen Lehre hielten ***). Daß Spanien und die Niederlande gegen das Eindringen proteſtantiſcher Freiheit beſtens verwahrt wurden, lag in den politiſchen Verhältniſſen. Das erſtere Land blieb ſchon durch ſeine geographiſche Lage abgeſchloſſen, wenn gleich die Kunde von Luthers Lehre auch theilweiſe über die Pyrenäen drang. Im letztern aber, wo viele Empfänglichkeit und unverholenes Streben nach dem Beſſern ſich zeigte, ſorgte eine ſtrenge Inquiſition unter der Leitung der Statthalterin Margaretha gegen das Aufkommen jeder neuen Lehre, und ſchon jetzt fallen der Opfer mehrere, die ſpäter noch zahlreicher bluteten unter einem Alba und ſeinen Henkern.

So finden wir den kirchlichen Zuſtand von Europa, 10 —

---

*) Siehe die Schickſale der evangeliſchen Kirche in Ungarn von 1520 bis 1608. Leipz. 828.

**) Ein Brief Luthers an ihn bei de Wette. II. No. 528.

***) M' Crie, Geſch. der Reformation in Italien. S. 139. und Raumer I. S. 398.

12 Jahre nachdem Luther seine Thesen wider den Ablaß angeschlagen hatte. Richten wir jetzt unsere Blicke wieder auf die Schweiz. Das Mißtrauen der Kantone hatte sich immer mehr vergrößert. Da die dem alten Glauben treu gebliebenen Orte vergebens das Aufkommen der neuen Lehre zu hindern gesucht hatten, kamen sie endlich auf Zureden Joh. Fabers und Ecks überein, eine Disputation zu Baden im Aargau zu veranstalten. — Eck nämlich, der sich nicht begnügte, Luthern in Deutschland bekämpft zu haben, wollte auch an den schweizerischen Reformatoren zum Ritter werden. Mit Genehmigung seines Landesherrn, des Herzogs Wilhelm von Baiern, bot er also den Eidgenossen seine Dienste an, und erschien persönlich auf der Disputation, auf welcher auch noch, außer Faber, sich Thomas Murner einfand, Doctor der Theologie und dermalen Prediger bei den Barfüßern zu Luzern *). Von reformirter Seite erschienen von Basel Oekolampad, in Begleitung von Jak. Immeli, Prediger zu St. Ulrich, und Weissenburger, Prediger am Spital; von Bern Berthold Haller; von Schaffhausen Ludwig Oechsli. Auch sonst erschienen noch andere Geistliche aus verschiedenen Kantonen und mehrere Fremde. Zwingli, gegen den die Erbitterung der Eidgenossen am größten war, blieb absichtlich zu Hause, indem auch seine Regierung ihn nicht wollte gehen lassen. Er blieb indessen nicht ohne Nachrichten von dem Gang der Dinge zu Baden. Der originelle Thomas Plater versah das Geschäft eines fleißigen Briefboten zwischen ihm und Oekolampad, indem er als Hühnerträger, der von Zürich aus das Geflügel nach den Bädern brachte, unerkannt blieb, und somit frei aus- und eingelassen wurde mit den Briefen, die er wohl versteckt bei sich hielt.

*) Dieser in seiner Art originelle Mann war geb. 1475 zu Straßburg von wohlhabenden Eltern, trieb sich auf mehrern Universitäten herum, lieh seine Feder dem König von England gegen Luther, und riß derbe Witze gegen die Protestanten. Er war ein verdorbenes Genie, das früher auch in neuen (fast Basedowschen) Unterrichtsmethoden sein Glück zu machen versucht hatte, endlich aber sich aufs Schimpfen legte. Die Gegner nannten ihn nur den Murrnarr, und conterfeiten ihn als Kater. Vergl. Röhrich I. S. 226. und Hottinger (Forts. v. Joh. v. Müller) VII. S. 154.

Das Gespräch begann den 21. Mai 1526, und dauerte 18 Tage. Im feierlichen Pompe zogen die Geistlichen, unter ihnen viele, von deren Schultern köstliche, seidene Gewänder flossen, in die Kirche. Den Vorsitz führten Abt Barnabas von Engelberg, Ritter Jakob Stapfer, Schultheiß Hans Honegger von Bremgarten und Doctor Ludwig Beer von Basel, ein Anhänger der katholischen Lehre, doch ein sehr gemäßigter Mann und Freund des Erasmus. Er soll auch nach den Zeugnissen der Zeitgenossen der Einzige gewesen sein von Seiten der katholischen Partei, der Würde und Ruhe beibehalten und sich durch keine Leidenschaft habe hinreißen lassen.

Oekolampad, der, wie wir aus der frühern Geschichte wissen, sonst kein Freund von Disputationen war, entwickelte hier dennoch ein seltenes Talent. Er war es, der hauptsächlich mit dem im Disputiren gewandten Eck über die Abendmahlslehre, die Anrufung der Heiligen, die Bilder und das Fegefeuer zu streiten hatte. Eck stand auf einer prächtig ausgerüsteten Kanzel, während sein Gegner mit einem schlichten Katheder sich begnügte. Und doch imponirte dieser allen durch seinen Geist, weßhalb einer von den päpstlich gesinnten Zuhörern sich nicht enthalten konnte, auszurufen: „wäre doch der lange, gelbe Mann auf unsrer Seite.“ Auch außer dem Kampfplatz der Disputation, der in der Kirche war, wußte sich Oekolampad die Achtung derer zu erwerben, die ihn beobachteten. Während die Kämpfer von päpstlicher Seite bei den Zechgelagen, wozu der Abt von Wettingen den Wein herschaffen mußte, sich gütlich thaten (so daß von Eck die Rede ging, er bade sich zu Baden im Wein, statt im Wasser) *), zog sich Oekolampad ruhig auf seine Kammer zurück, wo er die Zeit mit Studien und Gebet zubrachte, so daß der Wirth zum Hecht, der ihn für einen Ketzer hielt, und bei dem er beherbergt war, sich äußerte, er müsse denn doch ein frommer Mann sein. Aus dem Gespräche selbst hebe ich nur einen charakteristischen Zug heraus **). Unter anderm bediente sich Oekolampad eines seltsamen Beispiels, um die

*) Franz, im Leben Thomas Platers nach Bullinger.

**) Siehe Hottinger (Forts. v. Joh. v. Müller) Bd. VII. S. 92. ff.

Unzuläßlichkeit der Heiligenverehrung zu beweiſen. Wenn einer, ſagte er, den Weg nach Baſel frage von Baden aus, ſo weiſe man ihn doch wohl nicht über Bern und Solothurn, ſondern den geraden Weg, und ſo müſſe man alſo auch nicht den Umweg bei allen Heiligen vorbei machen. Eck wandte aber das Beiſpiel mit Geſchick zu ſeinem Vortheil. Allerdings, ſagte er, werde ich einen, der von hier aus nach Baſel will, nicht über Bern und Solothurn ſchicken; aber Brugg und Rheinfelden muß ich ihm denn doch wohl nennen, und die kann er nicht umgehen, wenn er den kürzeſten Weg nehmen will. In der That ſah ja die katholiſche Kirche die Heiligen als Mittelsperſonen an, nicht als abſeit liegende Nebenperſonen, und Oekolampad mußte ſich wohl ſelbſt geſtehen, daß er ein übles Beiſpiel gewählt habe. Man ſieht aber auch an dieſem Beiſpiel, wohin man geräth, wenn man Dinge metaphyſiſcher und überſinnlicher Art in gar zu populären Bildern behandeln will. Der Witz hat hier ein unendliches Spiel, und in dieſer Art von Witz waren die ſchlauen und gewandten Katholiken, zu denen Eck gehörte, häufig den unbeholfenen Proteſtanten überlegen, gerade weil ſie die Sachen nicht tief nahmen, und alles nur ad hominem faßten. Wo hingegen die Reformatoren auf dem Boden der Schrift ſtanden, und ſich nicht von demſelben vertreiben ließen, da waren ſie ihres Sieges gewiß, wenn er auch nicht anerkannt wurde. Eben deßhalb that auch Oekolampad recht daran, den ſchlüpfrigen Boden witziger Gleichniſſe bald wieder zu verlaſſen, und mit dem einfachen Ausſpruche abzutreten: „ich befehle die Sache der Schrift.“ Und damit mußten er und ſeine Freunde ſich auch wohl tröſten über des Geſpräches Ausgang. Nachdem nämlich noch zu guter Letzt Thomas Murner ſeiner erbitterten Stimmung gegen den abweſenden Zwingli in einer heftigen Rede Luft gemacht hatte *), wurde das Geſpräch als beendet erklärt und allen Anweſenden befohlen, ſich ſchriftlich zu erklären, mit welcher Partei ſie es in Zukunft zu halten gedächten. Die Mehr-

*) Er ſchalt ihn einen Tyrannen, ſeine Anhänger ehrloſe Lügner, Meineidige, verbrecheriſche, treuloſe, ſchändliche Leute, Diebe, Kirchenräuber, Galgenſtricke, vor deren Gemeinſchaft jeder Biedermann erröthen müſſe u. ſ. w.

zahl (denn viele der evangelisch Gesinnten, unter ihnen auch Berthold Haller, hatten sich früher entfernt) entschied sich für den alten Glauben. Ueber Zwingli und Oekolampad ward der Bann gesprochen, und Basel aufgefordert, letztern seiner Predigerstelle zu entsetzen und des Landes zu verweisen, was aber nicht befolgt wurde. Vielmehr wurde Oekolampad mit großer Freude wieder aufgenommen, als er nach Basel zurückkehrte. Doch stand ihm auch hier noch mancher harte Kampf bevor.

Lassen Sie uns hier einen Augenblick bei der weitern Entwicklung der Basler Reformation verweilen. Wir haben dieselbe bei dem Ausbruche des Bauernkrieges und der wiedertäuferischen Unruhen verlassen. Noch im Jahre 1525 hatte sich der Rath, der durch die verschiedenen Erscheinungen in Verlegenheit gesetzt war, an Erasmus gewendet, um von ihm ein Gutachten über die in Frage liegende Reformation zu erhalten. Wie sich derselbe nun schon über Oekolampads Schrift vom Abendmahl zweideutig geäußert hatte, so war auch hier sein Rath schwach und matt. Man soll ein allgemeines Concil erwarten, unterdessen darauf sehen, daß von beiden Seiten keine Schmähschriften erscheinen, die alten Gebräuche lassen, und überhaupt alle Unannehmlichkeiten mit den Eidgenossen zu vermeiden suchen. Bloß meinte er (und dieß hing wieder mit seiner persönlichen Abneigung gegen den Mönchsstand zusammen), man solle denjenigen Klostergeistlichen, die in ihrer Jugend wider Willen zu diesem Stande seien gezwungen worden, den Austritt gestatten.

Eine nicht ganz unbedeutende Begebenheit in der Geschichte der Basler Reformation war die Einführung der deutschen Psalmen und des deutschen Kirchengesanges mit Ostern 1526. Wurstisen sagt darüber in seiner Chronik, daß vielen Leuten dabei vor Freuden die Augen übergegangen, als vor Zeiten bei Wiederaufbauung der Stadt Jerusalem geschehen. Es war diese Neuerung ohne ausdrückliche Genehmigung der Regierung vor sich gegangen, und erst nach einigen Kämpfen ward ihr die obrigkeitliche Bestätigung *).

*) Bald darauf folgte auch die Einführung einer neuen Kirchenagende, so wie auch Oekolampad einen Kinderbericht abfaßte, der sich durch große evangelische Einfachheit und Klarheit auszeichnet.

Es war eine gewöhnliche Taktik der Gegner, Männer von ihrer Ansicht als Prediger zu berufen, damit sie ein Gegengewicht gegen die gefährlichen Neuerer bilden sollten. So hatten die Schaffhäuser einen Erasmus Ritter*), so die Berner einen Heim berufen. So berief nun auch das Baselsche Domcapitel an die Stelle des reformatorisch gesinnten Telamonius Limperger einen andern, Namens Augustin Marius von Freisingen, welcher die Reformation nach Kräften aufzuhalten strebte. Vergebens suchte erst Oekolampad mit diesem Manne sich zu verständigen, wobei er ihm mehr als einen Schritt entgegenging. Es kam vielmehr zu ärgerlichen Auftritten. Obwohl der Rath die Schmähungen auf der Kanzel aufs neue untersagt hatte, so nahm die Zwietracht dennoch täglich überhand. Beide Parteien hatten ihre Gründe schriftlich an die Regierung eingegeben, allein diese traute sich noch immer keinen Entscheid zu. Da sollte denn der Himmel entscheiden durch Gottes Urtheil. Oeffentliche Unglücksfälle, Pest, Hagel und die durch den Blitz bewirkte Explosion des Pulverthurms bei der Malzgasse, wobei an 40 Menschen ums Leben kamen, gaben zu liebloſen Urtheilen von beiden Seiten Anlaß. Die einen sahen darin eine Strafe der frevelhaften Neuerungen, die andern eine ernste Mahnung an die Altgläubigen, sich zum reinen Evangelismus zu bekehren. Aber auch bei fröhlichen Anlässen, bei Gastmählern der Bürgerschaft, gab sich die Spaltung zu erkennen. Einige Zünfte, die es mit der neuen Lehre hielten, luden zu ihren Mahlzeiten bloß Oekolampad und die ihm gleichgesinnten Prediger ein. Dagegen veranstalteten die andern Zusammenkünfte auf der Metzgernstube, wozu nur ihre Leute geladen wurden. Der Rath verbot am Ende beiderlei Mahlzeiten **). Hie und da kam es zu Thätlichkeiten. Als Oekolampad im Jahre 1527 einige Thesen anschlug, über die er disputiren wollte, riß sie ein katholischer Priester ab und beschimpfte sie. Thomas Geierfalk, ein Augustiner und Freund Oekolampads, der ihn daran hindern wollte, ward von dem Priester angegriffen und

*) Der freilich in der Folge eines Bessern belehrt wurde.

**) Hottinger (Forts. von Joh. v. Müller) VII. S. 122. ff. und die dort angeführten Stellen aus Ochs.

mit einem Dolche verwundet*). Solche und ähnliche Auftritte brachten, da man sich im Rathe über nichts vereinigen konnte, eine mehr als gewöhnliche Bewegung in der Bürgerschaft hervor. Den 22. Oct. 1527 (es war an einem Dienstag) versammelten sich bei 400 Bürger in dem von den Mönchen geräumten Augustinerkloster, und beriethen sich, wie den streitigen Sachen ein Ende zu machen wäre. Sie beschlossen, die Obrigkeit durch dreißig ehrbare Männer, die sie an sie abordneten, um einen Entscheid bitten zu lassen. Allein die Obrigkeit kam ihnen zuvor. Während sie noch beisammen waren, erschienen mit dem Oberstzunftmeister Jakob Meier noch zwei andere Abgeordnete des Raths **), welche sich über die Ursache dieser Zusammenkunft erkundigen sollten. Die Bürger erklärten, sie wollten ihre Sache selbst vor Rath bringen, ließen sich aber endlich bereden, ihr Begehren den abgeordneten Herrn vorzutragen, welche den geneigten Willen der Regierung aussprachen, der Bürgerschaft in allen billigen Begehren zu willfahren. Demnach wurden gleich auf den 27. October, an einem Sonntage, alle Bürger vom Rath auf ihre Zünfte beschieden und ihnen angezeigt, die Regierung habe an den unberufenen Zusammenrottirungen ein hohes Mißfallen, und wolle solche für die Zukunft in allem Ernst verboten haben. Der Religion halben wolle indessen der Rath die Gewissen nicht beschweren, sondern er stelle es jedem frei, das zu glauben, was er in seinem Gewissen für wahr und recht halte; doch solle man sich gegenseitig unangetastet lassen und keiner den andern des Glaubens wegen beschimpfen.

So ließ also der Rath die Sache noch auf der Schwebe. Die Bürgerschaft war getheilt, wie die Stimmen im Rathe selbst. Der größere Theil der erstern war zwar für die Reformation, doch die Kleinbasler und Spalemer hielten zusammen fest an der alten Weise. Im Rathe hielt es, wie schon früher bemerkt, der Bürgermeister Adelberg Meier mit Oekolampad, der Bürgermeister Meltinger mit den Päpstlichen. Ausbrüche waren kaum zu verhüten. Es mußte endlich ein entscheidender Schritt geschehen, und dieser geschah vom Volk aus. Wenig

*) Nach andern geschah dieß ein Jahr später.
**) Jakob Götz, der Salzherr, und Peter Ryff.

hätte gefehlt bei der gefährlichen Spitze, worauf die Sache ſtand, daß der reformatoriſche Weg in einen revolutionären umgeſchlagen; doch wachte, Gott Lob! ein beſſerer Geiſt über der Baſelſchen Kirche, und alles fügte ſich am Ende noch auf geſetzliche Weiſe, ohne Gewaltthat und Beeinträchtigung der Perſonen.

Doch ehe wir dieſen Ausgang der Basler Reformation, den wichtigſten Theil derſelben, erzählen, müſſen wir uns nach Bern verſetzen, wo die Reformation ein Jahr früher, als bei uns, thätig ins Werk geſetzt wurde. Auch hier hatte der Volkswille ſich verſchiedentlich kund gethan, namentlich auch auf dem Lande, wo an einigen Orten die Meſſe und Ceremonien eigenmächtig abgeſchafft wurden. Dem zu begegnen, ſollte auch hier, wie ſechs Jahr zuvor in Zürich, eine Disputation angeſtellt werden, nach deren Ergebniß dann gehandelt werden ſollte *). Mit Anfang des Jahres 1528 fanden ſich die Abgeordneten geiſtlichen und weltlichen Standes aus mehrern Schweizerkantonen, ſo wie aus dem angrenzenden Schwaben und Baiern ein. Dreihundertfunfzig an der Zahl waren allein die Geiſtlichen. Auch Zwingli erſchien dießmal und disputirte nicht nur mit den Gegnern, ſondern predigte auch vor dem Berniſchen Volke **). Seine Rede war ſo gewaltig, daß ein Meßprieſter, der eben am Altare ſtand und begierig zugehört hatte, den Ornat ablegte an der heiligen Stätte, mit den Worten, „wenn es ſo ſteht mit der Meſſe, ſo kann ich ſie nicht mehr länger leſen, weder heute, noch in Zukunft.“ Was die Disputation ſelbſt betrifft, welche vom 7. bis zum 27. Januar dauerte, ſo wollen wir hier nicht in deren Einzelheiten eintreten. Selbſt die Berichterſtatter der päpſtlichen Partei geſtehen, daß es ihr an gelehrten Streitern gefehlt, und daß man ſehr den Scharfſinn eines Erasmus vermißt habe. Am meiſten zeichnete ſich noch der Schullehrer Buchſtab von Zofingen aus, doch konnte er gegen die Gründe eines Zwingli, Berthold Haller, Franz Kolb, Oekolampad, Capito, Bucer nicht aufkommen. Die Präſidenten

*) Siehe Fiſcher, Geſchichte der Disputation zu Bern. Bern 828. und Zwingli's Werke von Schuler u. Schultheß (Deutſche Schriften II. 1. S. 63. ff.).

**) Seine beiden Predigten bei Schuler und Schultheß a. a. O. S. 201.

der Synode, Vadianus von St. Gallen, Nik. Briefer, Decan bei St. Peter zu Basel, Conrad Schilling, Abt zu Gottstadt, und Conrad Schmidt, Comthur von Küßnacht, gaben den Ausschlag. Decan Briefer von Basel, ein katholisch Gesinnter, meinte zwar, man solle die Veränderung nur allmählig und mit Bedacht vornehmen. Allein die drei übrigen antworteten: die Stadt Bern habe aus dem abgehaltenen Gespräche genugsam ersehen, wie es um die Religion stehe; was in derselben göttlich und was hingegen Menschensatzung sei. Darum solle sie jetzt die Sache kräftig und unerschrocken angreifen.

Dieß geschah denn auch. Nachdem die Gesandten verreist waren, ließ der Rath die Bürger und Einwohner der Stadt zusammenberufen, und ihnen die Willensmeinung der Regierung zu erkennen geben, wie sie nämlich geneigt sei, die Mißbräuche abzuschaffen und die gereinigte Lehre einzuführen. Freudig ward dieser Antrag aufgenommen, und bald darauf in einem Mandat vom 3. Febr. ins Werk gesetzt. Die evangelische Predigt auf dem Grunde der heiligen Schrift ward allen Pfarrern des Gebietes zur Aufgabe ihres Amtes gemacht; Messe und Bilder wurden abgeschafft, die Priesterehe gestattet, und in Betreff der Klöster und Stiftungen ein Auskommen mit den noch lebenden Stiftern und Ordensleuten getroffen. Zugleich ward das bisherige Verhältniß zu den schweizerischen Bischöfen aufgehoben und die Landesregierung als die Behörde erklärt, in deren Hände künftig die Prediger und Decane den Eid der Treue abzulegen hätten.

An einzelnen störenden Auftritten fehlte es zwar nicht, und eben so wenig an Reactionsversuchen. Mit Ungestüm fielen einige über die Bilder her, und die Orgel im Vincenzmünster ward von rohen Händen zerschlagen. Wehmüthigen Abschied hatte von seinem Instrument der Organist genommen, indem er noch zuvor mit Ausdruck das Lied spielte: Armer Judas, was hast du gethan? und dann auf immer sich von seiner lieben Orgel trennte *). Hingegen hatten die Altgläubigen an der Familie

*) Siehe Hottinger (Joh. v. Müller VII.) S. 118. Mitten unter den Trümmern der Zerstörung hielt Zwingli seine oben angeführte zweite Predigt. „Da liegen sie," sprach er, „die Altäre und Götzen im Tempel. Der Koth und Wust muß aber hinaus, damit die unsäglichen

Diesbach noch einigen Halt, die bei ihrem Hausgottesdienst die Messe fortsetzen ließ. Auch brachte die Secularisirung des Klosters Interlaken Unruhen im Oberlande hervor, welche eine bedenkliche Wendung zu nehmen drohten. Die Haslithaler stellten im Sommer 1528 die Messe wieder bei sich her mit 151 gegen 111 Stimmen, und in Verbindung mit den Unterwaldnern, die sie dazu ermuntert hatten, und die über den Brünig Hülfe sandten, unternahmen sie einen Zug nach Bern. Die Grindelwaldner, so wie auch die aus dem Frutiger- und Simmenthale schlossen sich an. Grüne Tannenzweige auf den Hüten bildeten das Abzeichen der Antireformers. Und so sah sich denn Bern genöthigt, ebenfalls mitten in seiner Reformationsperiode einem Bauernkriege zu begegnen, der sich mächtig zu organisiren begonnen hatte, nur mit dem Unterschiede, daß hier dieser Bauernkrieg nicht von wiedertäuferischen Ultraprotestanten, sondern von der nicht minder fanatischen Gegenpartei der Reactionsmänner ausging. Mit Nachdruck ward von Seiten Berns gehandelt, der Aufruhr ward ohne Blutvergießen gestillt, aber durch Wegnahme der Banner und Landessiegel empfindlich an den Oberhaslithalern geahndet.

Dieser Vorfall steht jedoch nicht vereinzelt da. Immer sichtbarer wurden die Bestrebungen der Gegenpartei, die eingeführte Reformation im Schweizerlande wieder rückgängig zu machen. Aber um so ungestümer verlangte von der andern Seite die protestantische Partei deren gänzliche Durchführung da, wo man auf halbem Wege stehen geblieben war, und sich bei der Entwicklung des allgemeinen Kampfes zwischen Thür und Angel gedrängt sah.

So war es in Basel. Es sollte endlich auch da zu einem Entscheide kommen. Das Jahr vom Frühling 1528 bis eben

---

Kosten, die ihr für andere an dieß Narrenwerk gehenkt, fortan den lebendigen Bildern Gottes zu gut kommen. Nur zänkische und schwache Gemüther können sich über das Abthun der Götzen beklagen, da sie jetzt sehen, wie sie nichts Heiliges haben, sondern „tetschen und borlen, wie ein ander Stein und Holtz.“ Hier liegt einer, dem ist das Haupt ab, dem andern ein Arm u. s. w. Wenn nun die Seligen, die bei Gott sind, dadurch verletzt würden und die Gewalt hätten, die man ihnen beigeschrieben, so hätte sie niemand von der Stelle zu schaffen vermocht, geschweige zu enthaupten oder zu lähmen.“

dahin 1529 war ein Jahr der bürgerlichen Gährung sowohl, als der kirchlichen. Den 10. April, an einem Charfreitag, zerbrachen, jedoch ohne Vorwissen Oekolampads, fünf Bürger von der Zunft zu Spinnwettern die Altäre und Bilder in der St. Martinskirche, und eben so räumten an dem darauf folgenden Ostermontag 24 Bürger die Bilder aus der Augustinerkirche weg. Die Obrigkeit ließ die Bilderstürmer verhaften, was große Erbitterung unter den Zunftgenossen erregte. Diese entschlossen sich, dem Rath eine Fürbitte für ihre gefangenen Brüder vorzulegen. Als sie in dieser Absicht gemeinsam auf das Zunfthaus ziehen wollten, gesellten sich auf dem Kornmarkte noch 200 andere Bürger zu ihnen, um mit ihnen die Sache der Gefangenen zu unterstützen. Der Rath, der eben versammelt war, sandte den Oberstzunftmeister mit etlichen Rathsgliedern zu ihnen auf den Markt, um sich über ihr Vorhaben zu erkundigen. Ein Ausschuß von 34 Bürgern eröffnete den Rathsgesandten Folgendes: „eine weise Obrigkeit möchte doch einmal die immerwährenden Zwistigkeiten unter ihren Predigern, daraus so viel Widerwärtiges erfolge, durch ein kräftiges Mandat abschaffen. Sie werde doch die Götzen (so nannte man die Bilder) nicht so hoch halten, daß darum biedere Bürger gefangen gesetzt oder gestraft werden sollten. Sie seien aus dem Worte Gottes hinlänglich unterrichtet, daß der Bilderdienst Gott ein Greuel sei. Sie bäten daher um Befreiung der Gefangenen und um Abstellung des Schmähens und Schimpfens von Seiten der Päpstler."

Nachdem dieses Begehren den Räthen eingegeben war, schickten dieselben wieder eine Gesandtschaft an die versammelten Bürger und ließen sie ermahnen, aus einander zu gehen. Bloß ein Ausschuß von sechs sollte dableiben, um die Erkenntniß abzuwarten. Nach einiger Widerrede ließen es sich die Bürger gefallen, baten aber um eine „satte Antwort," und zogen sich nur halb befriedigt und unter Murmeln auf ihr Zunfthaus zurück. Lange ward im Rathe das Begehren erwogen, ehe die Antwort erfolgte, und auch diese war eben nicht so satt, wie die Bürger sie wünschten. „Die Gefangenen," hieß es, „sollen losgelassen und allen in dieser Sache in Ungnade Stehenden verziehen werden." Zwar gaben sich die Bürger jetzt zufrieden, obwohl sie den Wunsch nicht

unterdrückten, daß endlich der Bilder wegen überhaupt ein Entschluß möge gefaßt werden. Auch hierin wurde einige Tage später dem Wunsche der Bürger nachgegeben, doch nur auf halbem Wege, weil noch immer ein anderer, obwohl kleinerer Theil der Bürger und vorzüglich mehrere Rathsglieder der entgegengesetzten Meinung waren. „Es sollten nämlich (so lautete die Erkenntniß vom 18. April) den Reformirten zu lieb in den Kirchen zu St. Martin, St. Leonhard, bei den Augustinern, Barfüßern und im Spital die Bilder durch obrigkeitliche Werkleute weggethan werden; damit aber die Altgläubigen auch ihren Gottesdienst auf ihre Weise halten könnten, so sollten das Chor und die Nebencapellen zu St. Leonhard und den Barfüßern, wie bisher, verziert, jedoch während der reformirten Predigt, damit sich niemand ärgere, verschlossen bleiben. In den übrigen Kirchen der Stadt hingegen sollen alle Zieraten und Bilder unverändert und ungeschmäht bleiben." Den Dawiderhandelnden, so wie allen, welche sich zusammenrottirten oder Aufruhr erregten, ward mit Strafe (selbst am Leben) gedroht.

Bei dieser halben Maßregel blieb es nun einige Zeit. Den Sommer und Herbst über kam es zu keinen weitern Aufläufen. Im Gegentheil benutzte Oekolampad die Zeit zu der ersten Kirchenvisitation, die er durch seinen Diakon Hieronymus Bothanus ausrichten ließ, und wobei er seine milde, fromme Gesinnung in einem Hirtenbriefe an sämmtliche Amtsbrüder auf dem Lande ausdrückte *). Mit Ende des Jahres aber brach das Feuer, das unter der Asche fortgeglimmt hatte, wieder aus. Einzelne Reibungen der Parteien hatten fortwährend stattgefunden, und auch im Rathe war es zu heftigen gegenseitigen Erörterungen gekommen, so daß ein Rathsherr erklärte, er werde keiner Sitzung mehr beiwohnen, wofern nicht mit allem Ernst Recht und Friede geschafft werde.

Mittwochs den 23. Dec. versammelten sich 300 Bürger aus allerlei Zünften, auch der Zunft zu Gartnern, und faßten in gemessenen Ausdrücken eine Bittschrift an den Rath ab,

*) Abgedruckt in Burkhards Reformationsgeschichte Basels.

welche dahin abzweckte, ihm einen endlichen Entscheid in der Sache abzunöthigen. Die Bittsteller verwahren sich im Eingange dagegen, als ob sie irgend eine böse, aufrührerische Absicht hätten. „Wo wir einen unter uns wüßten," heißt es, „der sich mit einigem Wort ließ merken etwas unrechten Handels, den wollen wir als einen Ungehorsamen und Treulosen vor E. W. verklagen. Es sei einzig nur die Ehre Gottes, Christi und des Glaubens, was sie zu diesem Schritte bewege, so wie der Friede und die Einigkeit einer ganzen Stadt Basel." Nun zeigen die Bittsteller, wie wenig bis dahin der obrigkeitlichen Verordnung wegen des zwiespältigen Predigens sei nachgelebt worden, und wie viel Neid und Haß deßhalb unter der Bürgerschaft entstehe. „Gnädige, liebe Herrn," heißt es, „was ist ein solch zwiespältig Predigen anders, denn ein Baum vieler Laster, ein Deckmantel der Heuchelei, eine Verwirrung der verstrickten Gewissen, eine Stärkung der Boshaften, eine Unterdrückung der Wahrheit, eine Erweckung des Zornes Gottes, eine Schande der ganzen Stadt Basel?" Deßhalb möge die Obrigkeit diesem Unwesen steuern und alle Prediger entsetzen, welche nicht nach dem Evangelium predigen. Eben so möge man die Messe abstellen, bis die Meßpriester sie genugsam verantwortet hätten. Im letztern Falle wollten sie sie wieder annehmen. „Ist sie aber nicht gerecht und ein Greuel vor Gott, was wollen wir um der Pfaffen willen den Zorn Gottes über uns bringen, und gegen die Wahrheit und den heiligen Geist fechten." Daß man sage, die Concilien hätten darüber entschieden, könne sie nicht umstimmen; denn es sei bekannt, daß die Concilien auch geirrt und sich widersprochen hätten. Eben so wenig hätten die Disputationen von Basel und Bern genützt, „welche der Stadt Basel ein schweres Geld gekostet." „Wenn man aber sagen wolle, man könne niemand zum Glauben zwingen, so wollen auch sie nichts Unmögliches begehren; denn Gott allein giebt den Glauben. Nichts desto weniger aber sollen falsche Lehrer und andere Aergernisse von keiner christlichen Obrigkeit geduldet werden, so wenig sich eine Mutter damit entschuldigen könne, wenn sie ihre Töchter in Gesellschaft schlechter Weiber gehen lasse, und sage: Gott müsse sie ziehen."

Dazu sei das Mißtrauen, das sich bei verschiedenen Gelegen-

heiten, auf den Wachten und im Felddienste *), zeige, schon größer geworden, als zwischen Juden und Christen, da man die Evangelischen als abtrünnige Christen betrachte und ärger als die Juden hasse. Wollte man einwenden, es sei schwer, über dergleichen Dinge zu entscheiden, da die Gelehrten selbst noch uneins seien, so sei dieß einer Gotteslästerung ähnlich, gleich als hätte uns Christus ein Gesetz gegeben, das man bei Verlust der Seligkeit halten solle, und es doch nicht deutlich genug gegeben für jeden Laien. Wer wird auch Jemand zwingen, einen Weg zu gehen, und wollen, daß ihm der Weg verborgen sei? Was können wir dafür, wenn einige Hochgelehrte von großem Geiz, Neid und Hoffahrt die Wahrheit nicht wollen annehmen? sie ist darum nicht verborgen. Dann machten sie den Rath darauf aufmerksam, wie die Gegenpartei sich bereits unter die Classen begeben, und wie sie also genöthiget wären, Gewalt mit Gewalt abzutreiben, wenn man den ungesetzlichen Schritten der Widersacher nicht begegne. „Da wir," so schließt diese Zuschrift der Bürger, „die Ehre Gottes und den Frieden einer ganzen Stadt Basel suchen, so werden und können wir nicht abstehen von unsern Bitten, Tag und Nacht, so lang bis uns E. W. gnädiglich erhört; denn es ist uns dießmal nichts Höheres angelegen auf Erden; es wäre denn, daß wir berichtet würden, daß unsere Bitte Gott unehrlich und der Stadt Basel schädlich sei, was aber nicht geschehn wird. E. W. wolle also eine gehorsame Bürgerschaft hierin ohne Aufzug gnädiglich und väterlich bedenken."

Wenn wir Ton und Gehalt dieser Bittschrift unbefangen betrachten, so erkennen wir darin eine kräftige, entschieden ausgesprochene, aber achtbare Willensmeinung einer sich fühlenden Mehrheit von Bürgern, gegenüber einer allerdings bedrängten und dadurch in ihrem Handeln gehemmten Regierung. Solche kräftige Stimme können wir aber nicht mißbilligen, wir müssen uns sogar ihrer freuen in gewissen Zeiten. Etwas Revolutionäres liegt in diesem Schritte nicht, sondern es ist auch hier noch das Reformatorische, das sich ausspricht, freilich nicht in der gelehrten

*) Wörtlich „auf den Reisen," worunter aber, nach damaligem Sprachgebrauche, die Feldzüge zu verstehen sind.

Form der Doctrin, sondern in der Form eines compacten Volkswillens. Diesen Volkswillen soll aber eine Regierung allerdings ehren, wenn er auf dem vorgezeichneten Wege des Gesetzes sich kund giebt. Drohungen finden wir keine, kein Trotzen auf die in dem Haufen liegende physische Gewalt, kein Herausfordern, keine Uebertretung der Schicklichkeit und des Anstandes, nur eine feste, männliche Sprache, ein Hinweisen auf die traurigen Folgen, die entstehen könnten bei den Gewaltsversuchen, die zuerst von der Gegenpartei ausgingen.

Es ist auch für den Beobachter erfreulich, zu sehen, wie das, was die Reformatoren in Schriften und Predigten gelehrt hatten, nun bereits auf eine solche Weise den Weg in des Volkes Herz und Sinn gefunden hatte, daß dieses seiner Sache gewiß war in Beziehung auf sein ewiges Heil, und auf eine wahrhaft naive Weise das in seine Sprache zu übersetzen wußte, was es von seinen Lehrern vernommen hatte. Wie richtig ist z. B. das Urtheil über das Ansehen der Concilien, wie gesund, daß bei den praktischen Wahrheiten der Religion man allerdings nicht die feinern Meinungsverschiedenheiten der Gelehrten zu berücksichtigen habe! Wie gut gewählt, wie schlagend sind die angeführten Beispiele *)! Mag es auch sein, daß man die darin herrschende Theorie selbst nicht überall billigen wollte, ihre Anwendung aufs Leben zeugt von einem guten praktischen Sinn.

Wäre es bei dieser würdigen Haltung bis ans Ende geblieben, so würde die Basler Reformation als eines der schönsten Denkmale einer ächt republicanischen Reformationsweise dastehen, an welcher sich der bessere Sinn des vielfach mißbrauchten Wortes „Volkssouveränität" auf eine einleuchtende Weise klar machen ließe, gegenüber jenen stürmischen, ungesetzlichen Bewegungen roher Haufen, wie wir sie im Bauernkriege und in der Geschichte der Wiedertäufer gesehen haben. Diese Leute wußten, was sie wollten; denn sie wollten das Rechte und Gute; aber sie wollten es auch nicht halb, sondern mit Entschiedenheit.

Bei dieser reinen Haltung blieb es jedoch nicht vollkommen, und die Linie zwischen reformatorischem und revolutio-

*) Jenes von der Mutter und ihrer Tochter, und jenes von dem bezeichneten Wege.

nächstem Handeln ward in einzelnen Momenten der Leidenschaft auf eine gefährliche Weise übersprungen. Wenn nämlich Selbstabhülfe durch Gewalt*), Hinwegsetzen über bestehende Ordnung, vor allem aber die Waffenerhebung aus eigener Macht schon das reine Gebiet des Reformatorischen überschreiten, so schwankt (wir dürfen es nicht verhehlen) das Ende der Basler Reformationsgeschichte allerdings etwas hinüber in das Revolutionäre.

Allein — auch hier ist, ehe wir ein strenges Urtheil über unsere Väter uns erlauben, noch manches zu erwägen, was dieses Urtheil bedeutend mildert. Offenbar gingen die ersten Gewaltschritte, namentlich die ungesetzliche Bewaffnung, wie wir gleich sehen werden, von der Gegenpartei aus, und wenn einmal die Schranke von der einen Seite durchbrochen war, dann war es schwer, sie von der andern aufrecht zu erhalten, zumal da, wo die Regierung zu nichts sich entscheiden wollte. Auch ihr wollen wir indessen keine zu harten Vorwürfe machen. Sie hatte durch ihre Zusammensetzung, durch ihre Stellung zum Bischof und dem Domcapitel von der einen, und zu der Eidgenossenschaft und den benachbarten Staaten von der andern Seite einen schweren Stand, sie war unkräftig geworden nicht durch ihre Schuld allein als Gesammtheit, sondern auch vielfach durch den Drang der Verhältnisse, und auch wohl durch die hinterlistigen Umtriebe Einzelner. In ungewöhnlichen Zeiten ist es so schon, ja ist und bleibt es rein unmöglich, die Zurechnung an Einzelne mit gerechtem Maße zu üben. Wenige verblendete, selbstsüchtige Menschen können oft den Gang des Guten auf eine solche Weise aufhalten, daß auch die, welche es gut meinen, wider ihren Willen in ein falsches System hineingezogen werden, und eine Abweichung vom geraden Wege ruft die andere fast wie durch ein Verhängniß hervor. Wohl dem, der mitten in solchen Stürmen wenigstens das Bewußtsein eines reinen, von niedern Absichten ungetrübten Strebens sich bewahrt! — Gott führet oft das Steuer wunderbar, wo des Menschen Wille

*) Darin sieht auch Ancillon das Charakteristische einer Revolution. S. dessen Schrift: Vermittlung der Extreme. S. 218.

ſcheitert, und wo die Kraft nicht mehr ausreicht, die eigene und beſchränkte, da ſiegt allein noch das gute Vertrauen.

So wie die Gegenpartei, beſtehend aus den Bewohnern der kleinen Stadt und der Spahlenvorſtadt, von dem kräftigen, aber geſetzmäßigen Schritte der Bürger zu Gartnern Kenntniß erhalten hatte, trat ſie unter die Waffen, um die Freunde der Reformation mit Gewalt zu ſprengen. Das war der erſte Schritt zur Unordnung. Die Regierung ſuchte ihm durch Abgeordnete zu begegnen. Statt nun aber die geſetzlich vorgebrachte Bittſchrift der Mehrheit von Bürgern abzunehmen, weigerte ſich deſſen der Bürgermeiſter Meltinger, ein eifriger Anhänger des alten Glaubens, und gebot den Bürgern beim Eide, ſich ſogleich nach Hauſe zu begeben. Dieſe beharrten aber auf ihrem Begehren, und gehorchten erſt dann der Aufforderung, als der andere Bürgermeiſter Adelberg Meier und der oberſte Zunftmeiſter Jakob Meier zum Hirſchen*) ihnen das Schreiben abnahmen, und ihnen die Zuſicherung ertheilten, daß ſie in Friſt von zwei Tagen eine Antwort haben ſollten.

Der Friede dauerte jedoch nicht lange. In der Nacht auf St. Stephanstag, zwiſchen dem 25. und 26. December, liefen die Bürger der kleinen Stadt und der Spahlen abermals in den Harniſch. Da liefen denn auch die andern zuſammen, erſt nur 800 an der Zahl, die ſich wieder zu Gartnern verſammelten, ſich aber durch Bewaffnung der Knechte auf 3000 vermehrten. So ſtanden ſich alſo die Bürger bewaffnet entgegen im Glaubensſtreite. Und mitten unter dieſen Waffen verſammelte ſich in der gleichen Nacht zagend und unſchlüſſig der Rath. Auch hörte man bereits von eidgenöſſiſchen Repräſentanten, welche zur Vermittlung des Friedens erwartet wurden! Hin und her ward nun an die Bürger geſandt, ermahnt, beſchwichtigt, auf die Zukunft vertröſtet, ſo gut man konnte. Geneigteres Gehör fanden indeſſen ſtets Adelberg und Jakob Meier (zum Hirſchen) bei den Reformirten, während ſie dem päpſtlichen Meltinger nicht trauten. Nach manchem Hin- und Herreden kam man endlich über-

*) Dieſer Jakob Meier zum Hirſchen iſt wohl zu unterſcheiden von Jakob Meier zum Haſen. Letzterer war ein Gegner der Reformation, erſterer ein Beförderer. Siehe Ochs V. S. 313. 434. 449. 632.

ein, von beiden Seiten Ausschüsse zu wählen. Die Reformirten delegirten 50 Mann, die auf der Gartnernzunft blieben, die Katholischen ernannten auch etliche, die sich auf der Zunft der Fischer aufhielten. Letztere gaben nun ebenfalls eine Bittschrift ein an den Rath, es beim Alten zu lassen. Täglich wurde Raths gepflogen, und guter Rath war theuer. Nur zwei Stadtthore wurden in dieser Zeit offen gelassen und mit starken Wachen besetzt. Alles war gespannt und gereizt. Endlich erschienen Abgeordnete von Zürich und Bern (Unter den letztern war Niklaus Manuel). Eben so langten welche von Luzern, Uri, Schwyz, Zug, Solothurn und Schaffhausen an, und auch von Straßburg und Mühlhausen stellten sich Gesandte ein. Eine Commission aus vier Mitgliedern des Raths und vieren der Bürgerschaft ward niedergesetzt, um Vorschläge zu bringen. Es sollte nun (dahin ging der Vorschlag) 14 Tage nach Pfingsten in der Barfüßerkirche, im Beisein aller Bürger, eine öffentliche Disputation über die Messe gehalten werden, bei welcher keine andern Gründe, als die aus Gottes Wort gezogenen, gelten sollten. Nach Ablauf dieser Disputation sollen dann auf den Zünften die Stimmen gesammelt und nach der Mehrheit entschieden werden. Unterdessen aber sollen sich die Prediger wohl auf diese Disputation vorbereiten, und zu dem Ende wenigstens zweimal wöchentlich zusammentreten und sich über die streitigen Puncte friedlich bereden. Wer etwas gegen die heilige Schrift lehre, der solle zur Verantwortung gezogen werden, und endlich soll keiner der Messe und Bilder wegen der Obrigkeit freventlich ins Amt greifen. Keiner soll den andern weder zur Messe zwingen, noch mit Gewalt von ihr abhalten, sondern jedem soll freistehen, nach seinem Gewissen zu handeln. Dieser Vorschlag wurde nun der gesammten Bürgerschaft eröffnet. Der Rath ließ zu dem Ende alle Zünfte und Gesellschaften sich versammeln; die Evangelischen sollten bei den Barfüßern, die Römischkatholischen bei den Predigern sich einfinden. 2500 erschienen am erstern, 600 am letztern Ort. Somit ergab sich, daß mehr als $\frac{4}{5}$ der Bürgerschaft auf der Seite der Reformation standen. Doch ging es auch damals so, daß viele Unentschiedene zu Haus blieben, *ohne* abzustimmen. Nichts desto weniger blieb die Minderheit stand-

haft bei ihrer Ansicht und ihrem Begehren. Sie legte eine feierliche Verwahrung gegen die ergangenen Beschlüsse ein, und ließ dem Rathe folgende Vorstellungen machen. Sie bäten sehr, die Herrn möchten doch diesen schweren und äußerst wichtigen Handel wohl überlegen und wohl bedenken, daß ihr Stand (der Stand Basel) nicht in derselben Lage sei, wie Zürich und Bern, welche ihre Zinsen, Gefälle und übrigen Einkünfte in ihren eigenen Gebieten haben, da Basel hingegen den beträchtlichsten Theil seiner Einkünfte aus dem benachbarten Herzogthum Oesterreich und der Markgrafschaft Baden ziehe, welche Länder der Reformation nicht geneigt seien. Man möge also wohl zusehen, was daraus entstehe, und nichts unternehmen, was der Stadt schädlich sei. — Auch über die außerordentliche Bewaffnung suchten sie sich zu entschuldigen, und ihr einen legitimen Anstrich zu geben. Sie hätten gesehen, daß der Rath nicht mehr Herr und Meister sei, und darum hätten sie sich geharnischt versammelt, um selbst zu sehen, wer sich wider die Obrigkeit setzen würde, und wären dann im Falle der Noth bereit gewesen, Leib und Leben als getreue Unterthanen für ihre Obrigkeit willig zu lassen. Was die vorgeschlagenen Puncte betreffe, so könnten sie sie keineswegs eingehen. Sie hofften, ihre Priester hätten sie recht unterrichtet; — lieber wollten sie ihr Leben verlieren, als zugeben, daß ihre Weiber und Kinder nicht mehr nach der Lehre ihrer Voreltern sollten unterrichtet werden. Man möge ihnen also vergönnen, bei dem vorigen Mandat zu bleiben, welches dahin gehe, ihnen 5 Kirchen einzuräumen, mit denen sie sich auch begnügen wollten. Und so möge man sie mit ihrem alten Glauben und ihren Gebräuchen in Ruhe lassen.

Durch diese eben so entschiedene, wenn gleich von der Minderheit ausgehende Sprache für den alten Glauben fühlte sich der Rath aufs neue in Verlegenheit gesetzt. Er befand sich zwischen zwei Feuern. Das eben erlassene Mandat konnte man nicht aufheben, ohne den Zorn der Mehrheit zu erregen, und doch wollte man auch die Minderheit nicht ganz unbefriedigt lassen, denn auch ihre Drohungen flößten Besorgniß ein. Man erneuerte also das Gebot, daß man keinen in der Verrichtung seiner Religionsübungen stören oder um seines Glaubens willen

ſchmähen dürfe, bei einer Strafe von 5 Pfund. Und zu dem wurde der deutſche Kirchengeſang da, wo er noch nicht eingeführt war, verboten; eine Maßnahme zu Gunſten der Altgläubigen, die offenbar im Widerſpruch ſtand mit dem ſchon ſo wacker eingeleiteten Reformationsplan. Allein dieſe halben Maßregeln halfen nichts. Kaum waren die eidgenöſſiſchen Geſandten abgereiſt, ſo kam es zu neuen Reibungen. Zu den wöchentlichen Zuſammenkünften waren die katholiſchen Prieſter nicht zu bewegen. Dieſer Weigerung wegen wurden ſie in ihrem Amte ſtill geſtellt, ſo daß 14 Tage lang im Münſter, in St. Ulrich, St. Peter und St. Theodor weder Predigt, noch Meſſe gehalten wurde. Angeſehene Stützen des alten Glaubens, wie der Weihbiſchof Marius und der Dominicaner Pelargus, verließen die Stadt, auch Ludwig Bär, Profeſſor der Theologie und Propſt bei St. Peter, hatte ſich entfernt. Dieſes Fliehen der Hirten da, wo die Heerde in Gefahr war, machte keinen guten Eindruck auf dieſelbe, und der Anhang der Altgläubigen nahm mehr und mehr ab. Demungeachtet ſuchte dieſer Anhang ſich noch geltend zu machen. Mit Genehmigung des Bürgermeiſters Meltinger beſtieg Sebaſtian Müller, Prediger bei St. Peter, die Kanzel, obwohl ſie ihm von der Regierung war unterſagt worden, und ſuchte das Volk gegen die Neugläubigen aufzuhetzen. Mehrere von den letztern waren aber abſichtlich, weil ſie einen Ausfall vermutheten, in die Kirche gegangen, weßhalb ſie von den katholiſch geſinnten Mitbürgern hart angegangen wurden. Es kam zu lebhaftem Wortwechſel, faſt zu Schlägereien in der Kirche.

Die der Reformation geneigten Bürger beſchwerten ſich nun bitter über dieſe Vorfälle, namentlich darüber, daß Müller, dem obrigkeitlichen Gebot zuwider, gewagt habe, die Kanzel zu betreten. Sie drangen auf kräftige Handhabung des erlaſſenen Mandats. Meltinger ſah ſich genöthigt, im Rathe ſelbſt wegen der eigenmächtig von ihm ertheilten Erlaubniß an den Controverspredigter Abbitte zu thun, und dieſe öffentliche Demüthigung des Bürgermeiſters ſchien die Bürger wieder etwas zu beruhigen. Allein zu ſehr war nun doch einmal der Verdacht eingewurzelt, daß eine Anzahl von Rathsgliedern, vornämlich ſolche, die mit Prieſtern verwandt ſeien, und an ihrer Spitze namentlich der

Bürgermeister Meltinger, durch absichtliche Kunstgriffe die Reformation aufhielten. Dieses Hinderniß sollte beseitigt werden.

Stürmisch wurden die Fastnachttage des Jahres 1529. Achthundert Bürger versammelten sich am Tage nach Herrnfastnacht in der Barfüßerkirche, und nach gehaltenem Frühgebet beschlossen sie, vom Rathe zu begehren, daß alle die, welche dem reinen Wort Gottes nicht gewogen wären, oder Verwandte unter der Priesterschaft hätten, bis nach Austrag der Sache austreten sollten, doch ihrer Ehren unbeschadet. Das Begehren war stark. Der Rath suchte der Bürgerschaft das Schwierige desselben begreiflich zu machen. Er bat sich wenigstens Bedenkzeit aus, und versprach die Antwort auf den folgenden Tag. Allein die Mißtrauischen unter den Bürgern sahen dahinter nur neue Ausflüchte. Zwar zogen sich auf den Bescheid des Raths hin alle zurück; allein Abends 6 Uhr trieb Argwohn und Ungeduld sie wieder zusammen. Noch dieſen Tag, hieß es, wolle man eine Antwort. Die Stadt gewann jetzt ein bedenkliches, kriegerisches Ansehen. Bewaffnete durchzogen die Straßen und lägerten sich auf den offenen Plätzen. Auf Weinleuten, Saffran und Spinnwettern waren die Wachen vertheilt. Die Ketten wurden vor die Straßen gezogen, Geschütz aufgeführt, die Stadtthore, das Zeughaus und die Thürme besetzt. Harzpfannen brannten die Nacht durch. Unter mancherlei Besorgnissen ward der morgende Tag erwartet. Bürgermeister Meltinger hatte bereits mit seinem Tochtermann, Eglof von Offenburg, die Flucht ergriffen. Auf einem Nachen fuhr er bei Nacht und Nebel den Rhein hinunter. Auch andere Rathsglieder machten sich im Stillen davon. Dieß verstärkte den Verdacht und hob noch mehr den Muth der Reformirten. Es schien sie dieser Vorfall zu ihrem Begehren noch mehr zu berechtigen.

Mit Anbruch des Tages wuchs die Schaar ihrer Bewaffneten auf 2000. Schon zeigte sich der Rath geneigt, dem Begehren der Bürger wegen Austritts der katholisch Gesinnten zu entsprechen, aber diese widersetzten sich, und verlangten einen schiedsrichterlichen Spruch von Seiten der Eidgenossen. In Eile ward also an die Kantone Zürich und Bern berichtet, und bis dahin alles angewendet, die Aufgeregten zu beruhigen. In dem

Begehren der Bürger kamen auch politische Puncte, die Verfassung betreffend, zur Sprache, und eben dieß machte die Sache nur um so verwickelter. Nur mit Mühe gelang es Hans Irmi, dem Volksredner, welchen Oekolampad als einen Mann von bewunderswürdiger Standhaftigkeit und Treue schildert, die aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen.

Ein zufälliger Umstand gab jedoch der Sache eine schnellere Wendung, als man glaubte, und eine minder gefährliche, als man befürchtete. Eine aus 40 Mann bestehende Bürgerpatrouille kam auf ihrem Umgange in den Münster. Einer der Männer stieß mit seiner Hellebarde an einen Altarschrank, so daß das darin befindliche Bild umfiel und zerbrach. Dadurch ermuthiget, folgten die andern. Einige Priester und priesterlich Gesinnte liefen herbei, und es kam zu einem Wortwechsel; doch zogen sich die 40 Mann ruhig zurück. Am Spitalsprung aber begegneten sie einer Schaar von 300, die ihnen, da sie schon von dem Vorfall waren in Kenntniß gesetzt worden, zu Hülfe eilen wollten. Was sollte man noch lange zusehen? Ein Gefühl der Ueberlegenheit ergriff die bewaffnete Macht, und ohne eine Verordnung von oben abzuwarten, wurde zur That geschritten. Man kehrte wieder um, dem Münster zu. Ohne Schonung wurden die Pforten aufgesprengt, welche die Priester unterdessen hatten schließen lassen, und nun ging es an ein vandalisches Zerschlagen und Zertrümmern der Bilder sowohl im Münster, als in den benachbarten Kirchen von St. Ulrich und St. Alban. Holzstöße wurden von den zerschlagenen Bildern errichtet, an deren prasselndem Feuer sich die Wachen wärmten. Aehnliches geschah bald darauf an den übrigen Kirchen der großen Stadt. Die Kleinbasler aber, als sie von diesen Vorgängen hörten, retteten, mit Genehmigung der Obern, ihre Bilder in aller Eile auf die Kirchenbühne. Eben so blieben die steinernen Bilder am Spahlenthore vor dem allgemeinen Angriff geschützt. — Wer wollte nun den Sturm beschwichtigen? Mußten sich doch die Abgesandten der Regierung, welche Mäßigung empfahlen, das barsche Wort sagen lassen, „was ihr in drei Jahren durch all euer Rathschlagen nicht zu Stande bringen konntet, das haben wir in einer Stunde gethan.“ Ließen sich doch Stimmen der Ungestümern vernehmen, daß man bewaffnet das Rathhaus er-

ſtürmen und die Herrn drohen zu einem Schritte nöthigen ſolle! Das war nun freilich böſe. Aber noch hielt der beſſere Sinn der Mehrheit das böſe Gelüſten der Schreier im Zügel. Was blieb endlich dem Rathe übrig, als zu dem Geſchehenen Ja zu ſagen und ihm den Stempel der Geſetzlichkeit aufzudrücken? Nur ſo konnte die begonnene Revolution in die Bahn des Reformatoriſchen zurückgelenkt werden. Und dieß geſchah. Es erfolgte ein Gebot, die Entfernung der Bilder und Abſchaffung der Meſſe betreffend; gleich am folgenden Tage, als an der Aſchermittwoch, beſchloß man, ſämmtliches Holzwerk von den zerſchlagenen Bildern, Tafeln, Altären unter die Armen als Brennholz auszutheilen. Als dieſe ſich aber ſo darum zankten, daß es zu Schlägereien und Verwundungen kam, ſo ließ man das Meiſte davon auf den Münſterplatz bringen, in mehrere Haufen zertheilen und verbrennen, ſo daß, wie der Witz der ſiegenden Partei ſich ausdrückte, die Heiligen allerdings an dieſem Tage ihre Aſchermittwoch feierten*). Aehnliches geſchah auf den andern Kirchhöfen, und ſelbſt die Kleinbasler mußten ihre Schätze, die ſie ſo ſorgfältig gerettet hatten, den Flammen preisgeben. Manches Herz, das aus Mangel an beſſerer Erleuchtung noch am alten Glauben hing, wurde dadurch verletzt und im Innerſten betrübt**), und wenn wir mit dieſem Bilderſturme allein die Basler Reformation als vollendet anſehen wollten, ſo würde dieß ſchwerlich zu der Anſicht ſtimmen, die wir uns bisher über das Weſen der Reformation gebildet haben. Allein dieß war nur der ſchneidende Uebergang zum Beſſern. Die reinere, evangeliſche Ueberzeugung, die nicht nur nimmt, ſondern auch giebt, die nicht nur zerſtört, ſondern auch aufbaut und gründet, ſollte nun erſt in ſchönern und dauerndern Werken hervortreten. Die Wirkſamkeit eines Oekolampad und ſeiner Genoſſen ſollte nicht untergehen in den leidenſchaftlichen Bewegungen einer aufgeregten Volksmaſſe. Der Geiſt der Ruhe und der Ordnung, der Geiſt der Mäßigung und der Zucht ſollte wiederkehren, und mit ihm erſt der Segen der Reformation über Stadt und Land ſich verbreiten.

*) Siehe den Brief Oekolampads bei Ochs V. S. 659.

**) „Sie hätten Blut weinen mögen" ſagt Oekolampad an der angeführten Stelle. (Ich möchte darin nicht mit Ochs eine ſchadenfrohe Ironie ſehen.)

Einundzwanzigste Vorlesung.

Fortsetzung der Basler Reformationsgeschichte. Die Universität. Erasmus. Andere Gelehrte. Thomas Plater. Kirchliche Einrichtungen. Reformationsordnung. Der Bann und dessen Bedeutung. St. Gallen und Schaffhausen. Die übrige Schweiz. Feindliche Stellung der Parteien. Separatbündnisse. Der erste Kappeler Krieg. Zwingli's Ansichten, verschieden von denen Luthers, über den Gebrauch der Gewalt. Das Marburger Gespräch. Der Reichstag von Augsburg. Die Confessionen.

Unsere vorige Stunde hat uns die ernsten Vorgänge der Basler Reformation in den Jahren 1528 und 1529 kennen gelehrt. Absichtlich haben wir uns bei dem, was uns zunächst anging, etwas länger verweilt, und den Kampf, der uns früher mehr im Allgemeinen beschäftigte, nunmehr in der Nähe betrachtet. Wir mußten dieß um so mehr thun, als unsere Basler Reformation in der That einen eigenthümlichen Charakter annahm, der gerade bei der Schwierigkeit, ihn richtig zu fassen, viel Belehrendes oder wenigstens vielen Stoff zum Nachdenken darbietet. Wir sind recht eigentlich auf die Grenzlinie getreten zwischen Reformation und Revolution. Es haben sich uns Bilder entgegengedrängt, die wohl unwillkürlich verwandte Bilder aus unserer Zeit hervorriefen. Wir haben unsere Stadt, unsere Regierung, unsere Bürgerschaft gesehen in einer von Parteien bewegten Zeit; wir haben Stimmen vernommen, Maßregeln nehmen sehen, die uns eben nicht fremd zu sein schienen; vielmehr war es uns, als könnten wir in der alten Tracht des ehrwürdigen Urgroßvaters die unveränderten Familienzüge nachweisen, die sich mit wenigen Modificationen auf die Enkel vererbt haben. Aber wenn denn das Bild uns auch Flecken und Runzeln zeigen sollte, die wir vielleicht, wenn wir in den Spiegel sehen, an uns selbst wie-

der entdecken, so soll uns dieß nicht entmuthigen. Ein ehrliches Auge lacht uns aus dem Bilde entgegen, und ein biedrer Mund spricht uns daraus an, wenn auch hier ein Zug der Rohheit, dort einer der Schwäche nicht ganz gefallen sollte. Und je mehr wir dem Bilde ins Auge schauen, desto mehr Seele finden wir darin, und in diese Seele des Bildes, in den Kern des Lebens zu dringen, das sei jetzt unsere Aufgabe.

Nachdem der erste Sturm vorüber war, erschienen die eidgenössischen Gesandten von Zürich, Bern, Solothurn und Schaffhausen, so wie die von den Städten Constanz und Mühlhausen. Die Maßnahme der Regierung wegen der Bilder und der Messe war durch ihre Vermittlung bestätigt und in Kraft gesetzt, eine gänzliche Amnestie angekündigt, und jedermann ermahnt, niemandem wegen des Vorgefallenen Vorwürfe zu machen.

Eine Amnestie war auch hier ganz am Platze. Keine Staatsverbrechen waren begangen, niemand an seinem Leben, noch an seinem Eigenthum beschädigt worden; es war mehr augenblickliches Ueberschreiten der gesetzlichen Ordnung (wozu auch der Beste hingerissen werden konnte im Drange der Nothwendigkeit), als böswillig berechneter Umsturz derselben.

Nun sollte aber auch unverzüglich alles ins Gleis gebracht und auf gesetzlichem Wege die Reformation eingeführt werden.

Samstag den 15. Februar wurden einige Räthe ernannt, die den Auftrag erhielten, mit den eidgenössischen Gesandten von einer Zunft auf die andere zu gehen, der Bürgerschaft den Friedensvertrag kund zu machen und den Eid der Treue und des Gehorsams ihr abzufordern. Alles ging mit der größten Ruhe vor sich. Ein Auftritt ereignete sich bloß noch in der kleinen Stadt der Bilder wegen, der aber bald beseitigt ward *). Wichtiger ist die Veränderung des Personals in Kirche und Schule, welches die Reformation nach sich zog. An die Stelle des Weihbischofes Marius trat wieder der frühere, evangelisch gesinnte Telamonius Limperger, und predigte auf Geheiß des Raths eine Zeit lang im Münster, bis bald darauf Oekolampad die Stelle eines Dompredigers erhielt. Das Amt eines

*) Vergl. darüber Ochs V. S. 669.

Antiſtes (Vorſtehers der reformirten Kirche) hatte er ſchon früher factiſch ausgeübt. Erſt ſpäter ward daraus eine Stelle auch für die Nachfolger. Die Macht des katholiſchen Biſchofs war dahin. Der fromme, aber altersſchwache Chriſtoph von Utenheim war ſchon 1527 in Delsberg verſtorben. Sein Nachfolger, Philipp von Gundelsheim, zog ſich nach Pruntrut zurück, und das Domcapitel ging nach Freiburg im Breisgau, von wo es dann in ſpätern Zeiten wieder in unſere Nähe, nach Arlesheim, gekommen iſt. Eben ſo zerſtreute ſich ein großer Theil der Kloſtergeiſtlichen.

Hätten bloß unnütze Müßiggänger, entſchiedene Finſterlinge und kampfluſtige Zeloten die Stadt verlaſſen, ſo wäre der Schade nicht groß geweſen. Aber ſo war es nicht. Auch ſolche ſah man jetzt fortziehen, die bisher der Wiſſenſchaft mit Ehren vorgeſtanden, und die durch Mäßigkeit ihrer Geſinnung ſich ausgezeichnet hatten, wie Doctor Bär, Glareanus (Loroti) und Erasmus. Letzterer trennte ſich nur ungern von einer Stadt, die ihm ſeine zweite Heimath geworden, ſo wie von ſeinem Freunde, Bonifacius Amerbach, der ihm das Geleite an den Rhein gab, auf dem er ſich nach Freiburg einſchiffte. Das Gemüth des Scheidenden ergoß ſich unwillkürlich in folgende elegiſche Verſe*):

„Nun lebe wohl, o Baſel! die weit vor anderen Städten
„Mir ein gaſtliches Dach Jahre lang freundlich gewährt,
„Heil dir, und alles Gute, und daß deinen Mauern doch nimmer
„Nahe ein ſchlimmerer Gaſt, als dir Erasmus es war."

Und wirklich! Erasmus hat friedlich bei uns gelebt. Daß er keinen lebhaftern Antheil an der Reformation nahm, lag nun einmal in ſeiner Geſinnungsart, die wir bereits kennen. Aber eben ſo wenig gab er ſich mit unwürdigen Reactionsverſuchen ab, und wußte überhaupt ſeine gaſtliche Stellung unter uns bei Verſchiedenheit der Anſichten mit einer Zartheit zu behaupten, die ihm Ehre macht. In Freiburg gefiel es ihm lange nicht ſo wohl, und wirklich kehrte er 1535 zu uns zurück, wo er das

*) Iam Basilea vale, qua non urbs altera multis
Annis exhibuit gratius hospitium.
Hinc precor omnia laeta tibi, simul illud, Erasmo
Hospes uti ne unquam tristior adveniat.

Jahr darauf starb. Seine Anhänglichkeit an Basel hat er durch fromme Stiftungen bewiesen, deren Heilighaltung jetzt mehr als je Pflicht geworden, und wenn auch die persönliche Neigung zu denen, die uns wohlthun, unser geschichtliches Urtheil nicht bestechen darf, so wird doch jeder Basler, bei Anerkennung der Fehler des Mannes, ein Gefühl der Pietät gegen dessen Namen in seiner Brust bewahren, und dem Verdienste desselben die Anerkenntniß nicht versagen, die ihm, ungeachtet der Schwächen seines Charakters, menschlicher Weise gebührt *).

Mit dem Wegziehen so ausgezeichneter Männer verlor die Baseler Universität allerdings einiges von ihrem Glanze; doch kann man nicht sagen, daß die Reformation schädlich auf die Anstalt gewirkt habe, sobald man die höhere Aufgabe einer Hochschule begriffen hat. Kommt es nicht bloß auf die Menge berühmter Namen und die Zahl der Studirenden, sondern auf den Geist an, der eine solche Anstalt belebt, so ist nicht zu verkennen, daß das Hineintragen des protestantischen Geistes in den Körper der päpstlichen Stiftung nur von wohlthätiger Wirkung sein konnte, und wenn auch in der Folge wieder einige Erstarrung eintrat, so hing dieß zum Theil damit zusammen, daß der Geist des Protestantismus überhaupt später wieder von einem unglückseligen Formalismus eingeengt und erdrückt wurde. Basel blieb als reformirte Universität eine Hauptpflanzschule reformirter Theologen, nicht nur für die Schweiz, sondern auch für die entferntesten Gegenden. Allerdings war für den ersten Augenblick die Epoche einer kirchlich politischen Umgestaltung unseres Frei-

*) Wie die allzuschroffen Urtheile über Erasmus die Freunde desselben, die seine Humanität vielfach erfahren, verletzen konnten, davon erzählt Kirchhofer in seinem Farel II. S. 140 eine interessante, bisher unbekannte Anekdote (ex schedis Bibl. Faesch.). Als nämlich Farel auf einer Durchreise durch Basel (ums Jahr 1557) an der Wirthstafel im wilden Mann seinem Eifer gegen den längst entschlafenen Erasmus freien Lauf ließ, und ihn (einseitig genug!) „den Schlimmsten und Verdorbensten aller Sterblichen" nannte, als Beza, Farels Gefährte, in das verdammende Urtheil einstimmte und ihn einen Arianer nannte, der nicht an das Verdienst Christi glaube, ward diese Rede Erasmus Freunden, einem Amerbach, Froben, Episcopius hinterbracht, welche darüber sich wohl nicht mit Unrecht empfindlich zeigten. Sie nannten diese Reden Verläumdung. Unbekannt ist die Vertheidigung Farels, und eben so ungewiß, wie weit seine und Beza's Rede durch Zwischenträger entstellt worden.

ſtaates der ruhigen Sorge für das wiſſenſchaftliche Leben nicht günſtig, und es wurden auch damals Beſorgniſſe rege in Beziehung auf das Fortbeſtehen der höhern Lehranſtalten. Aber um ſo mehr muß man, wie Ochs*) richtig bemerkt, die Männer bewundern, welche, „ſo ungünſtig die damaligen Zeiten auch waren, an einem glücklichen Erfolge nicht verzweifelten.“

Die Univerſität wurde dennoch den 15. September 1532 aufs neue in ihrem Beſtehen geſichert und in ihren Gerechtſamen beſtätigt. Bald traten an die Stelle der Weggegangenen andere berühmte Lehrer. Simon Grynäus und Seb. Münſter wurden von Heidelberg berufen; der erſtere war ein gelehrter Theolog und Philolog; der letztere ein gründlicher Kenner des Hebräiſchen, der Mathematik und Geſchichte. Ferner lehrten in der Theologie Paul Phrygio von Schlettſtadt, eine Zeit lang noch Oekolampad ſelbſt und nach ihm Myconius; in den Rechten leuchtete fortwährend der Name Amerbach, und in der Heilkunde zeichneten ſich Albanus Torinus und Oswald Bär aus.

Bei dieſem Anlaß kann ich auch nicht umhin, des in ſeiner Art eigenthümlichen Thomas Platers zu erwähnen, den ich ſchon öfter in dieſen Geſchichten angeführt habe. Aus Gränchen im Wallis gebürtig, ein armer Hirtenknabe, hatte Thömeli ſchon in ſeiner Jugend die ſonderbarſten Abenteuer beſtanden**). Nach vielfachen Irrfahrten, die einen merkwürdigen Beitrag zur Sittengeſchichte der Zeit geben, kam er, der aufgeräumte Jüngling, als Famulus in Myconius Haus zu Zürich, lernte dann bei dem ſprachgelehrten Collin das Seilerhandwerk, und trat in Baſel bei einem gewiſſen G. Stäheli in Dienſte, der für den gröbſten Meiſter am ganzen Rheinſtrom galt. Nicht nur las er während der Arbeit heimlich ſeine lateiniſchen Schriftſteller, die er künſtlich in ſeinem Hanfbüſchel befeſtigt hatte, ſondern hielt auch in ſeinem Schurze Vorleſungen über die hebräiſche Sprache. In ſeinem gelehrten Streben unterſtützte ihn beſonders Oporinus (Herbſt), welcher, nachdem er erſt Buchdrucker geweſen, bald nach

*) Bd. VI. S. 62.
**) Vergl. die öfter angeführte Beſchreibung von Franz.

der Reformation der erste Rector der Schule auf Burg, d. h. des Gymnasiums wurde. Ihm folgte in diesem Amte Thomas Plater, der auch eine Zeit lang abwechselnd bald den Buchdrucker, bald den Schulmeister gemacht hatte. Er trat das Rectorat 1541 an, und kaufte sich dann das Landgut Gundeldingen um 660 Gulden, wo er neben dem Schulamte noch den Landbau trieb.

Bei der allzugroßen Vielseitigkeit hatte es zwar Thomas Plater nie zu einer anhaltenden und gediegenen Wirksamkeit gebracht, obwohl ein Mensch, der im Kampfe mit tausend Schwierigkeiten immer nach einer neuen und originellen Thätigkeit strebt, viel Anziehendes für den Beobachter hat. Desto gründlicher wirkte in der Folge für die Wissenschaft sein Sohn, Felix Plater, der im Jahre 1536 geboren wurde, und der als Stadtarzt und Professor der Medicin sich große Verdienste um seine Vaterstadt und besonders um die Universität erwarb. Doch wir kehren zum Jahre 1529, dem Normaljahr der Basler Reformation, zurück. Es war, wie schon bemerkt, nicht nur das Jahr kirchlicher, sondern auch politischer Umgestaltung.

Zwar hatte schon früher, 1516, die Verfassung Basels eine freiere Gestalt gewonnen; allein nun wurden noch mehrere andere Aenderungen zu Gunsten der Bürger vorgenommen, welche ins Einzelne zu verfolgen, hier nicht unseres Ortes ist. Die Hauptsache war, daß den Zünften noch mehr Antheil an den Wahlen gegeben, die Macht des großen Raths ausgedehnt und dem Uebel, das die Verwandtschaften brachten, möglichst gesteuert wurde. Mehrere Bürger hatten mitten unter den Bewegungen die Stadt verlassen. Diese kehrten nun großentheils wieder zurück, unter der Bedingung, den Bürgereid zu leisten. Diese gegenseitige Vereidung der Bürger und der Regierung fand statt den 14. Februar 1529.

Wichtiger für uns sind die weitern Schritte zur Einführung und Befestigung der kirchlichen Reformation.

Den 1. April 1529 erschien das erste Reformationsmandat, welches als die Grundlage aller spätern Reformations- und Sittenmandate, Ehegerichtsordnungen u. s. w. zu betrachten ist. In wenigen Hauptzügen werden darin die Glaubenspuncte aus einander gesetzt; die dann einige Jahre später (1534) in der Bas-

ler Confession dem kirchlichen Volke, wie den Dienern des Wortes zur Genehmigung vorgelegt wurde. An diese Glaubenssätze schließen sich dann heilsame Sittenvorschriften an, welche hinlänglich beweisen, wie die Reformation nicht eine bloße Abstellung von kirchlichen Ceremonien, sondern auch von sittlichen Mißbräuchen, nicht eine bloße Abänderung der Dogmen, sondern eine durchgreifende Lebensverbesserung in allen Ständen beabsichtigte*). — Um diesem Mandat Nachdruck zu geben, wurde schon 1530 unter Einwirkung Oekolampads und unter Vermittlung der Geistlichen der übrigen evangelischen Stände, welche deßhalb zu Aarau zusammentraten, der sogenannte Bann eingerichtet. Demnach sollten in jeder Pfarrkirche drei fromme, eheliche, tapfere Männer, deren zwei vom Rath und einer von der Gemeinde sein soll, verordnet werden, die in Verbindung mit den Leutpriestern, d. i. den Pfarrern und den Diakonen, ein getreues, ernstliches Aufsehen über ihre Pfarrgenossen haben sollten. Solcher Bänne wurden vier bei uns eingerichtet, weil nach Abschaffung der überflüssigen Kirchen die ganze Stadt in die vier Kirchspiele eingetheilt wurde, wie sie noch bei uns bestehen.

Mag es auch sein, daß die Gewalt dieses Bannes eine Ausdehnung hatte, die mit den neuern politischen und kirchenrechtlichen Systemen nicht verträglich sein dürfte, indem die kirchliche Stillstellung auch bürgerliche Strafen nach sich zog, und daß also auch hier das Verhältniß von Staat und Kirche als ein noch unerlesenes erscheint: so ist doch die Idee des Bannes eine solche, die sich auf rein christliche Grundsätze zurückführen und unter gehörigen Modificationen auch auf neuere protestantische Kirchenverfassungen übertragen läßt. Man muß auch hier, um das Institut zu begreifen, auf den historischen Grund zurückgehen. Bisher lag die Gewalt des Bannes in den Händen der Päpste und Bischöfe. Ihnen sollte also eine Gewalt, die sie sich ausschließlich angemaßt und von der sie den schnödesten Miß-

*) Es kann uns auch hier ein wichtiger Unterschied von Reformation und Revolution nicht entgehen, daß, während die letztere gewöhnlich die Leichtfertigkeit in den öffentlichen Sitten befördert, z. B. in Vermehrung der Wirthshauspatente, der Tanzsonntage u. s. w., die erstere vielmehr einen würdigen Ernst, und, wenn man will, sogar eine censorische Strenge mit sich führt.

brauch gemacht hatten, entzogen werden. Es fragte ſich aber billig, ſoll man deßhalb die Idee des Bannes ſelbſt aufgeben? Soll die Macht, zu binden und zu löſen, überhaupt der Kirche genommen ſein? Hierüber waren die Meinungen der Reformatoren ſelbſt getheilt *), und die Meinungen der Gelehrten und Ungelehrten ſind es bis auf den heutigen Tag. Ohne uns hier auf die einzelnen Syſteme einzulaſſen, erinnern wir nur daran, wie das Recht, Unwürdige aus der Gemeinde auszuſchließen und eine gewiſſe Kirchenzucht zu üben, allerdings ein altapoſtoliſches Recht iſt. Und auf dieſes Recht berief ſich Oekolampad, wenn er dem Bann das Wort redete. Auch ſagt unſere Confeſſion deutlich, daß ſie den Bann nur übe um der Beſſerung willen. Von der andern Seite dürfen wir indeß den Unterſchied zwiſchen der apoſtoliſchen Zeit und der unſrigen auch nicht ganz verkennen. Manches ließ ſich da allerdings einfacher ausüben, wo die Kirche gleichſam noch eine Privatgeſellſchaft war, während in der Staatskirche die Verhältniſſe verwickelter wurden. Es trat nämlich leicht der Uebelſtand ein, daß Kirchliches und Bürgerliches, Geiſtliches und Weltliches vermiſcht, und daß ſomit bald auf der einen Seite zu hart, bald auf der andern wieder zu lax verfahren wurde.

Zu hart war die Kirchenzucht offenbar in der frühern Zeit, gleich nach der Reformation, wo man, wie ſchon bemerkt, den kirchlich Gebannten es auch bürgerlich entgelten ließ, wo z. B. abweichende Glaubensmeinungen, oder Vernachläſſigung des Gottesdienſtes mit leiblichen Strafen belegt wurden. Wie drückend ein ſolches Verhältniß geweſen, wird uns erſt noch die Zeit Calvins zeigen! Zu lax und faſt zu einem Schatten heruntergeſunken iſt aber die kirchliche Disciplin in unſerm Zeitalter, wo man, eben um den bürgerlichen Nachtheilen auszuweichen, am Ende den Bann nur noch gegen die gröbſten Verbrechen übt, und ihn ſo ſeiner ernſtern kirchlichen Bedeutung beraubt. Soll ich nur

*) Zwingli hielt den Bann unſern Zeiten nicht angemeſſen. „Der Zuſtand unſerer Kirche gleiche mehr den Zeiten der Propheten, die unter gläubigen Beherrſchern lebten, als den Zeiten der Apoſtel, wo die zerſtreuten Gemeinden von den heidniſchen Kaiſern keine Hülfe erwarten konnten. Er ermahnte hingegen die Obrigkeit mit Ernſt, bürgerliche Sünder zu ſtrafen.“ Rüſcheler S. 186.

kurz meine Meinung hierüber andeuten, so will mir scheinen, als ob es bei dem Banne überhaupt nicht sowohl auf irgend ein Strafrecht ankomme, als auf ein Aufsichts- und Ermahnungsrecht, worin am Ende denn doch das christliche Episkopat besteht. Den strengern Christen könnte es freilich wünschenswerth erscheinen, daß man alle die z. B. vom Genusse des Abendmahls ausschlösse, die auf irgend eine Weise der Gemeinde Anstoß gaben, und es mag sein, daß deßhalb sich manche von der größern Kirche trennen, weil ihnen hier die Sichtung zu roh erscheint. Allein ich gebe zu bedenken, ob sich eine solche Excommunication in unsern Zeiten streng durchführen lasse, und ob man nicht auch hier das Unkraut mit dem Weizen müsse stehen lassen bis zum Tage der Ernte? Nur in seltenen Fällen wenigstens möchte der Bann mit Sicherheit von diesem seinem eigentlichen Bannrechte Gebrauch machen können, das übrigens, wo es geübt wird, mit Recht nicht in den Händen der Geistlichen allein, sondern einer gemischten christlichen Behörde sein soll. Aber wenn denn doch die Kirche sonst noch gar Leitung und Aufsicht bedarf in verschiedener Hinsicht, ohne immer von einem Strafrechte Gebrauch zu machen, wenn es z. B. gilt, gute Einrichtungen in der Gemeinde zu befördern, die Wahl tüchtiger Lehrer einzuleiten, die Beamten zu controliren, die Armenversorgung zu leiten, das christliche Hauswesen denen ordnen zu helfen, die es nicht von sich aus ordentlich zu bestellen wissen, öffentliche Aergernisse durch Vorstellungen an die Regierung abzuschaffen, im Einzelnen zu rathen, zu warnen, zu ermuntern, da ist gewiß eine Behörde wohlthätig, die durch ihre Zusammensetzung die Kirche, den Staat und die einzelne Gemeinde repräsentirt, und somit auch in ihrem gemeinsamen Interesse zu handeln befugt und verpflichtet ist. Was für das Ganze der Kirche in einem protestantischen Lande die Synode sein sollte, freilich dann mit einer viel ausgedehntern Vollmacht, das sollte für die einzelne Kirchengemeinde, und unter gehörigen Beschränkungen der Bann sein, das Presbyterium, das Chorgericht, der Stillstand. Aber eben deßhalb sollte auch bei solchen auf dem geschichtlichen Grunde der Reformation stehenden Instituten die eigentliche Bedeutung nicht ganz aus den Augen verloren, und

das urſprünglich Kirchliche nicht in rein bürgerlich Adminiſtratives verwandelt werden.

So hätten wir alſo die Geſchichte der Basler Reformation bis dahin durchgeführt, wo auf dem Boden der alten Kirche der Grundſtein zum neuen Gebäude gelegt wurde, das wir noch alle bewohnen, und das ſeinem hauptſächlichen Gefüge nach noch immer daſſelbe iſt, an welchem zu rütteln immerhin leichter ſein dürfte, als es in demſelben großartigen Geiſte zu erneuern und fortzuführen, in welchem es unternommen wurde. Wie viel Schönes und Treffliches der fromme Sinn der Väter dann weiter auf dieſem Boden aufgeführt, in Beziehung auf Schul- und Armenweſen, öffentliche Sittlichkeit u. ſ. w., das zu zeigen, geht über die Grenzen unſerer Aufgabe. Wir müſſen vielmehr jetzt die Basler Reformation ihrem Aeußern nach als vollendet betrachten, und nur noch ſehen, wie es um dieſelbe Zeit im weitern Vaterlande zugegangen.

Faſt gleichzeitig mit der Basler Reformation iſt die von St. Gallen und Schaffhauſen. Die Rückkehr Vadians von der ſiegreichen Berner Disputation half in St. Gallen den Ausſchlag geben zu Gunſten der Reformation. Nicht ohne Stürme und Verletzung fremder Gewiſſen war es auch hier abgegangen; beſonders hatten die Kloſtergeiſtlichen vieles zu leiden von roher Gewaltthat*); doch trat hier ſchon im Sommer 1528, nachdem die Synode war organiſirt worden, ein geordneterer Zuſtand der Dinge ein. — Weniger raſch ging es in Schaffhauſen. Seit es den Gegnern gelungen war, Seb. Hofmeiſter zu vertreiben, und einen Mann ihrer Partei, Gallus Steiger, an deſſen Stelle zu ſetzen, wagte es Erasmus Ritter, nur mit großer Vorſicht, die Grundſätze der Reformatoren zu vertheidigen. Der Rath benahm ſich zweideutig. Auch hier war, wie in Baſel, der eine Bürgermeiſter (Peyer) der Reformation geneigt, der andere (Ziegler) ihr abhold. Der erſtere gewann indeſſen immer mehr an Zutrauen und Anhang, und als endlich im Herbſt 1529 eine Geſandtſchaft der Städte Zürich, Bern, Baſel, St. Gallen und Mühlhauſen erſchien, und vor beiden Räthen Gehör ver-

*) Vergl. Hottinger (Fortſ. von Joh. v. Müller) VII. S. 119. ff.

langte, ward ihnen die freudige Antwort, „daß Bürgermeiſter „und Räthe einhelligen Gemüths und Willens ſeien, die Meſſe „und Bilder ſammt allem andern irrigen Gottesdienſt auf das „Bäldeſte hin und abweg zu thun.“ Sofort wurden unter Aufſicht von Rathsgliedern die Bilder in aller Stille weggebracht. Mit den Klöſtern wurde ein Abkommen getroffen, und auch hier hätte Erasmus ſeine Gloſſen machen können, da das Drama mit einer Doppelheirath ſich endete. Der Abt zu Allerheiligen ehelichte eine Nonne zu Töß, und ſeine Schweſter vermählte ſich mit Erasmus Ritter.

Ich unterlaſſe es, Ihnen ein Bild von dem Zuſtande der übrigen Kantone im Einzelnen zu entwerfen. Bei einigen war es noch nicht zum Entſcheid gekommen. So beſtanden z. B. in Glarus beide Religionsparteien noch immer neben einander dergeſtalt, daß Valentin Tſchudi, der Prieſter und Geſchichtſchreiber mit ſeinem gleichgeſinnten Helfer Jakob Heer, es am angemeſſenſten fand, in der einen Gemeinde die evangeliſche Predigt, in der andern die Meſſe zu halten, um wo möglich allen alles zu ſein; ein Benehmen, das verſchieden iſt beurtheilt worden, indem die einen Lauheit, die andern einen ſchönen Zug der wahren über die Parteien ſich erhebenden Toleranz darin haben erkennen wollen. Am beſten dürfte es ſein, über das Gewiſſen anderer alles voreiligen Urtheilens ſich zu enthalten, beſonders in einer ſchweren Zeit.

Was nun aber den Zuſtand der Eidgenoſſenſchaft im Allgemeinen betrifft, ſo finden wir hier noch früher, als in Deutſchland, die Ausbrüche offenbarer Feindſeligkeiten und die Anfänge zu einem allgemeinen Religionskriege. Die Disputation zu Baden kann als der Zeitpunct angeſehen werden, von wo die Trennung der Gemüther eine unheilbare wird. Von jetzt an werden gegenſeitige Verunglimpfungen in Schmähſchriften ins Große getrieben, woran beſonders der pöbelhafte Thomas Murner lebhaften Antheil nahm. Doch bei den ſchriftlichen Schmähungen, bei Spottbildern und Schimpfnamen, bei gemalten Galgen und Verbrennen in effigie blieb es nicht; auch nicht bei Raufereien und Schlägereien, die häufig zwiſchen den Alt- und Neugläubigen im Lande vorfielen; ſondern auf eine weit bedenklichere

Weiſe fingen die plumpen Späße an, ſich in den bitterſten Ernſt zu wandeln. Wo die erhitzten Gegner eines Ketzers habhaft werden konnten, da ſollte dieſer es an Leib und Leben büßen. Wie der unglückliche Schuſter Hottinger nach ſeiner Vertreibung aus Zürich mit dem Kopfe büßte, iſt ſchon früher erzählt. Eben ſo ward zu Luzern Heinrich Meßberg ertränkt, weil er wider Mönche und Nonnen geredet; Hans Nagel ward wegen Ausbreitung Zwingliſcher Lehre lebendig verbrannt, und daſſelbe Schickſal traf den Wiedertäufer Hans Krüſi. Am empörendſten aber war die That, welche an Jakob Kaiſer, genannt Schloſſer, von den Bewohnern des Landes Schwyz verübt wurde. Er war von Uznach gebürtig, Pfarrer in Schwerzenbach im Kantone Zürich, und Familienvater. Unlängſt zum Pfarrer nach Oberkirch im Gaſterlande erwählt, wanderte er bisweilen hinauf, um zu predigen, da er die Pfarrei noch nicht förmlich beziehen konnte. Plötzlich wurde er einſt auf einer ſolchen apoſtoliſchen Wanderung in einem Gehölz bei Uznach überfallen, vor die Landesgemeinde zu Schwyz geſtellt, und ohne Weiteres zum Scheiterhaufen verurtheilt, auf dem er unter muthigem Bekenntniß der Wahrheit ſein Leben endete. Vergebens hatten ſich Zürich und Glarus für den Gefangenen verwendet. Mit Hohn wurden ſie zurückgewieſen. Solche Vorfälle erhöhten die Erbitterung und ſchürten die Flamme des Religionshaſſes an. Zwei Parteien ſtehen ſich jetzt in offener Fehde gegenüber. Die fünf Orte Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Luzern, an welche ſich Freiburg und Solothurn zum Theil anſchließen, bilden einen Schutz- und Trutzverein für den alten Glauben, wozu ſie auch Oeſterreich durch Unterhändler einluden *). Ihnen gegenüber treten die evangeliſch Geſinnten in ſogenannte Burgrechte zuſammen. Ein ſolches Burgrecht hatte zuerſt Zürich mit Conſtanz aufgerichtet, welche Stadt damals, obwohl der Sitz des Biſchofs, viele Anhänger des reformirten Glaubens zählte, unter ihnen die evangeliſchen Prediger, Ambroſius Blarer, Johann Zwide u. a. Bald traten Bern und St. Gallen bei; Baſel, das ſchon früher dazu war

*) Ueber die Konferenzen in Feldkirch und Waldshut vergl. Hottinger a. a. O. S. 225. ff.

aufgefordert worden, nahm es erst dann an, als die Reformation in seinem Innern vollends gesiegt hatte; worauf sich denn auch Biel und Mühlhausen anschlossen. Solche Separatbündnisse in der Eidgenossenschaft deuteten auf nichts Gutes. — Von beiden Seiten beklagte man sich über Treulosigkeit am Bunde. Immer drohender wurde die Stellung, welche die Eidgenossen wider einander annahmen. In dieser kritischen Lage der Dinge sehen wir Zwingli eine andere Parthie ergreifen, als Luther in Deutschland. Wenn dieser, treu dem Grundsatze, daß in Glaubenssachen nur das Wort entscheiden müsse, von jedem Schritt der Gewalt abmahnte, und sogar die Selbstvertheidigung nur in beschränktem Sinne zuließ, so war es hier Zwingli, der zu energischen Maßregeln die Regierung und das Zürchische Volk hintrieb, der selbst den Plan zu einer Schlacht zeichnete und sich mit in die Reihen stellte, als der Kampf losbrach.

Diese Verschiedenheit läßt sich zum Theil aus den äußern Umständen erklären. Luther sah in der Waffenerhebung für den protestantischen Glauben zugleich eine Empörung gegen den Kaiser und das Reich, und davor schauderte er zurück, weil ihm ausgemacht war, daß jede Empörung gegen gesetzliche Obrigkeit wider Gott sei. Zwingli konnte in dem durch die Religionsspaltung hervorgerufenen Bürgerkrieg zwar immerhin ein großes, aber unvermeidliches Unglück des Landes sehen, nicht aber war es ihm Rebellion; denn wenn auch Verletzung des Bundes den Reformirten Schuld gegeben wurde, so konnte diese Schuld eben so gut auf die zurückgewälzt werden, welche bei Oesterreich Hülfe suchten. Und waren denn nicht schon längst die fremden Bündnisse, die Jahrgelder, das Reislaufen, wogegen Zwingli eiferte, Dinge, welche der ursprünglichen Idee der Eidgenossenschaft zuwider, ja, ein Verrath am Vaterlande waren? Die reformirten Orte der Schweiz standen als Republicaner in einer andern Stellung zur Eidgenossenschaft, als das Kurfürstenthum Sachsen zum deutschen Reich und zum Kaiser.

Doch will mir fast scheinen, als würde auch unter entgegengesetzten Verhältnissen Zwingli, seiner ganzen geistigen Richtung nach, schneller zu äußerer Abhülfe entschieden gewesen sein, als

Luther. Wäre er an dessen Stelle in Deutschland gewesen, sicherlich hätte der Landgraf Philipp von Hessen an ihm nicht den Widerstand gefunden, wie an Luthern, während vielleicht dieser auch mitten in der Lage, in der sich die Schweiz befand, die Hand vom Schwerte zurückgezogen, und noch einmal versucht hätte, abzuwarten, wie viel die Kraft des Worts und Gebets vermöge in einer von Gott verhängten schweren Zeit. Nicht als ob deßhalb Zwingli der Vorwurf treffen soll, er habe Fleisch zu seinem Arm gemacht, noch Luthern der, er habe vor dem Kampfe sich gefürchtet. Jeder handelte hier eben nach seiner Ueberzeugung und nach der Weise, die „jener Sängermeister im Herzen" ihm eingab, von dem wir früher gehört haben. In Zwingli zeigt sich uns eben auch hier mehr die verständig berechnende, zur augenblicklichen That hintreibende, praktische Tugend, die im Vertrauen auf Gott die Verantwortung über sich nimmt für das, was die eigene Kraft zu leisten sich erkühnt, wenn sie, vom Gefühl des Rechts und von sittlicher Begeisterung getragen, hingerissen wird in einen sichtbaren Kampf. In Luthers Wesen dagegen verklärt sich uns der im Stillen kräftige, hingebende Glaube, der im schuldlosen Leiden, im geduldigen Tragen des Kreuzes, im Kampfe gegen eine unsichtbare Welt der bösen Geister, unter tausend Anfechtungen nach einem großen Ziele sich sehnt, das über alle Berechnungen des Menschenverstandes hinausliegt, und das nur für den Bedeutung hat, der als Märtyrer für die himmlischen Güter, und um ihrer selbst willen schon, zu leben und zu sterben weiß.

Ins Schlachtfeld zu gehen für des Herrn Sache, schien Luthern gewagt, während er mit einem Huß getrost auf den Scheiterhaufen gestiegen wäre, ja, mit seinem Meister sich ans Kreuz hätte schlagen lassen. Da aber auch einem solchen Märtyrertode sich Zwingli schwerlich entzogen haben würde, so mag auch sein Greifen zum Schwerte aus einem höhern, als dem gewöhnlichen Gesichtspunct beurtheilt werden. Lag ihm doch überhaupt auch zugleich das Politische näher am Herzen, als Luthern, und in dieser doppelten Stellung eines Kämpfers für Gott und Vaterland ruft er uns jene frühern Bilder eines Josua und Gideon hervor, wenn wir gleich zugeben müssen, daß in

der Oekonomie des neuen Bundes eine andere Weiſe des Kampfes gelten ſoll, als in der des alten.

Zwingli glaubte nun einmal, daß der Krieg das einzige Mittel ſei, dem Vaterlande aus dem Zuſtande der Schmach zu helfen. „Der Friede," ſchrieb er an ſeine warnenden Freunde zu Bern *), „dem viele jetzt ſo ſehr noch das Wort reden, iſt Krieg; der Krieg, den ich wünſche, — Friede. Es iſt keine Sicherheit weder für die Wahrheit, noch ihre Verehrer mehr möglich, wenn nicht die Grundpfeiler der Gewaltherrſchaft niedergeſtürzt werden. Verlieret, weil ich dieß ſagen muß, nicht das Vertrauen auf mich; mit Gottes Hülfe werde ich deſſen würdig bleiben." Freilich muß es uns leid thun, ihn, den Boten des Friedens, den Diener des Evangeliums, da noch auf dem Kriege beſtehen zu ſehen, wo alle andern zum Frieden die Hand boten. Wenn aber faſt in jedem kräftigen Leben irgend ein harter Stein des Anſtoßes ſich findet, über den hinwegzukommen alle Verſuche vergebens ſind; wenn wir bei Luthern eine ſolche ſcharfe Ecke gefunden im Abendmahlsſtreit, warum wollen wir nicht auch an Zwingli eine Schroffheit ertragen, die vielleicht ſogar nothwendig war in Verhältniſſen, die wir nicht genugſam kennen? Nicht immer ſind ja die, welche zum Frieden reden in verhängnißvollen Zeiten, die wahren Freunde des Vaterlandes, und wenn ſie es auch ſind, ſo ſind es die andern nicht minder, welche nicht aus Kriegsluſt, ſondern aus männlicher, ernſter Ueberzeugung zum Kampfe ſtimmen. Da kann ſelbſt der Diener des Evangeliums, zumal wenn er für ſeine Perſon dem Kampfe ſich nicht entzieht, zu ſcheinbar Hartem rathen, wenn es gilt, ſein Gewiſſen zu retten vor den Vorwürfen ſchnöder Menſchenfurcht. — Ob eine ſolche Härte, ein ſolches Aeußerſtes damals nothwendig geweſen? wage ich nicht zu entſcheiden. Der Erfolg hat freilich gezeigt, daß die Sache des Evangeliums dadurch nichts gewonnen hat. Aber auch aus dem äußern Erfolg läßt ſich nicht immer urtheilen. Und geſetzt auch, Zwingli habe ſich geirrt in Ergreifung der Mittel, ſoll aus dem Erfolg, der allein in Gottes Hand ſteht, auf die Geſinnung geſchloſſen werden? Das ſei ferne!

*) Vergl. Hottinger a. a. O. S. 244.

Doch wir wollen der Geſchichte ſelbſt nicht vorgreifen. Vernehmen wir den Gang der Dinge.

Die grauſame Hinrichtung des widerrechtlich gefangenen Kaiſer hatte zuerſt die allgemeine Erbitterung gegen die fünf Orte rege gemacht. Streitigkeiten wegen des Abts von St. Gallen u. a. kamen hinzu. Mit gegenſeitigem Sperren und Abſchneiden der Zufuhr von Lebensmitteln begannen die Feindſeligkeiten. Endlich kam es zu Rüſtungen von beiden Seiten. Zürich zeigte ſich zuerſt ſchlagfertig; Bremgarten und Muri wurden beſetzt, und Truppen in das Gaſterland und Rheinthal gelegt. Bern, obwohl aufgebracht gegen die Unterwaldner, welche den rebelliſchen Oberhaslithalern Hülfe geleiſtet hatten, ſuchte dennoch den Frieden zu vermitteln; doch ſandte auch es, da es die Rüſtungen der Gegner ſah, gleich Baſel, St. Gallen und Mühlhauſen, ſeine Hülfstruppen. Auch die fünf Orte waren ihrerſeits nicht unthätig geblieben. Während Schwyz, Uri, Unterwalden ſich am Brünig zuſammenzogen gegen die Berner, brach das Panner von Luzern unter Schultheiß Hug gen Muri auf. Die Züricher hatten in Kappel ihr Hauptlager. Zwingli war nicht bloß als Feldprediger, wie Bullinger angiebt und wie nach ihm die gewöhnliche Meinung iſt, ſondern nach den Nachrichten der Augenzeugen als Bewaffneter mit unter den Kriegern. Feldprediger war der friedliche Comthur Schmidt von Küßnacht. Eine gleichzeitige Chronik von Bernhard Weiß*) ſagt: „Meiſter Conrad Schmid war beſtellt zu predigen im Feld; denn man wollt' Meiſter Ulr. Zwingli nicht in den Krieg laſſen, dann er großen Aufſatz hatte; aber wollt' nicht bleiben, ſondern ſaß auf ein Roß und führte eine hübſche Helparten auf der Achſeln"**). An 30000 Mann mochten ſich im Ganzen gegenüberſtehen, als von beiden Seiten alles beiſammen war; doch ohne noch den Zuzug der Uebrigen abzuwarten, ſandte Zürich durch einen Trompeter den Abſagebrief an die fünf Orte. Schon ward die Vorhut

*) Bei Hottinger a. a. O. S. 251. Anm. 34.

**) Unter anderm beſchreibt auch der öfter genannte Thomas Plater dieſen Feldzug als Augenzeuge. Er hatte ſeinem Seilermeiſter Stähelin als Schildknappe gedient und ihm den Harniſch nachgetragen, von da an aber auch das alte Verhältniß zu ſeinem Meiſter und dem Seilerhandwerk aufgegeben.

beordert, doch waren die Grenzen noch nicht überschritten. Da kam von Baar die Anhöhe herauf Landammann Aebli von Glarus, ein allgemein geachteter Mann von alteidgenössischem Sinne, den fremden Jahrgeldern abhold. Der redete mit ungeheuchelter, inniger Bewegung des Herzens und unter Thränen zum Frieden. Wohl seien, sprach er, die Kämpfer von beiden Seiten gerüstet. Sollte aber nicht noch ein Friede möglich sein zwischen denen, die so oft Leib und Blut zusammengesetzt? „Biedere, liebe Herrn von Zürich, um Gottes Willen verhütet die Zertrennung, den Untergang der alten Eidgenossenschaft!"

Schon ward beschlossen, mit dem Angriff zu warten und neue Verhaltungsbefehle einzuholen, als Zwingli dem Landammann harte Vorwürfe machte: „Gevatter Ammann, du wirst Gott müssen Rechenschaft geben für diese Vermittlung. Dieweil die Feinde im Sack und ungerüstet sind, geben sie gute Worte, da glaubst du ihnen. Aber wenn sie gerüstet sind, da werden sie unser nicht schonen." „Aber Aebli antwortete getrost: Lieber Ulrich! ich traue Gott, es soll alles noch gut werden." Wirklich wurden nun Schritte zur Einleitung des Friedens gethan, und Aarau zu dem Orte der Zusammenkunft bestimmt. Zwingli schüttelte dazu den Kopf. „Um Gottes Willen," schrieb er nach Zürich, „laßt euch nicht wankend machen, auch durch Thränen nicht, gnädige Herrn! Von euern männlichen Entschlüssen hängt all unser künftiges Wohlergehn ab!" So groß die Erbitterung von beiden Seiten war, so sehr zeigte sich unter dem Volke der Eidgenossen selbst ein Rest alter Traulichkeit, der sich in einzelnen sprechenden Zügen zu erkennen gab.

Streng war es nämlich jeder Partei untersagt, die Grenze zu überschreiten während des eingetretenen Waffenstillstandes. Da traten denn oft die Vorposten zu nachbarlichem Gespräch und friedlichen Scherzen zusammen. Einst stellten einige von den fünf Orten ein großes Gefäß mit Milch mitten auf die Grenzmarke und riefen den Zürichern zu: wir haben wohl Milch, aber nichts darein zu brocken. Da liefen „etlich redliche Gesellen" der Züricher hinzu mit Brot und brockten ein. Jeder lag dann auf seinem Erdreich und aß mit aus der gemeinsamen Schüssel. Griff dann einer über die Mitte der Schüssel, so

ſchlug ihn der andere mit dem Löffel zum Scherz auf die Finger, und mahnte ihn, die Grenze nicht zu überſchreiten. Der Anblick dieſes treuherzigen Scherzes Einzelner mitten in der heißeſten Gluth der Leidenſchaften, welche das Ganze bewegte, rührte den fremden Zuſchauer dergeſtalt, daß Jakob Sturm, Stadtmeiſter von Straßburg, der unter den Schiedsrichtern war, den ſchönen Ausſpruch that: „Ihr Eidgenoſſen ſeid wunderliche Leute! wenn ihr ſchon uneins ſeid, ſo ſeid ihr doch eins und vergeßt der alten Freundſchaft nicht!“ O möchte eine Zeit kommen, wo ein ſolches Wort wieder Anklang fände in den Gemüthern!

Das Vermittlungsgeſchäft wurde nun in der That in Aarau, und dann, um den Parteien näher zu ſein, in Steinhauſen im Zugergebiet vorgenommen, und ein Landfriede *) zuwege gebracht, den 26. Juli 1529. Freie Verkündung des Evangeliums, Aufhebung des Bündniſſes mit Ferdinand von Oeſterreich, Abſchaffung der Jahrgelder und Einſtellung der gegenſeitigen Schmähungen waren die Hauptgegenſtände des Vertrags. Bern, das nur ungern zum Kriege ſich hatte bewegen laſſen, verhehlte ſeine Freude nicht an dem zu Stande gekommenen Frieden. Aber auch Zürich ordnete Feſtivitäten auf den Zünften und ein Freudenſchießen an auf dem Lindenhof **). Allgemeiner Jubel ſchien an die Stelle des Kriegsgeſchreies getreten zu ſein. Doch mitten unter dieſem Jubel ging Zwingli mit ernſter Miene umher und ſchaute düſter in die Zukunft. „Herr! Herr!“ rief er aus, „hebe nun ſelbſt den Wagen!“ und ſo ſchwer es ihm auch fallen mochte, als Unglücksprophet aufzutreten, konnte er ſich doch nicht enthalten, auf der Kanzel die Beſorgniß auszuſprechen: „der Friede würde bringen, daß man über kurz oder lang die Hände über dem Kopf werde zuſammenſchlagen müſſen.“ In der That währte der Friede nicht lange, und Zwingli ſelbſt ward das Opfer ſeines Eifers. Ehe wir indeſſen den neuen Ausbruch des Krieges erzählen, und deſſen trauriges Ende, faſſen wir jetzt einen Streit anderer Art ins Auge, der

*) Siehe die Urkunde davon in Eſchers und Hottingers Archiv für ſchweizeriſche Geſchichte und Landeskunde. 1. Bd. Zürich 827.

**) Siehe die Beſchreibung davon bei Thomas Plater.

faſt um eben dieſe Zeit ſeine Vermittlung ſuchte, ohne ſie zu finden.

Wir haben nämlich, wie Sie ſich aus der ehevorigen Vorleſung erinnern werden, die allgemeine und deutſche Reformationsgeſchichte bis dahin fortgeführt, wo ſich ebenfalls die beiden Parteien in feindlicher Stellung durch Bündniſſe gegenüber ſtanden. Wir haben geſehen, wie ſehr es dem Landgrafen Philipp von Heſſen daran gelegen war, ſämmtliche Proteſtanten in eine kräftige Macht zu verbinden, welche im Nothfall es mit den Katholiken aufnehmen könnte. Wir haben aber zugleich geſehen, wie Luther große Bedenklichkeiten dagegen hegte, und wie namentlich der noch immer fortdauernde Sacramentſtreit ein Haupthinderniß in den Weg legte. Auch dieſes Hinderniß ſuchte der thätige Landgraf zu heben. In Marburg ſollten, wie ſchon bemerkt iſt, die Streiter beider Parteien zuſammentreten, und zwar wurde die Vorſorge getroffen, daß nicht gleich die Heftigſten von jeder Partei an einander kamen, ſondern mit dem hitzigen Luther ſollte der gemäßigtere Oekolampad, und mit dem derbern Zwingli der ſanfte Melanchthon disputiren. Im October 1529 fand das Geſpräch ſtatt. Zwingli war in Geſellſchaft des Profeſſors R. Collin und eines Rathsgliedes heimlich abgereiſt; ſelbſt zu ſeiner Gemahlin redete er beim Scheiden nur von einer Reiſe nach Baſel. In Baſel, wo er eine Gaſtpredigt hielt, holte er ſeinen Freund Oekolampad ab, den ebenfalls ein Rathsherr (U. Frei) begleitete. In Straßburg geſellten ſich noch Bucer und Hedio zu ihnen. Sie reiſten unter landgräflich heſſiſcher Bedeckung. Von Lutheriſcher Seite langten, nachdem die Reformirten Tags zuvor angekommen, mit Luther an: Melanchthon, Juſtus Jonas, Oſiander, Brenz und Agricola. Oekolampad empfing Luthern mit freundlicher Herzlichkeit. Aber ſo wie es zur Disputation kam, zeigte ſich die Unmöglichkeit einer Verſtändigung über den ſtreitigen Punct des Abendmahls. Luther hatte die Worte „das iſt" (ἐστι) mit großen Buchſtaben vor ſich hin auf den Tiſch geſchrieben, er hatte ſeine Seele gleichſam in dieſen Buchſtaben wie in einer Bannformel gefangen, aus der er nicht mehr heraus konnte. Mochte Oekolampad noch ſo ſehr auf andere Stellen des Evangeliums ſich

berufen, wie auf die: „der Geist ist's, der lebendig macht, das Fleisch ist nichts nütze"; mochte Zwingli mit thränendem Auge die Hand zum Frieden bieten, Luther blieb unbeweglich. Vergebens hatte man ihm ja schon früher vorgestellt, wie er um der Liebe willen nachgeben sollte. Er erkannte keine Liebe, als die Liebe aus dem Glauben. Wo aber nicht der rechte Glaube sei, da helfe auch die Liebe nichts. „Das ist eine verfluchte Liebe", meinte er*), „die mir erst Vater, Mutter, Kind erwürgt, und dann sagt: habt Friede, lieben Freunde, wir wollen uns lieb haben, die Sache ist nicht so groß, daß wir darum sollten uneins werden." So wichtig war Luthern die Sache. Ihm war sein Theuerstes geraubt, Weib und Kind war ihm gleichsam gemordet, sein Augapfel angetastet, wenn der Glaube angegriffen war. Die Gesinnung ist schön; nur irrte er darin, worin so oft die Strenggläubigen irren, wenn sie Andersdenkende lieblos beurtheilen, daß er den Glauben mit der Glaubensmeinung, mit der wissenschaftlichen Ansicht über den Glauben, die Religion mit der Dogmatik verwechselte. Allerdings kennt das Christenthum keine andere Liebe, als die aus dem Glauben hervorgeht, aus der innigen, religiösen Ueberzeugung und Stimmung des Gemüthes. Aber dieser lebendig machende Glaube, der in der Liebe thätig ist, und der auch in Luthern so schön und kräftig sich offenbarte, ist nicht an einen Buchstaben gebunden, sondern waltet als eine von des Himmels Gnade geschenkte Gotteskraft im Gemüthe. Und dieser Glaube war ja in Zwingli und Oekolampad eben so mächtig, als in Luther und Melanchthon. Aber es ist nun einmal so, daß oft die, welche dem Herzen nach sich näher stehen, als sie glauben, nicht hinüber zu kommen vermögen über den dogmatischen Zaun, der sich ihnen mit seinen dornichten Hecken und spitzen Stäben in den Weg stellt. Und so war es auch hier. Wohl reichten sie sich endlich über den Zaun hinüber so weit die Hände, daß sie sich gelobten, sich friedlich zu halten, so weit ihr Gewissen es ihnen gestatte. Aber zur freundschaftlichen, herzlichen Umarmung kam es nicht. Man schied kalt und unbefriedigt.

*) Siehe dessen Schrift, das große Bekenntniß.

Ein ſonderbares Mißverſtändniß hatte unter anderm Luthern gegen Zwingli noch mehr erbittert. Zwingli hielt ihm die Stelle Joh. VI. vor, welche gegen den fleiſchlichen Genuß des Leibes Chriſti ſpricht, und ſagte: „die Stelle, Herr Doctor! bricht euch den Hals.“ Luther nahm dieß wörtlich und meinte, Zwingli ſtehe ihm nach dem Leben, und rede im Ernſt von Hälſe brechen, bis dieſer endlich ſich erklärte, es ſei dieß nur eine ſchweizeriſche Redensart.

Vergebens hatte alſo der Landgraf Philipp Koſten und Mühe aufgewendet. An ein Bündniß mit den Schweizern war für einmal nicht zu denken. Aber nicht nur gegen die Aufnahme der Schweizer, ſondern auch gegen jedes bewaffnete Zuſammentreten der deutſchen Proteſtanten erregte Luther fortwährend Widerſpruch, ganz entgegengeſetzt dem eben erſt beobachteten Verfahren Zwingli's in der Schweiz. Er erklärte ſich gegen den Kurfürſten von Sachſen, er wolle lieber zehnmal todt ſein, denn ein ſolch Gewiſſen haben, daß das Evangelium ſollte eine Urſache geweſen ſein einiges Bluts oder Schadens, weil die Evangeliſchen ſollen die ſein, die da leiden, und nicht die, die ſich rächen. Der Chriſt müſſe ſein Kreuz tragen, und mit Flehen und Beten werde er mehr ausrichten, als mit Trotz. „Es will ſich keine Wege ziemen, daß ſich jemand der Obrigkeit widerſetze, und ein Chriſt ſoll von ihr ſelbſt Gewalt und Unrecht leiden.“ Nicht mit dem Schwerte, mit dem Worte ſoll man ſich vertheidigen in Sachen des Glaubens, daran hielt Luther feſt, und that wohl daran. — Zu dieſer Vertheidigung durch das Wort wurde nun auch alle Anſtalt getroffen. Schon auf dem Convent der Proteſtanten zu Schwabach hatte man ſich über die Glaubensartikel vereinigt, die man zur Schutzwehr gegen die von der Gegenpartei ausgehenden Beſchuldigungen des Unglaubens aufwerfen wollte. Dieſe Schwabacher Artikel ſollten nun durchgeſehen, verbeſſert, und in ein klar zu überſchauendes Ganze gebracht werden. Melanchthon, der ruhige Denker, der umſichtige, friedliche Theolog, unterzog ſich dieſem Geſchäft. — Unter der Zeit wurden die Anſtalten zu dem allgemeinen Reichstag getroffen, der nach Augsburg ausgeſchrieben war, und der im Juni 1530 daſelbſt eröffnet wurde. Jetzt war die Zeit der of-

senen Verantwortung gekommen. Jetzt wollte man frei und offen heraustreten mit dem Bekenntniß. Jetzt sollte sich's entscheiden, ob die Freunde der Reform Feinde des Christenthums seien, oder nicht vielmehr seine warmen Vertheidiger, seine entschlossenen Verfechter.

Einer ausführlichen Beschreibung der Förmlichkeiten dieses Reichstages werden Sie mich überheben*). Lange ließ der Kaiser auf sich warten, und schon vor seiner Ankunft erhoben sich Rangstreitigkeiten. Prachtvoll war der Einzug. Die Protestanten weigerten sich standhaft, der üblichen Procession beizuwohnen, weil sie gegen ihr Gewissen sei**). Bei der Messe waren sie gegenwärtig. Noch mehr, als hier, gab sich die Spaltung in den Sitzungen zu erkennen. Der Türkenkrieg und die Religionsangelegenheiten waren die beiden Hauptgegenstände der Berathung. Luther, der als Geächteter nicht wohl auf dem Reichstage erscheinen durfte, war auf Geheiß des Kurfürsten in Coburg zurückgeblieben, machte aber von da aus seine Glossen über denselben, indem er aus seinem Fenster den Dohlen und Krähen auf dem Felde zusah, und ihre Verhandlungen mit denen des Reichstages verglich***). Er unterhielt indessen einen lebhaften Briefwechsel mit den Freunden, besonders mit Melanchthon. Dieser hatte die in Schwabach vorgelegten Glaubensartikel einer gründlichen Ueberarbeitung unterworfen. Camerarius, sein Lebensbeschreiber, erzählt, wie er ihn oft gesehen habe unter Thränen und Gebet daran arbeiten. Als die Schrift fertig war, sandte er sie Luthern zur Prüfung, der sie in allem billigte und in Beziehung auf den darin herrschenden milden Ton sich äußerte, daß

*) Siehe die Geschichte von Rotermund u. a.

**) Der Markgraf von Brandenburg erklärte, er wolle sich lieber den Kopf abschlagen lassen, worauf der Kaiser in seinem Niederdeutschen antwortete: Löwer Först, nit Kop ab!

***) Vergl. die Briefe aus dieser Zeit bei de Wette Bd. IV. V. Anf. — Der Aufenthalt Luthers in Coburg hat übrigens viel Aehnliches mit dem auf der Wartburg. Auch hier hatte er mit schweren Anfechtungen zu kämpfen. Hier erfuhr er den Tod seines Vaters (Vergl. Vorl. 19.). Aber auch hier stärkte er sich im Gebete. Alle Wände seines Gemaches beschrieb er mit Bibelsprüchen. Hier dichtete er, ein würdiges Seitenstück zu Melanchthons Confession und zu seiner Bibelübersetzung auf der Wartburg, das classische Lied: „eine veste Burg ist unser Gott."

er so sanft und leise nicht treten könne. Nachdem so alle mögliche Mühe auf die Ausarbeitung dieser Confession war verwendet worden, ward sie nicht nur von den Theologen, sondern als ein eigentliches diplomatisches Actenstück von folgenden Fürsten und Städten unterschrieben, von dem Kurfürsten Johann von Sachsen, dem Markgrafen Georg von Brandenburg, dem Herzog Ernst von Lüneburg, dem Landgrafen Philipp von Hessen, dem Fürsten Wolfgang von Anhalt*), und den Reichsstädten Nürnberg und Reutlingen, wozu dann noch während des Reichstages selbst Kempten, Heilbronn, Windsheim und Weissenburg, und in der Folge noch mehrere andere Städte traten. Die Vorlesung derselben geschah in dem bischöflichen Hofe von Augsburg, in der Kapelle des Kaisers, den Sonnabend nach Joh. Bapt. (25. Juni) 1530. Kanzler Brück hatte das lateinische, Kanzler Baier das deutsche Exemplar in Händen, welches letztere laut verlesen ward. Zwei Stunden dauerte der Vortrag. Alles war gespannt. Der Kanzler las mit so vernehmlicher Stimme, und in der Kapelle selbst herrschte eine solche Stille, daß die Menge Volks, die auf dem Schloßhofe versammelt war, jedes Wort verstehen konnte. Den Inhalt übergehe ich einstweilen, da ich mir es für die nächste Stunde vorbehalte, Ihnen die Lehre der Protestanten überhaupt, wie sie in der Augsburger Confession zwar vorzugsweise, aber auch in verwandten Schriften enthalten ist, in einer eigenen Zusammenstellung mitzutheilen. Ich bemerke hier nur, daß sowohl die Lehren, worin die Protestanten mit der alten Kirche übereinstimmten, als die, worin sie von ihr abwichen,

*) Als Wolfgang die Feder zur Hand nahm, sagte er: „ich habe manchen schönen Ritt andern zu Gefallen gethan, warum soll ich denn nicht, wenn es vonnöthen, auch meinem Herrn und Erlöser Jesu Christo zu Ehren und Gehorsam mein Pferd satteln, und mit Darsetzung meines Leibes und Lebens zu dem ewigen Ehrenkränzlein in das himmlische Leben eilen?“ — Auch der Kurfürst von Sachsen zeigte sich muthig. Als seine Theologen ihm erklärten, sie würden, falls er Bedenken trüge, auf ihrer Seite zu bleiben, sich allein vor den Kaiser stellen, gab er ihnen zur Antwort: „das wolle Gott nicht, daß ihr mich ausschließet, ich will Christum auch mit bekennen.“ Sein Kurhut und Hermelin, erklärte er fernerhin, hätten für ihn den Werth nicht, welchen das Kreuz Jesu habe; denn jene blieben in der Welt, dieses aber begleite ihn zu den Sternen.“ Von da an erhielt Johann den Namen des Beständigen, des Bekenners. Vergl. Rotermund a. a. O. S. 75. nach Saubert, de miraculis A. C. p. 378.

klar ins Licht gesetzt und die Hauptgrundsätze des neuen dogmatischen Systems entwickelt wurden, damit jedermann wüßte, wie man mit ihnen dran wäre. Bald nach Uebergabe dieser Confession machten sich einige katholische Theologen, Doctor Eck an ihrer Spitze, an die Widerlegung derselben (Confutatio), und auch diese wurde den 3. August vorgelesen, worauf Melanchthon eine Vertheidigung der Augsburger Confession (Apologie) folgen ließ, die er, ohne das Exemplar der Gegner in Händen zu haben, das ihm verweigert wurde, aus dem Gedächtniß dessen, was er angehört, niederschrieb; doch wollte der Kaiser die Vorlesung davon nicht mehr gestatten.

Da nun die Schweizer und die, welche in Hinsicht auf die Lehre vom Abendmahl es mit ihnen hielten, nicht mitbegriffen waren unter den Bekennern der Augsburger Confession, so sahen sie sich zu besondern Eingaben an den Kaiser genöthigt. Zwingli schickte ein eigenes Bekenntniß (Confessio fidei ad Car. V.), und die vier oberdeutschen Städte Straßburg, Constanz, Memmingen und Lindau, welche, vorzüglich durch die Theologen Bucer, Hedio und Capito geleitet, einen Mittelweg versuchten zwischen der Zwinglischen und Lutherischen Ansicht, gaben wieder eine besondere Confession ein unter dem Namen der Tetrapolitana; doch wurden diese Schriften dem Reichstage nicht vorgelegt. Noch wurden größere und kleinere Ausschüsse gebildet, um Unterhandlungen zu pflegen, aber auch hier zerschlug sich alles wieder.

Den 22. Sept. erfolgte endlich der Reichsabschied, nach welchem alles in Religionssachen auf dem alten Fuße bleiben, den Protestanten aber vergönnt sein sollte, sich bis den 15. April des folgenden Jahres zu bedenken, ob sie sich über die streitigen Artikel vergleichen wollten, oder nicht. Bis zu dieser Zeit sollten sie sich ruhig verhalten, in ihren Gebieten nichts über Glaubenssachen drucken oder verkaufen lassen, keinen zu ihrem Glauben hinüberziehen, dagegen die Altgläubigen ungestört lassen bei der Ausübung ihrer Religion. Endlich sollten sie sich mit dem Kaiser und Reich verbinden zur Verfolgung der Wiedertäufer und der Sacramentirer.

Schon früher hatten mehrere protestantische Stände, unzufrieden mit dem Gange der Verhandlungen, Augsburg verlassen,

unter ihnen Philipp von Heſſen. Jetzt waren die Proteſtanten vollends unzufrieden, und weit entfernt, daß durch den Augsburger Reichstag die Gemüther einander wären genähert worden, wurde die Trennung der deutſchen Chriſtenheit in eine proteſtantiſche und katholiſche vollendet.

Von da an beginnt denn auch eine neue Epoche in der Reformationsgeſchichte, die wenigſtens eben ſo viel in die politiſche, als in die Kirchen- und Reformationsgeſchichte einſchlägt, und der wir, da wir von jetzt an nur auf das Weſentlichſte uns zu beſchränken haben, nur einen flüchtigen Blick werden ſchenken können*).

Zweiundzwanzigſte Vorleſung.

Die proteſtantiſche Lehre, der proteſtantiſche Cultus und die Kirchenverfaſſung.

Wenn ich, nachdem bereits die heil. Oſterfeier hinter uns liegt, und der Frühling ſein Recht geltend zu machen angefangen hat, mir dennoch von heute an noch auf drei Stunden Ihre Theilnahme an dieſen, nur auf die Winterabende berechneten Vorleſungen ausbitte; ſo geſchieht es mit dem Wunſche, das Angefangene auf eine ſolche Weiſe zu beenden, daß nichts Weſentliches von dem vermißt werden ſoll, was ich mir zu behandeln vorgenommen und Ihnen auch verſprochen habe. Zwar wäre des geſchichtlichen Stoffes noch genug vorhanden, um die Erzählung davon noch weiter auszudehnen; allein da es uns nicht ſowohl um die bloßen Begebenheiten, als um das Weſen der Reformation zu thun iſt, ſo können wir jetzt, nachdem wir den

*) Leſer, die ſich hierüber gründlicher unterrichten wollen, verweiſe ich auf die ſeither erſchienenen zwei letzten Bände des vortrefflichen Werkes von Herrn Doctor Marheinecke.

wichtigsten Theil der Reformationsgeschichte behandelt haben, bereits zum Abschlusse der Acten eilen und uns ein Urtheil zu bilden anfangen, das als die eigentliche Frucht dieser Vorlesungen betrachtet werden muß. Nur noch wenige Züge werden uns alsdann in den folgenden Stunden nachzuholen übrig bleiben, damit auch das äußere historische Gemälde vor unsern Blicken als ein möglichst abgerundetes und vollendetes erscheine.

Das eigentliche Wesen des Protestantismus, den innern Kern der Reformation, kennen zu lernen, wie er sich in der Lehre darstellt, und von da aus, im Cultus und in der Verfassung, das sei unsere heutige Aufgabe. Wir sind dazu durch den Gang unserer Erzählung selbst berechtigt und aufgefordert.

Wir haben nämlich am Schlusse der vorigen Stunde gesehen, wie die Protestanten auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 ihre öffentlichen Bekenntnißschriften einreichten, die Lutheraner nämlich die Augsburgische Confession, und die, welche in dem Puncte vom Abendmahle anders dachten, ihre besondern Confessionen *). In diesen Bekenntnißschriften, zu welchen in der Folge noch mehrere andere traten deren Geschichte wir hier nicht verfolgen können **), finden wir nun die dogmatischen Grundsätze der neuern Kirchenparteien dermaßen ausgesprochen, daß wir aus ihnen uns am ehesten das Charakteristische und Unterscheidende der protestantischen Lehre zusammenstellen, und uns von da aus einen Blick in das innerste Wesen des Protestantismus verschaffen können.

Ich werde demnach mit Rücksicht auf diese Schriften, doch in freierer Form, mich bemühen, Ihnen das protestantische Lehrgebäude in seinen verschiedenen Verzweigungen vor Augen zu stellen.

---

*) So die vier Städte Straßburg, Memmingen, Lindau u. Constanz (Tetrapolitana). So Zwingli: Ad Carol. V. fidei ratio; s. oben.

**) Zu den Lutherischen Symbolen kamen noch die Apologie der Confession, die Schmalkaldischen Artikel, der große und kleine Katechismus Lutheri, die Concordienformel. Von den reformirten Symbolen sind die wichtigsten die erste Basler und die zweite helvetische Confession, die gallische, belgische, anglikanische, schottische, und der Heidelberger Katechismus.

Achten Sie dieſe Stunde nicht verloren, wenn wir gleich in der weitern Erzählung von Thatſachen für heute um nichts gefördert werden ſollten; denn ich bitte Sie zu erwägen, daß bei geſchichtlichen Vorträgen der Art es nicht ſowohl darauf ankommt, eine Menge von Thatſachen dem Gedächtniß mitzutheilen, als vielmehr den Zuhörer auf den Standpunct zu ſtellen, von wo aus er das Ganze beherrſchen und das Einzelne unter höhere Geſetze zu bringen im Stande iſt. Eine genauere Darſtellung des Eigenthümlichen der proteſtantiſchen Lehre dürfte auch ſchon darum nicht überflüſſig ſein, weil im gewöhnlichen Leben nicht die gründliche Kenntniß davon vorausgeſetzt werden kann, die wünſchenswerth wäre. Beſteht nun aber das Weſen des Proteſtantismus auch darin, daß der gebildete proteſtantiſche Chriſt, wenn gleich nicht Theolog von Beruf, ſich doch ſo weit Rechenſchaft geben kann von ſeinem Glauben, daß er ſeine kirchliche Stellung, die er als ein lebendiges Glied der proteſtantiſchen Gemeinde einzunehmen hat, geſchichtlich begreift; ſo werden Sie mir's nicht verdenken, wenn ich Sie heute auf dem trocknern dogmatiſchen Gebiete aufzuhalten ſcheine, ſondern ich darf wohl hoffen, daß bei einiger Anſtrengung Ihrer Aufmerkſamkeit, die ich für heute beſonders in Anſpruch zu nehmen im Falle bin, Ihnen auch dieſe Stunde als eine zum Ganzen nothwendig mitgehörende erſcheinen, und Ihnen ſomit hie und da etwas daraus zurückbleiben werde, das auf den bisher betrachteten geſchichtlichen Stoff ein weiteres Licht zu werfen geeignet ſein dürfte.

Ich habe ſchon öfter bemerkt, wie es keineswegs die Abſicht des Proteſtantismus war, eine neue Religion einzuführen, oder die alte über den Haufen zu werfen, ſondern nur das urſprüngliche Chriſtenthum in ſeiner Reinheit wieder herzuſtellen. Daran kann nie genug erinnert werden. Um nun dieß zu können, gingen die Reformatoren in allem auf die Bibel zurück, welche ſie als die einzige lautere Quelle der Religion verehrten. Nicht alſo etwa eine bloße Vernunftreligion, ein Syſtem eigener philoſophiſcher Meinungen wollten die frommen Männer an die Stelle der poſitiven, hiſtoriſchen Religion des Chriſtenthums ſetzen. Vielmehr hielten ſie an dieſem hiſtoriſchen Grunde feſt, gegenüber der radicalen Wiedertäuferpartei, welche ihre

subjectiven Einfälle an die Stelle des göttlichen Wortes setzen wollte. Aber sie wollten klar schauen auf diesem historischen Grunde, der durch die Menschensatzungen einer willkürlichen Tradition fast unkenntlich geworden. Sie räumten also alles das hinweg, was die freie Aussicht hemmte in die erste apostolische Urzeit des Christenthums. Sie protestirten, der katholischen Kirche gegenüber, gegen das Ansehen der Ueberlieferung (Tradition). Sie wollten mit eigenen Augen sehen; sie wollten die heil. Schrift auslegen nicht nach herkömmlichen Meinungen der Kirche, sondern nach den gesunden und wieder neu erforschten Sprachgesetzen, und während die katholische Kirche bei ihrer fehlerhaften lateinischen Uebersetzung blieb, gingen die protestantischen Theologen zurück auf das Original, das allein entscheiden sollte. So stellt sich uns also die erste Unterscheidungslehre des Protestantismus und Katholicismus heraus, schon in Beziehung auf die Quelle der christlich-religiösen Erkenntniß, indem die Protestanten nur die Bibel anerkennen, und zwar die Bibel in der Grundsprache, die Katholiken aber neben der Bibel die Ueberlieferung hergehen lassen, d. h. die hergebrachte Lehre der Kirche, wie sie durch die Väter und Concilien und zuletzt durch die Päpste festgestellt worden.

Man kann nun allerdings nicht läugnen, daß auch die protestantische Kirche einigermaßen der Tradition ein Recht einräumte, in wie fern man die geschichtlichen Ueberlieferungen der ältesten Zeit auch mit unter diesem Namen begreifen will. Die Bibel selbst (ich meine hier vorzüglich die des N. T.), wie sie jetzt vor uns liegt, als eine in den ersten Jahrhunderten der Kirche allmählig entstandene Sammlung, verdankt ihr Ansehen zum Theil dem Glauben an die alten Zeugnisse der Väter; denn wir halten eben die Bücher für ächt, worüber die Zeugnisse übereinstimmen. Allein die protestantische Kirche hat sich darum auch immer das Recht vorbehalten, diese Zeugnisse fortwährend zu prüfen. Auch der Autorität dieser alten und ältesten Zeugnisse unterwirft sie sich nicht blind, sondern nach sorgfältiger Prüfung und Vergleichung. Wir haben daher schon früher gesehen, wie Luther selbst Zweifel gegen einige Bücher des N. T. in

Anregung brachte *). Ich führte dieß damals keineswegs an, um dieſe Zweifel ſelbſt in der Geſtalt, in welcher Luther ſie vorbrachte, gut zu heißen; ich glaube ſogar, daß er ſich dabei mehr von Stimmungen, als von rein wiſſenſchaftlichen Gründen hat leiten laſſen. Noch viel weniger führte ich ſie an, um jemanden in ſeinem Glauben an die innere göttliche Wahrheit der Schrift irre zu machen, die ja auch dabei keine Gefahr leidet; ſondern einzig darum, zu zeigen, wie das Recht der Unterſuchung auch in dieſem Stücke mit dem Weſen der proteſtantiſchen Theologie zuſammenhängt. Und in dieſer Hinſicht muß ich es noch einmal wiederholen, es iſt dieß eben ein Hauptvorzug der proteſtantiſchen Gottesgelehrſamkeit vor der katholiſchen, daß ihr das Recht der Prüfung und Unterſuchung unbenommen bleibt. Der Grund der proteſtantiſchen Theologie iſt und bleibt die Bibel. Wer von ihr ſich entfernt oder andern Quellen nachgeht, oder wer in ſie Menſchenlehre hineinträgt, oder ihre Wahrheiten verhehlt und bemäntelt, den erkennen wir nicht als einen proteſtantiſch-evangeliſchen Lehrer, der mit uns auf demſelben reinen bibliſchen Grunde der Reformation ſteht. Aber wohl halten wir den für einen ſolchen, und allein des Namens eines proteſtantiſchen Theologen würdig, der mit eigenen Augen in der Bibel forſcht, der über die Entſtehung ihrer Bücher uns wiſſenſchaftliche Rechenſchaft zu geben, die Zweifel gründlich zu löſen, alles aus dem Grundtexte zu erklären und die Lehren der Bibel auf ihre urſprüngliche hiſtoriſche Bedeutung zurückzuführen weiß. Daher iſt auch das Bibelſtudium bei uns Proteſtanten um ſo ausgedehnter, daß es billig ein eigenes Menſchenleben erfordert, das ſich demſelben weihe und hingebe mit aller Liebe und allem Ernſte. Daher heißen unſere Geiſtlichen vorzüglich Diener des göttlichen Wortes. Wenn daher die proteſtantiſche Kirche, gegenüber der katholiſchen, das Bibelleſen auch dem Laien geſtattet, ja, es ihm zur Pflicht macht, ſo kann auf der andern Seite doch nie ihre Meinung ſein, die Laien zu Richtern zu ſetzen über die gelehrten Forſchungen der Theologen. Allerdings hatten jene Basler recht, als ſie in ihrer Zuſchrift an den Rath darauf hinwieſen, wie in Sachen des ewigen Heils der Glaube

*) Siehe Vorl. 12.

des Christen nicht abhängig sein dürfe von den Meinungen der Gelehrten *). Allerdings hat auch der Laie sich seinen Glauben selbstständig zu bilden aus der Schrift, und es ist dieß ein schönes Vorrecht des protestantischen Christen, das ihm niemand wird bestreiten wollen. Ja, es ist etwas Schönes und Imposantes um diese Bibelfestigkeit des sogenannten gemeinsten Mannes, mit der er getrost den Weisen der Welt entgegentritt, und in der er seine Nahrung findet, wenn diese oft bei allem Reichthum hungern. Wollte Gott! diese alte, ehrwürdige Bibelbildung wäre eine tüchtigere in unserm Volke, als sie es leider! so oft ist, wo ein übertünchtes, oberflächliches Wesen die alte Kernweisheit aus der Stelle drängt, oder wo gar noch die Bibel benutzt wird, das Heilige vor den Ohren der Unheiligen gemein zu machen! Aber eben weil das ewige Heil der Christen nicht abhängig ist von den Meinungen der Gelehrten, so soll auch der ungelehrte Laie sich kein Urtheil anmaßen über Dinge, die dieses sein ewiges Heil zunächst nicht berühren. Er soll mit einfachem Herzen, mit bescheidenem Sinne die Schrift lesen, nicht um den Glauben anderer darnach zu mustern, sondern sich und andere dadurch zu erbauen. Er soll nicht mit den Wiedertäufern und ähnlichen Secten dem Dunkeln nachgrübeln in der Schrift, sondern an das klare, an das deutlich geoffenbarte Wort sich halten. Er soll nicht vergessen, daß die evangelische Predigt es ist, welche das Wort erst recht befruchtet und verständlich macht, und so soll er ein Zutrauen haben zu den wissenschaftlich gebildeten Lehrern, die das Wort ihm erklären, die ihre Zeit und Kräfte darauf wenden, es zu erforschen, und die manchen Kampf mit Zweifeln zu bestehen haben, dessen er in seinem Stande überhoben ist. Dieses schöne Zutrauen, das den protestantischen Christen an seine Prediger knüpft, es ist etwas ganz anderes, als jener blinde Glaube an des Priesters Worte, den die römische Kirche fordert. Nicht die äußere Weihe ist es ja und die Person, die hier in Anschlag kommt, sondern die geistige Bildung. Diese aber soll und wird sich Zutrauen erwecken bei allen Vernünftigen; denn eben so weit entfernt

*) Siehe Vorl. 20.

die protestantische Gemeinde ist von der blinden Ehrfurcht gegen die Priester, eben so sehr entfernt ist sie von jenem Uebermuthe und geistlichen Hochmuthe der Schwärmer, die bei ihren beschränkten Religionsansichten die Forschungen der Wissenschaft und den Lehrstand verachten, indem sie ihre Einbildungen bald für Offenbarungen des heiligen Geistes, bald für die Stimme der höhern Aufklärung halten. Gegen diesen, alle Gelehrsamkeit verschmähenden Radicalismus hat die protestantische Kirche sich von je erklärt, wie die Geschichte der Wiedertäufer uns gezeigt hat, und hat hierin in so fern allerdings ein aristokratisches Princip bewahrt, als die Aristokratie der Bildung im Politischen, wie im Kirchlichen, eine nothwendige ist. Freie Forschung muß sein, aber die Bedingung derselben darf nie erlassen werden, und diese liegt nicht in etwas Willkürlichem, sondern in der Natur der Sache selbst; denn überall gehören Kenntnisse zu einem richtigen Urtheil.

Indem nun die Protestanten die freie Bibelforschung für sich in Anspruch nahmen, wurden sie auf mehrere Lehren geführt, worin sie von der katholischen Kirche abwichen. Was die Lehre von Gott betrifft und die von Christo, die altchristliche Lehre von Vater, Sohn und Geist, so entspann sich darüber kein sonderlicher Zwiespalt. Ueber diese Lehrpuncte hatten schon die alten Kirchenversammlungen von Nicäa (325) und Constantinopel (381) ihre Aussprüche gethan, und obwohl die protestantische Kirche noch heute zu fragen das Recht hat, ob die Bestimmungen dieser Concilien denn wirklich genau mit der Bibel übereinstimmen, so fanden doch damals die Reformatoren wenig Aufforderung zu dieser Untersuchung *). Mit Recht vermieden sie in einer bewegten Zeit, die es mit praktischen Wahrheiten zu thun hatte, die unfruchtbaren Speculationen über solche Geheimnisse, zumal da der Glaube an Vater, Sohn und Geist mit dem Taufbekenntniß der Kirche, von dem auch die Protestanten sich nicht trennen

*) Schön zeigt Melanchthon (loci theol. von Anf.), wie die wahre Erkenntniß Christi in der Erkenntniß seiner dem menschlichen Geschlecht erwiesenen Wohlthaten bestehe, nicht aber darin, zu wissen, wie er gezeugt sei u. s. w. Hätte man sich doch immer daran gehalten, wie viel unnützer Streit und Hader wäre erspart worden!

wollten, noch konnten, aufs innigste zusammenhing. Ganz anders verhielt es sich aber mit der Lehre vom Menschen und seinem Verhältniß zur Gottheit, mit der Lehre von der Freiheit, von der Sünde, von der Gnade, von der Rechtfertigung und Heiligung, mit der Lehre von der Kirche und ihren Sacramenten, und zum Theil auch mit dem, was der Mensch nach diesem Leben zu erwarten habe.

Hier gehen die Ansichten des Katholicismus und Protestantismus hauptsächlich aus einander, und diese Differenz müssen wir genauer kennen lernen*).

Daß der Mensch sich nicht mehr in dem Zustande ursprünglicher Reinheit und Unschuld befinde, und daß die Sünde Adams sich vererbt habe auf seine Nachkommen, war allgemeiner Glaube sowohl der Protestanten, als der Katholiken. Aber strenger sind die Protestanten in der Zurechnung der Erbsünde, als die Katholiken. Während diese in der Taufe ein Mittel sehen, das die Kirche in Händen hat, um alles wieder gut zu machen, schreiben zwar auch die Protestanten der Taufe die Kraft zu, die Schuld der Sünde zu tilgen; allein die Wirkung der Sünde bleibt, und der Mensch hat zeitlebens mit ihr zu kämpfen. Während die Katholiken im Verluste des göttlichen Ebenbildes nur den Verlust einer von außen hinzugekommenen Gnade bedauern, gleich als ob der Mensch dadurch eines Kranzes oder Schmuckes beraubt worden wäre, ohne welchen er jedoch immerhin noch ein ganz ordentlicher Mensch sein kann, sehen die Protestanten darin eine gänzliche Umkehrung der Natur, eine ins Mark des Lebens eingreifende Verschlimmerung seines Wesens. Der Fall ist ein tieferer und bedeutungsvollerer nach der protestantischen Lehre, als nach der katholischen; daher die ernste Stimmung des Protestantismus, daher diese Wehmuth über die Sünde und die verlorne Unschuld, die auch der heitersten Gemüthsstimmung sich mittheilt, während der Katholik sich schneller nach einigen Büßungen mit dem bunten, lachenden Leben wieder versöhnt; da-

*) Sie ist in neuerer Zeit wieder auf dem wissenschaftlichen Gebiete ernstlich zur Sprache gekommen zwischen den Tübingischen Theologen Möhler und Baur, worin auch Nitzsch, Sack u. a. ihre Stimmen abgegeben haben.

her dieſer Schmerz, der im Ringen nach Wahrheit in den ernſten Gemüthern ſich kundgiebt, gegenüber einer leichtfertigen, alles obenhin behandelnden und alles leicht wieder verſöhnenden Prieſterlehre. Dieſe Angſt um das Seelenheil, die als ein tief gefühltes, ſelbſt erfahrenes Bedürfniß nach Erlöſung ſich ankündet in allen Ausdrücken der Frömmigkeit, in Liedern, Gebeten, Predigten der damaligen Proteſtanten, muß aber in ihrer rechten pſychologiſchen Tiefe erfaßt werden, wenn ſie richtig beurtheilt werden ſoll, als der Wiederſchein einer zum reifern Mannesalter erwachten Geſinnung. Jede Lehre nun, welche dieſen Ernſt der Geſinnung zu erzeugen, welche den Abfall des Menſchen von Gott, ſeinen Abſtand vom Ideale, das ihm geſetzt iſt, zum Bewußtſein zu bringen und einen heilſamen Trieb nach gründlicher Bekehrung und Beſſerung im Menſchen hervorzurufen vermag, jede Lehre, die, ſtatt an äußere Menſchenwerke oder an vergängliche Prieſtergunſt, den Sünder hinweiſt an den ewigen Lebensquell der göttlichen Gnade, der ohne Verdienſt uns geöffnet iſt durch Chriſtum; jede Lehre (ſage ich), die dieſes frei und offen verkündet, gemäß der Schrift, iſt eine wahrhaft evangeliſche, proteſtantiſche Lehre, mag ſie auch im Buchſtaben ihres Bekenntniſſes verſchieden ſein von dem Buchſtaben der Reformatoren und der kirchlichen Symbole.

In der That waren über Nebenbeſtimmungen und Ausdrucksweiſen die Reformatoren ſelbſt nicht einer Meinung. Während Luther, als ein ſtrenger Anhänger Auguſtins, das Weſen der Erbſünde ganz in dem Sinne ſeines Lehrers auffaßte, und während ſpäter Calvin wo möglich noch ſtrengere Beſtimmungen in dieſen Artikel brachte, waren Zwingli's Aeußerungen bedeutend milder. Obwohl er das angeborene Verderben des Menſchen keineswegs läugnete (und wer möchte daſſelbe läugnen, der ſich und ſeines Gleichen beobachtet?), ſo war er doch weit entfernt, die Erbſünde dem Menſchen als eine wirkliche Sünde und Verſchuldung zurechnen zu wollen. Leichter, als Calvin und Luther, beruhigte er ſich daher über das Schickſal der vor der Taufe geſtorbenen Kinder, ſo wie über das der Heiden, die das Evangelium nicht kennen gelernt hatten. Weit entfernt, die Männer der vorchriſtlichen Welt zu verdammen, hoffte er

mit den Edelſten derſelben in einer beſſern Welt zuſammenzutreffen. Dieſe ſchöne Liberalität hat allerdings etwas Anſprechendes, gegenüber der gefühlloſen Härte, in welcher die proteſtantiſche Rechtgläubigkeit zuletzt erſtarrte. Und allerdings haben Uebertreibungen auf dieſem Gebiete der Wahrheit viel geſchadet. Man hat nämlich häufig gegen die proteſtantiſche Lehre nicht ohne Schein des Rechts eingewendet, daß ſie der Freiheit des Menſchen Eintrag thue, indem ſie alles nur von der Gnade abhängig mache, daß bei einer ſolchen Lehre vernünftiger Weiſe alle Zurechnung wegfalle, und daß daher die ſittliche Trägheit ihre beſte Entſchuldigung in einer ſolchen Lehre finde. Und in der That hat auf den erſten Augenblick die katholiſche Lehre in dieſem Puncte mehr den Schein der Vernünftigkeit für ſich, als die proteſtantiſche, wenn wir den kahlen Buchſtaben beider Syſteme anſehen; denn die katholiſche Lehre ſchließt die Mitwirkung des Menſchen bei der Beſſerung nicht aus, wie die proteſtantiſche es zu thun ſcheint. So läßt zwar Gott das Werk beginnen, dann aber den Menſchen mit Gottes Hülfe es vollenden, während die ſtreng orthodoxe Lehre der Proteſtanten dem Menſchen alle Freiheit abſpricht, und ihn faſt unthätig ſein läßt bei der Belehrung, ſo daß er nur auf den Ruf der Gnade zu warten, und ihren Einflüſſen ſich hinzugeben hat. Auch leuchtet es dem gemeinen Menſchenverſtande beſſer ein, wenn die katholiſche Kirche zu dem Glauben auch noch die Werke fordert, während die proteſtantiſche Kirche allein auf den Glauben dringt. Daß nun wirklich die proteſtantiſche Lehre, wenn ſie ungeſchickt vorgetragen und einſeitig gefaßt wird, zu Verirrungen hinführen kann auf dem ſittlichen Gebiete, unterliegt keinem Zweifel; denn wie oft iſt der Glaube, auf den man ſich ſtützt, ein todter Wortglaube, und in ſo fern um kein Haar beſſer, als das todte, äußerliche Werk? Allein der Mißverſtand hebt die tiefere Wahrheit der Lehre nicht auf. Freilich wenn der Glaube nichts anderes iſt, als ein hiſtoriſches und dogmatiſches Fürwahrhalten gewiſſer Lehrſätze und Geſchichten, ſo iſt nicht abzuſehen, wie dieſer Glaube den Menſchen rechtfertigen, d. h. in das richtige Verhältniß zu Gott ſetzen ſoll, und die katholiſche Kirche, die keinen andern Glauben, als dieſen Autoritätsglauben, kennt,

hat dann vollkommen recht, wenn sie sich mit dieſem Glauben, den sie übrigens ſehr ſtreng von den Ihrigen fordert, nicht begnügt, ſondern noch Werke dazu will. Aber der Glaube, den die proteſtantiſche Kirche den rechtfertigenden nennt, iſt der Pauliniſche Geſinnungs- und Herzensglaube. Er drückt nicht ſowohl eine Operation des Verſtandes, oder gar eine Gedächtnißformel, als vielmehr eine Stimmung und Neigung des Gemüthes aus, den lebendigen Sinn für das Göttliche, die willige Aufnahme der neuen Lebenskraft, die uns durchſtrömt, wenn die Gnade von oben, d. h. die göttliche Lebensmittheilung ſelbſt, uns ergriffen hat. Wo dieſer Glaube iſt, der rechte innige, liebevolle, thatkräftige Glaube, die totale Erneuerung der Geſinnung, da braucht man allerdings keine Werke mehr zu fordern, da folgen ſie ja von ſelbſt, wie die Frucht aus der Blüthe. — Eben ſo verhält es ſich mit der Freiheit, über die ſchon in alten Zeiten Pelagius und Auguſtin ſich ſtritten, und worüber wir auch Erasmus und Luther im Streit gefunden. Es iſt dieſer Streit um ſo ſchwieriger, da in der Bibel offenbar für beide Anſichten ſich Beweisſtellen anführen laſſen, indem die Beſſerung bald als ein Werk Gottes in uns, bald wieder als unſer eigenes Werk erſcheint. So ſagt ja die eine Stelle, wir hätten das Wollen, aber nur das Vollbringen fehle uns, während eine andere Stelle ſagt, Gott ſchaffe beides in uns, das Wollen und Vollbringen, nach ſeinem Wohlgefallen. Der Streit läßt ſich aber auch auf dieſem Wege, durch Anführung einzelner Stellen, nicht entſcheiden. Es kommt vielmehr vor allem darauf an, den Begriff der Freiheit näher zu beſtimmen. Gemeiniglich verſteht man unter der Freiheit das Vermögen, zwiſchen zwei Dingen ſich zu entſcheiden, die wir ſchon in irdiſchen Dingen haben, alſo weiß oder ſchwarz zu wählen, rechts oder links uns zu wenden u. ſ. w. Dieſe Wahlfreiheit hat auch die proteſtantiſche Kirche dem Menſchen niemals abgeſprochen; ſie würde ja dadurch der täglichen Erfahrung widerſprechen. Ja, auch im Gebiete der Sittlichkeit, wenigſtens der äußerlichen, bürgerlichen Moral, geben unſere Reformatoren zu, daß der Menſch ſich entſcheiden könne, eine That zu thun oder zu laſſen; daher z. B. ein Verbrecher ſich nicht entſchuldigen kann mit der verloren gegan-

genen Freiheit, ſondern allerdings der Zurechnung unterliegt. Aber wenn wir auch eine böſe That freiwillig unterlaſſen können, ſei es aus Furcht vor der Strafe, oder aus Scham, oder aus ſonſtiger Berechnung, wenn wir hinwiederum eine löbliche That vollbringen können, ſei es aus Liebe zum Ruhm, aus eignem Antrieb des Ehrgeizes, oder im Blick auf den Lohn hin; ſo fragt ſich dagegen, ob ie ganz reine Sittlichkeit, die alles nur aus Liebe zu Gott thut, ohne allen Einfluß der Selbſtſucht, auch ein Werk unſerer natürlichen Freiheit ſei? Dieß iſt es, was die proteſtantiſche Kirche läugnet. Zwar iſt das wahrhaft Gute auch eine That der Freiheit, ja, im eigentlichen Sinne eine allein wahrhaft freie That. Aber dieſe Freiheit, die eben wahrhaft frei und ſomit allein ihres Namens im höchſten Grade würdig iſt, weil ſie nicht mehr unter dem Geſetze der Natur ſteht und der Sinnlichkeit, nicht mehr ſchwankt zwiſchen Ja und Nein, nicht mehr unter dem Einfluß der Leidenſchaft oder eines ſelbſtiſchen Triebes iſt, ſondern hindurchgedrungen iſt zur freudigen Kindſchaft Gottes, dieſe iſt nicht unſer Werk; ſondern da heißt es: der Sohn iſt es allein, der uns frei macht. Erſt im lebendigen Zuſammenhange mit Chriſto, dem neuen Urbild unſeres Weſens, bricht für den Gläubigen mit dem Tage des neuen Gehorſams auch der der wahren Freiheit an. Erſt wenn der Menſch von Jeſu Weſen ergriffen, von ſeinem Geiſte durchdrungen iſt, erzeugt ſich in ihm, dem die Sünde aus Gnaden vergeben iſt, ein neuer, vollkommen tüchtiger Wille; jetzt erſt vermag er Herr zu werden über ſich ſelbſt, und erſt jetzt hat er errungen die Freiheit, aus der das neue ſittliche Leben ſich ungehemmt und ungetrübt erzeugt; ſo daß denn Gott am Ende es immer bleibt, von dem es heißt, er wirke in uns das Wollen, wie das Vollbringen.

Bei dieſer Anſicht der Dinge mußte ſich nun freilich die Frage aufdringen: Wie kommt es, daß die einen, vom wahren Glaubensleben durchdrungen, die rechte Freiheit des Geiſtes haben, die andern nicht? Wenn es nicht an des Menſchen Wollen oder Laufen liegt, ſondern einzig nur an Gottes Erbarmen, iſt es dann nicht nothwendig, anzunehmen, Gott habe eben die einen erwählt und die andern nicht? An dieſe Grenze ka-

men die Reformatoren allerdings. Und an dieſe geheimnißvolle Grenze kam ſchon der Apoſtel Paulus im Briefe an die Römer (Cap. 9 — 11), und wußte auch hier am Ende keinen andern Ausweg, als zu fragen: wer biſt du, Menſch, daß du mit Gott rechten willſt, hat nicht der Töpfer Macht, aus der einen Maſſe zu bilden ein Gefäß der Ehre, aus der andern eins der Unehre? — und am Ende voller Bewunderung auszurufen: o welch eine Tiefe des Reichthums der Weisheit und der Erkenntniß Gottes! Und in der That, was kann der Menſch auch anders, angelangt an dieſer Grenze, als die Schwäche ſeiner Einſicht bekennen, und ſich in Demuth beugen vor dem unerforſchlichen Rathſchluſſe des Unendlichen? Bei dieſer Grenze blieben auch Luther und Zwingli ſtehen, und wagten nicht, über die Gnadenwahl Beſtimmungen zu geben, welche in der Form menſchlicher Gedanken leicht eine unüberwindliche Härte erzeugen. Calvin ging hierin weiter, und wagte ſich auf ein Eis hinaus, deſſen ſchlüpfrige Bahn er ſelbſt geſtehen mußte. Umſichtiger hat ſich hierin unſere Basler Confeſſion ausgedrückt, welche einfach ſagt, daß Gott „die erwählt habe, die er habe erwählen wollen," ohne zu beſtimmen, wie viele? ja, ohne die Möglichkeit zu läugnen, daß Gott auch alle erwählt habe, und daß nur für den einen dieſe Stunde der Erwählung früher ſchlage, für den andern ſpäter*).

Indem wir ſelbſt hier nicht länger an dieſer geheimnißvollen Grenze menſchlicher Einſicht verweilen, wollen wir nur bedenken, daß die Abſicht der ganzen proteſtantiſchen Lehre nicht ſein konnte, uns in ein Labyrinth von Unterſuchungen hineinzuführen, denen der beſchränkte menſchliche Geiſt zu keiner Zeit gewachſen war, ſondern daß ihre Abſicht von vorn herein eine durch und durch praktiſche war. Wir müſſen, um den Sinn der Bekenntnißſchriften recht zu verſtehen, uns überhaupt wieder lebendig in die Zeit hineinverſetzen, aus der ſie herauswuchſen, und im Zuſammenhange mit welcher Zeit ſie allein recht verſtanden werden können. Man erinnere ſich, zu welchem hohen Grade des Verderbens das Ablaßweſen gekommen war, welchen

*) Demnach würde die Schleiermacherſche Auffaſſung der Lehre mit ihr verträglich ſein.

Mißbrauch man mit den sogenannten guten Werken trieb, wie man nicht auf eine wahre tugendhafte Gesinnung, sondern auf eine äußere, ceremonielle Werkheiligkeit den höchsten Werth setzte, und wir werden dann begreifen, wie ernst es den Reformatoren damit sein mußte, allen Schein von Selbstgerechtigkeit aus den Herzen ihrer Zeitgenossen zu verbannen. Mag dann auch geschehen sein, daß einzelne ihrer Ausdrücke zu stark gewählt waren, mag man auch zugeben, daß Augustins Einfluß etwas zu groß war, und daß man sich oft noch einfacher an die Schrift hätte halten können, als geschehen ist; so wird man doch nach allem diesen die protestantische Lehre in ihrem tiefern Grunde nicht verkennen. Man wird sich aber auch hüten, Behauptungen und Sätze, die in diesem Zusammenhange ihren guten Grund haben, einseitig und schroff herauszuheben, und in dogmatischen Uebertreibungen die wahre evangelische Gesinnung zu suchen*). Ach, des Mißverstandes, der Engherzigkeit findet sich auf diesem Gebiete schon genug in der spätern Geschichte des Protestantismus, wenn wir an die Dortrechter Synode und an ähnliche Dinge denken, als daß wir uns nicht wohl hüten sollten, durch unnütze Streitigkeiten über Erwählung und dergleichen den Frieden der Kirche zu stören. Auch hier sind wir ja als Protestanten durch unsere Reformatoren selbst an die Bibel gewiesen, und was über sie hinausgeht oder von menschlicher Beschränktheit in sie hineingelegt wird, kann uns nicht irre machen. Die verstehen den Geist und Sinn der Reformation überhaupt wenig, die sich an den Buchstaben hängen, und die mit Verkennung der Zeiten und der veränderten Umstände das wahrhaft Evangelische abschätzen wollen nach einem Sprachgebrauch, dessen rechter Klang für uns fast verloren gegangen ist. Diese suchen doch wahrlich

*) In dieser Uebertreibung besteht allerdings das Wesen des Methodismus und Pietismus. Vergl. die neueste Schrift von Doctor Bretschneider: „Die Grundlage des evangelischen Pietismus, oder die Lehren von Adams Fall, der Erbsünde und dem Opfer Christi, nach Gründen der heiligen Schrift geprüft, mit den Ansichten der christlichen Kirche der ersten drei Jahrhunderte verglichen und nach ihrem Gebrauche für die christlichen Theologen beurtheilt.“ Leipz. 833. Schade nur, daß der Verf. über der Bestreitung des Irrthums die tiefere schriftgemäße Bedeutung dieser Lehren selbst zu verkennen scheint. Vergl. die Rec. von Baur in d. Berl. wissensch. Jahrbb. April 834.

Christum den Lebendigen bei den Todten *). Es kann Zeiten geben, wo es eben so nöthig ist, einem mechanischen, todten Mundglauben, einer bloß vererbten Dogmatik gegenüber, wieder auf die Tüchtigkeit einer moralischen und religiösen Gesinnung zu dringen, wie es einst nöthig war, die Lebendigkeit des Glaubens herauszuheben gegen die todten Werke, und was an dem einen Orte reformatorisch wirkte auf diese Weise, kann es an einem andern Orte auf eine andere. Oder ist nicht die evangelische Lehre, wonach allerdings durch Christi Tod der Mensch Vergebung der Sünden erhält, in der Folge selbst wieder zu einem äußerlichen Ablaß gemacht worden durch sinnlichen Mißverstand, der, wenn er auch nicht in einer gleichen verwerflichen Gesinnung seine Wurzel hatte, wie der päpstliche, doch leicht zu bedenklichen Folgen hinführen konnte. Und so kann, gegenüber einer den Menschen einschläfernden Gnadenlehre, das Hinweisen auf den Gebrauch der in ihm liegenden sittlichen Kräfte auch von protestantischem Standpuncte aus gebilligt werden, so lange nur nicht damit der Stolz auf eigenes Verdienst genährt, und das Verdienst Jesu dabei in den Schatten gestellt wird. An unserer Zeit aber ist es, den rechten Zusammenhang der menschlichen Freiheit mit der göttlichen Gnade in seiner evangelischen Tiefe zu ergreifen, weßhalb auch hier eine tüchtige wissenschaftliche Bildung von denen zu fordern ist, welche das Wort der Wahrheit verkünden sollen. Nur so können die Mißverständnisse und sittlichen Gefahren vermieden werden, die bei einer ungeschickten und rohen Behandlung eines so zarten Gegenstandes unvermeidlich sind.

Mit der Lehre vom Glauben ist zusammenhängend die Lehre von der Kirche und ihren Gnadenmitteln. Der Glaube an eine allgemeine christliche Kirche, die da ist eine Gemeinschaft der Heiligen, ist zwar beiden Kirchen gemein, da das alte (apostolische) Glaubensbekenntniß beiden Lehrgebäuden zum Grunde liegt. Während aber die katholische Kirche sich selbst in ihrer äußern Erscheinung unter der einen allgemeinen versteht,

*) Vergl. hierüber die überaus schöne Predigt des seligen Doctor Schleiermacher Bd. VII. S. 306.

und somit diese sichtbare Kirche selbst für die Gemeinschaft der Heiligen auf Erden ausgiebt, von welcher der Papst das sichtbare Oberhaupt sei, unterscheidet die protestantische Kirche zwischen der sichtbaren und unsichtbaren Kirche. Zur sichtbaren gehören zwar alle Getauften, zur unsichtbaren aber nur die wahrhaft Gläubigen und die, welche diesen Glauben durch die Liebe beweisen. Das Verhältniß dieser beiden Ansichten zu einander läßt sich auch so stellen, daß, wie ein großer Theolog unserer Kirche *) sich darüber ausdrückte, die katholische Lehre den Menschen erst durch die Kirche zu Christo gelangen läßt, während der Protestant durch Christum erst in die wahre Gemeinschaft der Kirche zu kommen hofft. Die katholische Kirche geht, wenn ich mich so ausdrücken soll, von der Peripherie aus und führt von dieser in das Centrum, während die protestantische gleich vom Centrum ausgeht, von wo dann die Strahlen von selbst nach der Peripherie führen. Die unsichtbare, eigentliche, wahre Kirche, die ächte Gemeinschaft der Geweiheten Gottes, kann nach protestantischen Grundsätzen kein sichtbares Oberhaupt haben, sondern ihr unsichtbares Oberhaupt ist Christus. Ihr Organ ist der heilige Geist, der in den Gläubigen wirkt. Und auch die Gewalt des Bannes erstreckt sich nicht in diese innere Gemeinde, denn nur Gott weiß, wer zur wahren Kirche, zur wahren Gemeinschaft der Gläubigen gehört, oder nicht; daher jedes anmaßliche oder gar verdammende Urtheil über den Glauben und die Seligkeit anderer ein unprotestantisches ist, weil es stracks wider die Gewissensfreiheit läuft. Wohl aber behält sich die protestantische Kirche vor, die äußere Kirche, den Kirchenkörper zu ordnen, und unterscheidet sich darin aufs bestimmteste wieder von den Schwärmern, welche auch wieder, nur auf eine andere Weise, als die Katholiken, Aeußeres und Inneres vermischen, welche den Lehrstand gering achten und alle, auch die nothwendigsten Aeußerlichkeiten und Formalitäten als Menschensatzung verwerfen.

Die Anordnung der äußern kirchlichen Verhältnisse ist vor allem bei den Protestanten keine Glaubenssache, sondern Sache

*) Schleiermacher.

des äußern Kirchenregiments, das je nach den politischen Verhältnissen ein verschiedenes sein kann. Eine nach allen Seiten hin haltbare Theorie des Kirchenregiments auszubilden, lag nun aber nicht in der Aufgabe der Reformatoren, und auch unsere Zeit muß sich gestehen, daß sie über die Verhältnisse von Staat und Kirche und was damit zusammenhängt, wie über so vieles andere noch nicht ins Reine gekommen.

Die damaligen Verhältnisse machten es fast nothwendig, daß die Regierungen sich auch des Kirchenregiments annahmen, das ihnen die Gemeinde, bei der das Recht der Kirchenleitung steht, übertrug. In so fern wurde die Landesregierung in protestantischen Kirchen der oberste Bischof. Allein diese Benennung ist eine unrichtige und unprotestantische, wenn man ihr eine Ausdehnung im alten katholischen Sinne geben will, so daß es z. B. Sache der Regierung sein soll, über innere Verhältnisse der Kirche zu entscheiden. Glaubensmandate aus den Kanzleien, Gebetsformulare aus den Cabineten sind eben so widernatürlich, als diplomatische Noten aus dem Beichtstuhle, oder Policeibefehle von einer geistlichen Synode. Dieses widerliche Gemenge von Geistlichem und Weltlichem, das sich noch hie und da in verschiedenen Einrichtungen der protestantischen Kirche, ihrem eigentlichen Princip zuwider, geltend macht, und das sogar an vielen neuern Freiheitsmännern seine Vertheidiger findet *), muß nach und nach gesichtet werden, und einem richtigern Verhältniß Platz machen. Man fürchtet sich noch immer zu sehr vor geistlichem Einfluß und Wiederaufkommen der Hierarchie innerhalb unserer Kirche, und glaubt deßhalb die Geistlichen auch da niederhalten zu müssen, wo ihr Einfluß nur heilsam sein kann. Man will ihnen auch das aus den Händen winden, was doch von ihnen am besten beurtheilt werden kann, und sie zu bloßen Staatsbeamten machen, welche Befehle höhern Orts ausfüh-

*) Die Verkennung der eigenthümlichen Rechte der Kirche und eine willkürliche Cäsaropapie gehört auch mit zu dem Sündenregister des radicalen Despotismus unserer Tage. Nirgends geht es vielleicht bunter her in dieser Hinsicht, als in einigen Gegenden der reformirten Schweiz, wo man von Ordination, Vocation u. dergl. gar keinen Begriff zu haben scheint.

ren, nicht aber zur kirchlichen Gesetzgebung mitwirken sollen. Es kommt dieß zum Theil auch daher, daß man sich vom Stande der Geistlichen unrichtige, unprotestantische Begriffe macht, und in ihnen fortwährend immer mehr die Priester einer Kaste sieht, als die dem Lehrstand angehörigen Glieder der Kirche und Bürger des Staats. Der Protestantismus kennt aber keinen besondern und bevorrechteten Priesterstand. Jeder Christ ist gewissermaßen Priester, indem jeder berufen ist, das Heilige in Gesinnung und Leben darzustellen. Dieselbe Moral ist für den Laien, wie für den Geistlichen, und was dem einen Sünde ist, ist es dem andern auch, weßhalb auch die protestantische Kirche den Cölibat verwirft und es gern sieht, wenn die Geistlichen als Familienväter in Freud' und Leid des bürgerlichen Lebens verflochten sind.

So wenig nun die protestantische Kirche einen besondern Priesterstand hat, so gewiß hat sie dagegen und bedarf sie einen Lehrstand. Dadurch unterscheidet sie sich aufs bestimmteste von den Wiedertäufern und ähnlichen rohen Secten, welche die Bildung für überflüssig halten in geistlichen Dingen. Nur die sollen als Lehrer auftreten dürfen, welche sich die rechte wissenschaftliche Bildung erworben haben. Dazu ist die Ordination eingeführt, welche erst nach strenger Prüfung ertheilt wird. Auch soll, der Ordnung wegen, keiner ein geistliches Amt verwalten ohne ordentliche Berufung. Durch wen diese äußere Berufung geschehen soll (denn die innere geschieht durch den Geist Gottes in den Herzen), ob durch den Staat, ob durch die Kirche, als solche, ob durch die einzelne Gemeinde, darüber haben sich die Reformatoren nicht hinlänglich ausgesprochen, und auch in neueren Zeiten sind die Ansichten darüber verschieden; doch ist wohl das Natürlichste, daß in der Regel bei einer Pfarrwahl alle drei Elemente mitwirken, der Staat durch die Regierung, die Kirche durch ihre geistliche Behörde oder auch durch die Synode, und die Gemeinde durch ihre Ausschüsse. Unbedingte Volkswahlen, ohne alle vorangegangene Sichtung, sind gewiß eben so schädlich, ja oft gefährlicher, als Patronate. Der Geistliche soll ja nicht nur der Diener einer Dorf- oder Stadtgemeinde werden, die ihn dafür zu bestellen hat, sondern er ist Diener des

Staats und der Kirche, als solcher, d. h. der Landeskirche, und da er also zu Staat, Kirche und Gemeinde in ein eigenthümliches Verhältniß tritt, so ist auch billig, daß alle drei Stände zur Wahl mitwirken.

Mit der Hierarchie auf Erden hängt bei den Katholiken, wie früher (Vorl. 4.) gezeigt, die im Himmel zusammen oder die Lehre von den Heiligen. Wohl ehrt auch die protestantische Kirche das Andenken der Männer, durch welche Gott die Kirche auf Erden gegründet hat, und die Lutherische Kirche ist hierin dem alten Gebrauch noch treuer geblieben, als die reformirte, daß sie gewisse Apostteltage, auch wohl Marienfeste feiert. Aber es geschieht dieß nicht in dem Sinne, als ob die Mutter oder die Jünger Jesu wesentlich in einem andern Verhältniß zu Christo ständen, als jeder Gläubige. Wenn ich so sagen soll, verbannt der Protestantismus alle Aristokratie aus dem Himmel; es soll kein Vorrecht gelten da, wo alle aus Gnaden selig geworden. Christus allein ist der Heilige Gottes, der oberste Hoheprieſter, rein und unbefleckt, der einige Mittler zwischen Gott und den Menschen. Sind daher unsere Gebete im Geiste Christi gethan, im Zusammenhang mit seiner Lehre und im Blick auf sein Werk, so brauchen wir keines weitern Fürbitters. Leider wird aber von vielen Protestanten auch diese Lehre von dem Mittleramte, dem Verdienste und der Fürbitte Christi selbst wieder so äußerlich und sinnlich gefaßt, daß der Erlöser bei ihnen fast nur wieder an die Stelle eines Heiligen der katholischen Kirche zu stehen kommt, und weit entfernt, daß dadurch seine göttliche Würde bewahrt werde, wird sie ins Menschliche herabgezogen und erniedrigt. Nicht die menschliche Gestalt Jesu, wie sie leiblich auf Erden gewandelt, sollen wir anbeten, sondern die in ihm menschlich geoffenbarte Gottheit, das Wort aus Gott, das alle Dinge trägt, und das eins ist mit dem Vater und dem Geist. Wenn daher der Protestantismus die Bilder verwirft, oder wenigstens die Anrufung derselben untersagt, so ist dieß wohl nicht nur dahin zu verstehen, daß man keine gegossenen, gemalten oder geschnitzten Bilder in den Kirchen haben soll, sondern auch jedes menschliche Phantasiebild von der Gottheit ist des reinen Protestantismus un-

würdig. Ueberhaupt sucht der Protestantismus in seiner ganzen Einrichtung den Menschen vom Sinnlichen abzuziehen und zum Uebersinnlichen hinzuleiten. Das ist eine seiner wesentlichsten Aufgaben, die freilich oft einseitig verneinend gefaßt, aber auch von vielen allzuleicht übersehen wird. Allerdings ist der Mensch zugleich auch ein sinnliches Wesen, und in wie fern ein Cultus sein soll unter den Christen, d. h. ein gemeinschaftlicher Ausdruck der Andacht, so bedarf dieser Cultus sinnlicher Elemente. Unsere Sprache selbst, in welche wir unsere Gedanken kleiden, stammt aus dem Reiche der Sinnlichkeit, und das Bildliche wird sich nie ganz in das Abstracte auflösen lassen; ja, es ist die Frage, ob die Innigkeit des religiösen Gefühls nicht verloren ginge über dem allzuängstlichen Streben, alles Bildliche daran zu vermeiden. Aber darauf kommt alles an, daß die Bilder, deren unsere religiöse Sprache sich bedient, edel gewählt seien *).

Was nun die Verschiedenheit des Cultus in beiden Kirchen betrifft, auf die wir jetzt geführt werden, so tritt diese wesentlich darin hervor, daß auch hier der Protestantismus das Wort voranstellt, während der Katholicismus das Bild (das Symbol). Die Predigt macht den Mittelpunct des protestantischen Gottesdienstes aus, und zwar die Predigt auf dem Grunde der Schrift. Verrichtung sinnbildlicher Gebräuche auf dem Boden der Tradition ist dagegen das Wesentliche des katholischen Gottesdienstes. Doch verschmäht auch die protestantische Kirche nicht ganz den Beitritt anderer gottesdienstlicher Bestandtheile, wenn sie in gehöriger Unterordnung zur Predigt bleiben, und zwar hat auch hierin die Lutherische Kirche mehr Aeußerliches beibehalten, als die reformirte, wo jedoch die Uebung sich wieder auf verschiedene Weise gestaltete.

Am nächsten an das Wort schließt sich unter den Kunstelementen des Gottesdienstes der Gesang an, da er nur in

*) Der Mangel an Schönheitssinn und gutem Geschmack, die viele für ein Zeichen größerer Gemüthlichkeit und Tiefe halten mögen, ist ein Auswuchs des puritanischen Methodismus. Das ächte Christenthum sucht das, was lieblich ist und wohl lautet.

einem weiteren Verstande dem Reiche der Sinnlichkeit angehört und am unmittelbarsten in die Tiefen des Geistes zurückführt. Angemessener dem religiösen Bedürfniß findet die protestantische Kirche den Gesang in der Muttersprache, an welchem die ganze Gemeinde Theil nimmt, weßhalb das geistliche Lied und der Choral neben dem Gebete und der Predigt wesentliche Bestandtheile unseres Cultus sind, und mit Recht wird jener reiche Liederschatz unserer Kirche, zu dem Luther und Zwingli den Grund gelegt, als schönes Erbtheil der Väter von uns geehrt und gepflegt. Den Gebrauch musikalischer Instrumente vermeidet unsere Kirche so viel wie möglich, weil über dem Zusammenwirken des Mannigfaltigen leicht die Einfachheit und Würde verloren geht. Einzig in ihrer Art steht die Orgel da als wahrhaft kirchliches Instrument, und wenn auch sie dem stürmischen Eifer in der Schweiz hat weichen müssen, so darf man wohl sagen, es sei ihr zu viel geschehen. Anders verhält es sich mit den Bildern. Auch hier ist die reformirte Kirche strenger, als die Lutherische, und es läßt sich hier viel dafür und dawider sagen. Wohl möchte ein schönes Altarblatt auch in einer protestantischen Kirche mit Erhebung betrachtet werden; aber wo findet man immer die guten? Schlechte Schildereien verderben offenbar den Geschmack mehr, als sie ihn bilden, ziehen mehr den Himmel zur Erde hinab, als daß sie von der Erde zum Himmel erheben. Schon wieder anders ist es mit der Architektur. Die heilige Baukunst hat sich theils noch in der bessern Zeit des katholischen Mittelalters ausgebildet, theils hat sich während der Zeiten der Entartung das Heilige in ihre geheimen Tiefen gerettet und zurückgezogen. Ein wunderbarer Geist spricht aus ihr das fromme Gemüth an *), und wenn es auch nicht dieser Geist war, der die Bilderstürmer abhielt, auch hier ihre Hand anzulegen, so war es die ungeheure Masse selbst, welche der Zerstörungslust Trotz bot (Die Münsterthürme abzutragen, mochte den Gleichmachern damals so wenig, als jetzt gelingen.). Freilich konnte der Protestant nicht mehr von denselben Gefühlen der Andacht durchschauert werden, wenn er in den geweihten

*) Man vergl. darüber Hase's Kirchengeschichte S. 344. 45.

Dom trat, in dessen Helldunkel das ewige Lichtlein brannte. Wußte er doch jetzt klarer und bestimmter, als zuvor, daß Gott nicht wohne in einem Tempel mit Händen gemacht, und waren ihm zu deutlich noch in Erinnerung die vielen Entweihungen der heiligen Orte, als daß er geneigt gewesen wäre, hier eine besondere Heiligkeit zu suchen. Aber gewiß ist auch, daß die Ansicht, man könne Gott überall dienen, der besonders die Wiedertäufer huldigten, bis zu einer unschönen, puritanischen Gleichgültigkeit hinführen konnte, in Beziehung auf den Ort der religiösen Versammlungen und die dabei herrschenden Formen selbst des natürlichen Anstandes, und ich weiß nicht, ob der Mangel an Scheu vor gottesdienstlichen Gebäuden, vor Begräbnißplätzen u. dergl., der sich unter der rohern Classe der Protestanten auf ärgerliche Weise kund giebt, gerade dem ächten Protestantismus zum Vortheil gereiche.

Nicht nur aber giebt sich die Verschiedenheit des protestantischen Cultus vom katholischen darin zu erkennen, daß er einfacher und weniger mit sinnlichen Ceremonien überladen, sondern auch daß er nicht ängstlich gebunden ist an hemmende Vorschriften, und nicht so innig zusammenhängt mit dem Glauben und der Seligkeit, wie dieser. Und dieß ist ein wesentlicher Vorzug. Gesetzt auch, der protestantische Cultus würde hie und da zu trocken und zu nüchtern gefunden, die Kirche hat sich hierin nicht die Hände gebunden, sie kann Gebräuche ändern, wo sie es gut findet, alte abschaffen und neue einführen nach dem jedesmaligen Bedürfniß der Zeit und der Oertlichkeit, wobei natürlich die gehörige Umsicht und Klugheit sich ihr von selbst empfiehlt. Die katholische Kirche dagegen ist in ihren Gebräuchen erstarrt und neben manchem ursprünglich Schönen hat sie viel durch den Mißbrauch Entstelltes, Geschmackwidriges und Unästhetisches, um das wir sie nicht beneiden; denn das Schöne kann nur da sich offenbaren, wo der frei gestaltende Geist die Formen beherrscht, nicht wo er von ihnen erdrückt wird.

Auf der andern Seite ist es aber auch wieder gewiß, daß neben dem Beweglichen ein Feststehendes sein muß im Cultus einer Kirche, wenn nicht die Willkür überhand nehmen und alles sich auflösen soll. Es muß ein Band geben, das die Vergan-

genheit mit der Gegenwart, das alle Gemeinden der einen Kirche unter einander verbindet als ein gemeinsames Symbol, an dem sich alle wiedererkennen. Dieß führt uns auf die Lehre von den Sacramenten.

Während die katholische Kirche sieben Sacramente hat, hat die protestantische nur zwei, deren Stiftung sie auf das neue Testament zurückführen kann, die Taufe und das Abendmahl. In der Heilighaltung der Sacramente im Allgemeinen stimmt die protestantische Kirche mit der katholischen überein, jenen Parteien gegenüber, welche alles Aeußere verwerfen. Auch die protestantische Kirche sieht in den Sacramenten mehr, als bloße Ceremonien, sie sieht in ihnen nicht eine menschliche, sondern eine göttliche Stiftung, sie verehrt in ihnen sichtbare Pfänder der göttlichen Gnade, und faßt in ihnen das Symbolische auf eine solche Weise, daß sie es nicht auf gleiche Linie mit den willkürlich erfundenen Sinnbildern des menschlichen Verstandes zu stellen wagt. Die Sacramente verhüllen uns Geheimnisse (Mysterien), auch nach protestantischer Lehre. Nur daß wir diese Geheimnisse freier deuten in der reformirten Lehre, als es in der Lutherischen geschieht. Ueber die Bedeutung der Taufe stimmen Katholiken und Protestanten im Wesentlichen überein, ja, Luther sah darin ein besonders gnädiges Walten der Vorsehung, daß sich im Ganzen die Lehre von der Taufe rein erhalten habe unter den übrigen Mißbräuchen; daher denn auch die Protestanten hierin mit den Katholiken zusammenhalten, daß sie den Gebrauch der Kindertaufe gegen die Wiedertäufer vertheidigen. Wie hingegen in der Lehre vom Abendmahl die Ansichten der Parteien bedeutend aus einander gehen, haben wir früher gesehen. Wenn die Protestanten insgesammt die Lehre von der Verwandlung und vom Meßopfer verwerfen, worin gerade das tiefste Mysterium des katholischen Gottesdienstes liegt, so halten die Augsburgischen Confessionsverwandten fest an einer realen, leiblichen Gegenwart, während die Reformirten nur eine sinnbildliche, figürliche annehmen; doch muß man die Lehre der Reformirten nicht dahin mißverstehen, als ob sie überhaupt jede tiefere Idee des Abendmahls, namentlich die religiöse, geistige Verbindung der Gläubigen, davon ausschlössen, so daß sie, wie man

ihnen vorwarf, ein Abendmahl ohne Christus feierten. Auch die Reformirten halten an der Idee dieser Verbindung der Glieder mit dem Haupte fest. Nur geschieht dieß, wie unsere ältere Abendmahlsliturgie so schön sagt, „mit einem Gemüth, das nicht haftet an den irdischen Zeichen, sondern in den Himmel erhöhet ist.“ Mit einem solchen Gemüth haben wohl auch Zwingli und Oekolampad das heilige Mahl genossen, und wenn sie in ihrer Stellung gegen Luther die verneinende Seite heraushoben, so äußern sie sich doch auch wieder an andern Orten schön und innig über die tiefere Bedeutung desselben. Wie weit Calvin vollends den Lehrbegriff der reformirten Kirche auch in diesem Puncte modificirt habe, werden wir später sehen.

Wir kommen endlich an die Grenze dieses Erdenlebens, und betrachten die Ansichten beider Kirchen von dem Tode und dem Jenseits. Auch hierin stimmen alle christlichen Bekenntnisse überein, daß nach diesem Erdenleben ein besserer Zustand desjenigen warte, der in Glauben und Liebe bewährt erfunden worden, während ein unseliger Zustand das Loos derer ist, welche sich von Gott und ihrer höhern Bestimmung abgewandt haben.

Aber wenn der protestantische Christ schon hier die Wiedergeburt zum ewigen Leben feiert, so daß der physische Tod ihm nur ein Uebergang ist ins bessere Dasein, so bildet dagegen dieser physische Tod bei den Katholiken einen schärfern Abschnitt, dem Leben gegenüber, wie die Gegensätze überhaupt sich dort greller herausstellen. Während der sterbende Protestant an dieselben Gnadenmittel sich hält, die ihn im Leben aufrecht hielten, wird dem sterbenden Katholiken ein besonderes, nur diesem Falle des Sterbens vorbehaltenes Sacrament zu Theil, die letzte Oelung. Er wird in geweihte Erde begraben und Seelenmessen werden für sein Heil gelesen; denn nach dem Glauben seiner Kirche befindet sich die Seele in einem Zustande der Läuterung, aus dem sie erst durch die Gebete der Priester und der Gläubigen befreit wird. Diesen Mittelzustand, den auch die griechische Kirche nicht kennt, verwirft die protestantische Kirche gleichmäßig, wie die Lehre anderer vom Seelenschlaf, weil über beides die Schrift nichts aussagt. Der Tod ist dem Protestanten eine Heimkehr der Seele zu Gott, während der Leib des Tages der Auferstehung

wartet. Er enthält sich gern aller weitern Bestimmungen, und wie Christus die Seele seines Lebens ist, so ist er, der Auferstandene, der Grund seiner Hoffnung.

So haben wir denn, so gut es sich thun ließ, die Lehre der Protestanten mit Inbegriff der Grundsätze der Kirchenverfassung und des Cultus betrachtet. Wir haben gesehen, wie die Reformatoren auf dem Grund und Boden der heiligen Schrift ein System erbauten, das zwar nicht in allen Theilen untrüglich ist und es auch nicht sein sollte, ein System, das zunächst in den damaligen historischen Verhältnissen seine Veranlassung, und in der Bildung und Sprache der Zeit seinen Ausdruck fand, das aber, richtig gefaßt und seinem innern Geiste nach gedeutet, noch immer hohe Geltung für uns haben muß. Damit wir aber nicht über der Aufzählung und Betrachtung der einzelnen Unterscheidungslehren die Hauptpuncte aus den Augen verlieren, so lassen Sie mich diese noch in kurzen Gegensätzen zusammenfassen. Wir sagen demnach: der Protestantismus erscheint uns, dem Katholicismus gegenüber, als das System der freien Forschung, im Gegensatz gegen das eines bindenden Autoritätsglaubens; als ein System der innern Glaubensstärke und Ueberzeugungsfülle, gegenüber der äußern Werkheiligkeit; als ein System endlich der geistigen Bewegung, gegenüber dem der Erstarrung in sinnlichen Formen. Aber eben so sehr erscheint uns dasselbe System, der Wiedertäuferei und andern Auswüchsen gegenüber, als ein System der Besonnenheit und Mäßigung, gegenüber der Schwärmerei, als ein System des positiven, biblischen Christenthums, gegenüber der alles historischen Grundes ermangelnden Willkür, und demgemäß als ein System der Reformation, der ruhigen Verbesserung, gegenüber dem der Revolution, des Umsturzes.

Möge es mir denn gelungen sein, zu zeigen, wie das Wesen des Protestantismus zwar keineswegs im bloßen Verneinen besteht, sondern allerdings in etwas Positivem (in wie fern Bibel und Christenthum die Grundlage dieses Positiven sind); aber wie auch eben deßhalb jene Männer, welche die Fesseln des Papst-

thums abgeschüttelt, weit davon entfernt waren, uns neue Fesseln anzulegen durch ihre Lehrbestimmungen, sondern wie auch hier die Verheißung des Herrn in Erfüllung gehen sollte: die Wahrheit wird euch frei machen.

Dreiundzwanzigste Vorlesung.

Kriegerischer Wendepunct der Reformationsgeschichte. Der Religionskrieg in der Schweiz. Schlacht bei Kappel. Zwingli's und Oekolampads Tod. Weitere Schicksale der deutschen Reformation. Luthers Tod. Johann Calvin und die Reformation der französischen Schweiz.

Wir haben uns in der letzten Stunde mitten in das Wesen der Reformation und des Protestantismus hineingestellt; wir haben versucht, uns in ihren Geist zu versetzen, so weit derselbe erkennbar ist aus Lehre, Verfassung und Cultus. Wir kehren jetzt zur äußern Geschichte des protestantischen Kirchenkörpers zurück, der, losgelöst von der Mutterkirche, anfängt an Selbstständigkeit zu gewinnen, wiewohl unter schweren Kämpfen. Die Zeit, die wir jetzt vor uns haben, gewinnt mehr und mehr ein kriegerisches Ansehn. In Deutschland, wo sich die Partei der Protestanten seit den Reichstagen von Speier und Augsburg in bestimmter Form herausgestellt hat, beginnt der Kampf sich vorzubereiten. In der Schweiz, wo er schon einmal ausgebrochen war, kommt es bereits zum Handgemenge. Wir stehen somit auf einem wichtigen Wendepuncte unserer Geschichte. Bisher war es die Gewalt des Wortes, die allein den Streit durchgeführt und die sich in den öffentlich überreichten Bekenntnißschriften, dem Kaiser und Reich, wie dem Papst gegenüber, geltend gemacht hat. Jetzt kommt eine andere Gewalt ins Spiel, und von da an wird der reine Charakter der Reformation getrübt. Eben darum aber ist, obwohl wir der Zeit nach erst in der Mitte der Reformationsgeschichte stehen, doch der Sache nach

unſere Aufgabe bald vollendet, weil wir nur das von der Geſchichte aufnehmen wollten, was geeignet iſt, uns das Princip der Reformation und des reformatoriſchen Geiſtes klar zu machen. Wir werden alſo das Thatſächliche in gedrängter Kürze berichten, lieber aber noch bei ſolchen Erſcheinungen uns aufhalten, die uns eine neue Seite des reformatoriſchen Geiſtes ſelbſt oder eine Modification deſſelben darſtellen, wie namentlich bei der Perſon und Schule Calvins.

Wir nehmen jetzt den Faden der Erzählung wieder auf, wo wir ihn in der vorletzten Stunde haben fallen laſſen, und verſetzen uns wieder in die Schweiz, wo wir den Ausbruch des Religionskrieges und deſſen augenblickliche Dämpfung betrachtet haben. Der 1529 nach dem erſten Kappeler Krieg vermittelte Friede dauerte nicht lange. Zwingli hatte wohl nicht vergebens ſo traurig in die Zukunft geblickt und allerlei Ahnungen gegen ſeine Freunde laut werden laſſen *). Die Abtei von St. Gallen gab den nächſten Anlaß zum Wiederausbruch der Feindſeligkeiten. Es waren nämlich von Alters her über dieſe Abtei vier ſogenannte Schirmorte geſetzt, Zürich, Luzern, Glarus, Schwyz, und es konnte nicht fehlen, daß die jetzt eingetretene Verſchiedenheit der Religionsmeinungen einen nachtheiligen Einfluß auf die gemeinſame Verwaltung dieſes altkatholiſchen Heiligthums haben mußte **). Der alte Abt Franz Geißberger hatte ſchon vor dem Ausbruch des erſten Religionskrieges das Zeitliche geſegnet. Dieß ſchien den beiden reformirten Schirmorten, Zürich und Glarus, der geeignete Moment zur Aufhebung des Kloſters, und ihre Politik beſtand darin, die Wiederbeſetzung ſo lange zu verzögern, bis ſie von ſelbſt als überflüſſig erkannt würde. Sie verlangten geradezu, daß, wenn man nicht die bisherigen klöſterlichen Einrichtungen als mit der Schrift übereinſtimmend nachweiſen könne, die Abtei ſelbſt aufgehoben und in eine weltliche Schaffnei verwandelt werden ſollte. Unmöglich konnten aber die beiden katholiſchen Orte, Luzern und Schwyz, dieß zugeben.

*) Siehe Hottinger a. a. O. VII. S. 348. 49. 355.

**) Die Urkunden zu dieſem Streit findet man in dem oben angeführten Archiv von Eſcher und Hottinger.

Vielmehr drangen sie auf Wiederbesetzung. Während so die Schirmorte uneins waren, schritten die Conventualen, welche den Tod des Abtes so lange wie möglich verheimlicht hatten, eigenmächtig zur Wahl eines neuen Oberhauptes, und diese fiel auf Kilian Käufi, der auch bald darauf die Klosterschätze zusammenraffte, und mit seinen Conventualen bei Nacht und Nebel über den See nach Bregenz floh, indem er sich hinterher vom Kaiser die Belehnung, vom Papste Clemens aber die Bestätigung ertheilen ließ. So eigenmächtig dieß Verfahren war, so wenig können indessen die reformirten Orte in diesem Handel von eigenmächtigen Eingriffen in die corporativen Rechte freigesprochen werden *); denn nicht nur weigerten sie sich, den Abt anzuerkennen, weil er sein Amt erschlichen habe, sondern sie gestatteten den Gotteshausleuten auf eigene Hand hin die Loslassung von mehrern Lasten, um sie dem evangelischen Glauben desto geneigter zu machen, und eben so die Veräußerung der Kirchenzierden des Klosters, um daraus — den Armen wohlzuthun. Auf einem Tage zu Wyl, wo die Schirmorte zusammenkamen, wäre es fast zu blutigen Auftritten gekommen. — Aber nicht die Irrungen wegen des St. Gallischen Stiftes allein waren es, welche den Zunder wieder anfachten. Die fortwährende Zunahme der evangelischen Bekenner, das Umsichgreifen der Reformation auch in den Gegenden, wo ihr noch länger war Widerstand geleistet worden, erbitterte die Gegner. Dazu kam das Eingehen von Bündnissen mit fremden Mächten. Nicht nur hatten Zürich und Basel ein Bündniß mit dem Landgrafen Philipp von Hessen, der sich über Luthers Scrupeln wegen der Verbindung mit den Reformirten immer mehr hinwegsetzte, zu schließen unternommen, was jedoch von keinen weitern Folgen war; sondern auch mit Frankreich und Venedig **) waren Unterhandlungen angeknüpft worden. Endlich ward auch der Landfriede rücksichtlich der gegenseitigen Duldung hie und da gebrochen.

*) Ueberhaupt liegt hierin die Schattenseite der Reformation, daß bei Stiftungen mehr nach theologischen, als nach Rechtsgrundsätzen verfahren wurde. Heut zu Tage bricht die Politik dem Rechte den Hals.

**) Siehe Eschers Archiv 1. S. 273. ff.

Umsonst suchte Bern, das auch standhaft alle fremden Bündnisse abgelehnt hatte, den Frieden zu erhalten, und auch die letzten Vermittlungsversuche von Glarus, Freiburg, Solothurn und Appenzell schlugen fehl. Durch das Abschneiden der Zufuhr von Seiten der Evangelischen war der Krieg erklärt. Den 9. Weinmonats 1531 brachen die 5 Orte mit 8000 Mann auf. Auf die eingelaufene Nachricht hin rückte eine Vorhut von Zürich unter Anführung Georg Göldli's nach Kappel vor, während das Hauptbanner später nachfolgte. Den 12. kam es zum ersten Treffen. Ich übergehe die Schilderung desselben als nicht hieher gehörend. Richten wir unsere Blicke allein auf Zwingli, den wir als einen der Vordersten in der Schaar der Kämpfenden sehen. Bis auf den letzten Augenblick war er es gewesen, der zum Kampfe gerathen, und so war es auch billig, daß er sich ihm nicht entzog. Es war, als ob er eine Ahnung hätte, daß er bleiben würde; denn als er unter häufigem und inbrünstigem Gebet mit dem Banner auszog, „da redete er mit seinen vertrauten Freunden dermaßen, daß man an seiner Rede wohl merkte, er hoffe nicht mehr heimzukehren *)." Der Umstand, daß sein Pferd beim Aufsteigen einige Schritte rückwärts ging, ward von den ängstlichen Freunden als üble Vorbedeutung gefaßt **). Als der Angriff der Feinde begann, und Zwingli in der vordersten Reihe stand neben den Tapfersten, da sprach zu ihm Leonhard Burkhard: „Es wird uns ein bitteres Gericht vorgesetzt. Meister Ulrich! wer soll es essen ***)?" „Ich," versetzte Zwingli, „und mancher Biedermann, der hier in Gottes Hand steht, dessen wir lebend und todt sind." — Auch sonst er-

*) Bullinger bei Hottinger VII. S. 372.

**) Hottinger a. a. O. bringt eine Parallele aus dem Leben Mungo Parks bei, dessen Pferd beim Antritt seiner zweiten Reise nach Afrika ebenfalls strauchelte, worin Walter Scott eine üble Vorbedeutung sah. Es ließe sich auch etwas eben so Frappantes aus dem Leben Napoleons anführen, dessen Pferd gleichfalls strauchelte und ihn abwarf vor dem Uebergang über die Memel. Vergl. Ségur, histoire de Napoléon et de la grande armée. T. I. p. 142. „Une voix s'écria, ceci est d'un mauvais présage, un Romain acculerait."

***) „Meister Ulrich, wie gefällt euch die Sache? sind die Rüben gesalzen? wer will sie ausessen?" Rüscheler S. 221.

gen anzurufen. Zwingli aber schüttelt
denn, hartnäckiger Ketzer! rief der entrü
ger **) von Unterwalden, und gab i
Mögen auch die Berichte im Einzelnen
abweichen, er starb den Tod des H
den Helden gefunden; denn von Züri
Wahlstatt, unter ihnen die aus den ede
und Meiß. Zwingli soll noch im To
Aussehn gehabt haben, gerade wie er es
ben pflegte, wenn er am eifrigsten pr
aus den Augen der ihn erkennenden Freu
freude malte sich zum Theil auf dem An
machten mehrere derselben eine würdi
Schönbrunner, ehemals Conventherr zu
Thränen nicht enthalten. „Welcher auch,"
gewesen, ich weiß, daß du ein redlicher
sei deiner Seele gnädig." — Ungestüm
die Zerstücklung des Leichnams. Schultheiß
Thos von Zug entgegneten: „Lasset die T

*) Nach andern fiel er mit dem Gesicht a
**) Andere schreiben Fuchsinger.

wir nicht am Ende. Gott wird richten!" Solche Stimmen der Mäßigung wurden aber überhört. Ein Ketzergericht ward über der Leiche gehalten. Sie ward durch den Scharfrichter von Luzern *viertheilt*, verbrannt und die Asche mit Schweinsasche vermischt. Doch das Herz ward gerettet. Thomas Plater soll es aus den Flammen erhascht und als ein Heiligthum seinem Freunde Myconius nach Zürich gebracht haben. Daß dieser aber, der bald darauf nach Basel ging, es daselbst in den Rhein geworfen, um es nicht zu einem Gegenstand abergläubischer Reliquienverehrung zu machen, würde, wenn es anders Grund hätte, mehr ein Beweis des großen Eifers, als zarter Freundschaft sein. Doch zum Glück ist die Geschichte nicht verbürgt*).

Wenn die Anhänger des alten Glaubens in der Niederlage Zwingli's ein gerechtes Gericht Gottes sahen, wer will es ihnen verdenken? Aber daß Luther bei der Nachricht von diesem Hinschied in denselben Ton einstimmte, muß uns verletzen**). Nicht das, daß Zwingli eben die Sache mit dem Schwert zu vertheidigen schien, die Luther mit dem Wort allein vertheidigt wissen wollte, war sein Hauptargument (Dieß hätte sich allenfalls rechtfertigen lassen bei der so verschiedenen Gesinnungsart beider Männer hierüber). Nein! eine eigentlich positive Strafe Gottes sah Luther in dem Tode Zwingli's, der Ketzerei vom Abendmahl wegen. Und das giebt seinem Urtheil etwas Gehässiges, wahrhaft Unprotestantisches, das mit seiner sonstigen Gesinnung in offenbarem Widerspruch steht. Es ist ein Flecken in dem Bilde, den wir so gern verwischen möchten und nicht können. Wohlan, so diene er uns zur Demüthigung und zur Warnung, damit wir nicht in denselben Fehler verfallen, sondern bei jeder Versuchung, die Schicksale der Menschen nach ihren religiösen Meinungen zu beurtheilen, uns der Worte des Apostels erinnern: „wer bist du, daß du einen fremden Knecht richtest; *jeder steht und fällt seinem eigenen Herrn*."

---

*) Vergl. darüber Myconius selbst de vita et obitu Zwinglii am Schluß.

**) Siehe die Briefe bei de Wette IV. Nr. 1429. 30.

Ein gleiches Schicksal mit Zwingli hatte auch der biedere Comthur Schmidt, der neben seinen 13 Küßnachtern gefunden ward; doch ward seiner Leiche eine würdige Bestattung durch Freundes Sorge*). Und ach! die vielen andern, die als Opfer fielen, wer vermag sie zu zählen? Auch Hieronymus Botanus, der treueifrige Gehülfe Oekolampads, kam in einem folgenden Gefechte um. So noch viele andere.

Sie überheben mich wohl gern einer weitern Beschreibung des Gefechtes am Gubel, das den folgenden Tag stattfand, als die Hülfsschaaren der Reformirten angelangt waren. Es würde eine solche Erzählung um so weniger erbaulich ausfallen, als wir es nicht verhehlen dürfen, daß die Vorfälle eben nicht den Reformirten zur Ehre gereichen. Unordnung im Heere, Mangel an Kriegszucht, Lust zur Plünderung, die von den Bernern am Kloster Muri befriedigt ward, alles dieß macht uns nicht den Eindruck eines für die Güter der Religion, für die Sache Gottes streitenden Heeres, während die Altgläubigen doch wenigstens für ihre Heiligen, für ihren Heerd und Altar kämpften. Aber so sollte es ja auch kommen. Es sollte sich, freilich auf traurige Weise, den Gemüthern fühlbar machen, daß die Sache der Wahrheit nicht durch rohe, materielle Gewalt, die Sache des göttlichen Menschensohnes sich nimmermehr durch das Schwert Gideons ausmachen lasse. In Zwingli's Schicksal aber und seinem Heldentod sehen wir etwas Hochtragisches, wenn wir nämlich mit diesem Ausdruck das bezeichnen wollen, daß auch je der Edelste und Beste durch verhängnißvolle Umstände zu Unternehmungen fortgerissen werden kann, die über das Gebiet der Berechnung hinausgehen, und dessen Folgen er somit nicht verantworten kann. Es war, wenn Sie wollen, ein Irrthum, wenn Zwingli mit dem Schwerte es zu zwingen hoffte, wo Luther nur aufs Wort baute. Aber es war ein großartiger Irrthum, und dieser Irr-

*) „Oswald Sägesser, Conventual von Küßnacht, der auch das göttliche Wort verkündete, ließ seinen Leichnam von der Wahlstatt nach Küßnacht führen, wo er in der St. Niklauscapelle im Beinhaus begraben worden." Zürch. Neujahrsbl. S. 14. — Bullinger schreibt von ihm: „Dieser Conrad Schmid ist ein frommer Mann gsyn, hat „viel zu der Reformation geholfen, wie man in allen Acten sehen „mag" u. s. w.

thum, der einer heiligen Begeisterung für Recht und Wahrheit sich beigesellt, ist immerhin verzeihlicher und steht unendlich höher, als die feine Erasmische Klugheit, welche der Gefahr von weitem aus dem Wege zu gehen versteht. Auch war ja Zwingli's Stellung eine andere, als die Luthers, sie war eine doppelte, die als Reformator und als Republicaner.

Welchen Eindruck die Nachricht von dieser Niederlage in Zürich gemacht, brauche ich nicht zu schildern. Wem die Wunde noch blutet von ähnlichen Eindrücken der Gegenwart, dem braucht man ein solches Gemälde nicht mit lebhaften Farben aufzutragen. Ich sage nichts von denen, die unter den Erschlagenen ihre Väter, ihre Gatten, ihre Söhne, ihre Brüder beweinten, nichts von Zwingli's Wittwe, deren mehrfachen schmerzlichen Verlust ich schon früher erwähnt habe*). Aber wenn zu allen diesen Uebeln noch als ein schmerzliches Gefühl das des Verkanntwerdens hinzukommt, wenn zu dem erlittenen Schaden noch die Vorwürfe kommen über Dinge, welche abzuwenden doch nicht allein in des Menschen Macht stand, dann ist der Schmerz über das Erlittene doppelt groß. Und so war es in Zürich nach der Schlacht bei Kappel. Jetzt wurden die Maßregeln der Regierung aufs bitterste getadelt, jetzt über Zwingli und die Prediger gescholten, welche das Volk mit ihren Reden fanatisirt und zu gewagten Schritten verleitet hätten, und mancher, der vielleicht früher selbst am meisten sich darüber aufgehalten, daß man nicht schon länger kräftigern Muth entwickelt, redete jetzt von Tollkühnheit, und wollte das böse Ende vorausgesehen haben, das die Sache genommen. Mancher aber begrub den Schmerz in seine Brust, und glaubte dadurch wohl am ehesten das Andenken der Gefallenen zu ehren, wenn er, treu der evangelischen Wahrheit und ihr gemäß, sich demüthigen lerne unter die gewaltige Hand Gottes.

Von beiden Seiten war man eines Krieges, in welchem, wörtlich genommen, Brüder gegen Brüder stritten **), müde geworden; der Winter brach ein und machte beiden Theilen das

*) Siehe die 19. Vorlesung.
**) So die beiden Göldli.

längere Weilen im Felde zur Last. Und so ward denn den 16. Nov. auf dem Hofe zu Teynikon im Zugergebiete ein abermaliger Religionsfriede geschlossen, dessen einzelne Bedingungen wir hier nicht weiter verfolgen können. Die Hauptbedingung war gegenseitige Duldung. Ueber die Kriegskosten erging ein schiedsrichterliches Urtheil*).

Wir erwähnen bloß noch, als eines dumpfen Nachhalles dieser kriegerischen Scenen, der Unruhen in Solothurn. Diese Stadt hatte, wie wir früher gesehen haben, der Mehrzahl nach, sich zum katholischen Glauben gehalten; doch hatte sich in ihr eine nicht unbedeutende reformirte Partei aufgethan und es dazu gebracht, daß ihr ein Wochengottesdienst in der Barfüßerkirche bewilligt und in derselben Bilder und Zieraten weggethan wurden. Auch ward Berthold Haller auf einige Zeit von Bern hinberufen und ein Religionsgespräch eingeleitet. Als aber aus Angst über diese Neuerungen das Bild des heiligen Ursus zu schwitzen anfing, sahen die Altgläubigen in diesem Kunstgriffe der Priester ein Wunder, und faßten nur um so ernstere Entschlüsse, der Ketzerei zu steuern. So standen die Sachen beim Ausbruch des Krieges. Auf dem Lande war großer Anhang des evangelischen Glaubens. Von daher und auch aus der Stadt waren den Reformirten Hülfstruppen nach Kappel geschickt worden. Die fünf Orte verlangten nun nach dem Frieden entweder, daß Solothurn 800 Kronen an Kriegskosten bezahle, oder den reformirten Gottesdienst da wieder abstelle, wo er eingeführt sei. Die Katholiken wählten natürlich das Letztere, und so ward denn Anstalt gemacht, die Anhänger des neuen Glaubens mit Gewalt aus Solothurn zu vertreiben. Schon kam es dahin, daß die Katholischen mit geladener Kanone sich vor das Haus pflanzten, in welchem die Reformirten ihre Zusammenkünfte hielten. Da stellte sich Schultheiß Niklaus Wengi vor die Mündung derselben, mit den Worten: „Soll Bürgerblut fließen, so fließe meines zuerst.“ Diese entschlossene That machte gewaltigen Eindruck. Der Kampf der Waffen unterblieb; aber die reformirte Partei unterlag auch hier; wie denn überhaupt vom Tage der

*) Das Weitere siehe bei Hottinger a. a. O. S. 422. ff.

Kappeler Schlacht an eine nicht unbedeutende Reaction in verschiedenen Gegenden des Schweizerlandes eintrat.

Unter diesen schwierigen Verhältnissen trat Heinrich Bullinger als Antistes der Zürcherischen Kirche und als Nachfolger Zwingli's an die Spitze der reformirten Angelegenheiten in der deutschen Schweiz. — Auch unser Oekolampad machte einem Nachfolger Platz. Der Tod seines Freundes Zwingli hatte ihn, den Vielbeschäftigten, so gewaltig angegriffen, daß seine ohnehin zerrüttete Gesundheit einen harten Stoß erlitt. Eine bösartige, entzündliche Krankheit*) beschleunigte sein Ende. Dieses war seines Lebens würdig. Nachdem er die Prediger der Stadt zu sich berufen und sie ermahnt hatte, der Sache Christi treu zu bleiben und in Liebe und Vertrauen den Sieg derselben zu erflehen, nachdem er seine Hände segnend auf seine Kinder gelegt und im Gebete seine Seele Gott und dem Erlöser empfohlen, entschlummerte er sanft, als eben die Morgenröthe den jungen Tag begrüßte. Die zehn Amtsbrüder knieten mit gen Himmel gehobenen Händen um sein Bette. „Herr Jesu Christe, hilf mir aus!" war sein letztes Wort. Er starb den 21. Nov.**) 1531 in einem Alter von 49 Jahren. Sein Grab ist im Kreuzgang des Münsters, neben dem des Bürgermeisters Jacob Meier und des Simon Grynäus. Abgeschmackte Mährchen wurden von gegnerischer Seite über seinen Tod verbreitet***), und leid muß es thun, wenn Luther auch diesen Gehör schenkte. An die Stelle Oekolampads trat nun Oswald Myconius (Geißhäuser) von

*) Ueber die Natur derselben (Anthrax in osse sacro), weit mehr aber noch über seinen schönen, christlichen Hinschied ist der Brief seines Freundes und Amtsgenossen Simon Grynäus an Wolfgang Capito zu vergleichen, als der Bericht eines Augenzeugen, de vita et obitu Oecolampadii in der Vorr. zur Ausg. von Oekolampads Commentar zum Ezechiel (Argent. 1534.) in 4° und in den Epp. Zwinglii et Oec.

**) Weder Grynäus a. a. O., noch die 1542 verfertigte Grabschrift geben den Todestag an. Ich bin Tonjola in seiner Basilea sepulta p. 14. gefolgt, an den sich auch Wurstisen u. Beck anschließen. Ochs, Heß u. Burckhard nennen den 23. Nov. Die Athenae rauricae, der Reformationsalmanach und die meisten deutschen Schriftsteller bezeichnen den 1. December.

***) Eine Luzerner Handschrift erzählt, er habe, vermuthlich aus Gram über den Ausgang der Kappeler Schlacht, Hand an sich gelegt, und der alberne Cochläus streute aus, daß ihn der Satan geholt habe.

Luzern, den wir als den Freund Zwingli's und den Gönner Thomas Platers bereits in Zürich kennen gelernt haben. Unter ihm ward die Confession eingeführt und das Baselsche Reformationswerk überhaupt consolidirt, wovon bereits schon einiges in einer frühern Stunde erwähnt worden.

Nach dem Tode so bedeutender Männer, wie Zwingli und Oekolampad, und nach den traurigen Erfahrungen, welche die reformirte Kirche in der Schweiz gemacht hatte, trat für sie eine eigene Epoche schwerer Prüfung ein. Von der alten Kirche abgerissen, stand sie noch immer in eigener Stellung zur Lutherischen Schwesterkirche in Deutschland. Auch von ihr mußte sie den Vorwurf der Ketzerei hinnehmen und sich zusammengestellt sehen mit den Wiedertäufern und Schwärmern, deren Treiben sie doch eben so wenig billigte. Noch immer wurden zwar Versuche gemacht, die Getrennten zu nähern, und besonders war es der Straßburgische Reformator Martin Bucer, den wir, unterstützt von dem Landgrafen Philipp von Hessen und befreundet mit den ausgezeichnetsten Theologen und Kirchenvorstehern Deutschlands und der Schweiz, alles daran setzen sehen, seine Zeit, seine Ehre, seinen guten Namen (denn viele beschuldigten ihn der Zweideutigkeit), um den Stein des Anstoßes zu heben, der die Verbindung mit den Lutheranern hinderte. Aber alles ohne sonderlichen Erfolg. Wenn auch Luther hie und da sich geneigt zeigte, einzulenken, wie aus einem noch von ihm vorhandenen Briefe an den Bürgermeister Jac. Meier von Basel hervorgeht (1537) *), so war es doch, als ob ein böser Dämon immer wieder neue Mißverständnisse dazwischen trüge, und es war daher höchst nöthig, wenn die reformirte Kirche nicht als ein vom Stamme gerissener Zweig verdorren sollte, daß ihr eine Persönlichkeit geschenkt wurde, die im Stande war, sie zusammenzuhalten, und die durch den Tod Zwingli's und Oekolampads eingetretenen Lücken auszufüllen. Doch ehe wir diese bestimmtere Gestaltung der reformirten Kirche betrachten, die ihr durch Calvin wurde, müssen wir nur kurz die weitern Schicksale der deutschen Reformation anführen.

*) Bei de Wette Bd. V. Nr. 1760.

Auf dem Nürnberger Reichstage von 1532 wurde den Protestanten die Religionsfreiheit in einem etwas weitern Maße zugestanden, als sie es früher auf andern Reichstagen hatten erreichen können. Die Abwesenheit des Kaisers in Spanien und mehreres andere kam hinzu, dem Protestantismus günstigere Aussichten zu öffnen. An die Stelle des verstorbenen Kurfürsten, Johann des Beständigen, trat sein Sohn Johann Friedrich, der indessen mehr durch schöne Anlagen des Gemüths und guten Willen, als durch große Geistesgaben, wie eine solche Zeit sie erfordert hätte, ausgezeichnet schien. Bald darauf starb auch der Papst Clemens VII., und Paul III. ward sein Nachfolger. Jetzt wurde immer mehr von dem zu erwartenden allgemeinen Concil geredet, auf welchem die Streitigkeiten ihre endliche Beilegung finden sollten. Allein die Protestanten hatten bereits im Kampfe mit dem alten System die Ueberzeugung gewonnen, daß auch die Mehrheit der Bischöfe hier nichts entscheiden könne gegen das klare Wort Gottes. Zu dem wollte ihnen nicht gefallen, daß das Concil in Mantua, somit in Italien, dem Sitze der päpstlichen Macht, stattfinden sollte. Sie erwarteten überhaupt nichts Gutes mehr von der Gegenpartei, und nahmen immer eine mißtrauischere Stellung ein. In Schmalkalden hatte sich ein Bund der protestantischen Fürsten gebildet. Hier wurden auch, als Ergänzung zur Augsburger Confession, neue Artikel des Glaubens, die sogenannten schmalkaldischen Artikel, verfaßt, die in einer noch stärkern Sprache (sie waren von Luther) die päpstlichen Mißbräuche rügten, als es in der Augsburger Confession geschehen war. Papst und Kaiser pflogen jetzt Unterhandlungen durch ihre Abgeordneten an den schmalkaldischen Bund. Dem Kaiser schien es besonders dießmal Ernst zu sein mit Herstellung des Friedens. Aber sein Zweck ward nicht erreicht. Auch die angestellten Religionsgespräche schlugen fehl. Unterdessen gewann der Bund an Stärke, und nicht von geringer Bedeutung war für die Protestanten der Tod ihres bisherigen Erzfeindes, Herzog Georgs von Sachsen, an dessen Stelle nun, freilich wider den Willen des Verstorbenen, sein protestantisch gesinnter Bruder Heinrich und bald darauf dessen Sohn, der berühmte Moritz, trat. Einzelne Vorfälle in Deutschland, welche dem schmalkal-

dischen Bunde oder einzelnen Gliedern desselben Anlaß zu Intervention gaben, wie die Angelegenheiten Würtembergs und Braunschweigs, erhöhten den Muth der Protestanten und das Vertrauen auf ihre bewaffnete Macht. Aber in dem Maße, als dieses Vertrauen zunahm, schwand der ursprüngliche Geist der Reformation aus ihren Bestrebungen. Mögen diese nun auch aus den Verhältnissen gerechtfertigt werden, uns, die wir nur den reformatorischen Geist vom christlichen Standpuncte aus betrachten wollten, gehören sie nicht mehr an. Wohl aber sieht sich eben jetzt unser Auge um nach dem einen, von dem die ganze Bewegung ausgegangen war. Wohl fragen wir, wie ging es Luthern? und was sagte er dazu? O seht ihn, da steht er mitten in diesen Stürmen, wie der Hausvater, der im eigenen Hause sich fremd zu fühlen anfängt, wenn rohe Krieger in dasselbe eindringen, sich der besten Räume des Hauses bemächtigen und den Besitzer in einen abgelegenen Winkel zurückdrängen, in dem seine Seufzer über die schweren Zeiten verhallen. Ja, es war ihm recht unheimlich geworden, dem Vater Luther, unter dem neuen Geschlecht, und öfter sehnte er sich, aus diesem Leibe zu gehen, ehe die Flamme des Religionskrieges, die unter der Asche glimmte, vor seinen Augen hell aufschlagen und das Dach des Hauses ergreifen sollte. Gott erhörte sein Flehen, und, „als ob er ihn hätte flüchten wollen“*), erwies er ihm die Gnade, ihn vier Monate vor Ausbruch des Krieges zu sich zu nehmen in die ewigen Wohnungen des Friedens.

Wir haben bisher dem Manne so sehr unsere Aufmerksamkeit geschenkt und uns von seiner Persönlichkeit ein so eindringliches Bild, als möglich, zu machen gesucht, daß wir ihn auch in seinen letzten Lebenstagen und im Tode noch mit der gehörigen Ruhe betrachten wollen.

Häufige Krankheitsfälle hatten Luthers Körperkraft bedeutend erschüttert; dazu kamen nicht wenige Leiden der Seele, die ihm der Gang der Dinge in der Kirche Christi verursachte. Unter allen diesen Anfechtungen bewahrte er sich aber fortwährend jene Glaubensfreudigkeit und jenen kindlichen Sinn, die wir während

*) Nach Spittlers Ausdruck. Kirchengesch. 2. Ausg. S. 376.

seines Lebens an ihm bewundert haben. Ja, wenn eine allzugroße Heftigkeit den Luther der mittlern Jahre hie und da entstellt, so sehen wir im Alter eine gewisse Weichheit des Gemüthes überhand nehmen, die oft in wehmüthige Klage sich ergießt, und die ihm dann neben seinen Schroffheiten, die er gegen einzelne Gegner, z. B. die Sacramentirer, niemals ablegte, wieder etwas überaus Mildes und Liebliches, ja fast Verklärtes giebt, das uns mit seinen üblen Stimmungen bald wieder versöhnt. Diese Weichheit schlug sogar oft in einen augenblicklichen Lebensüberdruß über, der jedoch bald wieder dem höhern Vertrauen wich. So schreibt er zu Anfang Januars 1546 an einen Freund*): „Ich alter, abgelebter, fauler, müder, kalter und nun auch ein„äugiger Mann schreibe an euch, und da ich gehofft, man solle „mir abgelebtem Mann nunmehro, und wie mich dünkt, höchst „billig Ruhe gönnen, so werde ich dermaßen überhäuft mit Schrei„ben, Reden, Thun und Handeln, als ob ich nie etwas gehan„delt, geschrieben, geredt und gethan hätte. Aber Christus (so „ermannt er sich freudig wieder) ist mir alles in allem, der es „thun kann und auch thut. Er sei gelobet in Ewigkeit." „Ich „habe," sagt er an einem andern Orte, „die Welt satt, und die „Welt meiner, sind also leicht zu scheiden, wie ein Gast die „Herberge quittiret."

Noch in demselben Monat des Januars 1546 ward er in einer Angelegenheit der Grafen von Mansfeld nach Eisleben berufen. Es waren weltliche Händel, die Bergwerke betreffend, allein auch hier sollte der Mann Gottes als Schiedsrichter auftreten zwischen den entzweiten Brüdern. Seine Reise, die er mit drei Söhnen antrat, war, da die Gewässer ausgetreten, sehr gefahrvoll. Auf der Ueberfahrt über die Saale wäre er beinahe ertrunken, worüber er indessen in den Briefen an seine Gattin und an seine Freunde heiter scherzte, und als die treue Käthe sich fortwährend für seine Gesundheit besorgt zeigte, machte er ihr darüber theils scherzhafte, theils ernste Vorwürfe **). Die

*) An Johann Propst zu Bremen, bei de Wette Bd. VI. S. 2310., bei Keil S. 251.

**) Vergl. die köstlichen Briefe bei de Wette Bd. VI. Nr. 2312. 2315. 2317. 18. 2320. 22.

Sorgen der Gattin waren aber nicht so vergeblich, als Luther meinte. Die Reise bei schlechter Witterung hatte ihm eine starke Erkältung zugezogen, so daß sich seine alten Uebel wieder einstellten. Dabei arbeitete er unausgesetzt fort, nicht nur in dem von den Fürsten ihm übertragenen Processe, sondern auch noch in kirchlichen Angelegenheiten, und predigte zu dem vier Mal mit krankem Leibe. Mittwochs den 17. Febr. nahm seine Krankheit merklich zu, und Gedanken des nahen Scheidens drängten sich vor seine abgearbeitete Seele. „Wie?" sprach er, „ich bin hier zu Eisleben getauft, wenn ich auch hier bleiben sollte?" Ueber Tisch redete er viel von Tod und Unsterblichkeit, und ob die Abgeschiedenen in einem andern Leben sich wieder kennen würden. Bald darauf stellten sich die Bangigkeiten ein, welche ihm keine Ruhe im Bette ließen, so daß er abwechselnd bald auf einem Ruhebette sich niederließ, bald im Zimmer auf und ab ging. Das Reiben mit warmen Tüchern, das er öfter schon angewendet hatte, brachte ihm nur einige Erquickung. Die Aerzte wurden herbeigerufen. Graf Albrecht von Mansfeld kam mit der Gräfin herbei und brachte lindernde Mittel. Eben so schickte die sorgsame Gattin Arzneien aus Wittenberg. Die Freunde Jonas und Cölius standen, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, an seinem Lager und beteten mit ihm. „Mein himmlischer Vater," also lauteten seine Worte, „ewiger und barmherziger Gott! du hast mir deinen lieben Sohn, unsern Herrn Jesum Christum, offenbaret; den hab' ich gelehrt, den hab' ich bekannt, den lieb' ich und ehr' ich für meinen lieben Heiland und Erlöser, welchen die Gottlosen verfolgen, schänden und schelten. Nimm meine Seele zu dir." Dreimal hinter einander sprach er dann: „Vater, in deine Hände befehl' ich meinen Geist. Du hast mich erlöset, du treuer Gott!" worauf er anfing stille zu sein. Man rüttelte, rieb, kühlte ihn, aber er antwortete nicht. Endlich bog sich sein Herzensfreund Jonas über ihn hin und rief ihm laut zu: „Ehrwürdiger Vater! wollt ihr sterben auf die Lehre, wie ihr sie gepredigt habt?" worauf er noch mit starkem „Ja" antwortete und bald darauf seinen Geist aufgab. Er verschied Abends 4 Uhr den 18. Febr. 1546, im 63. Jahre seines Alters. Sein Geist wird ewig leben in der Geschichte seines Volkes, seiner

Kirche, in der Geschichte der Menschheit. Wenn es aber in der Natur des Menschen liegt, auch die entseelte Hülle des Entschlafenen mit der Ehrfurcht zu behandeln, die wir ihrem Geiste schuldig sind, so dürfte auch noch davon etwas weniges gesagt werden, wie es mit Luthers Bestattung gehalten worden, dem wir dann noch einiges über die Schicksale seiner Hinterlassenen beifügen wollen. Die Fürsten hielten es für eine Ehrensache, den großen Todten bei sich zu haben, und machten sich das Recht seines Begräbnisses streitig. Gern hätten ihn die Grafen von Mansfeld in Eisleben behalten, wo er auch geboren und getauft war. Allein Kurfürst Joh. Friedrich von Sachsen gab dieß nicht zu. Wittenberg, der Ort seines Wirkens und Kämpfens, sollte auch seine Ruhestätte werden. So wurde also die Leiche, nachdem sie unter feierlichen Ceremonien war ausgestellt worden, in einem zinnernen Sarge, unter einer Bedeckung von 45 Reitern, die Grafen von Mansfeld an deren Spitze, nach Wittenberg abgeführt. Ueberall, wo der Zug durchkam, zeigte sich die größte Theilnahme. Die Glocken wurden geläutet, Processionen kamen entgegen, Sterbelieder wurden unter häufigem Schluchzen mehr geweint, als gesungen. Oft mußte der Leichenwagen still halten, des Gedränges wegen. In Halle besonders war großer Zudrang. Aber über alles feierlich war der Empfang der Leiche in Wittenberg selbst. Bei dem Elsterthore, demselben, vor welchem er einst die Bulle verbrannt hatte, standen Rector und Professoren der Universität, der Rath und die ganze Bürgerschaft, dazu die Abgeordneten des Kurfürsten und viele Fürsten und Herrn, die zu Wittenberg studirten. Diese alle gaben ihm das Geleite nach der Schloßkirche. Auch die betrübte Gattin, die auf einem schlechten Wägelein fuhr, folgte mit den Söhnen dem Sarge. Doctor Bugenhagen hielt die Leichenrede, konnte aber nicht zu Ende kommen, Thränen erstickten seine Worte. Melanchthon hielt eine lateinische Rede. Nahe bei der Kanzel, auf der Luther gelehrt hatte, ward der Sarg von Magistern der Universität in die Gruft gesenkt. — Als Kaiser Karl V. später nach dem Schmalkaldischen Kriege als Sieger in Wittenberg einzog, wollten die Feinde Luthers ihn bereden, die Leiche wieder ausgraben und sie schimpflich verbrennen zu lassen. Aber

Karl sprach das fürstliche Wort: „nur mit den Lebenden führe ich Krieg, lasset die Todten ruhen!“ — Hingegen war eben dieser traurige Ausgang des Schmalkaldischen Krieges für die hinterlassene Wittwe Luthers äußerst drückend. Sie mußte Wittenberg verlassen und floh nach Leipzig, wo sie dem äußersten Mangel ausgesetzt war und Kostgänger hielt, um ihr Leben zu fristen. Melanchthon nahm sich der Verlassenen, so gut er konnte, als treuer Freund an. Später kehrte sie dann wieder nach Wittenberg zurück; als aber die Pest daselbst ausgebrochen war, 1552, und sie mit ihren Kindern nach Torgau wollte, hatte sie auf der Reise einen Unfall, der ihr Ende beschleunigte. Die Pferde wurden scheu, sie stürzte aus dem Wagen, fiel in eine Pfütze, und zog sich durch Schreck und Erkältung eine Krankheit zu, an der sie bald nachher starb. Sie wurde ebenfalls unter großen Ehrenbezeigungen in der Torgauer Pfarrkirche begraben.

Nur noch ein Wort über Luthers Nachkommen. Luther hinterließ vier Kinder, drei Söhne und eine Tochter (Mehrere waren ihm früher gestorben). Die drei Söhne theilten sich in die drei Facultäten, der älteste, Johann, studirte die Rechte, der zweite, Martin, die Theologie, der dritte, Paul, die Arzneiwissenschaft, und wurde Leibarzt am sächsischen Hofe. Dieser allein hat den männlichen Stamm Luthers fortgepflanzt, welcher sich bis aufs Jahr 1759 erhalten hat.

So haben wir heute die drei großen Männer, die bisher uns vorzüglich beschäftigten, Zwingli, Oekolampad, Luther, ihre irdische Laufbahn beschließen sehen. Ein anderes Geschlecht wächst vor unsern Augen auf. Einsam steht Philipp Melanchthon unter diesem Geschlechte von Theologen, das wohl nach Luthers Namen sich nennt, aber dessen Geist nicht immer begriffen hat. Streitigkeiten nehmen im Innern der Kirche überhand, während die Stürme des schmalkaldischen Krieges von außen wüthen. Verkannt von vielen, mit Undank gelohnt von blinden Eiferern unter seinen Schülern, oft auch mit sich selbst im Zwiespalt, sehnte er sich nach Ruhe. Er sollte indessen ausharren, und erst, nachdem die ärgsten Stürme vorüber waren, ward ihm diese Ruhe zu Theil. Melanchthon starb den 19. April 1560.

Aber noch nicht iſt ausgeſtorben das Geſchlecht der Reformatoren. Noch mit einem Manne haben wir uns jetzt bekannt zu machen, der an der Grenze des eigentlichen Reformationszeitalters ſteht, der aber eben da, als es der Lutheriſchen Kirche an kräftigen Männern fehlte, der reformirten Kirche einen neuen Schwung gab, und der eine Schule gründete, die mächtig auch auf das Ausland gewirkt hat. Johann Calvin iſt es, der gewöhnlich neben Luther und Zwingli als der dritte genannt wird von den Heroen der Reformation, und deſſen Bild wir noch ins Auge zu faſſen haben, ehe wir ſagen können, daß unſere Aufgabe vollendet ſei.

Jean Chauvin (Johannes Calvinus) *) iſt geboren den 10. Juni 1509 zu Noyon in der Pikardie. Sein Vater Gérard, nicht reich, aber ziemlich bemittelt, ſuchte ihm eine gute Erziehung zu geben. Mit den Söhnen des Hauſes Montmort, dem ſein Vater befreundet war, ging er nach Paris, wo er den Grund zu ſeinen Studien legte. Obwohl frühzeitig zum Geiſtlichen beſtimmt, ſchien der junge Calvin anfänglich mehr Luſt zur politiſchen Laufbahn zu haben, weßhalb er mit Bewilligung ſeiner Eltern ſich dem Studium der Rechte widmete, das er auf den berühmten Schulen von Orleans und Bourges mit Eifer betrieb. Doch eigene Schickſale führten ihn wieder zur Theologie zurück. In Bourges hatte er einen Deutſchen kennen gelernt, Melchior Wolmar, der als Profeſſor der griechiſchen Sprache zugleich auch mit den neuen theologiſchen Forſchungen bekannt war, und ſeinen Freund in ein genaueres Studium der Bibel hineinzog. Calvin gewann jetzt an dieſem Studium der heiligen Schrift immer mehr Geſchmack, und als er wieder nach Paris zurückgekehrt war, widmete er ſich nun ausſchließlich der Theologie, wozu er ſich jedoch durch gründliches Sprachſtudium vorbereitete. Wir haben ſchon früher bemerkt, daß ſich unter dem Schutze der Königin von Navarra auch in Frankreich einige Anhänger der gereinigten Lehre des Evangeliums aufhielten,

*) Vergl. Bretſchneider im Reformationsalmanach 1821. Eine ausführliche Monographie von Hrn. Paſtor Henry in Berlin iſt angekündigt; ob ſeither erſchienen, weiß ich nicht.

wiewohl unter vielfachen Gefahren. Mit ſolchen wurde auch Calvin bekannt. Allein die gegen die Proteſtanten ausgebrochenen Verfolgungen nöthigten ihn, Paris und endlich Frankreich zu verlaſſen, und auch hier war es unſer Baſel, wo ſchon 10 Jahr früher Farel eine Aufnahme gefunden, das auch 1534 Calvin bei ſich aufnahm. Hier war es, wo der junge 27jährige Theolog ſein gelehrtes Werk über die chriſtliche Religion (Institutio religionis christianae), das zugleich in ſeiner Vorrede an Franz I. eine Vertheidigung des Proteſtantismus enthielt, und das mit Recht einem ähnlichen Werke Melanchthons (loci theol.) an die Seite geſetzt zu werden verdient, ausarbeitete. Von Baſel, wo er zugleich mit Grynäus und Capito Freundſchaft geſchloſſen, begab er ſich nach Italien an den Hof der Königin Renata von Ferrara, welche, wie früher bemerkt, den Proteſtanten geneigt war. Er hoffte hier einiges für das Schickſal ſeiner Glaubensbrüder in Frankreich auszuwirken, da die Herzogin, eine Tochter Ludwigs XII., die Schwägerin des regierenden Königs, Franz I., war. Allein auch von hier vertrieben, wollte er wieder nach Baſel zurückreiſen, und nahm ſeinen Weg durchs Savoyiſche über Genf. Hier wurde er 1536 von ſeinen Freunden Farel und Viret feſtgehalten, die es ihm zur Gewiſſensſache machten, von nun an mit ihnen gemeinſam das Werk der Reformation in eben dieſer Stadt zu vollenden. Kein Sträuben half. Calvin wollte die Studien vorſchützen; aber Farel erklärte ein Streben nach wiſſenſchaftlicher Ausbildung, das ſich in wichtigen Momenten dem Dienſte der Kirche entziehen will, für Hochmuth, Feigheit und Selbſtſucht. Dieß wirkte. Calvin erkannte in der Einladung Farels einen Ruf Gottes, und blieb.

Ehe wir indeſſen die Wirkſamkeit Calvins betrachten, müſſen wir erſt einen kurzen Blick auf die Geſchichte der Reformation in der franzöſiſchen Schweiz und in Genf werfen *).

Sie erinnern ſich, daß W. Farel, nachdem er 1524 Baſel verlaſſen, ſich nach Aelen (Aigle) begab, das unter Berniſcher

*) Vergl. hierüber vorzüglich Kirchhofers Leben Farels. Bd. I. S. 166. ff. und Bd. II., und Ruchat, histoire de la Réformation de la Suisse.

Herrschaft stand. Sowohl hier, als in andern Gegenden der französischen Schweiz, namentlich in Neufchatel, Murten, Avenches, Orbe, Granson u. s. w., wirkte Farel in Verbindung mit seinen Freunden zur Verbreitung der Reformation. Selbst etwas von heftigem Charakter, fand er auch heftigen Widerstand. Ueberhaupt zeigt sich uns auffallend in der Geschichte der französischen Schweizerreformation der Unterschied des Nationalcharakters. Wenn es auch in der deutschen Schweiz zu heftigen Ausbrüchen, ja zum eigentlichen Treffen kam, so nahm doch die Leidenschaft der Parteien nie diese tumultuarische Richtung, wie in den Gegenden französischer Zunge. Heftige Schimpfreden, persönliche Mißhandlungen, oft auch Geschrei und Lärm um nichts begegnen uns hier häufiger, und namentlich nehmen auch die Frauen an den Raufereien thätigen Antheil. Wenn auch nicht das gleiche Schauspiel, wie in den kleinern Städten der französischen Schweiz, so zeigt sich uns doch ein ähnlicher heftiger Kampf der Leidenschaften in dem damals schon bedeutenden Genf. Diese Stadt befand sich damals in dem Zustande politischer und kirchlicher Gährung zugleich *). Schon seit langer Zeit gewöhnt an die Kämpfe zwischen den Bischöfen und den Grafen von Genf, zwischen welchen die Bürgerschaft in der Mitte stand, hatte diese, ihrer Mehrzahl nach, sich aufs bestimmteste gegen den Bischof aus dem Hause Savoyen erklärt. An der Spitze der politischen Faction stand ein gewisser Berthelier, und zu gleicher Zeit hatte Franz Bonnirard, Senior zu S. Victor, zuerst die neuern Glaubensgrundsätze vorgetragen, die bei vielen Gemüthern Eingang fanden. Noch bestimmter aber sprach sich die protestantische Richtung aus, seit Farel, in Begleitung seines Freundes Anton Saunier, 1532 dahin gekommen war. Mit Empfehlungen von Bern versehen, suchten sie ein Verband mit den deutsch-reformirten Kirchen der Schweiz zu bewerkstelligen. Allein der Einfluß der bischöflich gesinnten Geistlichkeit war noch zu groß, als daß die weltliche Regierung sie hätte schützen können. Farel und Saunier

*) Vergl. Spon, histoire de Genève. 4 Voll. Genève 1730., und Bretschneider a. a. O. S. 41. ff.

verließen auf einige Zeit die Stadt. Unterdeſſen aber wirkten Anton Froment und Robert Olivetanus in ihrem Geiſte fort. Es kam zu heftigen Bewegungen, unter welchen zuletzt der Biſchof die Stadt verließ, über die er den Bann ſchleuderte. Farel und mit ihm Peter Viret, der nachmalige Reformator von Lauſanne, waren unterdeſſen wieder zurückgekehrt. Nun entwickelt ſich derſelbe Kampf zwiſchen dem Alten und Neuen, den wir unter andern Verhältniſſen auch anderwärts geſehen haben. Auch hier werden Religionsgeſpräche veranſtaltet, indem ein Doctor der Sorbonne, Furbity, das alte Syſtem gegen Farel vertheidigt; auch hier nimmt das Volk einen lebhaften Antheil am Kampfe.

Schon war durch ein Edict vom 27. Auguſt 1535 die Genfer Reformation eingeführt, und nur fehlte es noch an deren weiterer Begründung, als eben Calvin dahin kam, mitten in die Gährung hinein. Seine Aufgabe war alſo nicht ſowohl, die alten Mißbräuche anzugreifen, die großentheils ſchon beſeitigt waren, als neue zu verhüten, nicht ſowohl, die Reformation einzuführen, als ſie zu erhalten. Darin liegt aber auch Calvins eigenthümliche Stellung, daß er nicht ſowohl negativ aufräumend, als poſitiv befeſtigend verfuhr, ſo daß, wenn irgendwo das Reformatoriſche zum Revolutionären in einen ſchroffen Gegenſatz tritt, es bei ihm der Fall iſt.

Calvin, um hier ſein Bild uns gleich vor Augen zu ſtellen, war von mittlerer Größe, feinem Wuchſe, einem länglichten, blaſſen, hagern Geſicht, das durch den langen, zugeſpitzten Bart das Anſehn eines finſtern, geſpannten Ernſtes erhält. Feurige, durchdringende Augen, eine gebogene Naſe, eine hohe Stirn paſſen nicht übel zu dem geiſtigen Bilde, das Joh. von Müllers Meiſterhand uns in folgenden Zügen entwirft *): „Er „hatte den Geiſt eines alten Geſetzgebers, ein Genie und Eigen„ſchaften, welche ihm zum Theil unverkennbare Vorzüge gaben „und Fehler, die nur das Uebermaaß der Tugenden waren, ver„mittelſt deren er ſein Werk durchſetzte. Auch er hatte einen

*) Siehe deſſen allgem. Geſchichte III. S. 14. und vergl. J. G. Müllers (des Bruders) Reliquien Bd. IV. S. 120.

„unermüdeten Fleiß in ſtandhafter Hinſicht auf einerlei Zweck,
„eine unerſchütterliche Feſtigkeit in Grundſätzen und Pflichten in
„ſeinem Leben, und ſterbend den Ernſt eines altrömiſchen
„Cenſors.“ — Und in dieſer cenſoriniſchen Strenge erblicken wir denn Calvin allerdings fortwährend. Wir dürfen bei ihm nicht das deutſche Gemüth eines Luthers ſuchen, das mitten unter den Kämpfen wieder aufgeräumt iſt zu trauten Scherzen, und das bei aller ſonſtigen Verſchiedenheit auch Zwingli mit Luther gemein hat. Verſtand und Wille, dieſe beiden Kräfte der Seele, ſind bei ihm durchaus vorherrſchend. Dieß zeigt ſich auch in ſeiner religiöſen Eigenthümlichkeit. Strenge in den dogmatiſchen Begriffen und Strenge in den ſittlichen Grundſätzen ſind die hervorragenden Elemente, während das Gemüthliche bei ihm zurücktritt. Nicht daß wir Calvin das Gemüthsleben abſprechen wollten. Aber es war auch hier mehr die verzehrende Flamme eines für Gottes Ehre brennenden Eifers, als die ſtille Gluth einer ſanften Begeiſterung, was ſeinen andächtigen Gefühlen den höhern Schwung zu geben ſchien. Auch ihm fehlte es nicht an der hohen Macht der Liebe, die ſich hin zu geben und zu opfern weiß, — ſein ganzes Leben war ja ein beſtändiges Opfern und ſich Aufreiben für andere. Aber wenn der Glaube ſeiner wahren Natur nach allerdings die Grundlage dieſer Liebe iſt, ſo tritt, wie ſchon früher gezeigt iſt, die Glaubensanſicht und der mißverſtandene Glaubenseifer auch wieder hemmend dieſer Liebe entgegen, und es kann ſich dann auch in der Denkweiſe der Hochbegabten eine Härte und Schroffheit des Sinnes erzeugen, die bei ſonſtigen reichen Anlagen des Geiſtes und Gemüths etwas doppelt Störendes hat. Und wirklich verletzt Calvins Härte, die er gegen Einzelne bewies, faſt noch mehr, als Luthers Starrſinn im Abendmahlsſtreite; denn wenn es Luther auch im ſchlimmſten Falle beim Schelten und Poltern ließ gegen die Andersdenkenden, ſo nimmt die Heftigkeit Calvins eine ſchneidende Geſtalt an, die den Gegner bis zum Scheiterhaufen verfolgt. Achten Sie es indeſſen nicht, als ob ich damit ein übles Vorurtheil gegen Calvin erwecken möchte. Wir müſſen, um nicht ungerecht zu werden gegen ihn, uns ganz auf den eigenthümlichen Kampfplatz des Mannes und in ſeine Umgebun-

gen verſetzen. Calvin hatte einen ſchweren Stand. Es war nicht das ruhige, ſinnige Volk der Sachſen, noch das der deutſchen Schweizer, auf deren mehr oder weniger phlegmatiſche Natur Calvin wirken ſollte, ſondern eine leidenſchaftlich aufgeregte, von Parteiungen aller Art heftig entzündete, in Gährung geſetzte Maſſe. Schneller und gewaltiger, als irgendwo, theilte ſich bei dem vorhandenen Brennſtoff die Flamme der Leidenſchaft mit. Calvin ſtand auf einem unterhöhlten Vulkane; die Lava brannte unter ſeinen Füßen. Die von ihrer unſittlichen, fanatiſch-revolutionären Geſinnung ſo geheißenen Libertiner, denen ſeine ſtrengen Maßnahmen gegen das eingeriſſene Sittenverderben gewaltthätig erſchienen, waren es zunächſt, die ihm einen bittern Kampf bereiteten. Wie allen unruhigen Köpfen, war ihnen die Anarchie willkommen zu Erfüllung ſelbſtſüchtiger Zwecke. Sie haßten den Mann, der den Sturm zu beſchwören kam, bei welchem ſich ſo bequem im Trüben fiſchen ließ. Sie ruhten nicht, bis ſie ſein Anſehn geſtürzt hätten. Ein äußerer Anlaß bot ſich dar, Calvin und ſeine Freunde dem Volke verdächtig zu machen, das gern an den alten Gebräuchen hängt. Die Gegner Calvins verklagten ihn und Farel, daß ſie willkürliche Neuerungen im Cultus eingeführt hätten und ohne Noth abwichen von dem in Bern üblichen Gottesdienſt. Und in der That waltete hier einige Verſchiedenheit. Vielleicht war Farel in ſeinem Reformationseifer zu weit gegangen, wenn er z. B. auch die Taufſteine abſchaffte, und außer den Sonntagen gar keinen Feſttag wollte gelten laſſen. Zu dem bediente man ſich in Genf des geſäuerten, in Bern des ungeſäuerten Brotes im Abendmahl. Eine Synode von reformirten Predigern zu Lauſanne ſuchte hierin zu vermitteln, und es könnte allerdings ſcheinen, als ob Farel und Calvin klüger gethan hätten, in ſolchen Mitteldingen nachzugeben, als den Zwieſpalt länger zu unterhalten. Allein Calvin, der nun einmal die Ueberzeugung hatte, daß es nicht ſowohl die Liebe zum Frieden ſei, als ein frevles Spiel der Gegner, was zu dieſen Irrungen Anlaß gegeben habe, wollte ſich in den Befehl der weltlichen Regierung nicht fügen, die ihm den Beſtimmungen der Lauſanner Synode zu folgen gebot. Er beſtieg, ihrem Gebote zuwider, die Kanzel, und er-

klärte, daß das Abendmahl nicht könne gefeiert werden, so lange nicht in der aufgeregten Bürgerschaft eine würdigere Stimmung sich zu erkennen gebe. Lieber, als gegen sein Gewissen zu handeln, zog er vor, mit Farel die Stadt zu verlassen, und diesem Beispiele folgten noch andere Freunde die Reformation. Calvin schüttelte also den Staub von den Füßen, und begab sich wieder nach Basel, wo er jedoch nur kurze Zeit verweilte und dann nach Straßburg ging, das ihn mit offnen Armen aufnahm. Als Lehrer der Theologie und als Prediger an der reformirten Gemeinde französischer Flüchtlinge, die er selbst mit stiften half, fand er hier einen schönen Wirkungskreis. Hier verheirathete er sich auch mit der Wittwe eines ehemaligen Wiedertäufers, Idelette, mit der er 10 Jahre in der Ehe lebte, und von der er nur einen Sohn hatte, der ihm frühe starb; so daß Calvin durch schwächere Bande, als die übrigen Reformatoren, an das häusliche Leben geknüpft erscheint, während sein ganzes Wirken der öffentlichen Thätigkeit in Staat, Kirche und Wissenschaft zugewendet blieb. Auch aus diesem Umstande möchte sich manche Eigenthümlichkeit seines Charakters erklären lassen.

Bald sahen die Genfer ein, wie unrecht sie gethan hatten, Calvin von sich zu entlassen. Die Unruhen nahmen mehr überhand, und der schlaue Cardinal Sadoletus benutzte dieselben, um Genf in den Schooß der katholischen Kirche zurück zu bringen. Niemand war aber diesem Manne gewachsen, als Calvin. Ihn wünschten die Freunde der Ordnung, die Freunde des Lichts sehnlich zurück. Unterhandlungen wurden seiner Person wegen mit den Straßburgern angeknüpft. An Calvin aber war es jetzt, Bedingungen vorzuschreiben, und im Gefühl seiner Nothwendigkeit machte er strenge Bedingungen *). „Wollt ihr mich „in eurer Stadt haben", so ließ er sich gegen den Magistrat vernehmen, „so schafft die herrschenden Sünden weg. Meint ihr's „redlich mit meiner Zurückberufung, so verbannet die Laster, mit „denen ich nicht zusammen in euern Mauern wohnen kann. „Mit einer verfallenen Kirchenzucht und ungestrafter Frechheit

*) Siehe J. G. Müllers Reliquien IV. S. 114.

„im Böſesthun kann ich nicht zugleich haushalten. Nicht der „Papſt, nicht die Tyrannen, die nur außerhalb der Kirche wü„then, nein! Wolluſt, Schwelgerei, Meineide und dergleichen „Verbrechen, die meine Lehre öffentlich widerlegen und die Kirche „inwendig verdunkeln, dieſe ſind die Erzfeinde des Evangeliums. „Was hilft es, von außen die Wölfe abzuhalten, wenn die „Heerde durch anſteckende Seuchen von innen verzehrt und zu „Grunde gerichtet wird.“ — Die Bedingungen wurden eingegangen. Calvins Einzug in Genf, den 1. September 1541, glich einem Triumphzug. Von jetzt an war er der gefeierte Mann der Republik, der politiſche, religiöſe, moraliſche Dictator. Aber auf ſeinen Schultern lag auch die ganze Laſt. Ein Presbyterium ward niedergeſetzt, an deſſen Spitze er ſtand, eine Confeſſion *) und ihr gemäß eine ſtrenge Sittenzucht eingeführt. Die Gewalt des Bannes erſtreckte ſich bis in das Innerſte der Häuſer, und trat mit inquiſitoriſcher Härte der Freiheit der Gewiſſen zu nahe. Ein idealer, dem Princip des Proteſtantismus vollkommen angemeſſener Zuſtand war dieß freilich nicht, und es iſt auch wohl ſchon von Freunden und Feinden deſſelben gefragt worden, ob Calvins Vorherrſchen nicht ſelbſt wieder ein neues Papſtthum geweſen? **) Das war es wohl nicht ganz, wenn man nicht übertreiben und weſentliche Unterſchiede überſehen will. Allerdings war der Zuſtand der Kirche in Genf ein ſolcher, daß das Vorwalten einer großen ſittlichen Perſönlichkeit vor einer mehrentheils verdorbenen Mitwelt an ähnliche Zeiten erinnern mag, wie an die Gregors VII. und ſeiner Stellung zum Abendlande ***). Indeſſen iſt doch auch wieder ein großer Unterſchied nicht zu verkennen. Die reinere evangeliſche Geſinnung Calvins trug über die Anwandlungen perſönlicher Herrſchſucht einen entſchiedenern Sieg davon, wenn auch die Verſuchung

*) Dieſe war ſchon früher, 1536, angenommen worden.

**) Maimbourg, histoire du Calvinisme I. p. 114. nennt Calvin den Chalifen von Genf; ſiehe Bretſchneider a. a. O. S. 21.

***) Merkwürdig ſtimmt auch die Charakteriſtik dieſes Papſtes, die wir oben aus Johann von Müller mitgetheilt haben (Vorl. 2. Bd. I. S. 40.), mit der eben angeführten Schilderung Calvins von demſelben Schriftſteller.

gleich groß gewesen wäre. Aber auch die Zeit war durch die eigenen Bemühungen der Reformatoren schon zu weit fortgeschritten, als daß eine neue Hierarchie im Hildebrandischen Sinne, von deren Begründung Calvins Absicht gewiß weit entfernt war, hätte Platz greifen können. Immerhin sehen wir aber auch hier, wie schwer oft der Uebergang aus einer alten Zeit in eine neue wird, welchen Gefahren dabei auch die Besten und Edelsten ausgesetzt sind, und wie den Fortschritten des menschlichen Geistes augenblickliche Hemmungen und Rückschritte drohen, bis der volle Sieg des Guten errungen und das vorgesetzte Ideal nach allen Seiten hin verwirklicht ist.

Vierundzwanzigste Vorlesung.

Der Calvinismus in seinem Verhältniß zum ältern Protestantismus von Luther und Zwingli. Servets Tod. Weitere Ausbreitung der Reformation in Europa. Rückwirkung auf den Katholicismus. Tridentinum und Jesuiten. Charakter der Reformation und ihr Einfluß auf die verschiedenen Gebiete des Lebens. Schluß.

Calvins Persönlichkeit, mit der wir uns am Schlusse der vorigen Stunde beschäftigt haben, steht in genauem Zusammenhange mit seiner Lehre und seinem Systeme. Wir können diese hier nicht in ihrem weitern Zusammenhange vortragen, und müssen uns für unsern Zweck mit dem begnügen, was ich über die protestantische Lehre im Allgemeinen in der vorletzten Stunde bemerkt habe. Ich habe schon damals aufmerksam gemacht, daß Calvins Ansichten über gewisse dogmatische Puncte von denen Zwingli's und auch wohl Luthers abwichen, obwohl er in der Hauptsache mit ihnen einverstanden war. Das Eigenthümliche seiner Lehre bestand besonders darin, daß er mit einer scharfen Consequenz, zu der ihn sein ausgezeichneter Verstand hintrieb, die Lehre von der Gnadenwahl bis dahin verfolgte,

wo ſie etwas Abſtoßendes erhält für das menſchliche Gefühl. Es iſt mit der dogmatiſchen Conſequenz eine eigene Sache. Streng genommen, ſoll man freilich immer conſequent ſein, und wenn die Vorderſätze eines Syſtems richtig ſind, ſo müſſen es auch die Schlußſätze ſein, welche aus den Vorderſätzen abgeleitet werden. Allein es gilt dieß denn doch nur da, wo man die Sätze in ihrer ganzen Schärfe faſſen kann, wo ein Satz wirklich nichts mehr und nichts weniger ausſagt, als was er ſagen ſoll, wo er gleichſam eine mathematiſche Größe iſt, eine Zahl. So iſt es aber nicht immer mit den religiöſen Wahrheiten. Ein religiöſer Satz hat oft ſeine beſtimmte Wahrheit für das Gefühl, weil dieſes in ſeiner richtigen Stimmung das erſetzt und ergänzt, was dem Buchſtaben des Bekenntniſſes fehlt; aber für den Verſtand läßt er ſich nicht vollkommen befriedigend ausdrücken. Unſere religiöſe Sprache iſt unvollkommen, häufig bildlich, ſymboliſch, und wir ſagen, indem wir die rechte Gefühlsſtimmung in einen Verſtandesſatz bringen wollen, bald zu viel, bald zu wenig *). So wie nun ein einzelner Begriff, in ſeiner Abgezogenheit gefaßt, über das Maß dieſer wahren Stimmung hinaufgeſchraubt wird, ſo geht es ihm, wie der überſpannten Saite, welche ſpringt, ſtatt anzuklingen.

So war es mit der Prädeſtination. So lange man ſich bei dem Gefühle begnügte, wir ſind allzumal Sünder, und was wir Gutes haben, das haben wir von Gott, der aus lauter Gnade es uns darreicht; wir ſollen alſo Gott danken für die Liebe, womit er uns erlöſt hat u. ſ. w., ſo lange war das ächte, religiöſe Gefühl befriedigt, und gern verzichtete der Verſtand dar-

*) Dieſe eigenthümliche Natur der religiöſen Erkenntniß iſt noch viel zu wenig im Leben anerkannt, und es bedarf einer tüchtigen Geiſtesarbeit, die jeder bei ſich ſelbſt vollziehen muß, wenn ſie dem nach Wahrheit ringenden Gemüth klar werden und ihm die Befriedigung geben ſoll, die es ſucht. Und doch iſt dieſe pſychologiſche Selbſtverſtändigung über die heiligſten Güter, über die des innern Lebens, unerläßlich, wenn wir in dem Streit über poſitive Dogmen einen ſichern Halt gewinnen, und nicht bei der ſchon herrſchenden babyloniſchen Sprachverwirrung eine Beute des Aberglaubens oder Unglaubens werden wollen. Die beſſere neue Theologie der Deutſchen arbeitet jedoch dieſem ſchönen Ziele durch das Organ ihrer rüſtigſten Schüler erfreulich entgegen, wodurch ſie zugleich am ſchönſten das Andenken ehrt an einen ihrer heimgegangenen Meiſter.

auf, zu erkennen, wie die Erwählung der Einzelnen mit Gottes Abſichten und ſeinem ganzen Weltplane zuſammenhange. Genug, daß jeder die Gnade praktiſch an ſich erfahre, ſich demüthige und Gott die Ehre gebe.

Allein Calvin wollte dabei nicht ſtehen bleiben. Nicht zufrieden, von den wohlthätigen Strahlen der Sonne erwärmt zu werden, wollte er, dem Adler gleich, feſten Auges in ihr verzehrendes Licht ſchauen; den Fels wollte er erklimmen, der weit über den beſchränkten Geſichtskreis der Menſchen hinaus in die Wolken ragt, wenn gleich droben auf ſeiner nackten Höhe alle Vegetation aufhört und kein heilſames Kraut da zu finden iſt für unſer dermaliges Bedürfniß. Und ſo ward er denn durch ſeine furchtbare Conſequenz dahin getrieben, zu behaupten, daß Gott von Anbeginn nur eine beſtimmte Zahl von Menſchen aus der verdorbenen Maſſe herausgehoben und zum ewigen Leben erwählt, während er die andern der ewigen Verdammniß zu überlaſſen beſchloſſen habe. Nichts kann nach ihm der Menſch thun, dieſem ewigen Rathſchluſſe Gottes ſich zu entziehen. Nicht im geringſten entgegenkommen kann er der Gnade, noch kann der, welcher einmal von ihr ergriffen iſt, wieder aus ihr herausfallen. Daß Gott nur einige erwählt nach freier Willkür, iſt keine Ungerechtigkeit; denn eigentlich haben ja alle durch die Erbſünde die Verdammniß verdient, und ſo iſt es nur eine ganz beſondere Güte, wenn Gott an den einen ſeine Gnade erweiſt, während er an den andern ſeine Gerechtigkeit offenbart.

Lange wollte dieſer Satz von der abſoluten Prädeſtination den einfachen Gemüthern nicht zuſagen, wenn auch eine gewandtere Dialektik ihn vertheidigen zu können glaubte. Allzuſehr empörte ſich dagegen eine Stimme im Innern, die wohl nicht die Stimme der Selbſtgerechtigkeit und des Stolzes allein war, wie Calvin glaubte, ſondern das geſunde, ſittliche Gefühl, von dem ſich keiner losmachen kann, und deſſen Regungen Calvin ſelbſt nachgab auf dem praktiſchen Gebiete. Aber wie einſt die hohe Perſönlichkeit Auguſtins jeden Widerſpruch in dieſer Hinſicht zum Schweigen gebracht hatte, ſo auch die Calvins, der durch ſeine gründliche Gelehrſamkeit, durch ſeinen Scharfſinn, den er in der Schrifterklärung bewies, durch ſeine hinreißende Beredſamkeit und

durch ſein Achtung gebietendes apoſtoliſches Leben die Mit- und Nachwelt beherrſchte.

Wenn nun bisher die Reformirten ſich nur in der Abendmahlslehre von den Lutheranern unterſchieden, und ſich auch hierin mehr auf das Negative beſchränkten, ſo ruhte dagegen Calvin nicht, bis er auch die deutſchen ſchweizeriſchen Theologen, namentlich Bullinger in Zürich, für ſeinen Lehrbegriff gewonnen hatte. Und ſo machte ſich denn ſein Einfluß mehr und mehr bei den ſpätern Bekenntnißſchriften der reformirten Kirche geltend, namentlich bei der von Bullinger verfaßten, 1560 herausgegebenen helvetiſchen Confeſſion*). In der Lehre vom Abendmahl ſuchte Calvin zu vermitteln, indem er zwar, gleich wie Zwingli, die leibliche Gegenwart Chriſti in demſelben läugnete, die geiſtige Gegenwart aber noch beſtimmter behauptete, als er, oder wenigſtens ſich auf eine Weiſe darüber ausdrückte, daß auch derjenige ſich befriedigt finden konnte, der etwas mehr, als ein bloßes Gedächtnißmahl, an dieſer heiligen Handlung haben wollte. Die Mittel, wodurch Calvin ſeiner Lehre und ſeinen Grundſätzen zunächſt in Genf, dann aber auch in den übrigen reformirten Kirchen Eingang zu verſchaffen ſuchte, waren öfters ſtreng und rückſichtslos, wie ſein Dogma. Seine Lebensanſicht war ganz entſprechend ſeiner Glaubenslehre. Ein frommer Lutheriſcher Theolog des vorigen Jahrhunderts, der Prälat Bengel, pflegte, freilich etwas ſcharf, zu ſagen**): „Die Menſchen ſind häufig ſo, wie ſie ſich Gott vorſtellen. Die Reformirten aber haben zu Folge der Prädeſtinationslehre einen deſpotiſchen Gott.“ Und daraus erklärte er ſich denn auch das Deſpotiſche, Rigoroſe in der Calviniſchen Kirchenverfaſſung. Es iſt etwas an dieſer Bemerkung, wenn gleich der Ausdruck deſpotiſch zu ſtark ſein dürfte. Es iſt nämlich nicht zu verkennen, daß ſich in der Calviniſch-reformirten Kirche ein gewiſſer Rigorismus in ſittlichen Dingen feſtgeſtellt hat, der noch weiter, als die Sitte der Lutheraner, ſich von der Heiterkeit des katholiſchen Lebens entfernt. Wie ſchon in Sachen des Cultus die Lutheriſche Kirche der Sinnlichkeit ein

*) Doch trägt dieſe die Lehre von der Erwählung ſehr behutſam vor.

**) Siehe Bengels Leben von Burk. S. 603.

noch größeres Feld einräumte, als die reformirte, so nahm sie es auch mit gewissen Gebräuchen des Lebens, die an sich unschuldig sein können, weniger genau, als die reformirte. Luthers Urtheil über den Tanz z. B. ist Ihnen noch erinnerlich *). Er sah darin durchaus nichts Böses; nur in dem Mißbrauch. Calvins censoriniſche Strenge verbannte alle weltlichen Vergnügungen aus der christlichen Republik. So sollte nach ihm und Farel es nicht einmal der jugendlichen Braut an ihrem Ehrentage gestattet sein, in reicherem Schmuck und Kopfputz, als gewöhnlich, vor den Traualtar zu treten; denn wörtlich nahmen sie die Vorschrift des Apostels Petrus (1 Petr. 3, 3.), daß der Schmuck des Weibes nicht bestehen dürfe in künstlichem Haarflechten und Goldumhängen **). Diese einseitige und etwas frostige, den Duft des Lebens verwischende, alle Poesie verdammende Moral bildet das andere Extrem zu dem einen, das wir früher in der katholischen Kirche kennen gelernt haben ***). Zwischen beiden steht die Moral eines Luther und Zwingli in der gesunden Mitte. Beide hatten, wiewohl in verschiedenem Maße, poetische Gemüther, wie schon ihre Vorliebe zur Musik zeigt; bei Calvin schien aber die süße Macht des Gesanges und der Harmonie gänzlich zu fehlen †). Am meisten hat sich das sittliche Extrem des Calvinismus, der moraliſche Rigorismus, in der puritaniſchen Kirche ausgesprochen, und sich später wieder in dem Methodismus und dessen verschiedenen Formen abgelagert.

Doch nicht die strenge Sittenzucht allein, wozu unter anderm auch eine übertriebene Strenge der Sabbathsfeier gehört, war im Gefolge der Calviniſchen Lehre, sondern noch ein anderer

---

*) Siehe Vorl. 19.

**) Siehe Kirchhofers Farel I. 238. Etwas nachsichtigere Urtheile Calvins über Kartenspiel und Theater führt Bretschneider an. Reformationsalmanach S. 105. 106.

***) Vorl. 5. (Thl. I. S. 100. ff.).

†) „Calvin scheint keine Anlage für die schönen Künste gehabt zu „haben; er war weder Dichter, noch Liebhaber der Musik, wie Luther „und Zwingli; darum steht er auch beiden an Gemüthlichkeit nach.... „Er war nicht, wie Luther, Redner und Sänger des Volks, sondern „wirkte mehr durch seine Gelehrsamkeit und musterhafte Sitten, mehr auf „die Gebildeten, als auf die Rohen.“ Bretschneider a. a. O. S. 29.

ten, wurden durch seinen Einfluß aus
gewisser Bolsek, der sich in die Lehre
finden konnte, und so der geistreiche S
der in manchen Puncten freier dachte, a
endlich, seines Aufenthaltes in Genf üb
Zuflucht fand. Keiner aber ist ein so sch
toleranz geworden, als Michael Ser
nicht auf Calvins Anstiften allein, doch g
Autorität, den 27. Oct. 1553 zu Genf öff

Michael Servet (Servedo), von
seines Berufs ein Arzt und gleiches Alt

---

*) Castellio (geb. 1515), ein armer Savoy
Kraft seines eigenen Genies aus dem Schmutz
porgearbeitet. Durch Calvin selbst hatte er ei
erhalten. In der Folge gerieth er mit ihm in
ten, besonders auch wegen des Hohenliedes, de
deutung zuschreiben wollte, wie Calvin. Dieser
gabe seiner Bibelübersetzung Hindernisse in den
nicht eigentlich direct vertrieb, so sah er doch
und gab ihm ein kaltes Zeugniß mit. Zu Bas
der größten Dürftigkeit, und fischte das herbeige
Rheine auf, um seiner zahlreichen Familie Unter
edle Buchdrucker Oporin gab ihm Arbeit und B
Professor der griech. Sprache u. starb 1563. S

denſelben bereits in Paris kennen gelernt, und war ſchon dort mit ihm in Streit gerathen. Auch hatte er ſchon früher in Baſel dem Oekolampad ſeine Anſichten mitgetheilt, der ihn ernſtlich und väterlich vor den Gefahren der Irrlehre warnte, in die er ſich ſtürze. In Italien fand er indeſſen Gleichgeſinnte, wo ſich ſchon längere Zeit unter gewiſſen Leuten eine Anſicht ausgebildet hatte, die nachher durch den Anhang, welchen ihr die beiden Socine (Lälius und Fauſtus) zu verſchaffen wußten, als die Socinianiſche in der Kirche bezeichnet wurde.

Wir haben nämlich ſchon bemerkt, daß die Lehre von der Dreieinigkeit, wie ſie auf den alten Synoden beſtimmt wurde, auch von den Reformatoren angenommen ward, und daß hierüber kein Streit mit den Katholiken war. Nun aber glaubten Servet und ſpäter die ihm gleich geſinnten Socine, daß man in dem Proteſtantismus auch noch weiter gehen und auch dieſe Lehre, welche der Vernunft zu widerſprechen ſchiene, in den Kreis der Unterſuchung ziehen dürfe. Es kam ihnen vor, daß die bibliſchen Ausdrücke von der Gottheit des Sohnes und des Geiſtes anders zu faſſen ſeien, als die katholiſche Kirche ſie erklärte. Sie meinten, nur Gott dem Vater könne im höchſten Sinne das Prädicat Gott zukommen, dem Sohn und Geiſt nur in einem bedingten. Bekanntlich waren darüber in den älteſten Zeiten Streitigkeiten geweſen, und daß man nun ſeit Jahrhunderten die damals durch die Concilien verurtheilten Meinungen der Arianer und Sabellianer*) als ketzeriſch anzuſehen gewohnt war, das ſchien dem Servet noch kein Beweis von der Irrigkeit derſelben. Mag es auch ſein, daß er im Vortrag ſeiner Zweifel es an der gehörigen Beſcheidenheit mangeln ließ, mag er auch Lehren vorſchnell verworfen haben, deren tiefere Bedeutung er nicht erkannte, das Recht der Prüfung mußte ihm geſtattet werden, und geiſtige Waffen waren es allein, mit denen die beſſer Erleuchteten der Zeitgenoſſen ſeinen Irrthum hätten bekämpfen ſollen. Aber ſo dachte man damals nicht. Nicht von Calvin allein, von den meiſten Theologen und Staatsmännern der Zeit wurde Servets

*) Servet ſchien eher der Sabellianiſchen, als der Arianiſchen Anſicht zugethan. Calvin ſelbſt wurde früher des Arianismus beſchuldigt. Siehe Kirchhofers Farel 1. S. 226—232.

erste gegen die Wiedertäufer noch me
ßen*). Es war, als ob die Macht de
die Reformation bereits glücklich befe
auf einen Augenblick dadurch am furc
len, daß sie die Freigewordenen, ja
in ihr Netz zog, und Scheiterhaufen
in der protestantischen Kirche. Was
vorgeworfen, „mit dem Tode lösen sie
rel witzig bemerkte, „in der römischen
ster der unüberwindliche Doctor der Th
nicht mehr widersprechen könne," das l
testanten selbst in diesem Falle anwend
Calvin allein, sondern auf alle die, we
abgegeben haben; denn auch die eingeholt
sterkirchen zu Zürich, Schaffhausen und
desstrafe aus, und selbst Melanchthon, d
bige, wagte es nicht, das Verfahren zu
gen, was würden Luther und Zwingli da
glaub' ich, daß sie es gebilligt hätten.
es solche, die darin eine Gewaltthat erka

*) So ward Conrad in Gassen zu Base
Bern hingerichtet, beide als Gegner der Drei
**) Doctor irrefragabilis. Vgl. Kirchh

so treffliche Schüler Calvins, Theodor Beza, sich genöthigt sah, in einer eigenen Schrift den Grundsatz zu vertheidigen, daß man Ketzer am Leben strafen dürfe.

Doch das blutbefleckte Blatt soll nicht das letzte sein, mit dem wir die Reihe der Reformationsbilder beschließen. Noch bleibt uns übrig, den Blick ins Weite zu tragen, und den fernern Fortgang der Reformation in Deutschland und dem übrigen Europa kürzlich zu verfolgen. Indessen bietet sich uns auch hier nicht lauter Erfreuliches dar. Mit dem Tode Luthers war in der Geschichte der deutschen Reformation eine bedeutende Epoche eingetreten. Der Schmalkaldische Krieg brach aus (1547), und in die Wunden, welche dieser Krieg schlug, zeichnete sich dieselbe Lehre tief ein, welche sechszehn Jahre zuvor den Schweizern in ihrem Religionskriege (1531) gegeben worden war, die Lehre nämlich, welche Luther so häufig tauben Ohren gepredigt, daß bei dem Kampfe um himmlische Güter das Schwert nicht treten dürfe an die Stelle des Worts. Aber freilich der Kampf selbst war auch nicht mehr rein ein Kampf um das Himmlische *). Immer mehr wurde die Stellung des Schmalkaldischen Bundes zum Reichsoberhaupte eine politisch-bedeutsame, und das Kirchliche trat so sehr zurück, daß wir selbst einen protestantischen Fürsten, den Herzog Moritz von Sachsen, in des Kaisers Dienste treten sehen gegen die Protestanten. Aber auch die Häupter des Schmalkaldischen Bundes beschlich das Menschliche nur allzusehr, und das Privatinteresse machte sich geltend neben dem Eifer für den Glauben. Die Uneinigkeit der Führer verdarb vieles, und entscheidend war die unglückliche Schlacht von Mühlberg, in welcher Johann Friedrich um seine Freiheit und um die Kurwürde kam, die an Moritz übertragen ward. Eben so gerieth der Landgraf Philipp von Hessen, und zwar auf treulose Weise, in die Gefangenschaft des Kaisers. Alle Hoffnungen des Schmalkaldischen Bundes waren mit einem Schlage vernichtet, und den Religionssachen stand eine mächtige Reaction bevor. Das vom Kaiser vorgeschlagene Augsburger Interim, an welchem

*) Der Kaiser selbst suchte in seinem Manifest den Schein eines Religionskrieges zu vermeiden. Der Papst aber bewilligte nur unter der Bedingung eines solchen die Subsidien.

der, von der wir bisher noch wenig g
spätere Zeit hineinerstreckt. Allein da
eine vollständige Geschichte zu thun wa
das Princip und Wesen der Reforma
schen Geistes an der Geschichte anscha
ten wir uns füglich auf die beiden Lä
chen die Pflanze zuerst Wurzel gefaßt,
chen Boden gefunden hat, von dem sie
den Boden ist versetzt worden.

Nur flüchtig werden wir also jetzt n
formation durch Europa nachschauen, und
rückwerfen auf die alte Kirche, von der sie

Wir haben schon früher bemerkt, daß
nische Schule es war, die auf den Protes
reich, in den Niederlanden, in England un
während das Lutherthum sich von Deutschl
mark und Schweden ausdehnte, in Polen u
beide Formen neben der ältern der böhmisch
sehn zu verschaffen suchten.

---

*) Die Katholiken waren Julius Pflug und
Protestant Nic. Agricola, den Luther Meister G

Die Verbindung Calvins mit Frankreich ist sehr natürlich, da er selbst Franzose war und früher unter seinen Landsleuten gelebt hatte. Fortwährend blieb auch seine Theilnahme den Glaubensbrüdern in Frankreich zugewandt, mit denen er, so viel er konnte, die Verbindung unterhielt. Sein Schüler, Theodor Beza, half redlich zur Erbauung der Gemeinden mit, und that sich besonders auf dem Religionsgespräch zu Poissy (1561) hervor.

Auch für die Niederlande war Beza thätig. Mit wie vielen Schwierigkeiten die neue Lehre hier zu kämpfen hatte, ist schon früher angedeutet. Wer zählt die Opfer, die unter der Statthalterin Margaretha, wer die, welche unter Alba fielen? Die aus dem Drucke sich endlich emporringende Freiheit konnte nur unter krampfhaften Zuckungen ans Tageslicht treten, wie jeder von Ihnen aus der lebendigen Darstellung weiß, die Schiller uns hinterlassen hat. Aber das Traurigste von allem ist, daß, als kaum das Joch der alten Knechtschaft abgeschüttelt war, ein neues auferlegt werden sollte. Die vorhin berührte strenge Prädestinationslehre Calvins, welche auf der Synode zu Dortrecht (1618) in ihrer abschreckendsten Form war ausgesprochen worden, gab jetzt zu fast eben so vielen Verfolgungen Anlaß, als früher die katholische Inquisition im Lande, indem Moritz von Oranien schonungslos gegen die milder gesinnten Arminianer und Remonstranten verfuhr.

Eigenthümlich in ihrer Art und ebenfalls mit blutigen Denkmalen besetzt ist die englische Reformation. Sie wissen, wie Heinrich VIII. mit allen Kräften sich Luthern entgegengesetzt, und sich mit ihm in einen persönlichen Streit eingelassen hatte, und doch war er es am Ende, der den ersten Schritt zur Reformation in seinem Lande that; freilich mehr von Selbstsucht geleitet und vom Hasse gegen den Papst, als von klarer Ueberzeugung und reiner Liebe zum Evangelium. Weil Papst Clemens VII. die Ehescheidung von seiner Gemahlin Katharina von Aragonien nicht zugeben wollte, die er einzig darum wünschte *), um seine Leidenschaft für die nachmals selbst

*) Heuchlerischer Weise ward die zu nahe Verwandtschaft vorgeschützt, weil Katharina seines Bruders Wittwe war.

rere [illegible], [illegible]
worden, und so bildete sich ein Lehr
hält zwischen Lutherthum und streng
berühmten 39 Artikeln ist derselbe
dem Katholicismus ward in Beziehu
sung eine möglichste Ausgleichung ve
Liturgie sich noch weit mehr, als der
den äußern Formen befreundete,
sich hier in der ältern kirchlichen Be
anders gestalteten sich dagegen die V
Hier trat in der Gestalt des Presby
mus die Calvinische Form am s
Knox*), ein eifriger Anhänger Calvi
fer Gemüthsart, predigte gewaltig g
betrieb den Sturz desselben unter den
nen die unglückliche Maria Stuart
chen Entartungen des Protestantismu
Richtung geführt hat, und wie hier n
natismus sich häufig zum religiösen g
gedeutet worden. Wie diese Richtung

*) Vergl. Chr. Niemeyer, Leben J
rien. Leipz. 824.

wieder auf England zurückwirkte, und die blutigen Bürgerkriege unter den Stuarts hervorrief, dieß und das Zeitalter Cromwells gehört nicht mehr in den Bereich unserer Darstellung, so belehrend es auch sein dürfte, gerade hier zu zeigen, zu welchem Zerrbilde die Reformation verunstaltet werden kann, wenn sie unter den Händen der Radicalen zur Revolution wird.

Nicht nur auf die auswärtigen Kirchen, auch auf die deutsche, ursprünglich Lutherische Kirche hat der Calvinismus zurückgewirkt. Dazu gab der noch immer fortdauernde Abendmahlsstreit Veranlassung. Mehrere Theologen Deutschlands glaubten sich mit Calvins Ansicht vom Abendmahl beruhigen zu können, da sie ihnen die rechte Mitte zu halten schien zwischen Luther und Zwingli; sie wurden aber deßhalb als geheime Anhänger Calvins (Kryptocalvinisten) verfolgt. Einige Fürsten jedoch traten selbst zu dieser gemäßigten Ansicht, und da man in ihrer Kirche diese nicht dulden wollte, vom Lutherischen zum reformirten Bekenntniß über. In der Pfalz wurde der Heidelberger Katechismus nach reformirten Grundsätzen bearbeitet; im Brandenburgischen, in Hessenkassel, in mehrern einzelnen Städten fand der Calvinismus eine Freistätte. In mehrern Gegenden bestanden Lutheraner und Reformirte neben einander, und besonders bildeten sich reformirte Gemeinden in Deutschland, z. B. in Frankfurt am Main und in Berlin, durch die aus Frankreich geflüchteten Hugenotten. Die Geschichte dieser Verfolgungen selbst von der Bartholomäusnacht (1572) bis zur Aufhebung des Edicts von Nantes (1685) und den Dragonaden unter Ludwig XIV. gehört einem spätern Zeitraume an, als dem der eigentlichen Reformationsgeschichte. Ueberhaupt aber will ich Sie verschonen mit einer Beschreibung der Greuel, welche von der alten Kirche im Namen der Religion verübt worden sind. Lieber wollen wir noch sehen, wie der bessere Geist der Reformation auch auf die alte Kirche zurückgewirkt hat, und auf die geistigen Waffen hindeuten, welche diese Kirche neben den leiblichen gebraucht hat und zum Theil noch gebraucht, um das Aufkommen der freiern Richtung in ihr zu hemmen, und die Reformation wo möglich auch auswärts rückgängig zu machen.

Unstreitig haben die Bewegungen, die Luther in Deutschland, Zwingli, Oekolampad und Calvin in der Schweiz und anderwärts hervorriefen, auch zum Theil reformatorisch auf die katholische Kirche reagirt, was die billigern Anhänger derselben selbst gestehen müssen. Daß die Kirche an vielfachen Gebrechen leide und einer Reformation bedürfe, das hatten ja die bessern der Päpste und die frömmern Bischöfe selbst eingestanden. Man arbeitete ja, wie wir in den frühern Vorlesungen gesehen haben, an einer Reformation lange vor Luthern. Was die Concilien von Constanz und Basel nicht zu Stande gebracht hatten, das, glaubte man noch immer, dürfte vielleicht auf dem Wege allgemeiner Kirchenversammlungen verwirklicht werden. Zu verschiedenen Malen haben wir auch im Verlauf der Reformationsgeschichte gesehen, wie auf dieses Concilium hin die Streitenden vertröstet wurden, und wie manche einflußreiche Männer, unter ihnen auch Erasmus, riethen, ein solches abzuwarten, ehe man weiter Schritte thäte. Es ist aber auch schon bemerkt worden, wie das Vertrauen in die Tüchtigkeit eines solchen Concils bei den Protestanten mit jedem Tage schwand, und wie daher Paul III. vergebens sie bewegen wollte, nach Mantua zu kommen, wohin er die Versammlung ausgeschrieben hatte. Endlich kam nach vielfachen Verzögerungen und mit häufigen Unterbrechungen das berühmte Tridentiner Concil zu Stande, seit 1545. Diese Synode wurde für die katholische Kirche überaus wichtig. So sehr man einerseits bemüht war, den Widerspruch gegen den Protestantismus sich klar zu machen, so sehr mußte es auf der andern Seite den Vätern daran gelegen sein, aus dem katholischen Lehrbegriffe alles das fern zu halten, was der Aberglaube des Volks hineingetragen und der Mißbrauch entstellt hatte. Die katholische Dogmatik erhielt somit ihre feste und erneuerte Gestalt, so daß der neuere Katholicismus noch immer auf das Tridentinum als auf seine eigentliche Grundlage zurückgeht. Wäre keine Reformation ausgebrochen, so wäre ein solches Concil noch lange nicht zu Stande gekommen, die Mißbräuche hätten nur immer mehr überhand genommen, und so wäre die katholische Kirche endlich im Aberglauben versunken. So bot sich ihr in der Reformation ein Mittel dar, ihre eigene

Existenz mit Ehren zu retten. Allein damit konnte sie sich ihrem Princip nach nicht begnügen. Noch immer sah sie sich als die allein wahre Kirche an, der die Herrschaft gebühre in aller Welt, und wenn denn auch der Protestantismus zu mächtig wurde, als daß man ihn überall mit Feuer und Schwert hätte vertilgen können, so boten sich ihr jetzt ganz andere Mittel dar zu einer weit aussehenden Propaganda. Die Bettelmönche waren ein abgenütztes Werkzeug des päpstlichen Stuhles. Mit solchen plumpen Figuren konnte man nicht mehr hoffen sein Glück zu machen an den Höfen, auf den Universitäten, selbst nicht unter dem einigermaßen gebildetern Volke. Nur für die große Masse blieben sie noch brauchbar, besonders seit die Capuziner, eine Abart der Franciscaner, sich seit 1528 als ein eigener Orden constituirt hatten.

Aber feiner trieben es jetzt die Jesuiten, die gerade um die rechte Zeit hervorgerufen schienen, um unter ausgesuchtern Formen und blendendem Scheine dem wankend gewordenen Systeme der Hierarchie neuen Eingang zu verschaffen. Wir können es den Anhängern Roms nicht verdenken, wenn sie von ihrem Standpuncte aus eine eigentliche Schickung der Vorsehung darin sahen, daß in derselben Zeit, in welcher Luther die Gemüther in Bewegung setzte, ein anderer Mann auftrat, Ignaz Loyola, der, nur 8 Jahre jünger als Luther, (er war geboren 1491 auf dem Schloß Loyola in Spanien) das wahre Gegengift gegen die ausgebrochene Ketzerei mit aller Sorgfalt zu bereiten schien. Loyola selbst war zwar keineswegs das, was seine Anhänger charakterisirt. Er war vielleicht am wenigsten selber Jesuit. Mit der frommen, jedoch unklaren Begeisterung eines Mannes, der nach vielfachen Verirrungen der Welt entsagt hat, wollte er wohl im Geiste der mittelalterlichen Zeit eine ähnliche Gesellschaft stiften, wie der h. Franz von Assisi u. a. sie gestiftet hatten. Wenigstens scheint, als ob mehr Exaltation des Gemüthes, als schlaue Berechnung des Verstandes ihn zur Stiftung seines Ordens getrieben habe. Aber kaum war derselbe ins Leben getreten, so zeigte sich dessen unberechenbare Wirksamkeit im Kampfe mit den neuen Principien der Zeit. Mit unglaublicher Schnelligkeit breitete der Orden sich aus, und

faßte Fuß jenseits des Oceans, wie diesseits, in der alten, wie in der neuen Welt. Eine viel verkettete Macht schlingt er sich durch die ganze neuere Geschichte oft auf den verborgensten Wegen, und tritt, wo er bekämpft wird, unter andern Namen und Gestalten wieder hervor. Nicht als offenbare Finsterlinge sehen wir die Jesuiten auftreten, sondern mit den Waffen der Wissenschaft bekämpften sie die Wissenschaft selbst. Alle Vortheile der neuern Bildung benützend, erfinderisch in dem, was den Sinnen der Menge schmeichelt, wußten sie die Religion so recht in eine freundliche Gestalt auf die Erde herabzuziehen, und sie für ihre weltlichen Zwecke zu gebrauchen. Den strengen Jansenisten gegenüber, bildeten sie auf der Grundlage des katholisch pelagianischen Princips eine Sittenlehre aus, deren Gefährlichkeit zum Sprichwort geworden, obwohl man zugeben muß, daß nicht alle die Consequenzen, die man aus dieser Sittenlehre ziehen kann, den Einzelnen der Gesellschaft zur Last fallen. Vielmehr haben sich die Jesuiten, wenn etwas Verdienst heißen kann, das nicht auf rein sittlicher Grundlage ruht, mancherlei Verdienste innerhalb der Kirche erworben, und, wie immer, gab es auch hier Einzelne, die besser waren, als ihr Princip. Sie waren thätig als Missionarien zur Verbreitung christlicher Gesittung unter die Völker, freilich aber auch zu Erhebung der päpstlichen Macht, und noch weit mehr ihrer eigenen. Immerhin bleibt der Jesuitismus eine großartige Erscheinung in der Geschichte. Er hat als eine geistige Macht auf Erziehung, Geschmack, Politik, Wissenschaft und Kunst der neuern Zeit entschieden gewirkt, und wenn der Gegensatz des tridentinischen Katholicismus und des augsburgischen oder calvinischen Protestantismus ein wissenschaftlicher und kirchlicher ist, so ist der Gegensatz von Jesuitismus und Protestantismus für das praktische Leben von noch größerer Bedeutung als ein Gegensatz, der bis auf die neueste Zeit herab auch bei Verschiedenheit der Confessionen sich geltend gemacht hat *).

*) Wie der Jansenismus den Protestantismus innerhalb der katholischen Kirche wenigstens von einer Seite repräsentirt, so giebt es auch Jesuiten in der protestantischen Kirche von verschiedenen dogmatischen Farben. Der Jesuitenriechende Ultraliberalismus dürfte bisweilen selbst

Wir kehren, da wir schon über die Grenzen unserer Aufgabe uns haben hinaus führen lassen, zu diesen uns gesteckten Schranken zurück, und stehen somit am Schlusse der Geschichte, die wir in diesem Winter zu betrachten uns vorgenommen hatten. Die eigentliche Reformationsperiode im engern Sinne des Wortes haben wir hinter uns. Aber je mehr wir uns überzeugt haben, daß die Reformation nie aufhört, desto mehr werden wir den geistigen und sittlichen Elementen des Protestantismus nachspüren müssen, die noch immer auf unsere Zeit wirken. Damit öffnet sich uns ein sehr weites, fruchtbares Feld, das vollkommen zu durchlaufen, selbst eine Reihe von Vorlesungen erforderte. Dießmal begnügen wir uns nur mit kurzen Andeutungen, wenn wir noch einmal den Charakter der Reformation summarisch uns vorhalten, und von deren Einfluß auf Religion, Sittlichkeit, Politik, Wissenschaft, Kunst und das tägliche Leben reden.

Den eigentlichen Charakter der Reformation haben wir als einen nicht bloß negativen, sondern auch positiven, als einen christlich religiösen, durch und durch sittlichen Charakter kennen gelernt. Wir haben gesehen, wie die Absicht der Reformatoren nicht war, das Christenthum durch eine neue Religion oder durch irgend eine Philosophie entbehrlich zu machen, sondern wie sie auf das reine, historisch gegebene Christenthum zurückführen wollten. Dieß die materielle Seite derselben. Was die formelle betrifft, so haben wir fortwährend darauf aufmerksam gemacht, wie die Reformation von der Revolution sich unterscheide, wie nicht stürmische Bewegungen ohne alle Schonung des historischen Grundes das Mittel seien, wodurch sie ihren Zweck zu erreichen suchte, sondern heilsame Belehrung, gründliche Ueberzeugung durch das Wort.

Zwar konnte uns nicht entgehen, daß im Drange der Begebenheiten auch mitunter Revolutionäres sich einmischte, daß weltliche Absichten die geistlichen mitunter verdrängten, und daß

---

am wenigsten von einer jesuitischen Moral frei sein; denn wo heiligt der Zweck mehr die Mittel, als wo es gilt, eine politische Lieblingsidee durchzusetzen?

überhaupt die menschliche Leidenschaft, Schwäche und Unvollkommenheit auch ihren Theil hat an den großen Veränderungen, die vor unsern Augen vorübergegangen sind, und namentlich hat unsere Basler Reformation uns gezeigt, wie leicht die Grenze überschritten wird, außer welcher das Recht nicht mehr bestehen kann. Allein mit alle dem können wir doch, wenn wir die Sache ins Große betrachten, und die ganze Physiognomie auffassen, sagen, daß der reformatorische Charakter in seinen unterscheidenden Grundmerkmalen sich uns auf eine Weise dargestellt hat, wie er dem revolutionären gegenüber nicht zu verkennen ist, und daß die Verirrungen des Augenblicks in dem eigenen Geiste der Reformation ihren schärfsten Richter finden.

Was nun den Einfluß der Reformation auf die verschiedenen Gebiete des Lebens betrifft, so mußte dieser Einfluß sich zunächst auf dem Gebiete äußern, dem die Reformation des 16. Jahrhunderts angehört, nämlich auf dem religiösen. Jede andere Wirkung, auf die Politik, auf Wissenschaft und Kunst, konnte nur eine mittelbare sein, was wir nicht vergessen dürfen, wenn wir nicht falsche Forderungen an sie stellen wollen.

Religiös war also zunächst die Wirkung der Reformation, und zwar religiös im eigentlichsten, innersten Sinne des Wortes. Nicht die sich uns darstellenden Außenseiten der Religion, Dogma und Cultus allein waren es, die man sich vorgenommen hatte zu ändern, sondern die religiöse Gesinnung sollte eine andere werden. Es galt nicht die Aenderung einzelner Formen; die im Gemüthe tief verborgene Quelle des Lebens zu läutern, das war es, was zum Kampfe den Antrieb, zur Ausdauer den Muth gab. Gehen wir auf Luthers Geschichte zurück, so sehen wir, es war nichts Vereinzeltes, Abstractes, vom Leben Abgezogenes, bloß der Schule Angehöriges, was ihn in den Kampf rief; es war das Leben selbst, das ihn mit seinen gewaltigen Armen ergriff und in den Kampf hineinstellte. Das Verderben der Kirche, der religiöse Verfall überhaupt, wovon der Ablaßkram nur die hervorragende Spitze war, drängten sich als herausfordernde Hydern an ihn heran, und weckten in ihm die herculische Kraft, die arglos in ihrer Wiege schlummerte. Nicht bei heiterem Himmel oder gar bei fröhlichem

Gelage (wie etwa bei den Reformatoren dieſes Jahrhunderts zu geſchehen pflegt) wurde bei Luthern der Entſchluß reif zur Reformation, ſondern im ſtillen Kämmerlein einer dunkeln Kloſterzelle, unter Schmerz und Thränen wurde der neue Menſch geboren, der, erſtarkt in Gott, das Große, das Rieſenhafte zu unternehmen wagte. Und wenn auch bei den übrigen Reformatoren nicht dieſe ſtarken innern Kämpfe vorangingen, wie bei Luthern (was auch thöricht wäre zu verlangen), ſo war es doch auch bei ihnen der Ernſt des Lebens, der ſie aufforderte, und die innere Heiligung der Menſchheit durch die Wiedergeburt im Geiſte war das Ziel, worauf ſie hinarbeiteten.

So ſehr wir nun an dieſer einen Wirkung der Reformation feſthalten müſſen, ſo wenig dürfen wir die übrigen, wenn gleich nur mittelbaren, Wirkungen verkennen und geringſchätzen. Allerdings war die Reformation zunächſt weder politiſcher, noch wiſſenſchaftlicher Natur. Weder Freiſinnigkeit, noch Aufklärung, am wenigſten in dem geläufigen Sinne unſerer Tage, war ihr einziges, ihr iſolirtes Streben. Aber nichts deſto weniger wurden Freiſinnigkeit und Aufklärung, die wahre Liberalität und Humanität durch ſie gefördert, und mehr gefördert, als durch eigens darauf berechnete Kunſtſtücke. Es offenbarte ſich auch hier die tiefere Bedeutung des Wortes: „trachtet am erſten nach dem Reiche Gottes und nach ſeiner Gerechtigkeit, ſo wird euch das andere von ſelbſt zufallen.“

Betrachten wir nun noch kurz dieſe mittelbaren Wirkungen. — Auf die Politik hat die Reformation allerdings auch mit einen Einfluß gehabt. Wir haben zwar geſehen, wie Luther alles Politiſche fern zu halten ſuchte, und mit Recht, und wie er ſogar, den Aufrührern gegenüber, ein Syſtem vertheidigte, dem wir nicht in allen Theilen beiſtimmen konnten, wenn wir gleich die religiöſe Grundlage deſſelben ehrten *). Allein wenn auch Luther ſelbſt keine Sache der Politik aus der Reformation machen wollte, ſo ward ſie's durch die Umſtände. Daß ſie z. B. den deutſchen Fürſten Anlaß gegeben, die Mittelmacht zu heben und die Gewalt des Reichsoberhauptes zu beſchränken, iſt Thatſache.

*) Siehe Vorl. 18. von Anf.

Landgraf Philipp von Heſſen war es vorzüglich, der die politiſche Seite auch mit aufgriff, und ſich in dieſer Hinſicht über manche Bedenklichkeit Luthers hinwegſetzte, während die Fürſten des ſächſiſch-erneſtiniſchen Hauſes gehorſamere Schüler der Wittenberger Theologen blieben, bis zum Ausbruch des Schmalkaldiſchen Krieges, wo Luther nicht mehr warnte. Wie aber eben durch dieſen Krieg, namentlich durch die Stellung, welche Moritz in demſelben einnahm, das Ganze eine politiſche Wendung erhielt, haben wir ſo eben geſehen. Nehmen wir dann den ſpäter entſtandenen dreißigjährigen Krieg dazu, in welchem die proteſtantiſchen Mächte mit dem katholiſchen Richelieu eine Allianz ſchließen, ſo können wir die Umgeſtaltung des kirchlichen Intereſſes in das politiſche vollends mit Händen greifen. Diente doch der Weſtphäliſche Friede (1648) weit mehr der Herſtellung des Europäiſchen Gleichgewichtes, als der Kirchenſache! — In der Schweiz war es etwas anderes. Von Anfang an war Zwingli's Streben auch mit auf das Politiſche gerichtet, indem er das Reislaufen und die fremden Jahrgelder eben ſowohl als den Aberglauben bekämpfte. Auch in Baſel lagen die politiſche Veränderung und die kirchliche nebeneinander in ein und derſelben Wagſchale, und wie Calvins Auftreten in Genf zugleich in die Geſchichte der Republik eingriff, iſt uns ebenfalls klar geworden. Nicht zu gedenken Englands und der Niederlande, deren Reformationsgeſchichte ſo eben flüchtig an unſerm Blicke vorübergegangen. Bei allen dieſen Erſcheinungen fragt ſich indeſſen, wie weit die Reformation bloß zufällige Veranlaſſung zu den politiſchen Veränderungen war, oder gar nur äußerlich mit ihnen zuſammenhing, oder wie weit wirklich die reformatoriſche Denkweiſe auf die politiſche Stimmung und Richtung eingewirkt hat. Was das letztere betrifft, ſo konnte ſich nur allmählig eine auf dem Grunde des Proteſtantismus ruhende politiſche Ueberzeugung ausbilden; denn die erſten Wirkungen der Reformation auf die Politik waren ihr zum Theil unbewußt. Es war die Politik, welche ſich der Reformation bemächtigte, nicht die Reformation, welche von vorn herein politiſche Veränderungen beabſichtigt hätte.

Die ſich ſelbſt bewußte reformatoriſche Anſicht über politi-

ſche Dinge kann aber nicht wohl einem andern Syſteme zugethan ſein, als dem einer zeitgemäßen Entwickelung, eines ruhigen und ſichern Fortſchreitens auf dem Wege der Geſetzlichkeit, auf dem Wege der reifern Bildung. Ein Syſtem, welches durch glückliches Eintretenlaſſen der Reformen zur rechten Zeit die Revolutionen verhütet, und welches mit Hülfe der freien Rede, wie der freien Preſſe, nicht aber der rohen materiellen Gewalt, den jede Verbeſſerung ausſchließenden Abſolutismus eben ſowohl, als das entgegengeſetzte Extrem bekämpft *), dieſes allein iſt des Proteſtantismus würdig. Welcher von den beſtehenden Staaten dieſem Syſteme den meiſten Einfluß geſtatte, haben wir hier nicht zu unterſuchen. Nur erinnern möchte ich rückſichtlich der dazu vorhandenen geiſtigen Kräfte an den preußiſchen Staat, im Verhältniß wenigſtens zu manchen andern **).

Noch unmittelbarer, als auf die Politik, hat die Reformation auf die Wiſſenſchaft gewirkt. Auch hier zwar iſt nicht zu vergeſſen, daß das nächſte Beſtreben der Reformatoren nicht war, bloß wiſſenſchaftlich aufzuſehen, und wir haben ſeiner Zeit geſehen, wie die ſogenannte Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften der Reformation vorausging, ja wie ſogar manche der fähigern Köpfe thätig waren zur Verbreitung des wiſſenſchaftlichen Lichtes, ohne ſich darum den Reformatoren anzuſchließen. Aber demungeachtet war es doch die Reformation, welche einen neuen Geiſt

*) „Eine progreſſive Bewegung," ſagt der umſichtige Politiker Ancillon, „eine langſame Entwickelung, eine ſtete Vervollkommnung „aller Zweige des Staatsorganismus und des öffentlichen Lebens ſind „von Seiten der Regierung die erſten Bedingungen der Ruhe, ſo wie „der Wohlfahrt der Staaten. Durch zeit- und zweckgemäße Verbeſſe„rungen halten ſie Schritt mit dem Gange der Cultur und der Thä„tigkeit der Kräfte, die den geſellſchaftlichen Mechanismus bilden und „erhalten. Wenn ſie in Uebereinſtimmung mit der allgemeinen Stimme „der Vernünftigen im Volke handeln, ſo verhindern ſie die Ver„ſtimmung und alles, was damit zuſammenhängt. Die Zeit bringt die „Nothwendigkeit gewiſſer Reformen mit ſich; der Stoff, der Gegenſtand, „die Veranlaſſung derſelben gehen von ihr aus. Die Zeit giebt den „Augenblick, wo ſie eintreten müſſen, an, und die Zeit drückt ihnen das „Siegel auf, das ſie den Völkern theuer und heilig macht." (Vermittlung der Extreme S. 243.)

**) Warum nicht England? Man leſe Bulwer.

in die Wiſſenſchaft brachte, ja recht eigentlich erſt die Wiſſenſchaft im höhern Sinne des Wortes ſchuf; denn wenn die Wiſſenſchaft nicht nur beſteht im Wiſſen der Sachen, ſondern im Wiſſen des Gewußten, d. h. in der freien, geiſtigen Aneignung und Beherrſchung des Stoffes, ſo iſt nur der Proteſtantismus mit dem ächten, wiſſenſchaftlichen Sinne vereinbar. Wohl hat auch die katholiſche Kirche partielle Aufklärung befördert, und Päpſte wie Leo X. und Sixtus V., haben großartige wiſſenſchaftliche Unternehmungen thätig begünſtigt; aber durchgreifend auf die ganze Art, die Wiſſenſchaft zu behandeln, kritiſch und philoſophiſch, hat der Proteſtantismus gewirkt*). Die Jeſuiten haben z. B. mancherlei ſchöne Kenntniſſe verbreitet, aber es waren dieß immer nur ſolche, von denen ſie den Einfluß auf die freiere Denkweiſe fern halten zu können meinten, wie z. B. die mathematiſchen, die ſogenannten exacten Wiſſenſchaften, die ſich abgeſondert von aller religiöſen und ſittlichen Speculation behandeln laſſen **). Der Proteſtantismus hat aber gerade die Wiſſenſchaften gefördert, die in das geiſtige Leben der Menſchheit eingreifen, die eine edle, freie Geſinnung bilden, und wieder zurückwirken auf die großen Gebiete der ſittlichen Freiheit, auf die Gebiete der Religion und der Politik. Es waren, wie wir ſchon früher geſehen haben, zunächſt die alten Sprachen, welche der Geiſt der Reformation mit entſchiedener Vorliebe ergriff. Die Philologie, d. h. die Wiſſenſchaft des klaſſiſchen Alterthums, iſt eine Tochter der proteſtantiſchen Theologie. An dieſes philologiſche Studium reihte ſich dann das hiſtoriſche von ſelbſt an, und zwar das kritiſch-hiſtoriſche und mit ihm das philoſophiſche. Zwar hat ſich die eigentliche Philoſophie als Wiſſenſchaft erſt ſpäter ausgebildet ***),

*) Man nehme nur ſchon die Eintheilung der Wiſſenſchaften, den encyklopädiſchen Inbegriff derſelben, und ſehe, wie anders der proteſtantiſche Geiſt die Maſſe durchdrungen und künſtleriſch geſtaltet hat, als der unbehülfliche Formalismus der katholiſchen Seminarien, der ſich über das Trivium und Quadrivium, über die große Rhetorik und kleine Logik noch nicht erhoben hat.

**) Dieſe begünſtigte auch Napoleon am meiſten.

***) Die Vorurtheile Luthers gegen ſie lagen in ihrer damaligen Erſcheinung. Siehe Vorl. 9. I. S. 155.

und gewiſſermaßen unabhängig von der Reformation und der Kirche überhaupt. Aber doch iſt in den Syſtemen eines Leibnitz, Wolf, des Cartes, Kant, Fichte u. ſ. w. der Einfluß des Proteſtantismus nicht zu verkennen, während freilich in andern Syſtemen, z. B. der neuern Naturphiloſophie, auch der Katholicismus ſich wieder ausprägte*). Es war überhaupt im Ganzen mehr die ideale Seite des Wiſſens, die dem Reiche der Gedanken, dem Reiche des Geiſtes und der Sittlichkeit angehörende Seite, welche der Proteſtantismus ausbildete, während er in Ausbildung der realiſtiſchen Seite zurückblieb. So war z. B. das Studium der Naturwiſſenſchaften auch zur Zeit der Reformation noch in ſeiner Kindheit, und man kann nicht ſagen, daß die Reformation von ſich aus in dieſer Beziehung aufklärend gewirkt habe. Zwar erklärte ſich Luther an einigen Orten gegen gewiſſe abergläubiſche Vorſtellungen der Aſtrologen u. dergl.; allein auf der andern Seite theilte er und ſeine Zeitgenoſſen dieſelben Vorurtheile. So hielt Luther, um nur eins anzuführen, die Wallfiſche und gewiſſe Raupenarten für nichts anderes, als eingefleiſchte Teufel**), und mit welchem Eifer Reuchlin den kabbaliſtiſchen Studien ſich hingab, haben wir geſehen. Hie und da finden wir indeſſen auch hier ſchon ein klareres Streben, wie z. B. in dem ſchweizeriſchen Naturforſcher und Vielwiſſer, Conrad Geßner***). Und war es nicht der reagirende Geiſt des Proteſtantismus, der auch in der katholiſchen Kirche einem Galilei den Muth gab, die Bewegung unſers Planeten um die Sonne der Inquiſition zum Trotze zu behaupten? Von der andern Seite aber zeigte es, in welche Kraßheit der Begriffe

*) Doch kann man auch hier wieder beobachten, wie vorherrſchend in Süddeutſchland (z. B. durch Franz v. Baader) die Schellingiſche Philoſophie katholiſirend, in Norddeutſchland durch den ſcharfſinnigern Hegel theilweiſe proteſtirend gewirkt hat, obwohl es in der Natur dieſer Philoſophie ſelbſt liegt, die genannten Gegenſätze, gleich den übrigen der Erſcheinungswelt, in der Form der abſoluten Einheit aufgehen zu laſſen.

**) Tiſchreden. S. 218.

***) Vergl. über ihn die Monographie von J. Hanhart. Winterthur 1874. Wir erinnern zugleich an Felix Platen, Caspar Bauhin, Veſalio u. ſ. w.

die damaligen Reformirten versunken sein, und wie weit sie sich vom Geiste des Protestantismus entfernt haben mußten, daß sie Galilei's System und das des Copernicus aus religiösen Gründen verdammen zu müssen glaubten *)!

Es ist der Reformation öfter vorgeworfen worden, daß, wenn sie auch einigermaßen die Wissenschaft befördert, sie doch ungünstig auf die Kunst gewirkt habe. An diesem Vorwurf ist wohl etwas. Die Vereinfachung des Cultus zog, wie schon gezeigt worden, eine Verminderung der unmittelbaren Thätigkeit nach sich, welche sonst die Kunst in Beziehung auf gottesdienstliche Zwecke übte. Wie in den ersten Zeiten des Christenthums manche Maler und Bildhauer ihren Beruf aufgaben, so auch hier. Ein solches Beispiel wird uns erzählt von dem Maler Oporinus (Herbst), dem Vater des berühmten Baselschen Buchdruckers **). Allein wenn auch die bildende Kunst für den Augenblick zurückgedrängt wurde, oder sich nur auf die prosaischen Gebiete der Wirklichkeit in der niederländischen Schule beschränkte, so haben dagegen Dichtkunst und Musik ihre schöne Pflege gefunden, besonders in ihrer Vereinigung zum geistlichen Liede. Der ernstere Styl, welchen Bach und Händl wieder in die Kirche zurückgeführt haben, ist eine protestantische Erscheinung, und was die Poesie und Beredsamkeit durch Luthers lebendiges Wort, durch seine Predigten, Lieder und Bibelübersetzung gewonnen haben, will ich nicht wiederholen. Aber abgesehen vom einzelnen, den Genius der Poesie ins Große genommen, dürfte vielleicht die Frage gelten, ist nicht Shakspeare eine protestantische Erscheinung? Gehört nicht diese höhere Auffassung des Lebens, die sich nicht bloß an unbestimmte Ideale hält, sondern die Wirklichkeit mit der Kraft des Gemüthes zu erfassen, und den Gegensatz von Scherz und Ernst auf originelle Weise zu vermitteln versteht, dem Protestantismus an? Wie ich denn schon früher erinnert habe, daß der Humor eine protestantische Tugend ist ***).

---

*) Man sehe die Formula Consensus und den Syllabus Controversiarum!

**) Bei Ochs.

***) Siehe Vorl. 5. Ich erinnere indessen hier noch einmal daran, wie der auf einseitigem Calvinismus ruhende Puritanismus der wahren künstlerischen Stimmung, der poetischen Auffassung des Lebens, weit hin-

Dieß führt mich noch auf das Leben selbst, auf die Sitte. Wenn es irgend wo heißt: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, so gilt es hier. Bloße politische Liberalität, so wie einseitige wissenschaftliche Aufklärung haben das Vorurtheil mit Recht gegen sich, daß sie bei ihrem ungemessenen Streben, den Menschen von aller Autorität zu entbinden, das Sittenverderben, die Zügellosigkeit und Frechheit der einzelnen befördern, und damit die bürgerliche Ordnung, den Frieden und die Ruhe der Gesellschaft untergraben. Dieß findet sich aber nicht da, wo das reformatorische Princip sich zur Klarheit emporgerungen hat. Sittliche Wiedergeburt der Personen, wie der Völker, war ja, wie wir fortwährend zu bemerken Anlaß hatten, das eigentliche Moment der Reformation. Und so hat es sich denn auch gezeigt in der Geschichte. Wie viele sittengefährdende Mißbräuche sind abgestellt*), wie viele häusliche und öffentliche Tugenden ins Leben gerufen worden! Wir können indessen eine doppelte sittliche Wirksamkeit der Reformation annehmen, eine, die wir die äußerliche, die gesetzliche nennen möchten, die andere, welche höher steht, die innere, evangelische. Das Gesetz mußte auch hier, wie bei der Vorbereitung des Christenthums, dem Evangelium Bahn brechen. Die Reformationsmandate gingen auf Entfer-

derlicher ist, als die gemüthliche und darum kerngesunde deutsch-lutherische und zwinglische Lebensansicht. Der Methodismus, der leider den weit duldsamern Pietismus immer mehr verdrängt, ist entschiedener, als dieser, der Todfeind alles guten Geschmacks, alles Schönen und Lebenskräftigen.

*) Es ist ungerecht, wenn man die vielen Beispiele von Rohheit, die auch unter den Protestanten jener Zeit vorkommen, als Gegenbeweis von der wirksamen Kraft der Reformation anführt, eben so ungerecht, als wenn man das Heidenleben in christlichen Ländern gegen die Wirkungen des Christenthums anführen wollte. Der Sauerteig durchdringt ja die Masse nicht auf einmal, und das Heil läßt sich nicht aufdringen. Es fragt sich nur, ob da, wo das Princip des christlichen Protestantismus lebendig geworden, es nicht vortheilhaft auf die Sittlichkeit gewirkt hat, und dafür spricht die Geschichte. Wie z. B. selbst der rohe Kriegerstand wieder eine religiöse Anregung von der Reformation empfangen habe, darüber vergl. Barthold, G. Frundsberg, S. 71. — Mehr Anstoß, als die aus der alten Zeit vererbte und noch fortdauernde Rohheit, dürfte die von Luthern selbst gebilligte Doppelheirath des Landgrafen Philipp geben, und in der That ist dieß ein Beweis davon, daß die Reformation in ihrer zeitlichen Erscheinung nicht alle sittlichen Mißbräuche überwunden habe; doch liegt einige Entschuldigung in dem Dispensationswesen der Kirche selbst, das Luthern nicht erst erfand.

nung sittlicher Gebrechen, auf Begründung des öffentlichen Anstandes u. s. w. Und auch hier zeigt sich eher eine übertriebene Strenge, als Leichtsinn. Aber weit mehr, als in diesen, ihrer Natur nach vorübergehenden Mandaten und Luxusgesetzen, giebt sich der sittliche Geist der Reformation in dem zu erkennen, was er freiwillig geschaffen hat. Wie viele schöne Züge der Menschlichkeit, wie viele Tapferkeit und Hoheit des Sinnes, welche Begeisterung für Wahrheit und Recht hat sich neben den Leidenschaften und im Siege über sie entwickelt! An die Stelle der unnütz gewordenen Klöster traten wohlthätige Vereine. So bildete sich unter anderm in Constanz eine ganze Gesellschaft von Frauen und Jungfrauen, welche sich zu Liebesdiensten gegen Arme, Kranke, Sterbende, Wittwen und Waisen schwesterlich verbunden hatten. Die vornehmste und thätigste war Margaretha Blarer, eine eben so gelehrte, als fromme und wohlthätige Jungfrau, welche Bullinger der Armen größte Hoffnung auf Erden nannte *). Vor allem aber möchte ich mir noch ein Wort erlauben über die Schulen. Alle Reformatoren, fast ohne Ausnahme, haben sich um diese Pflanzstätte der Religion und Tugend verdient gemacht, weil sie wohl wußten, daß nicht von oben herab, sondern von unten herauf müsse reformatorisch gewirkt werden. Luther selbst äußerte sich, wenn er nicht Prediger wäre, so möchte er wohl am liebsten Schulmeister sein, und ihm verdankt der edle Schullehrerstand die Würde, die ihm mit Recht gebührt. In dieser Sorge für das Schulwesen hat die Reformationsperiode mit der unserigen viele Aehnlichkeit, und man möchte geneigt sein, unsere Zeit vor der damaligen glücklich zu preisen, daß sie in der Pädagogik bedeutende Fortschritte gemacht hat. Wer möchte auch diese Fortschritte verkennen? Wie viele Vorurtheile und Mißbräuche sind seit Luthers Zeit aus den Schulen verbannt, wie viele bessere Methoden in Anwendung gebracht worden! Aber hat nicht jede Zeit ihre Vorurtheile, und will es

*) Siehe Müllers Reliq. IV. S. 128. — Damit soll nicht verkannt sein, was auch die katholische Kirche ins Leben gerufen, die Vereine barmherziger Brüder und Schwestern. Auch hier führte ja die Reformation nur auf das alt Kirchliche, wahrhaft Evangelische, zurück. Anregend hat sie indessen auch hier auf die Mutterkirche zurück gewirkt.

nicht bisweilen das Ansehen gewinnen, als ob mit dem Alten auch Gutes verdrängt werde? wird die Bildung nicht häufig befördert auf Kosten der Zucht? Wenn man unter anderm das Bestreben sieht, das sich in unserer Zeit laut und unbefangen kund giebt, auch die Volksschule ganz von der Kirche zu lösen; sie, wie man sich ausdrückt, zu emancipiren, wenn man beobachtet, wie nicht in der Bildung der Jugend allein, sondern auch der Schullehrer fast alles mehr auf das Wissen und die Intelligenz abzielt, während die sittlich religiöse Bildung zurückbleibt, so möchte man sich fragen, ob der Gewinn wirklich so groß sei? Nicht die Masse des Wissens ist es ja allein, welche den Menschen der ihm von Natur anhaftenden Rohheit und Gemeinheit entfesselt, sondern der edlere Geist, der die Masse durchdringt, ist das wahrhaft Bildende, was den Menschen zum Menschen macht. Ohne diesen edlern Geist der Liebe zu Gott und zum Göttlichen, den allein das Christenthum vollkommen herauszubilden vermag, bläst das Wissen allerdings auf und erzeugt jenen Dünkel der Halbweisheit, an deren unreifen Früchten unsere Zeit noch lange wird zu verdauen haben.

Sehen wir endlich auf das bürgerliche und häusliche Leben, so drängen sich gewisse Beobachtungen über Fleiß, Industrie, Reinlichkeit in protestantischen Ländern auch dem oberflächlichsten Beobachter auf. Durch die Abschaffung der überflüssigen Feiertage, durch Aufhebung der Klöster, durch Loslösung der kirchlichen Abgaben wurde der Gewerbfleiß mächtig befördert. Wer war es, der die Fabrication besonders auch in unserm Vaterlande emporbrachte, als die aus Frankreich und Italien vertriebenen Protestanten*)? und wo fand umgekehrt die Reformation mehr Eingang, als in den betriebsamen Reichs- und Han-

*) Nach Zürich brachten, 1555 aus Locarno vertrieben, die Orelli, Muralte und andere, deren Geschlechter noch heute blühen, die Seidenweberei, legten Mühlen und Färbereien für ihre Gewerbe, an und erhöhten den Wohlstand der Stadt. S. Zschokke Gesch. des Schweizerlandes, S. 152. In Basel bestand dieser Industriezweig schon länger, doch waren es auch hier neben den ältern Bürgern eingewanderte Reformirte, die ihn vervollkommneten. Den Gebrauch der sogenannten Kunststühle (Bändelmühlinen) führten Isaac Battier, Jac. de Lachenal, Fatio ein, neben den ältern Geschlechtern der Iselin und Hofmann. Siehe Ochs VII. S. 357. u. VI. S. 808.

cher Zucht und Tugend erbauen, u
Bilder trat das schönste lebendige
kreises. Wie viel besonders die
beigetragen, der Bedeutung des e
Würde zu geben und den geistlichen
edeln, welche Vorbilder die Reformat
hinterlassen haben, davon haben wir
heit geredet*).

Und so hat denn die Reformati
bens ihr beseligendes Licht verbreitet,
als das Licht des Evangeliums selbst
scheinung. Was bleibt uns also am
als daß dieses Licht, das unter uns
gedeihlich unter uns zu verbreiten?
aufgehört. Im Gegentheil, sie ist nu
Reactionen; später ist sie zum Theil
rechten Bahn geworfen worden durch
Keines von beiden aber, weder Reac
uns irre machen. Weit entfernt, zu
der Reformation des 16. Jahrhunde

*) Siehe Vorl. 19.

Zeit Gutes gebracht hat auf dem Gebiete der Politik, der Wissenschaft, der Kunst, der Erziehung, des täglichen Verkehres, des Lebens überhaupt, wollen wir vielmehr das Gute von allem uns aneignen. Auch unsere jetzige Zeit, so viel Irriges und Unverdautes an ihr zur Erscheinung kommt, wollen wir nicht einseitig beurtheilen und unbesonnen verdammen, sondern das Streben nach dem Bessern, das Streben nach Freiheit, nach allgemein verbreiteter Bildung, nach einem gleichmäßiger vertheilten Wohlstande als ein in der Natur des Menschen liegendes edleres Streben ansehen, das dem der Reformation entspricht, das aber, wenn es nicht ausarten soll, der vernünftigen Leitung, der weisen Mäßigung, und vor allem eines tiefern religiösen und sittlichen Grundes, ja der Heiligung durch das Christenthum bedarf, welches die höchste, die wahre und lautere Freiheit ist.

Wie ich mit ähnlichen Gedanken die Reihe dieser Vorlesungen eröffnet habe, so schließe ich sie wieder mit denselben, besonders auch in Beziehung auf unsere engern Verhältnisse.

Was Basel einst gewesen, und nicht allein durch seine äußere günstige Lage, durch Oertlichkeit und Zeitverhältnisse, sondern auch durch den Willen seiner Bürger und Einwohner geworden, das haben Sie nun gesehen. Was es noch werden kann, wenn es die geistigen Kräfte, die in ihm liegen, zu nützen versteht, wenn tüchtige Geistesbildung und eine gesunde Frömmigkeit sich immer mehr werden durchdrungen haben, brauche ich Ihnen jetzt nicht erst zu sagen. Jeder mag es selbst leicht beurtheilen. Daß aber jeder von seinem Standpunct aus dazu beitragen könne, die Reformation zu fördern und ihr Palladium zu retten mitten durch die Kämpfe zweier, gleich unrichtiger Extreme, davon, glaube ich, werden Sie sich aus den angeführten Beispielen der Geschichte überzeugt haben.

Wenn ich noch einmal in diesem verehrlichen Kreise mich umschaue, in welchem Diener des Staates und der Kirche, Repräsentanten und Gesetzgeber unsers Gemeinwesens, Männer des Lehrstandes und der verschiedensten Berufsarten sich zusammengefunden, und zwar eben sowohl solche, die schon eine reiche Erfahrung hinter sich haben, als solche, die erst für ihre künftige Wirksamkeit sich vorbilden wollen, wenn ich bemerken darf, wie

auch Frauen und Jungfrauen, die dem öffentlichen Leben ferner stehen, mit einem mir erfreulichen Interesse diesen Vorträgen beiwohnten, so muß es sich mir aufs Neue bestätigen, was ich immer von der Geschichte der Reformation hielt, daß sie in sich selbst eine anregende, bildende, begeisternde Kraft hat, die ich ihr nicht geben konnte, sondern die in ihr liegt, und von welcher Gott gewollt hat, daß sie durch alle Zeiten hindurch auf uns wirke. Und wenn es mir denn auch nur sehr unvollkommen gelungen ist, diese Geschichte auf eine ihrer würdige Weise darzustellen, so hoffe ich doch nicht vergeblich gearbeitet zu haben.

Mit Vergnügen werde ich mich nicht nur der Stunden erinnern, die wir hier gemeinsam zugebracht haben, sondern dieses ganzen zurückgelegten Zeitabschnittes, der in mein wissenschaftliches und geistiges Leben eine neue, wohlthätige Anregung gebracht hat. Um so mehr aber habe ich Ihnen zu danken für das Zutrauen, womit Sie mich beehrt, und für die Nachsicht, die Sie mir haben zu Theil werden lassen.

Stunden und Tage, Zeiten und Jahre vergehen, und die Gegenwart selbst fällt der Vergangenheit anheim. Aber das Eine, was noth ist, bleibt. Dieses Eine im Leben festzuhalten und zu fördern, thue jeder das Seine. Der eine säet, der andere begießt; Gott aber giebt das Gedeihen.

Druckfehler im zweiten Theil.

Seite 4. Anm. 1. Zeile 3. von oben ſtatt ryter lies wyter.
„ 6. Z. 8. v. u. ſtatt Silenan l. Silenen.
„ 34. Z. 16. v. o. ſtatt geiſtlicher l. geiſtliche.
„ 71. Z. 9. v. u. ſtatt Ortenbach l. Oetenbach.
Anm. Z. 2. v. o. ſtatt fanatiſchen i. ſatiriſchen.
„ 91. Z. 16. v. u. ſtatt Falb l. Falk.
„ 94. Z. 6. v. o. ſtatt Bireroni l. Biveroni.
„ 142. Z. 14. v. u. ſtatt grundverderbbar l. grundverderben.
„ 163. Z. 6. v. u. ſtatt merklichen, an's Anſtößige ſtreifend l. merklich an's Anſtößige ſtreifend.
„ 166. Z. 6. v. u. ſtatt Pfirſichen l. Pfirſiche.
„ 170. Z. 3. v. o. ſtatt Senſel l. Senſel.
„ 176. Anm. Z. 1. ſtatt Rodach l. Rotach.
„ 193. Z. 10. v. u. ſtatt ſchon l. ſchwer.
„ 200. Z. 9. v. o. ſtatt an der Aſchermittwoch l. am Aſchermittwoch.
ebend. Z. 17. v. o. ſtatt ihre Aſchermittwoch l. ihren.
„ 207. Z. 12. v. o. ſtatt eheliche l. ehrliche.
„ 209. Z. 18. v. o. ſtatt gar l. der.
„ 212 Z. 2. v. u. ſtatt Zwide l. Zwick.
„ 251. Z. 2. v. u. ſtatt Schaffnei l. Schaffnerei.
„ 297. Anm. 3. Z. 2. ſtatt Platen l. Plater.

Stanford University Libraries
3 6105 124 444 063

DK
301
H3
V.1-2

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.